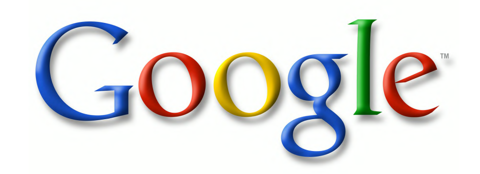


1. [illegible] —



Eine Jubiläumsgabe für das deutsche Volk.

Von

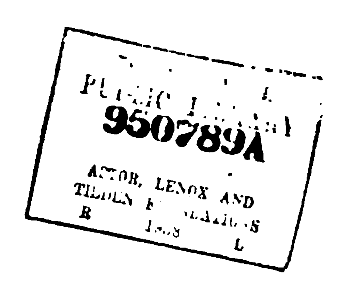
Hermann Jahnke.

Reich illustriert von ersten deutschen Künstlern.

Erster Band.



Berlin SW.
Verlag von Paul Kittel.
1896.



Druck von Fr. Richter in Leipzig.

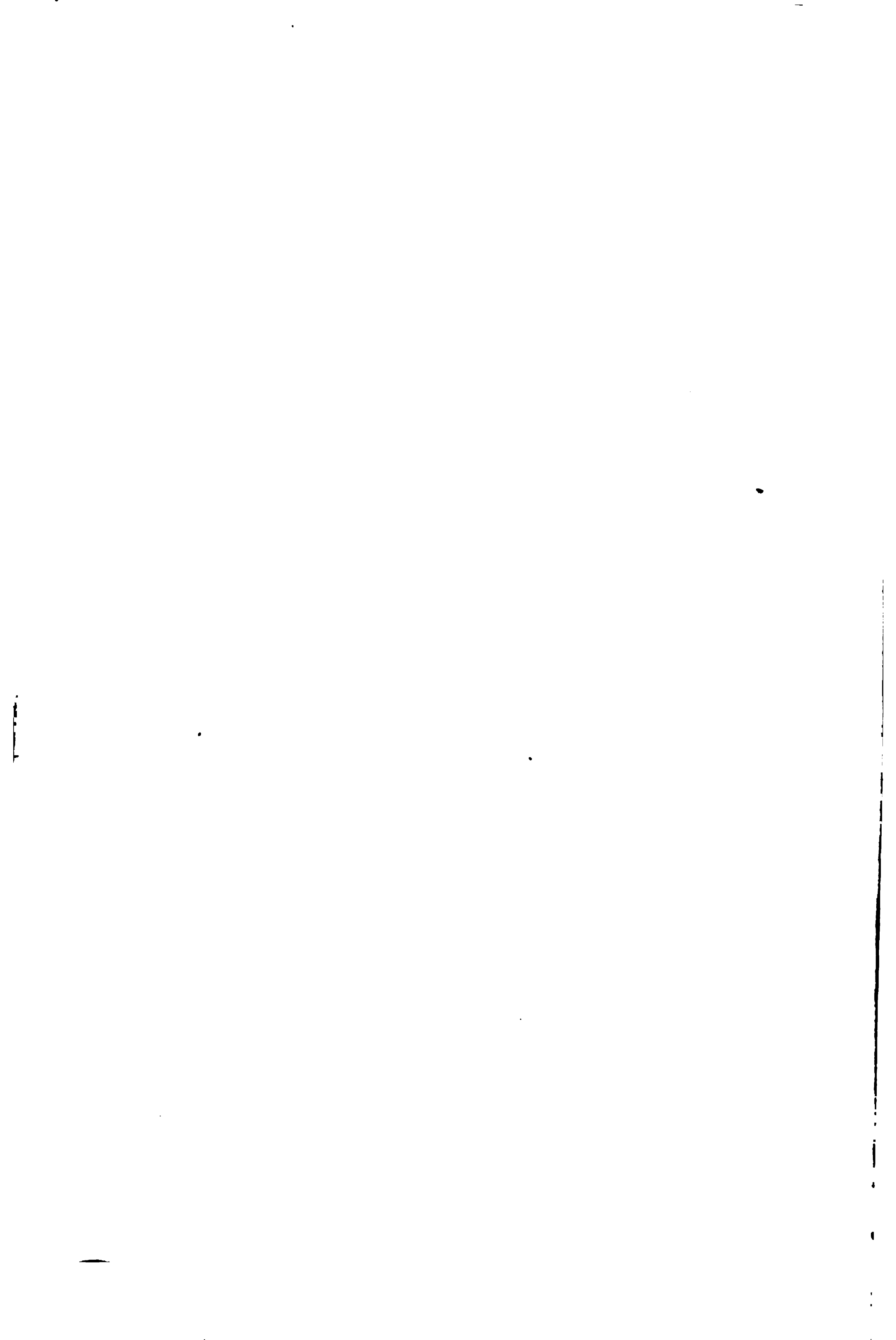
Seiner Durchlaucht

dem Fürsten Bismarck

in größter Verehrung gewidmet

vom

Verfasser.





I.

Unter dem Zeichen des Eisenkreuzes.

„Geknebelt und geknechtet lag
In Bonapartes Banden
Die halbe Welt. — die Kette brach,
Als Deutschland aufgestanden,
Und siegesfroh
Bis Waterloo
Ihn unsre Väter trieben.
Doch ob sie stritten heldengleich,
Ihr Preis, das Reich — — — —
Wo ist das Reich geblieben?“

Wilhelm Jordan.

Groß und bedeutungsschwer war die Zeit, aus welcher der Held dieses Buches, der Mann hervorgegangen ist, mit dessen gefeiertem Namen die Geschicke unseres deutschen Vaterlandes fast vier Jahrzehnte aufs engste verknüpft waren. Und nicht ohne sinn- und vorbildliche Beziehungen zu den gewaltigen Ereignissen dieser Zeit ist jener denkwürdige Tag, an dem einst Fürst Bismarck, der erste Kanzler des neuen Deutschen Reiches, das Licht der Welt erblickte.

Es war am 1. April des Jahres 1815. Die Frühlingszeit kehrte in die deutschen Lande wieder. Gesprengt lagen die Fesseln, in welche des Winters Gewaltherrschaft die Erde geschlagen hatte. Allerorten keimte und sproß neues Leben. Die gefiederten Sänger ließen ihre Jubellieder erschallen; im frischen Grün prangten die Saaten auf den

Feldern. Doch es standen noch die Tage des wetterwendischen Aprils und die strenge Zeit der Nachtfröste bevor, welche Keime und Knospen bedrohten.

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis.“

Die Vorgänge im Leben der Natur boten ein treffendes Bild dessen, was sich zu jener Zeit im Leben der Völker zutrug.

Napoleon Bonaparte hatte, einer Gottesgeißel gleich, seinen Eroberungszug über Länder und Meere gehalten. Mit gewaltiger Faust beugte er die Völker unter die Macht seines Zepters. Auch unser deutsches Vaterland war von seiner furchtbaren Zuchtrute auf das schmerzlichste getroffen worden. Unter dem Schritt des Weltüberwinders mußte das freilich schon lange altersmorsche „Römische Reich deutscher Nation“ in Trümmer sinken. Kaiser Franz aus dem Hause Habsburg hatte die Krone und den Herrscherstab, welche einst ein Otto der Große, ein Friedrich Rotbart getragen, freiwillig niedergelegt, nachdem eine Anzahl deutscher Fürsten es nicht ihrer Ehre und Würde zuwider gehalten, sich unter den Schutz des fremden Gewaltherrschers zu stellen. Preußen, das nach den Worten der Königin Luise auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen war, hatte sich vergeblich dem Anprall des mächtigen Eroberers entgegengestellt; es war zertrümmert und an den Rand des Verderbens gebracht worden. Das Vaterland in seiner Schmach, Ohnmacht und Zerrissenheit konnte nicht mehr mit dem einst so ehrenvollen Namen eines Deutschen Reiches bezeichnet werden.

Doch endlich brach über den gewaltigen Eroberer das Strafgericht Gottes herein; in Rußland wurde seinem unerhörten Siegesglück ein Ziel gesetzt. Für die geknechteten Völker kam die Stunde der Erlösung. In der schweren Zeit der Trübsal, da sich das deutsche Volk wieder auf sich selbst besonnen, erwachte der alte Heldengeist wunderbar aufs neue.

Preußens König, Friedrich Wilhelm III., wohlberaten von Männern wie Stein, Hardenberg, Scharnhorst, hatte seinem treuen Volke durch Befreiung des Bauernstandes von der Leibeigenschaft, durch Einführung einer neuen Städteordnung und der allgemeinen Wehrpflicht köstliche Güter an Rechten und Freiheiten gewährt und ihm, um es ganz zur

freien Mitarbeit an den Aufgaben des Gemein- und Staatslebens mündig zu machen, die Entwürfe zu einer Neugestaltung der Provinzialstände und zur Bildung einer öffentlichen Landesvertretung in Aussicht gestellt. In dem dankbar zu seinem Könige aufblickenden



Freiherr Karl vom und zum Stein.

Preußenvolke vollzog sich unter der Wirksamkeit patriotischer Geisteshelden wie Fichte, Arndt, Humboldt, Jahn u. a., eine völlige Wiedergeburt. Es lernte wieder wahrhaft deutsch fühlen und denken, und die Glut der Begeisterung für den Kampf um die Befreiung des Vaterlandes, die, angefacht durch jene herrlichen Männer, allerorten erwachte, griff bald weiter um sich, bis sie auch die Herzen der deutschen Brüder in den andern Landen erfaßte. Theodor Körner

sang, indem er von Wien herbeieilte und sich freiwillig unter Preußens Fahne stellte:

„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!"

Es kam eine Zeit für das deutsche Vaterland, wie sie größer seit den Tagen der Kreuzzüge und der Reformation nicht mehr gesehen worden, jene wahrhaft hehre und heilige Zeit, welche unter dem Zeichen des Eisernen Kreuzes stand.



Fürst Hardenberg.

Demütiger, gottergebener Sinn, durchglüht von der heißesten Liebe zum Vaterlande und flammendem Kampfesmute, hatte aller Herzen erfüllt. In der Einsetzung des Eisernen Kreuzes als des höchsten Ehrenzeichens für die in den Freiheitskampf ziehenden Krieger verlieh König Friedrich Wilhelm III. von Preußen jenem Geiste das schönste Sinnbild, wie denn das Eisen, das prunklose, wehrhafte und feste Metall, zum allgemeinen Symbole der Zeit wurde.

„Denn nur Eisen kann uns retten,
Uns erlösen kann nur Blut!"

Also gab der Freiheitssänger Max von Schenkendorf dem allgemeinen Empfinden des Volkes begeisterten Ausdruck. Bräute und Gattinnen brachten ihre goldenen Fingerringe auf dem Altare des Vaterlandes willig zum Opfer dar, um eiserne dafür einzutauschen, welche die Inschrift trugen: „Gold gab ich für Eisen."

Der Kampf um die Befreiung des Vaterlandes von den Fesseln einer ebenso drückenden als schmachvollen Fremdherrschaft ward zum Gottesdienste; die Flamme der Begeisterung, die alle trieb und bewegte, erweckte die höchsten Tugenden, die je ein Volk geschmückt haben. Die Sänger des Volkes wurden zu Priestern und Propheten der Freiheit, die wie die Seher alter Zeiten in glühenden Reden und zündenden Liedern zum Kampfe anfeuerten. Freiwillig oder auf den Ruf des Königs drängten sich die Scharen, Knaben und Greise selbst, zu den Waffen. Ein Geschlecht von Helden erwuchs wie über Nacht aus dem geheiligten Boden der Volksbewegung. Das weibliche Geschlecht wetteiferte mit dem männlichen um dem Preis des kühnsten Opfermutes für die Sache des Vaterlandes. Schienen doch sogar die Geister abgeschiedener Helden und Heldinnen herniedergestiegen und unter das Volk getreten zu sein, um an der allgemeinen Erhebung teilzunehmen. Die am 19. Juli 1810 gestorbene edle Preußenkönigin Luise, welcher der Gram um den Untergang des Vaterlandes das Herz gebrochen, wurde dem Volke und dem Heere zu einer Schutzheiligen. Das Beispiel der in den Kämpfen gegen Napoleon gefallenen Helden feuerte zur Nacheiferung an. In Theodor Körners Aufruf hieß es:

„Luise, schwebe segnend um den Gatten,
Geist unsres Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahne Flug!"

Ernst Moritz Arndt ließ sein Lied vom Eisen erklingen:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte."

Gott segnete die Eisenwaffen der deutschen Kämpfer, der Helden von Stahl und Eisen, die in herrlichen Schlachten den bisher für unbesiegbar gehaltenen Unterdrücker schlugen und vor sich her trieben. Mit eisernem Besen kehrte Held Blücher, der greise Marschall Vorwärts, die letzten Welschen von dem vaterländischen Boden hinweg. Und einmütig, wie man es seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen, zogen Alldeutschlands Söhne „zum Rhein, übern Rhein", dem fliehenden Feinde nach, um ihn im eigenen Lande vor sich herzujagen und siegreich in seine stolze Hauptstadt Paris, wie Gleiches bisher noch nie geschehen, einzuziehen!

Die Macht des Feindes war gebrochen; der stolze Friedensstörer, der so unermeßlich viel Unheil auf Erden angerichtet, Napoleon Bonaparte, ward der Kaiserwürde, die er sich angemaßt, entkleidet und auf die Insel Elba in die Verbannung geschickt.

Die sieggekrönten Kriegsheere kehrten in die Heimat zurück; das deutsche Volk empfing seine Helden mit höchsten Ehren, Freudenthränen in den Augen, die Herzen von beseligenden Hoffnungen geschwellt, von dem Verlangen erfüllt, daß der glücklich beendete Krieg als Frucht nun dem Vaterlande eine segensreiche, glückliche Zukunft, allen seinen Söhnen Rechte und Freiheit in dem Maße der dargebrachten Opfer bringen, vor allem aber, daß das in Trümmer gesunkene Reich wieder herrlich und mächtig erstehen möge, wie es einst zu Kaiser Rotbarts Zeiten gewesen war. Jubelnd sang der Dichter Max von Schenkendorf, aus dem Freiheitskampfe mit heimziehend:

„Wie mir deine Freuden winken!
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit! —

Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum.
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum!“

Wohlbegründet waren diese Hoffnungen und Wünsche unseres Volkes. Das verlockende Bild eines nach siegreichem Kampfe wiedererrichteten, festgeeinten, starken Reiches vor Augen, waren die streitbaren Männer zu den Waffen geeilt; die Auferstehung eines verjüngten, lebenskräftigen, in Einheit gehaltenen Volkes auf dem befreiten heimatlichen Boden war in einem feierlichen Erlasse des preußischen Königs verheißen worden. Und „das ganze Deutschland soll es sein — so weit die deutsche Zunge klingt“, hatte der Dichter gemahnt, gefordert. Nun war die Zeit da, welche die Erfüllung dieser Verheißung und Hoffnung bringen sollte.

Doch es kam ein Reif über Nacht, der die Blüten des erträumten Völkerglückes wie mit einem Schlage vernichtete. Hatte schon der Abschluß des Friedens zu Paris, in dem die verbündeten Mächte Frankreich

so milde behandelten, daß es weder die früher geraubten deutschen Länder Elsaß-Lothringen, noch die in dem jüngsten Kriege gestohlenen Kunstschätze wieder herauszugeben gezwungen ward, bei den deutschen Vaterlandsfreunden ernste Bedenken erregt; die nun folgenden Verhandlungen der Fürsten und Staatsmänner, die in Wien im Jahre 1815 zur Regelung der europäischen Staatenverhältnisse zusammentraten, erschienen bald geradezu als ein Hohn auf den Ernst der Zeit, auf die unerhörten Opfer, welche das Volk im schweren Befreiungskampfe gebracht hatte, und seine berechtigten Wünsche. Und leider war es ein deutscher Staatsmann, Fürst Metternich, dessen volksfeindlicher, listiger Politik es gelang, die Verhandlungen auf dem Wiener Kongresse in jene verderblichen Bahnen zu lenken.

Während die leitenden Staatsmänner Preußens das richtige Streben beseelte, dem allgemeinen Verlangen des Volkes nach einem einigen Vaterland mit freiheitlicher Verfassung Rechnung zu tragen und schon während des Krieges sich eifrig bemühten, den Entwurf einer zweckmäßigen Staatsform für das wieder aufzurichtende deutsche Reich festzustellen, waren die maßgebenden Leiter des österreichischen Staates nur darauf bedacht, die Dinge zum möglichst großen Vorteile für die habsburgische Hausmacht zu wenden; den Wünschen des deutschen Volkes standen sie kühl, ja feindlich gegenüber. Schon im Sommer 1813 hatte der Kaiser Franz erklärt: „Einem Deutschen Kaiser werde ich mich nicht unterwerfen, und zum neuen Kaiser bin ich nicht geschaffen.“ Hiermit war seinem leitenden Staatsmanne, dem Fürsten von Metternich, der Fingerzeig für die von Österreich einzuschlagende Politik gegeben. Der Schwerpunkt des aus allen möglichen Völkerschaften zusammengesetzten österreichischen Staates hatte schon lange vor der freiwilligen Niederlegung der deutschen Kaiserwürde außerhalb der Grenzen Deutschlands gelegen. In seinem Interesse lag daher weniger die Wiedererrichtung eines in fester Einheit gehaltenen deutschen Bundesstaates als vielmehr die Herstellung eines lockeren Bundes unabhängiger Staaten, der seinem Einflusse größeren Spielraum versprach. Dieses Ziel verfolgte Metternich in den Verhandlungen des Wiener Kongresses mit allen Mitteln diplomatischer Kunst, welche, zumal in jenen Zeiten, nicht

immer die lautersten waren. Hieraus ergab sich wie von selbst die feindliche Haltung Österreichs gegen Preußen, das den Gedanken einer innigen Verschmelzung der deutschen Staaten, wie das Volk sie wünschte, vertrat. Preußen hatte zudem in dem Freiheitskampfe so glänzende Waffenthaten vollbracht, daß sein Ruhm den aller Verbündeten überstrahlte. Es war im Laufe der Zeit, seiner kraftvollen Entwicklung gemäß, in dem Grade in das übrige deutsche Gebiet hineingewachsen, wie



Klemens Lothar Wenzel Fürst von Metternich,
österreichischer Staatskanzler.

Österreich aus demselbem herausgewachsen war. Die Sympathien großer Kreise des deutschen Volkes neigten sich diesem Staate, der so entschiedene Schritte zu freiheitlicher Entfaltung noch eben in letzterer Zeit gemacht hatte, in hohem Maße zu. Dadurch wurde die alte Eifersucht Österreichs auf das mächtig emporstrebende Hohenzollernreich im deutschen Norden von neuem heftig entflammt und die Furcht erweckt, es möchte diesem über kurz oder lang die Führerrolle in Deutschland zufallen.

Die Herstellung einer freien, einheitlichen Reichsverfassung zu verhüten, Preußens Macht und Einfluß niederzuhalten; darauf richtete Metternich seine Wirksamkeit, und siehe, seine meisterhafte Staatskunst sollte den Sieg davontragen. Wurden doch von Rußland und England, denen ein uneiniges und schwaches Deutschland im eigenen Interesse nur erwünscht sein konnte, die österreichischen Pläne unterstützt. Die Vorschläge zur Regelung der deutschen Angelegenheiten, mit denen Metternich alsbald hervortrat, mußten geradezu als ein Angriff auf Preußen erscheinen. Während Frankreich die Unverletzlichkeit seiner Grenzen von 1792 zugesichert erhielt, während Österreich durch abermalige Entäußerung deutschen Gebietes, der Niederlande und Vorderösterreichs, und durch Erwerbung Venedigs und Salzburgs auf das vorteilhafteste in seinen Grenzen abgerundet wurde und die kleineren deutschen Fürsten, ob sie sich durch ihr Hinneigen zu Napoleon auch noch so schnöde gegen das deutsche Volk versündigt hatten, mit möglichster Machtfülle ausgerüstet werden sollten, ward Preußen zugemutet, seinen ihm während des Krieges von seiten seiner Verbündeten verbürgten Anspruch auf Herstellung eines zusammenhängenden Gebietes aufzugeben. Das preußische Reich sollte, durch Hannover und Hessen in zwei Hauptmassen getrennt, die denkbar ungünstigsten Grenzen, eine Verteidigungslinie von Memel bis Saarbrücken und also außer Rußland und Österreich mit wohlberechneter Absicht auch Frankreich zum Nachbarn erhalten. Unerhört war es, daß den Staatsvertretern Frankreichs auch in den Beratungen über diese rein deutschen Angelegenheiten Sitz und Stimme eingeräumt ward. Wie sehr sich auch die Preußens Sache amtlich vertretenden Staatsmänner, Fürst Hardenberg und Wilhelm von Humboldt, gegen die Verwirklichung dieser Pläne sträubten, ihr Kampf, nicht mit den Waffen geführt, wie sie unter den gegebenen Verhältnissen notwendig gewesen wären, hatte wenig Erfolg. Der markvolle Freiherr vom und zum Stein, der vielleicht die Kraft und die Festigkeit besessen hätte, dem Metternichschen Ränkespiel siegreich entgegenzutreten, war in amtlicher Stellung nicht an den Verhandlungen beteiligt, ebensowenig einer der alten eisenfesten Freiheitshelden wie York, Blücher, Gneisenau, die man in schlauer Absicht fern zu halten gewußt hatte. „Es ist jetzt

die Zeit der Kleinheit," schrieb Stein damals von Wien aus, „der mittelmäßigen Menschen. Alles kommt wieder hervor und nimmt seine Stelle ein, und diejenigen, welche alles aufs Spiel gesetzt haben, werden vergessen und vernachlässigt."

Bei der Kunde von den bösen Anschlägen gegen Preußen erhob sich ein Schrei der Entrüstung aus den Scharen der treuen Bewohner dieses Landes; die Schwerter der tapferen Freiheitskämpfer klirrten in den Scheiden. Auf einen Wink des Königs hätte das Volk sich zur Abwehr solchen Unrechts abermals freudig zum Kampfe erhoben. Wohl mochte auch Friedrich Wilhelm, trotz seiner großen Friedensliebe, damals solchen Schritt ernstlich bei sich erwogen haben. Aber er mußte bald sehen, daß ihm seine Gegner bereits zuvorgekommen waren: Österreich, England und Frankreich hatten zur Durchführung ihrer Absichten ein geheimes Bündnis geschlossen und jeder der genannten Staaten sich verpflichtet, im gegebenen Falle ein Kriegsheer von 150 000 Mann unter Waffen zu stellen. Wer weiß aber, ob es trotzdem nicht geschehen wäre, daß die verbündeten Mächte der Welt das Schauspiel eines Krieges unter sich gegeben hätten, wenn nicht plötzlich ein ganz unerwartetes Ereignis eingetreten wäre, welches dem Lauf der Dinge eine gänzlich andere Wendung gab.

Napoleon, der von den Vorgängen des Wiener Kongresses Kunde erhalten hatte, gelang es, seinem Gefängnis auf Elba zu entkommen und in Frankreich zu landen. Auf einen Aufruf an seine einstmaligen Krieger strömten ihm seine Getreuen in Scharen zu, bereit, das Glück der Schlachten noch einmal mit ihm zu versuchen. Auch das wetterwendische Volk der Franzosen begann dem entthronten Kaiser, der Frankreich so unermeßlichen Ruhm gewonnen, nun nach seiner Rückkehr von neuem zuzujubeln, umsomehr, als man mit dem neuen Könige Ludwig XVIII., aus dem Hause Bourbon, wenig zufrieden war.

Zwar hieß es in einem Manifest, welches der zurückkehrende, von neuem zum Kaiser erhobene Ruhestörer an die Mächte Europas richtete, das Kaiserreich werde von nun an der Friede sein. Dennoch traute man diesen Worten des friedenverkündenden Fuchses nicht. Nur insofern entsprachen seine Worte der Wahrheit, als unter den Streitenden



Fürst Blücher von Wahlstadt. Von A d o l f M e n z e l.

die Zeit der Kleinheit," schrieb Stein damals von Wien aus, „der mittelmäßigen Menschen. Alles kommt wieder hervor und nimmt seine Stelle ein, und diejenigen, welche alles aufs Spiel gesetzt haben, werden vergessen und vernachlässigt."

Bei der Kunde von den bösen Anschlägen gegen Preußen erhob sich ein Schrei der Entrüstung aus den Scharen der treuen Bewohner dieses Landes; die Schwerter der tapferen Freiheitskämpfer klirrten in den Scheiden. Auf einen Wink des Königs hätte das Volk sich zur Abwehr solchen Unrechts abermals freudig zum Kampfe erhoben. Wohl mochte auch Friedrich Wilhelm, trotz seiner großen Friedensliebe, damals solchen Schritt ernstlich bei sich erwogen haben. Aber er mußte bald sehen, daß ihm seine Gegner bereits zuvorgekommen waren; Österreich, England und Frankreich hatten zur Durchführung ihrer Absichten ein geheimes Bündnis geschlossen und jeder der genannten Staaten sich verpflichtet, im gegebenen Falle ein Kriegsheer von 150 000 Mann unter Waffen zu stellen. Wer weiß aber, ob es trotzdem nicht geschehen wäre, daß die verbündeten Mächte der Welt das Schauspiel eines Krieges unter sich gegeben hätten, wenn nicht plötzlich ein ganz unerwartetes Ereignis eingetreten wäre, welches dem Lauf der Dinge eine gänzlich andere Wendung gab.

Napoleon, der von den Vorgängen des Wiener Kongresses Kunde erhalten hatte, gelang es, seinem Gefängnis auf Elba zu entkommen und in Frankreich zu landen. Auf einen Aufruf an seine einstmaligen Krieger strömten ihm seine Getreuen in Scharen zu, bereit, das Glück der Schlachten noch einmal mit ihm zu versuchen. Auch das wetterwendische Volk der Franzosen begann dem entthronten Kaiser, der Frankreich so unermeßlichen Ruhm gewonnen, nun nach seiner Rückkehr von neuem zuzujubeln, umsomehr, als man mit dem neuen Könige Ludwig XVIII., aus dem Hause Bourbon, wenig zufrieden war.

Zwar hieß es in einem Manifest, welches der zurückkehrende, von neuem zum Kaiser erhobene Ruhestörer an die Mächte Europas richtete, das Kaiserreich werde von nun an der Friede sein. Dennoch traute man diesen Worten des friedenverkündenden Fuchses nicht. Nur insofern entsprachen seine Worte der Wahrheit, als unter den Streitenden



Fürst Blücher von Wahlstadt. Von Adolf Menzel.

des Wiener Kongresses plötzlich „all' Fehd' ein Ende hatte". Einmütig beschlossen die versammelten Fürsten, Napoleon mit vereinten Heeresmächten entgegenzuziehen. Wiederum war es Preußen, welches, trotz der ihm seitens seiner Bundesgenossen widerfahrenen Behandlung, auch für diesen zweiten Kampf, den ein strenger Friedensschluß nach dem ersten unnötig gemacht haben würde, in heller Begeisterung aufloderte, durch seine Schlagfertigkeit allen zuvorkam und durch die Tapferkeit seines Heeres den Sieg entschied. Während sich die Heere Österreichs und Rußlands langsam in Bewegung setzten, zog Fürst Blücher von Wahlstadt mit seinen Scharen eilends dem Feinde entgegen, den er in Belgien traf, wo er vereint mit Wellington, der ein Heer der Engländer führte, in der ruhmreichen Schlacht von Waterloo am 18. Juni 1815 Napoleon eine Niederlage bereitete, von der derselbe sich nicht wieder erholen konnte.

Abermals beseelte das deutsche Volk freudige Hoffnung. Vielleicht daß nun nach dem zweiten Freiheitskampfe seine Wünsche in Erfüllung gehen würden! Der alte Blücher gab diesen Erwartungen in seiner Weise beredten Ausdruck, indem er bei festlicher Gelegenheit den Trinkspruch ausbrachte, „daß diesmal die Federn nicht wieder verderben möchten, was das Schwert gewonnen habe".

Doch vergebens! Das Heldendrama des zweiten Freiheitskrieges fand in einem neuen schnöden Ränkespiel seinen Abschluß. Es folgte ein zweiter Einzug in Paris, eine abermalige Absetzung Napoleons und seine Verbannung nach der öden Felseninsel St.-Helena, dann der Abschluß des zweiten Pariser Friedens, der sich von dem ersten wenig unterschied, hierauf eine Fortsetzung des Wiener Kongresses und endlich — die Durchführung der Pläne der Gegner Preußens. Statt zu der verheißenen Wiederaufrichtung des „ehrwürdigen Reiches" und „der Wiedergeburt eines festgeeinten Deutschlands" kam es unter den 39 Mächten Deutschlands zu einem „Deutschen Bund", in dem das Kaisertum Österreich die Oberherrschaft führen sollte. Preußen erhielt zu gunsten der kleineren Mittelstaaten die obenbezeichnete Gestaltung seines Gebietes; der vor dem Kriege verheißenen Rechte und Freiheiten ward kaum noch gedacht. Die opfermutigen Völker gingen leer aus.

Durch diesen unglückseligen Abschluß der Verhandlungen ward eine Saat ausgestreut, die alsbald üppig aufschoß, um unheilvolle Früchte zu tragen, welche das deutsche Staatenleben vergifteten auf mehr denn fünfzig Jahre hinaus.

„Mit Leide ward's geendet,
Wie stets zum allerletzten Liebe in Leid sich wendet.“

Tiefes Weh durchdrang bei der Kunde dessen, was geschehen, die Herzen des treuen Preußenvolkes; bittere Enttäuschung empfanden viele seiner deutschen Brüder, und selbst die Unterthanen des Kaisers von Österreich vermochten sich der nun gekommenen, so lange heißersehnten Friedenszeit nicht recht zu freuen. Der Dichter sang:

„Glaubt ihr, der Friede werd' euch
Für des Hauses Freude bürgen?
Wohl, vernichten konnt der Krieg uns;
Solch ein Friede wird uns würgen!“

Und wer trug die Schuld an diesem unheilvollen Werk? Das Thun und Treiben böswilliger, verschlagener Diplomaten, deren Arglist verdarb, was Deutschlands heldenmütiges Schwert gewonnen. Ihre Künste verstrickten das Vaterland in ein Netz unglücklichster Zustände, wodurch es in seiner Kraft gelähmt und uneins und ohnmächtig zum Spotte seiner Feinde wurde. O daß in Deutschland ein Mann der Staatsweisheit gewesen wäre, der, den Helden des Schwertes gleich, es vermocht hätte, jenes ränkevolle Gewebe schnöder Staatskunst mit dem Flamberg seines Geistes zu durchhauen, damit der umstrickte Löwe der Volksfreiheit sich in seiner ganzen Macht und Größe erhebe! Also mochte damals manches deutsche Herz in banger Sorge um die Zukunft des Vaterlandes geseufzt und geklagt haben.

Gleiches empfand wohl auch das von Vaterlandsliebe beseelte Elternpaar eines Knäbleins, das in jenen Tagen im alten Rittersitze Schönhausen in der Altmark das Licht der Welt erblickte und dessen Geburt durch eine seltsame Anzeige in der Berliner Haude-Spenerschen Zeitung vom 11. April 1815 weiteren Kreisen verkündet wurde:

„Die gestern erfolgte Entbindung meiner Frau von einem gesunden

Sohne verfehle ich nicht, allen Verwandten und Freunden unter Verbittung des Glückwunsches bekannt zu machen.

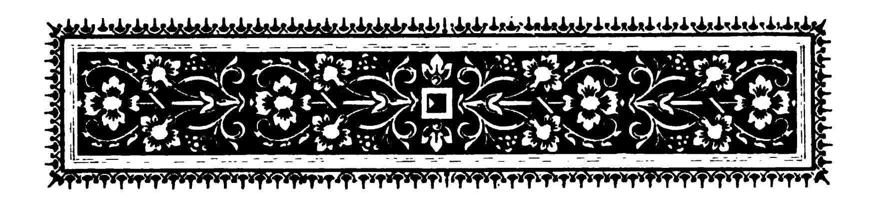
Schönhausen den 2. April 1815. Ferdinand von Bismarck."

Es klingt wie ein Ausruf tiefer Erbitterung, wenn der altmärkische Edelmann unter der allgemeinen Trauer seines Volkes die Beglückwünschung zu einem so freudigen Ereignisse, wie die Geburt eines Sohnes ist, sich verbat. Und die Mutter des neugeborenen Knaben, die als Tochter eines ehemals bedeutenden Staatsmannes in Berlin unter den Augen der Königin Luise erwachsen war, fühlte wohl den Schmerz um die Sache des Vaterlandes nicht minder tief. Töne der Trauer mochten sich oft in die Wiegenlieder mischen, womit sie ihren Knaben in Schlummer sang, während ihrem Herzen ein Wunsch entkeimte, dem sie später Ausdruck verlieh in den Worten: „Mein Otto soll einmal ein Staatsmann werden!"

Herrlich ist der Wunsch der patriotischen Frau in Erfüllung gegangen. Ein Staatsmann ist ihr Sohn geworden, wie ihn größer die Welt niemals gesehen hat. War Otto von Bismarck es doch, der, zum Manne erwachsen, zumeist mit dazu beigetragen hat, daß die Schäden, welche um die Zeit seiner Geburt dem Vaterlande erwuchsen, geheilt, daß die Sehnsuchtsträume unseres Volkes nach einem einigen, starken Deutschland endlich erfüllt worden sind. Einem Siegfried gleich hat er, gefeit gegen alle Anschläge seiner Feinde, den Drachen deutscher Zwietracht getötet und das Rheingold der alten Kaiserherrlichkeit wieder ans Licht gebracht, daß es im hellsten Glanze erstrahlt.

Daß ihr, treuliebende Eltern, sie noch hättet erleben können, jene neue große Zeit, an siegreichen Kämpfen jener gleich, die einst unter dem Zeichen des Eisenkreuzes stand! Seht neben dem hohen Heerkönige und den gewaltigen Helden der Waffen und der Schlachten steht der unüberwindliche Kämpe des Geistes, vermöge seiner Staatsweisheit die Frucht zu ernten, welche die Sichel des Schwertes geschnitten! Das deutsche Volk preist diesen großen Staatsmann und Mitbegründer des neuen Deutschen Reiches auch als euren Sohn:

Fürsten Otto von Bismarck.



II.

Heimat und Vaterhaus.

„Schönhausen, altes Elbdeichgut,
Du gabst den Bismarcks neues Blut
Und frischen Mut zum Streben
Und Kämpfen, das heißt Leben."
Hermann Hoffmeister.

Charakteristisch für das Leben Otto von Bismarck's wie die Zeit, aus welcher er hervorgegangen, ist auch das Stück Erde, auf dem einst seine Wiege gestanden hat.

Der ländliche Herrensitz Schönhausen, wo das Geschlecht der Bismarcks seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts heimisch ist, und wo am 1. April 1815 unser Held geboren wurde, liegt in der Altmark, dem Stamm- und Kernlande des preußischen Staates, am rechten Ufer der Elbe, innerhalb des Winkels, den dieser Strom mit seinem größten Nebenflusse, der Havel, bildet. In der Ebene, mit landschaftlichen Reizen spärlich bedacht, aber von der Berlin-Lehrter Eisenbahn durchzogen, breitet sich dort das Bismarck'sche Gebiet weithin aus. Karger Boden, hin und wieder von Streifen düsteren Kieferngehölzes bedeckt, von den beiden genannten Wasserläufen und sumpfigen Niederungen unterbrochen, giebt der Landschaft ihren Charakter. Doch lebt daselbst ein Menschenschlag, der, stark, zähe und knorrig wie die Kiefern der Waldheide, dem mageren Boden dennoch alle Zeit gute Erträge abzu-

nötigen gewußt, und auch in den Kämpfen um die Entwicklung der Macht und Größe des brandenburgisch-preußischen Staates stets fest und kühn mit in der ersten Reihe gestanden hat.

Seit mehr denn achthundert Jahren ist der Strom des geschichtlichen Lebens unseres deutschen Volkes über dieses Gebiet dahingerauscht.



Stammhaus des Fürsten Bismarck in Schönhausen.
Nach der Natur aufgenommen.

Hier gründete König Heinrich I. die Nordmark als feste Vormauer zum Schutze gegen das andringende Slaventum. In zäher Gegenwehr haben hier die tapferen Markgrafen rühmlich ihren Platz behauptet. Auf diesem Boden faßte der Zollernaar zuerst festen Fuß; und hier an den Ufern der Havel und des Rhins erhob er seine Schwingen zum ersten großen Siegesfluge am Tage der Schlacht von Fehrbellin.

Unter den Familien des urkräftigen, treuen Märkerstammes ist das Geschlecht der Bismarcks eins der ältesten und tüchtigsten. Der Ursprung desselben ist in dem alten Burgsitz Bismarck, das heißt Bischofsmark (Biskopesmark), einem alten Schloß und einer kleinen Stadt in der Nähe von Stendal, zu suchen. Hier lebte um das Jahr 1270 der älteste urkundlich nachweisbare Ahne der Familie, Herbord (Heribert, Herbert) von Bismarck. Schon früh siedelten die Bismarcks nach Stendal über, wo sie unter den Geschlechtern des Bürgeradels sich bald vorteilhaft hervorthaten und im Regiment jener würdigen alten Hansastadt zu ehrenvollen und einflußreichen Stellen gelangten. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erhielt ein Klaus von Bismarck für seine Verdienste in öffentlichen Angelegenheiten vom Markgrafen Ludwig dem Älteren das Schloß Burgstall, nahe bei Letzlingen gelegen, als erbliches Lehen übertragen. Seitdem gehörten die Bismarcks zu den „schloßgesessenen“ Familien der Mark und gewannen dadurch eine unter dem „ritterbürtigen“ Adel des Landes bevorzugte Stellung.

Im Jahre 1562 überließen dieses Schloß die damaligen Besitzer, Jobst und Georg von Bismarck, welche dasselbe bis dahin in brüderlicher Eintracht bewohnt hatten, dem brandenburgischen Kurprinzen Johann Georg, Verweser des Bischofssprengels Havelberg, welcher Burgstall seiner Nachbarschaft mit dem Jagdschlosse Letzlingen und der vortrefflichen Jagdgründe wegen gern haben wollte, und tauschten dafür das Amt und Dorf Schönhausen nebst dem früheren Tempelherrnhause und einigen anderen Besitzungen ein, wiewohl sie sich von dem Erbe ihrer Väter schwer trennen mochten.

Hier auf Schönhausen, wohin nun die Bismarcks übersiedelten, entwickelte sich das Geschlecht, an allen bedeutenden Vorgängen im vaterländischen Leben rühmlich beteiligt, kräftig weiter, bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, aus dem alten Stamme der junge Sproß, unser Otto von Bismarck, erwuchs, welcher denselben zu einer ungeahnten Blüte bringen sollte.

Es war im Hochsommer des Jahres 1806. Die alten Linden von Schönhausen begannen eben ihre dufterfüllten Kelche zu erschließen, als der damalige Gutsherr seine junge, ihm am 7. Juli in der Residenz

angetraute Gattin in das Schloß seiner Väter heimführte. Ein gar stattliches Paar war es, welches von den Bewohnern des alten Rittersitzes mit hellem Jubel empfangen wurde: die Eltern unseres Helden.

Herr Ferdinand von Bismarck, dem von seinen im Heere dienenden Brüdern das Erbgut Schönhausen überlassen worden war, stand damals im 25. Lebensjahre. Auch er hatte bereits längere Zeit im Heere gedient. Als Knabe schon in das berühmte Rathenower Leibkarabinier-Regiment eingetreten, hatte er sich allen Zweigen des Dienstes und der strengen militärischen Zucht mit Eifer und Neigung hingegeben, er war z. B., wie er später gern erwähnte, jeden Morgen um Schlag vier Uhr zur Stelle gewesen, um den Karabiniers ihren Hafer zumessen zu lassen. In dem Feldzuge gegen Frankreich im Jahre 1792—93 war er dem preußischen Oberstkommandierenden, Herzog von Braunschweig, als Ordonnanzoffizier unterstellt gewesen und hatte sich als solcher durch Mut und Entschlossenheit namentlich in der Schlacht bei Kaiserslautern ehrenvoll bewährt. Nach Abschluß des unrühmlichen Baseler Friedens aber, der Preußen seine Besitzungen am linken Ufer des Rheines kostete und ihm seine unter Friedrich dem Großen errungene, machtgebietende Stellung unter den Völkern nahm, vermochte der junge Ferdinand von Bismarck kein Wohlgefallen am Soldatenleben mehr zu finden. Als das Regiment aus dem Kriege heimkehrte, erbat er bald darauf seinen Abschied, der ihm mit der Rangstellung eines Rittmeisters gewährt wurde. Der Gutsherr von Schönhausen und Rittmeister a. D. war von hoher, kraftvoller Gestalt. In dem edelgeformten Gesichte herrschte ein Zug heiteren Lebensmutes, jenes frischen Humors, dessen Quellen Gemütstiefe, Güte und Milde des Herzens sind. Da seine Erziehung eine vorzugsweise militärische gewesen, so fehlte ihm zwar eine höhere wissenschaftliche Bildung, doch ersetzten die Gewandtheit seines Geistes und die Ritterlichkeit seines Wesens diesen Mangel. In den besseren Gesellschaftskreisen von Berlin, in welchen der Gutsherr von Schönhausen, Ferdinand von Bismarck, alljährlich während einiger Wintermonate zu leben pflegte, genoß derselbe hohe Achtung, und seine oben bezeichneten Eigenschaften machten ihn zu einer allgemein beliebten Persönlichkeit.

In Berlin hatte Ferdinand von Bismarck seine Gattin kennen gelernt und das Herz der vielumworbenen jungen Schönheit gewonnen. Die von der Vorsehung zur Mutter unseres Helden Auserkorene hieß Luise Wilhelmine und war die jüngste Tochter des verstorbenen Königlichen Kabinettsrats Menken. Von der Natur mit reichsten Gaben ausgestattet, sowohl körperlich als geistig, besaß Wilhelmine Menken, die im Hause ihres Vaters eine äußerst sorgfältige Erziehung genossen, hervorragende Bildung. Ihr scharfer Verstand und ihre ausgezeichneten Kenntnisse verliehen ihr ein gewisses Selbstbewußtsein, das sich auch in ihren geistvollen Zügen aussprach. So zeigte sie sich, zur Jungfrau erblüht, als schöne, stolze Erscheinung, und in ihrem ganzen Wesen machte sich der Einfluß ihres hochgelehrten, feinsinnigen Vaters in erster Linie geltend.

Der Kabinettsrat Anastasius Ludwig Menken, der unserm Otto von Bismarck als seinem Enkel einen bedeutenden Anteil seiner genialen Anlagen zum geistigen Erbteil übermacht hat, stammte aus einer berühmten Leipziger Gelehrtenfamilie. Vier Mitglieder der Familie Menken hatten sich als namhafte Gelehrte bereits zu hohen Stellungen emporgearbeitet; Ludwig Menken war im preußischen Staatsdienst durch seine Verdienste zu großem Einfluß und Ansehen gelangt. Schon Friedrich der Große betraute ihn mit wichtigen Staatsgeschäften und zeichnete ihn durch königliche Gunst aus.

Unter dem unheilvollen Einfluß des aufklärungsfeindlichen, frömmelnden Ministers Wöllmer zur Zeit der Mißregierung Friedrich Wilhelms II. wurde der ehrliche, lichtfreundliche Menken zurückgedrängt; doch fand er an dem Kronprinzen einen Gönner und Beschützer, der, kaum auf den Thron gelangt, ihm eine seinen Kenntnissen und Fähigkeiten angemessene Stellung verlieh, indem er ihn zum Kabinettsrat ernannte. Menken war der Verfasser des ersten Erlasses, welchen der König Friedrich Wilhelm III. bei seinem Regierungsantritt an sein Volk richtete und der einen so außerordentlich wohlthuenden Eindruck hervorbrachte. Bald genoß der Kabinettsrat das unumschränkte Vertrauen seines königlichen Herrn, und die Wirksamkeit des edlen, freiheitlich gesinnten Mannes wurde für die Entwicklung Preußens von segens-

reichstem Einflusse. Er bestärkte den König in seinem Entschlusse, mit der pietistischen, heuchelnden Richtung Wöllmers zu brechen und eine offene und ehrliche Religionsanschauung zur Geltung zu bringen. In einer Verfügung vom 11. Januar 1798, welche wiederum den Kabinettsrat Menken zum Verfasser hatte, sprach der König seine religiösen Grundsätze öffentlich also aus: „Ich selber verehre die Religion, folge ihren beglückenden Vorschriften und möchte um vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hat; aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Überzeugung sein und bleiben muß und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit fördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein; dann wird sie durch sich selbst bestehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit und in allen Verhältnissen über Gegenstände, die den wichtigsten Einfluß auf ihre Wohlfahrt haben, denken sollen."

Wenn nach dieser Verfügung der verrufene Minister Wöllmer alsbald seine Entlassung nahm, so ist dies der Einwirkung Menkens zuzuschreiben. Sein segensreicher Einfluß blieb auch ferner bestehen und reichte bis in die Zeit der grundlegenden Stein-Hardenbergschen Schöpfungen zu Preußens Wiedergeburt. Äußerte sich Stein doch in höchst anerkennender Weise also über den vortrefflichen Staatsmann: „Der Kabinettsrat Menken war der einzige in der Umgebung des jungen Königs, welcher diesen wirklich liebte, und welchem dessen Größe und Bildung am Herzen lag, ein liberal denkender, gebildeter, feinfühlender und wohlwollender Mann von den edelsten Gesinnungen und Absichten, der das Wohl seines Vaterlandes wünschte und durch Anwendung liberaler und menschenfreundlicher Grundsätze fördern wollte." Der wohlgesinnte König wollte den edlen Menken in den Adelstand erheben; doch lehnte derselbe, stolz darauf, als Bürgerlicher zu so bedeutender Stellung gelangt zu sein, die Gnadenerweisung seines Fürsten ab. Leider zwang den vortrefflichen Mann sein durch übermäßige

Anstrengung angegriffener Gesundheitszustand frühzeitig seine Entlassung aus dem Staatsdienste zu nehmen. Er zog sich nach Potsdam zurück, wo er ein Haus und einen prächtigen Garten besaß. Dieser Garten, welchen der Kabinettsrat selbst angelegt hatte und sorgfältigst pflegte, war wegen seiner schönen Laubgänge und Blumenbeete, seiner rauschenden Springquellen und Kaskaden weithin berühmt und ein von Fremden und Einheimischen gern besuchter Ort. Auch die königlichen Kinder, der Kronprinz Friedrich Wilhelm und sein Bruder Prinz Wilhelm, pflegten unter Leitung ihres Erziehers Delbrück den Menkenschen Garten oftmals zu besuchen und sich an dem Blumenschmuck und den Springbrunnen zu ergötzen. Wie tiefen Eindruck der Aufenthalt hier in den prinzlichen Knaben hinterlassen hat, geht daraus hervor, daß der spätere König Friedrich Wilhelm IV. einmal äußerte, seine Lust an springenden Gewässern stamme aus jenen Tagen seiner Kindheit. Und sein Bruder, der König und Kaiser Wilhelm I., mag sich später beim Anblick seines treuen großen Staatsmannes wohl auch oft der Stunden erinnert haben, die er im Garten des Großvaters desselben verlebt hat. Menken starb 1801 im besten Mannesalter, bald nach seinem Abschiede aus dem Staatsdienst.

Das Schloß Schönhausen, in welches Ferdinand von Bismarck die Tochter jenes angesehenen Staatsmannes als Gattin heimführte, war außen wie innen von großer Einfachheit. Es erschien als schwerfälliger, viereckiger Bau mit einem Erdgeschoß und zwei Stockwerken und hatte weder Vortreppe noch Söller. Als Stammsitz eines alten Adelsgeschlechtes kennzeichneten ihn jedoch die Wappenschilder über dem Haupteingange; es waren die Wahrzeichen der Familie Bismarck und der Familie Katte, welcher letzteren die Gattin des Erbauers des Schlosses entstammte. Die Lindenbäume, welche mit ihren gewaltigen Laubkronen das Herrenhaus beschatteten, gaben demselben den Charakter des Altehrwürdigen. Die zahlreichen Zimmer des Schlosses hatte der junge Gutsherr aufs beste nach damaligem Geschmack neu herrichten und ausstatten lassen; Decken, Fries und Kamine zierte reiche Stuckarbeit. Es fehlte nicht an großen Gesellschaftszimmern wie an kleineren wohn-

lichen Räumen; das neben dem Schlafgemach liegende Bibliothekzimmer war für die neue Schloßherrin mit Geistesschätzen besonders reich ausgestattet worden. Alle Räume waren verhältnismäßig niedrig; doch bot das schöne Gartenzimmer im Erdgeschoß einen reizenden Ausblick auf einen vom Fuße der Schloßterrasse an sich weithin ausbreitenden Park mit Kieswegen, malerischen Baumgruppen, Blumenbeeten, Rasenflächen und sonstigen Schönheiten. Das Schloß lag einsam und dem Leben der großen Welt ziemlich fern, und Herr von Bismarck konnte wohl eine gewisse Besorgnis, ob sich seine junge, erst sechzehn Jahre zählende Gattin hier auf die Dauer glücklich fühlen würde, nicht unterdrücken. War dieselbe doch in den glänzendsten Verhältnissen aufgewachsen und in den Salons der vornehmsten und auserlesensten Kreise Berlins und Potsdams von Glanz und Pracht umgeben gewesen, und die anregendste und reizvollste Geselligkeit war ihr in Fülle geboten worden. Zudem stand sie ja in voller Blüte des ersten Jugendlebens und der Jugendlust.

Doch sollte Herr von Bismarck bald zu seiner Freude erfahren, daß seine Besorgnis ungerechtfertigt gewesen sei. Die ersten Monate verstrichen dem jungen Paare unter mancherlei Lustbarkeiten, teils auf Schönhausen, wo das alte Schloß der Gäste gar viele sah, teils auf den Gütern der benachbarten Adelsfamilien, die da wetteiferten, die Ankunft der jungen Freifrau zu feiern, welcher man wegen ihrer Schönheit und ihrer hohen Geistesgaben die bürgerliche Herkunft gern nachsah, was in jener Zeit der strengsten Vorurteile in den adligen Kreisen allerdings viel sagen wollte. Aber auch als die Flitterwochen des jungen Ehelebens verrauscht waren und der Ernst des Lebens an das verwöhnte Kind der Großstadt herantrat, zeigten sich die Früchte einer wahrhaft guten Erziehung, welche dasselbe im Elternhause genossen hatte. Die junge Hausfrau erwies sich der hohen Aufgabe, welche ihr gestellt war, als durchaus würdig und gewachsen. Ihr heller Verstand fand sich bald in die neuen Verhältnisse, und sie waltete ihres Amtes als Hausfrau und Gutsherrin zur Freude und Zufriedenheit ihres Gemahls wie zum Wohle ihrer Untergebenen.

Auch in den Tagen schwerer Prüfung, die nur zu bald den

Himmel dieses Eheglückes trübten, bewährte sich Frau von Bismarck in ihrer ganzen Tüchtigkeit.

Die unglücklichen geschichtlichen Vorgänge von 1806 und 1807 versetzten die Bewohner von Schönhausen nicht nur in tiefe Trauer, sondern brachten ihnen auch die unmittelbaren Schrecken des Krieges. Gleich den Botschaften an Hiob traf um die Mitte des Oktober 1806 Unheilkunde über Unheilkunde in der Altmark ein, um ihren Weg weiter durch das geängstigte Land zu nehmen.

Die Nachricht von Saalfeld, wo am 10. Oktober Louis Ferdinand, der mit hellem Blick das kommende Unheil Preußens vorausgeschaut, den Heldentod für das Vaterland gefunden hatte, mußte das junge herrschaftliche Paar auf Schönhausen besonders tief erschüttern, da es mit dem ritterlichen und geistvollen Prinzen in Berlin in vertraulichem Umgange gestanden hatte. Zwei Tage nach der verhängnisvollen Doppelschlacht von Jena und Auerstädt kehrte die Königin Luise auf ihrer Flucht in Tangermünde ein, um eine Nacht in dem dortigen Schlosse zu verweilen. Die treuen Altmärker beweinten mit ihr den Untergang des preußischen Kriegsheeres, dessen Trümmer in den nächsten Tagen vor den sie verfolgenden Siegern über die Elbe den östlichen Provinzen zu flohen.

Bald darauf erschienen die Feinde selbst. Marschall Soult schlug am 26. Oktober im fürstlichen Schlosse von Tangermünde, Schönhausen gegenüber auf dem linken Elbufer gelegen, sein Hauptquartier auf, während Streifbanden seines Heeres die Umgegend plündernd durchzogen. Auch Schönhausen blieb von der furchtbaren Heimsuchung dieser Horden nicht bewahrt. Wenn auch die Bewohner des Ortes im Dickicht des „Trüben“, einem am Elbufer gelegenen Elsenbruche, eine Zufluchtsstätte fanden, wo sie Leib und Leben sicher zu bergen vermochten, so war doch ihr Eigentum den Feinden preisgegeben, die denn auch verheerend darin hausten.

Herr von Bismarck ward auf seiner Flucht von französischen Reitern ereilt, und nur mit größter Mühe und unter Aufbietung all seiner Überredungskunst gelang es ihm, seine junge Frau vor den Mißhandlungen jener rohen Gesellen zu schützen und das wertvolle Falben-Viergespann vor seinem Wagen in Sicherheit zu bringen. In seinem Schlosse trieben es andere Scharen unterdes um so toller. Alle Räume

desselben wurden nach Wertgegenständen durchstöbert; und als man deren nur wenige fand, machten die Plünderer ihrer Wut darüber in der Weise Luft, daß sie das an einer Wand des Bibliothekzimmers hängende Bild des Stammbaums Bismarcks mit Säbelhieben und Bajonettstichen bearbeiteten und den in einem Winkel auf dem Boden des Gartenhäuschens versteckten Schullehrer des Ortes mutwillig ängstigten und ihm die blanken, vermeintlich silbernen Schnallen von den Schuhen schnitten, den Schäferei=Pächter Peter Schulze aber so arg mißhandelten, daß der Arme bald darauf an den erhaltenen Säbelhieben starb.

Eine angstvolle, schauerlich=kalte Nacht mußte der Gutsherr mit seiner jungen Gattin und seinen Unterthanen in dem sumpfigem „Trüben“ zubringen. Mußte man doch jeden Augenblick fürchten, das Dorf und den Gutshof in Flammen aufgehen zu sehen. Mit Zagen wagten sich die Flüchtlinge andern Tages in das von den Feinden verlassene Dorf zurück und sahen dort mit Thränen in den Augen die Greuel der Verwüstung. Manch heißer Racheschwur mag da in den Herzen der Geschädigten aufgestiegen sein, auch das Blut des jungen Edelmannes beim Anblick seines beschimpften Stammbaumes im grimmigen Zorn gewallt haben.

Ein Zeugnis von den Leiden der durch die Feinde geängstigten Bewohner Schönhausens ist aus jener Schreckenszeit erhalten geblieben. Der ehrwürdige Geistliche des Ortes, Pfarrer Petri, gab der allgemeinen Stimmung Ausdruck, als er damals in sein Tagebuch folgende Worte schrieb:

„Seit dem Dreißigjährigen Kriege hatte kein feindlicher Fuß den ruhigen Winkel zwischen der Elbe und Havel betreten. Gott erhalte uns unsere Wohnungen, unsere Scheunen und unser Vieh, sonst wird das Elend grenzenlos. O goldener Friede, glückliche Ruhe, die wir so lange genossen, wann kehret ihr wieder?“ —

„Dann, wenn Preußens edle Krieger mit Gott für König und Vaterland in Paris einziehen werden.“ Dieser Trostspruch ward von befreundeter Hand jenem Ausruf hinzugefügt. Der Spruch ist zu einem Prophetenwort geworden, er bezeugt, daß es an gläubigen Herzen

nicht fehlte, die den Mut in jener trüben Zeit nicht verloren und andere durch ihr festes Vertrauen auf eine glückliche Zukunft stärken und aufrichten halfen.

Als Ferdinand von Bismarck zurückkehrte und die in seinem Schlosse angerichteten Verwüstungen erblickte, begab er sich mit bangem Herzen nach dem Park zu dem kleinen Gartenhäuschen, unter dessen Schwelle er sein Barvermögen, lauter blanke Goldstücke, vergraben hatte. Wie erschrak er, als er sah, daß die Erde ringsum tief aufgewühlt war. Er glaubte im ersten Augenblick nicht anders, als sein Gut sei verloren. Doch wie erstaunte er, als ihm Goldstücke in der aufgeworfenen Erde entgegenblinkten. Frohen Herzens laß er dieselben auf, und siehe, es fehlte nicht eins. Unzweifelhaft hatten die Hunde, die Spur ihres Herrn suchend, den Erdboden aufgescharrt und dabei die Goldstücke herausgeworfen, glücklicherweise aber erst nach dem Besuche der Franzosen.

Den Bemühungen des Gutsherrn von Schönhausen gelang es, seine Schutzbefohlenen und sich vor der Wiederholung solcher Greuelscenen zu bewahren, indem er auf Verwendung bei dem französischen Oberbefehlshaber in Tangermünde eine Sicherheitswache für Schönhausen erhielt. Dennoch hielt er es nicht für unnötig, seiner Gattin für einige Zeit eine Zufluchtsstätte in Rathenow zu verschaffen.

Das Kriegsgetümmel verrauschte und wich endlich dem Frieden, jenem schmachvollen Frieden von Tilsit, dessen Abschluß und Wirkungen allen treuen Preußen das Herz bluten machten und der teuern Königin Luise das Herz brachen, aber auch den Antrieb gaben zu der großen Wiedergeburt Preußens, durch die allein die später folgende begeisterte Erhebung des Volkes zu dem herrlichen Befreiungskampfe ermöglicht wurde.

Alle diese Vorgänge fanden ihren lebhaften Widerhall in den Herzen der Bewohner von Schönhausen, die bei aller Trauer über das dem Vaterlande widerfahrene Unglück dennoch den Trost hatten, daß sie und ihr Gebiet trotz der vom übermütigen Franzosenkaiser in Deutschland vollzogenen Umwälzungen mit dem alten Stammlande vereinigt blieben. Lief doch die Grenze des von Napoleon zum Tummelplatz der Narrheiten seines Bruders Jerôme geschaffenen Königreichs Westfalen hart an der Gemarkung der Felder von Schönhausen hin.

desselben wurden [illegible] vaterländischen
deren nur w[illegible] Paares auf Schön-
der Weise [illegible] Geburt eines Knäbleins
hängende [illegible] Name Alexander Friedrich
Bajonet [illegible] dritten Lebensjahre um
des [illegible] Grabhügelchen findet der
äng[illegible]hausen, von grünendem Gesträuch
der [illegible] Hufeisen geschmückt, noch heute.
[illegible] Inschrift erzählt von der Trauer,
[illegible] Verluste ihres Erstgebornen empfanden.
[illegible] die Freude und die Hoffnung seiner Eltern,
[illegible] betrübte.“ Auch an dem zweitgeborenen
[illegible] namens Luise Johanna, mußte das junge Paar
[illegible] wenigen Jahren den gleichen Schmerz erleben.
[illegible] trauernden Ersatz gegeben. In den thränenreichen
[illegible] deutsche Volk den Tod der Königin Luise beweinte, am
[illegible] schenkte Frau von Bismarck ihrem Gatten abermals einen
[illegible] am Leben blieb, wuchs und gedieh. Es war der ältere Bruder
[illegible] Bernhard von Bismarck, nachmals Landrat im Kreise Nau-
[illegible] Pommern, Königlicher Kammerherr und Geheimer Regierungsrat.

[illegible] im Frühling des Jahres 1813 das Volk aufstand und der [illegible] losbrach, begann für die Bewohner von Schönhausen ein neues, [illegible] Leben. Wie jeder wackere deutsche Mann voll Begeisterung zur Waffe griff, der schmachvollen Knechtschaft ein Ende machen zu helfen, stellten auch die Bismarcks ihre Kräfte in den Dienst des Vaterlandes. Den drei älteren Brüdern Ferdinand von Bismarcks war es vergönnt, auf den Ruf ihres Königs zur Fahne zu eilen, um freudig mit ins Feld zu ziehen.

Den Schloßherrn von Schönhausen zwangen die Verhältnisse daheim zu bleiben und die väterlichen Güter zu verwalten. Er sammelte aber die Männer des Landsturms aus der Altmark um sich und leitete deren Ausrüstung und Waffenübungen, und so fand auch er Gelegenheit, seinen patriotischen Eifer zu bethätigen.

Keine unwürdige Aufgabe war es, welche ihm und seiner Schar zufiel.

Galt es doch, die heimatlichen Fluren gegen die Wut der über die Elbe abziehenden Trümmer des Franzosenheeres wie vor den Ausschreitungen der diesem auf dem Fuße folgenden Kosaken-, Baschkiren- und Kalmückenschwärme der verbündeten Russen zu schützen. Und es widerfuhr diesen Männern des altmärkischen Landsturms die Ehre, mit der auserlesensten Schar des preußischen Heeres in enger Waffenbrüderschaft Seite an Seite zu stehen.

Lützows wilde verwegene Jagd kam im Mai des genannten Jahres nach Schönhausen, um dort und in den umliegenden Dörfern mit dem unter Bismarcks Führung stehenden Landsturm die Elbübergänge zu bewachen. Das alte ehrwürdige Gotteshaus von Schönhausen wurde zum Schauplatz einer erhebenden Feier. Täglich kamen neue Freiwillige, auch aus den noch von den Feinden besetzten Ländern jenseits der Elbe, um sich dem Lützowschen Freikorps anzuschließen, und eines Tages fand in der Kirche von Schönhausen die feierliche Einsegnung der Neueingetretenen statt.

Es war eine denkwürdige Stunde, welche zu ergreifender Handlung in dem schlichten Gotteshause eine seltsame Schar von Männern vereinigte, zusammengesetzt aus Deutschlands erster Jugendblüte und dem alten Stamm des treubewährten Märkergeschlechts, alle durchloht von derselben feurigen Begeisterung für die gemeinsame Sache, die Befreiung des Vaterlandes aus der Schmach der Fremdherrschaft. Dort sah man aus der Menge hervorragen das Haupt des wackeren Turnvaters Jahn, des biederen Sohnes der Altmark, neben dem Jünglingsantlitz des Sängers feuriger Freiheitslieder, des aus Österreichs Kaiserstadt herbeigeeilten Theodor Körner, hier den in Jugendschönheit prangenden Friedrich Friesen neben dem im ernsten Mannesalter stehenden Führer der schwarzen Schar, Major von Lützow. Wie mag manchem der graubärtigen Altmärker das Herz in der treuen Brust gar jugendfrisch gepocht haben, als nach der erhebenden Ansprache des Predigers Petri die jungen schwarzen Gesellen Lützows sich durch feierlichen Eidschwur dem Tode für die Freiheit des Vaterlandes weihten und unter Orgelklang und Glockengeläute der Choral in Körners markigen Worten aus dem Munde der Freiheitskämpfer erbrauste:

… haus
… ammen.
… zum Kampf hinaus,
… ammen.
… t zu Sieg und Schlacht,
… angefacht.
… die Ehre!"

… folgten und mit ihnen die heißen Schlachten … und Sachsens Gefilden. In banger Spannung … auf jede Kunde, die vom Kriegsschauplatze … man die Nachrichten von den ersten Siegen … besonders aber von den ruhmreichen Thaten … Korps bei Großgörschen und Großbeeren, wodurch … Anschlag, der die Mark und Preußens Hauptstadt … vereitelt wurde. Die Botschaft von der siegreichen Völker… Leipzig entfachte auch an den Ufern der Elbe hellodernde … feuer.

… auch jener Siegeskunde eine Trauernachricht auf dem … folgte, die, daß der Bruder unseres Ferdinand von Bismarck, der Major Leopold von Bismarck, bei Möckern die Todeswunde erhalten habe und er derselben wenige Tage darauf in Halle erlegen sei, so vermochte der Schmerz darüber die Siegesfreude der begeisterten Vaterlandsfreunde auf Schönhausen wohl herabzustimmen, aber nicht ganz zu dämpfen. Mußte doch fast jede Familie im großen deutschen Vaterlande in jenen Tagen ihr Opfer für die große heilige Sache der Freiheit bringen, und war es doch gar lindernder Balsam für die wunden Herzen in der Heimat, wenn man fast täglich von neuen, schönen Waffenerfolgen der tapferen Kriegsheere hörte. Wie erhebend wirkte die Botschaft, daß das Vaterland endlich von den feindlichen Bedrückern befreit sei, daß man den Fliehenden nachzog über den Rhein, sie auf dem eigenen Grund und Boden vor sich hertreibe, der stolzen Hauptstadt Frankreichs zu!

Als das Kriegsgewitter ferner und ferner verhallte und die heimatlichen Fluren nicht mehr bedroht waren, da legte der Landsturm die Waffen aus der Hand und kehrte zu friedlicher Beschäftigung in die

Hütten zurück. Auch Ferdinand von Bismarck konnte sich nun ganz wieder seinen häuslichen Pflichten widmen.

In dieser Zeit aber, da die Wogen des vaterländischen Lebens hoch aufschlugen, drängte es ihn und seine Gattin, welche den regsten Anteil an den großen Ereignissen der Zeit nahmen, fort von ihrem stillen Landsitze. Sie wünschten dem Mittelpunkte des großen Lebens nahe zu sein; deshalb siedelten sie zur Winterzeit, wenn es die Verhältnisse gestatteten, nach Berlin über. Hier ward ihr Haus bald zu einem Sammelpunkte bedeutender, einflußreicher Persönlichkeiten. Staatsbeamte, Gelehrte, Künstler, Adlige und Bürgerliche versammelten sich hier, und in diesem geselligen Kreise wurden nicht nur öffentliche Angelegenheiten besprochen, sondern man widmete der Sache des Vaterlandes reges Interesse durch Pflege der Verwundeten, durch Sammlung von Unterstützungen und Kundgebungen, worin man die Hoffnungen und Wünsche des Volkes zum Ausdruck brachte, wie letzteres namentlich im folgenden Winter, da der Kongreß in Wien tagte, vielfach geschah.

In diesem geselligen Kreise fühlte sich Frau Wilhelmine von Bismarck, die begeisterte Vaterlandsfreundin, ganz in ihrem Elemente. Sie war ihrer Schönheit und ihrer hohen Bildung wegen stets eine gefeierte Persönlichkeit. Waren in früheren Jahren die Abende in ihrem Hause mehr einer heiteren Geselligkeit gewidmet gewesen, wobei sie als Meisterin des Schachspiels und musikalische Künstlerin geglänzt hatte, so traten jetzt in der ernsten Kriegszeit Gespräche und Beratungen über die politischen Angelegenheiten in den Vordergrund. Mit Wohlgefallen erinnerte sie sich jener Zeit des interessanten geselligen Verkehrs im Hause ihres Vaters, wo die hervorragendsten Männer Berlins aus- und eingegangen waren. In ihren politischen Anschauungen stand sie nach dem Vorbilde ihres Vaters ganz auf der Seite der liberalen Volksfreunde. — Ihr ganzes Fühlen und Denken war nach abgeschlossenem Frieden nur darauf gerichtet, wie in den Verhandlungen des Wiener Kongresses der Sache der Volksrechte und der freiheitlichen Staatsverfassung, welche die preußischen Staatsmänner erstrebten, Rechnung getragen werden würde.

[illegible] sich das Bismarcksche Paar
[illegible] es sonst zu geschehen pflegte. Es
[illegible] erwartet, vor dem zunächst das
[illegible] der Welt in den Hintergrund treten
[illegible]nannten Jahres trat das Erwartete ein.
[illegible] Preußens Heer zum zweitenmal gegen
[illegible] Schwerte die verhängnisvollen Folgen der
[illegible] oder arglistigen deutschen Politik abzuwehren,
[illegible] von Bismarck ihrem dritten Sohne das Leben;
[illegible] die Namen Otto Eduard Leopold erhielt.
[illegible]bürger, dessen erster Lebensschrei an jenem 1. April
[illegible] des Elternpaares in den Räumen des alten Ritter-
[illegible] erklang, wurde von der Vorsehung zu hohen Dingen
[illegible] Er ist der große Staatsmann Otto von Bismarck geworden,
[illegible]rlegenen Weisheit und genialen Kraft es gelang, die Schuld
[illegible] zu sühnen, welche zur Zeit seiner Geburt am deutschen
Vaterlande begangen wurde. Zum schönen Ausdruck bringt diesen Ge-
danken der Dichter G. Schwetschke in seiner „Bismarckias“, worin er singt:

„Deine Stimme, kleiner Junker,
Hörte damals nur Schönhausen;
Später hört sie Preußen, Deutschland,
Dem Posaunenschall vergleichbar
Hört sie die erstaunte Welt.“

Folgen wir nun dem Entwicklungsgange dieses Helden!



III.

Jung Bismarck.

„He kenn den Vagel an den Slag,
Leep gern herum den ganzen Dag
Un slog ok dann und wann mal sach
En beten ut den Swengel.
So wuß he op, war grot und stark,
En jungen Eekboom in de Mark. —
Schafft mal för den en Riesenwark,
Sin Kraft daran to öben.
De 's al to grot för Vaders Got,
För den is kum de Welt to grot;
Wo is de Platz, um Kraft un Mot
Vun dissen Mann to pröben?" — —

Klaus Groth.

Die Kindheit ist die Knospe des Mannesalters genannt worden. Wer das Leben Otto von Bismarcks mit kundigem Auge überschaut, wird die Richtigkeit dieses Ausspruches von neuem bestätigt sehen. Die wenigen Züge und Lebensäußerungen, welche aus dem Knabenalter des Helden bekannt geworden sind, lassen deutlich genug schon die Ansätze zu jenen genialen Eigenschaften erkennen, die der große Mann später zu so herrlicher Entfaltung gebracht hat. Ein gütiges Geschick hat dieses junge Menschenreis in einen gesunden, fruchtbaren Boden gestellt und ihm Sonnenschein und Regen im rechten Maße zu teil werden lassen, so daß sich alle Gaben und Triebe, welche die keimende Seele in sich barg, naturgemäß und kräftig entwickeln konnten.

Neben dem schönen harmonischen Familienleben in seinem Elternhause übte der Verkehr mit der freien frischen Gottesnatur den wohlthätigsten Einfluß auf Otto von Bismarck aus. Ist doch die Natur die eigentliche Lebensatmosphäre der Kindheit, und werden doch nach dem Ausspruch weiser Pädagogen ohne den Einfluß der Natur niemals ganze, wahre Menschen erzogen.

Ein Jahr nach der Geburt unseres Helden gelangten dessen Eltern durch Erbvergleich in den Besitz der Güter Kniephof, Külz und Jarchelin im Naugarder Kreise in Pommern. Sie siedelten nun von der Altmark nach Pommern über, um ihren Wohnsitz auf Kniephof zu nehmen, während sie die Verwaltung des alten Stammgutes Schönhausen ihrem Gutsinspektor Bellin überließen. Der alte Rittersitz Kniephof, der Otto von Bismarck zur neuen Heimat wurde, hat eine schöne, freundliche Lage in fruchtbarer Gegend. Das Herrenhaus dort war freilich noch einfacher als das Schönhausener, der Park hingegen schöner und größer, und der Karpfenteich in demselben erfreute sich seines Fischreichtums wegen in der ganzen Gegend einer gewissen Berühmtheit. Ein wiesenreiches Flußthal, das der Zampel, zieht sich, von Erlen, Ulmen und Weidengebüsch lieblich eingefaßt, durch die Feldmark hin. Und wenn die Eltern ihrem alten Stammgute während der Sommerzeit gelegentlich auch einen längeren Besuch abstatteten und nach alter Gepflogenheit im Winter einige Monate in Berlin lebten, so war doch Kniephof mit seiner schönen Umgebung der eigentliche Tummelplatz der Jugendspiele Ottos. Hier nahm ihn die gütige Allmutter Natur in ihre Erziehungsanstalt, zeigte ihm die Fülle ihrer Schönheiten in Garten, Feld und Forst, offenbarte seiner ahnenden Kindesseele ihre tiefen Geheimnisse in Baum und Busch, Fluß und See. Das Kommen und Scheiden des Tages, der Jahreszeiten, die hehre Pracht des Sonnen- und Mondaufganges, die Schauer der stillen Nacht, die Schrecken eines Gewittersturmes erfüllten seine Phantasie mit großen und wunderbaren Bildern. In diesen beiden stärkenden Lebenselementen, Familie und Natur, entwickelte sich der Knabe an Leib und Seele auf das beste. Er war ein Bild der Frische und Gesundheit und zeigte in seinem Wesen etwas von jenem urwüchsig Täppischen, wie es die Sage

von der Kindheit Jung Siegfrieds, Klein Rolands und anderer Helden der Kraft berichtet. Klein Bismarck trollte und tollte lustig in und um Kniephof umher. Er kannte bald jeden Vogel im Busch und Baum nicht nur an den Federn, sondern auch am Fluge und am Gesang, wie er das Wild an der Fährte erkannte. Oft machte er den Karpfen im Teiche seine Aufwartung; und nicht lange, so stand er im vertraulichsten Verkehr mit den stummen Bewohnern des Gewässers und hatte seine helle Freude daran, wenn dieselben nach den ihnen zugeworfenen Futterbrocken schnappten und einander darum jagten. Eines Tages, als er mutterseelenallein an den Teich gegangen war und sich wiederum mit seinen Lieblingen im Wasser beschäftigte, ließ ihn sein kindlicher Eifer aller Vorsicht vergessen, und ehe er sich's versah, lag er in dem ziemlich tiefen Teich. Welchem glücklichen Umstande er seine Rettung verdankte, wußte er selber nicht zu sagen. Doch Kinder haben eben ihre Engel. Triefend, mit Schlamm und Schilf überdeckt, kam er, ganz gleichmütig, als ob ihm weiter nichts Besonderes geschehen wäre, bald nach seinem Unfall im Elternhause an; nur klagte er, daß ihm entsetzlich kalt sei.

Für tapfere Thaten und Heldengröße scheint unserm Helden frühzeitig das Verständnis aufgegangen zu sein. In folgendem Vorfall gab er in seiner Weise den Beweis dafür. Zu den öfter wiederkehrenden Gästen des Bismarckschen Hauses in Kniephof gehörten auch viele Offiziere der benachbarten Garnisonstädte, deren blanke Uniformen der kleine Otto stets bewunderte. Eines Tages nahm der als Hausfreund auf Kniephof verkehrende Major von Schmeling an der Mittagstafel teil; dieser, Ritter des Eisernen Kreuzes und in den Freiheitskriegen verwundet, trug noch den linken Arm in der Binde. Otto, der mit seinem Bruder Bernhard an einem Nebentische speiste, verließ den von seinen Feldzugserlebnissen erzählenden Major kaum mit einem Blicke; mehr noch als die glänzende Uniform erregte heute der verwundete Arm des Kriegsmannes und das Eiserne Kreuz auf dessen Brust das Interesse des Kleinen. Plötzlich sprang dieser von seinem Stuhl auf, trat auf den Major zu, stellte sich in straffer, etwas breitbeiniger Haltung, die Hände in die Seiten gestemmt, vor den Major hin und

„Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!“

Die heißen Sommertage folgten und mit ihnen die heißen Schlachten auf Schlesiens, Böhmens und Sachsens Gefilden. In banger Spannung lauschte man in Schönhausen auf jede Kunde, die vom Kriegsschauplatze kam. Jubelnd vernahm man die Nachrichten von den ersten Siegen der verbündeten Heere, besonders aber von den ruhmreichen Thaten des Bülowschen Korps bei Großgörschen und Großbeeren, wodurch Napoleons verwegener Anschlag, der die Mark und Preußens Hauptstadt bedrohte, vereitelt wurde. Die Botschaft von der siegreichen Völkerschlacht bei Leipzig entfachte auch an den Ufern der Elbe helllodernde Freudenfeuer.

Ob auch jener Siegeskunde eine Trauernachricht auf dem Fuße folgte, die, daß der Bruder unseres Ferdinand von Bismarck, der Major Leopold von Bismarck, bei Möckern die Todeswunde erhalten habe und er derselben wenige Tage darauf in Halle erlegen sei, so vermochte der Schmerz darüber die Siegesfreude der begeisterten Vaterlandsfreunde auf Schönhausen wohl herabzustimmen, aber nicht ganz zu dämpfen. Mußte doch fast jede Familie im großen deutschen Vaterlande in jenen Tagen ihr Opfer für die große heilige Sache der Freiheit bringen, und war es doch gar lindernder Balsam für die wunden Herzen in der Heimat, wenn man fast täglich von neuen, schönen Waffenerfolgen der tapferen Kriegsheere hörte. Wie erhebend wirkte die Botschaft, daß das Vaterland endlich von den feindlichen Bedrückern befreit sei, daß man den Fliehenden nachzog über den Rhein, sie auf dem eigenen Grund und Boden vor sich hertreibe, der stolzen Hauptstadt Frankreichs zu!

Als das Kriegsgewitter ferner und ferner verhallte und die heimatlichen Fluren nicht mehr bedroht waren, da legte der Landsturm die Waffen aus der Hand und kehrte zu friedlicher Beschäftigung in die

Hütten zurück. Auch Ferdinand von Bismarck konnte sich nun ganz wieder seinen häuslichen Pflichten widmen.

In dieser Zeit aber, da die Wogen des vaterländischen Lebens hoch aufschlugen, drängte es ihn und seine Gattin, welche den regsten Anteil an den großen Ereignissen der Zeit nahmen, fort von ihrem stillen Landsitze. Sie wünschten dem Mittelpunkte des großen Lebens nahe zu sein; deshalb siedelten sie zur Winterzeit, wenn es die Verhältnisse gestatteten, nach Berlin über. Hier ward ihr Haus bald zu einem Sammelpunkte bedeutender, einflußreicher Persönlichkeiten. Staatsbeamte, Gelehrte, Künstler, Adlige und Bürgerliche versammelten sich hier, und in diesem geselligen Kreise wurden nicht nur öffentliche Angelegenheiten besprochen, sondern man widmete der Sache des Vaterlandes reges Interesse durch Pflege der Verwundeten, durch Sammlung von Unterstützungen und Kundgebungen, worin man die Hoffnungen und Wünsche des Volkes zum Ausdruck brachte, wie letzteres namentlich im folgenden Winter, da der Kongreß in Wien tagte, vielfach geschah.

In diesem geselligen Kreise fühlte sich Frau Wilhelmine von Bismarck, die begeisterte Vaterlandsfreundin, ganz in ihrem Elemente. Sie war ihrer Schönheit und ihrer hohen Bildung wegen stets eine gefeierte Persönlichkeit. Waren in früheren Jahren die Abende in ihrem Hause mehr einer heiteren Geselligkeit gewidmet gewesen, wobei sie als Meisterin des Schachspiels und musikalische Künstlerin geglänzt hatte, so traten jetzt in der ernsten Kriegszeit Gespräche und Beratungen über die politischen Angelegenheiten in den Vordergrund. Mit Wohlgefallen erinnerte sie sich jener Zeit des interessanten geselligen Verkehrs im Hause ihres Vaters, wo die hervorragendsten Männer Berlins aus- und eingegangen waren. In ihren politischen Anschauungen stand sie nach dem Vorbilde ihres Vaters ganz auf der Seite der liberalen Volksfreunde. — Ihr ganzes Fühlen und Denken war nach abgeschlossenem Frieden nur darauf gerichtet, wie in den Verhandlungen des Wiener Kongresses der Sache der Volksrechte und der freiheitlichen Staatsverfassung, welche die preußischen Staatsmänner erstrebten, Rechnung getragen werden würde.

Im Winter des Jahres 1815 zog sich das Bismarcksche Paar früher nach Schönhausen zurück, als es sonst zu geschehen pflegte. Es wurde ein frohes Familienereignis erwartet, vor dem zunächst das Interesse an den großen Dingen der Welt in den Hintergrund treten mußte. Am 1. April obengenannten Jahres trat das Erwartete ein.

Um dieselbe Zeit, als Preußens Heer zum zweitenmal gegen Frankreich zog, um mit dem Schwerte die verhängnisvollen Folgen der damaligen schwachmütigen oder arglistigen deutschen Politik abzuwehren, gab Frau Wilhelmine von Bismarck ihrem dritten Sohne das Leben: welcher in der Taufe die Namen Otto Eduard Leopold erhielt.

Der kleine Weltbürger, dessen erster Lebensschrei an jenem 1. April 1815 zum Entzücken des Elternpaares in den Räumen des alten Rittersitzes Schönhausen erklang, wurde von der Vorsehung zu hohen Dingen auserkoren. Er ist der große Staatsmann Otto von Bismarck geworden, dessen überlegenen Weisheit und genialen Kraft es gelang, die Schuld vollkommen zu sühnen, welche zur Zeit seiner Geburt am deutschen Vaterlande begangen wurde. Zum schönen Ausdruck bringt diesen Gedanken der Dichter G. Schwetschke in seiner „Bismarckias“, worin er singt:

„Deine Stimme, kleiner Junker,
Hörte damals nur Schönhausen;
Später hört sie Preußen, Deutschland,
Dem Posaunenschall vergleichbar
Hört sie die erstaunte Welt.“

Folgen wir nun dem Entwicklungsgange dieses Helden!



III.

Jung Bismarck.

„He kenn den Vagel an den Slag,
Leep gern herum den ganzen Dag
Un slog of dann und wann mal fach
En beten ut den Swengel.
So wuß he op, war grot und stark,
En jungen Eekboom in de Mark. —
Schafft mal för den en Riesenwark,
Sin Kraft daran to öben.
De 's al to grot för Vaders Got,
För den is kum de Welt to grot;
Wo is de Platz, um Kraft un Mot
Vun dissen Mann to pröben?“ — —

Klaus Groth.

Die Kindheit ist die Knospe des Mannesalters genannt worden. Wer das Leben Otto von Bismarcks mit kundigem Auge überschaut, wird die Richtigkeit dieses Ausspruches von neuem bestätigt sehen. Die wenigen Züge und Lebensäußerungen, welche aus dem Knabenalter des Helden bekannt geworden sind, lassen deutlich genug schon die Ansätze zu jenen genialen Eigenschaften erkennen, die der große Mann später zu so herrlicher Entfaltung gebracht hat. Ein gütiges Geschick hat dieses junge Menschenreis in einen gesunden, fruchtbaren Boden gestellt und ihm Sonnenschein und Regen im rechten Maße zu teil werden lassen, so daß sich alle Gaben und Triebe, welche die keimende Seele in sich barg, naturgemäß und kräftig entwickeln konnten.

Neben dem schönen harmonischen Familienleben in seinem Elternhause übte der Verkehr mit der freien frischen Gottesnatur den wohlthätigsten Einfluß auf Otto von Bismarck aus. Ist doch die Natur die eigentliche Lebensatmosphäre der Kindheit, und werden doch nach dem Ausspruch weiser Pädagogen ohne den Einfluß der Natur niemals ganze, wahre Menschen erzogen.

Ein Jahr nach der Geburt unseres Helden gelangten dessen Eltern durch Erbvergleich in den Besitz der Güter Kniephof, Külz und Jarchelin im Naugarder Kreise in Pommern. Sie siedelten nun von der Altmark nach Pommern über, um ihren Wohnsitz auf Kniephof zu nehmen, während sie die Verwaltung des alten Stammgutes Schönhausen ihrem Gutsinspektor Bellin überließen. Der alte Rittersitz Kniephof, der Otto von Bismarck zur neuen Heimat wurde, hat eine schöne, freundliche Lage in fruchtbarer Gegend. Das Herrenhaus dort war freilich noch einfacher als das Schönhausener, der Park hingegen schöner und größer, und der Karpfenteich in demselben erfreute sich seines Fischreichtums wegen in der ganzen Gegend einer gewissen Berühmtheit. Ein wiesenreiches Flußthal, das der Zampel, zieht sich, von Erlen, Ulmen und Weidengebüsch lieblich eingefaßt, durch die Feldmark hin. Und wenn die Eltern ihrem alten Stammgute während der Sommerzeit gelegentlich auch einen längeren Besuch abstatteten und nach alter Gepflogenheit im Winter einige Monate in Berlin lebten, so war doch Kniephof mit seiner schönen Umgebung der eigentliche Tummelplatz der Jugendspiele Ottos. Hier nahm ihn die gütige Allmutter Natur in ihre Erziehungsanstalt, zeigte ihm die Fülle ihrer Schönheiten in Garten, Feld und Forst, offenbarte seiner ahnenden Kindesseele ihre tiefen Geheimnisse in Baum und Busch, Fluß und See. Das Kommen und Scheiden des Tages, der Jahreszeiten, die hehre Pracht des Sonnen- und Mondaufganges, die Schauer der stillen Nacht, die Schrecken eines Gewittersturmes erfüllten seine Phantasie mit großen und wunderbaren Bildern. In diesen beiden stärkenden Lebenselementen, Familie und Natur, entwickelte sich der Knabe an Leib und Seele auf das beste. Er war ein Bild der Frische und Gesundheit und zeigte in seinem Wesen etwas von jenem urwüchsig Täppischen, wie es die Sage

von der Kindheit Jung Siegfrieds, Klein Rolands und anderer Helden der Kraft berichtet. Klein Bismarck trollte und tollte lustig in und um Kniephof umher. Er kannte bald jeden Vogel im Busch und Baum nicht nur an den Federn, sondern auch am Fluge und am Gesang, wie er das Wild an der Fährte erkannte. Oft machte er den Karpfen im Teiche seine Aufwartung; und nicht lange, so stand er im vertraulichsten Verkehr mit den stummen Bewohnern des Gewässers und hatte seine helle Freude daran, wenn dieselben nach den ihnen zugeworfenen Futterbrocken schnappten und einander darum jagten. Eines Tages, als er mutterseelenallein an den Teich gegangen war und sich wiederum mit seinen Lieblingen im Wasser beschäftigte, ließ ihn sein kindlicher Eifer aller Vorsicht vergessen, und ehe er sich's versah, lag er in dem ziemlich tiefen Teich. Welchem glücklichen Umstande er seine Rettung verdankte, wußte er selber nicht zu sagen. Doch Kinder haben eben ihre Engel. Triefend, mit Schlamm und Schilf überdeckt, kam er, ganz gleichmütig, als ob ihm weiter nichts Besonderes geschehen wäre, bald nach seinem Unfall im Elternhause an; nur klagte er, daß ihm entsetzlich kalt sei.

Für tapfere Thaten und Heldengröße scheint unserm Helden frühzeitig das Verständnis aufgegangen zu sein. In folgendem Vorfall gab er in seiner Weise den Beweis dafür. Zu den öfter wiederkehrenden Gästen des Bismarckschen Hauses in Kniephof gehörten auch viele Offiziere der benachbarten Garnisonstädte, deren blanke Uniformen der kleine Otto stets bewunderte. Eines Tages nahm der als Hausfreund auf Kniephof verkehrende Major von Schmeling an der Mittagstafel teil; dieser, Ritter des Eisernen Kreuzes und in den Freiheitskriegen verwundet, trug noch den linken Arm in der Binde. Otto, der mit seinem Bruder Bernhard an einem Nebentische speiste, verließ den von seinen Feldzugserlebnissen erzählenden Major kaum mit einem Blicke; mehr noch als die glänzende Uniform erregte heute der verwundete Arm des Kriegsmannes und das Eiserne Kreuz auf dessen Brust das Interesse des Kleinen. Plötzlich sprang dieser von seinem Stuhl auf, trat auf den Major zu, stellte sich in straffer, etwas breitbeiniger Haltung, die Hände in die Seiten gestemmt, vor den Major hin und

richtete mit leuchtenden Augen die Frage an ihn: „Ist Er von einer Kanonenkugel geschossen?“

Die Sprache unseres genialen Staatsmannes hat in mancher gewaltigen Redeschlacht durch Bilderschmuck, durch Trefflichkeit des Ausdrucks und durch wuchtige Macht die Hörer zur Bewunderung hingerissen; doch ist es auch bekannt, daß sie des glattfließenden Stromes entbehrt und mehr dem über Felsgeröll dahinrauschenden Sturzbache gleicht. Auch diese Eigenheiten der Sprache Bismarcks, Vorzüge wie Mängel, wurzeln in der Kindheit desselben. Während die ursprüngliche Naturanschauung des Knaben der Redeweise des Mannes den Vorrat an schönen und plastischen Bildern lieferte, hatte derselbe auch allezeit mit einer gewissen Unbeholfenheit zu kämpfen, welche schon der kindlichen Zunge eigen war. Es wird berichtet, daß der kleine Otto lange mit der Aussprache des L und R auf gespanntem Fuße gestanden hat. Vielfach war er deswegen der Neckerei seines älteren Bruders ausgesetzt, so beispielsweise, wenn er aus seinem Bilderbuche die Kinderfabel vom Bären und den Bienen in folgender Weise deklamierte:

„Honna, ihr Bienen, bummt der Bär,
Gneich gebt mir euren Honig her!“ — —

Daß er damals auch in der deutschen Grammatik nicht gerade ein großer Held gewesen ist, geht aus folgendem hervor: Einmal nahm ihn die Mutter ins Verhör und fragte: „Otto, was hast du gegessen? Du riechst nach Medizin?“ Der Kleine besann sich ein Weilchen und antwortete: „In Vaters Stube stand eine Flasche, die hab' ich an den Mund genommen; getrunken hab' ich aber nicht davon, weil sie zu sehr stankte.“

Tritt schon aus diesem Beispiel ein Zug zur Wahrhaftigkeit und Offenheit, wie er dem großen Diplomaten stets in seinem späteren Leben zur Zierde gereicht hat, deutlich hervor, so zeigt sich diese edle, echt deutsche Tugend in einem andern Ereignisse aus der Kindheit desselben in noch glänzenderem Lichte. Eines Abends, als er gekommen war, der Mutter „gute Nacht“ zu sagen, fragt ihn dieselbe: „Otto, hast du auch dein Süppchen gegessen?“ Otto schweigt und steht einen Augenblick nachdenkend da; dann wendet er sich plötzlich um und stürmt

hinaus. Gleich darauf aber kehrt er mit einem entschiedenen „Ja, Mama!“ zurück. Den Abend über war er mit so vielen für seinen kindlichen Geist äußerst wichtigen Dingen beschäftigt gewesen, und es war seinem Gedächtnis entschwunden, daß er seine Abendmahlzeit schon gehalten hatte. In Zweifel darüber war er in die Küche hinaus geeilt zu seiner Wärterin Lotte Schmeling, die um die Sache wissen mußte, und hatte sich von dieser Gewißheit geholt. Auf eine bloße Vermutung hin hatte er die Frage seiner Mutter nicht beantworten wollen.

Nach dem Ausspruche einer der Familie Bismarck nahe verwandten Dame war „der Vater das Herz, die Mutter der Verstand des Hauses“. Dieses Wort giebt nicht bloß ein Bild von dem Verhältnis der Eltern zu einander, sondern es kennzeichnet auch den Einfluß, den sie auf die Erziehung ihrer Kinder ausgeübt haben. Der gutmütige Herr Rittmeister von Bismarck war gegen seine Kinder die Zärtlichkeit und Nachsicht selber; besonders helle Freude hatte er an seinem Jüngsten, unserm Otto, sogar oft an den kleinen Unarten des hübschen, aufgeweckten Knaben. Einst als dieser an seinem Kindertischchen auf die Mittagssuppe wartend dasaß, mochte ihm wohl die Zeit etwas lange währen. In seiner kindlichen Ungeduld nahm er bald eine Haltung an, wie sie für ein wohlerzogenes Bürschlein wenig passend ist. Den Rücken halb nach dem Tische der Eltern gewendet, die Kniee gegen die Tischplatte gestemmt, ließ er die Beinchen in taktgemäßen Pendelschwingungen hin- und herbaumeln. Die Frau Mama, dies bemerkend, steht im Begriff, dem kleinen zukünftigen Staatsmann wegen seiner wenig parlamentarischen Haltung einen Ordnungsruf zu erteilen; doch der gute Herr Papa wendet die Rüge ab; ehe die Mutter zu Worte kommt, ruft er im weichsten Tone ihr zu: „Minchen, sieh doch den Jungen, wie er dasitzt und mit den Benekens baumelt!“

Die etwas weitgehende Nachsicht des Vaters hat wohl mit dazu beigetragen, daß Frau von Bismarck, so lieb sie ihre Söhne hatte, darauf drang, dieselben so frühzeitig als möglich behufs einer zweckmäßigen Erziehung aus dem Hause zu geben. So kam denn Otto, als er sechs Jahre alt war, in die Plamannsche Erziehungsanstalt zu Berlin, wo sich sein älterer Bruder Bernhard bereits seit einem Jahre

befand. Für die Wahl dieser Anstalt war bei Frau von Bismarck wohl folgendes noch mit maßgebend:

Ihr Vater war ein begeisterter Verehrer des großen Schweizer Volkspädagogen Pestalozzi gewesen, und wie neuerdings aus den im Geheimen Staatsarchiv aufbewahrten Akten des Oberschul-Kollegiums dargethan worden ist, hat der vortreffliche Staatsmann in Übereinstimmung mit dem Minister Stein seinen ganzen Einfluß aufgeboten, daß die bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. in Aussicht genommene Verbesserung sämtlicher preußischer Schulen zwecks einer wahren „Nationalerziehung“ nach den Grundsätzen der Pestalozzischen Methode geschehe, „weil diese“, nach seinen Worten, „die Selbstthätigkeit des Geistes erhöhe, den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen anrege, das Leben in der Idee befördere und den Hang zum Leben im Genuß mindere und ihm entgegenwirke“.

Die Plamannsche Erziehungsanstalt für Knaben, welche sich damals in der Wilhelmstraße Nr. 139 befand, war zur Zeit der Erhebung Preußens nach Pestalozzischen Grundsätzen errichtet worden, und unter der Mitarbeit begeisterter Vaterlandsfreunde wie Ludwig Jahn und Friedrich Friesen hatte sie bald einen hohen Ruf erlangt. Die vornehmsten Adelsfamilien, besonders die der Mark Brandenburg und Pommerns, vertrauten ihre Söhne der Anstalt an.

Über die Ankunft Otto von Bismarcks im Plamannschen Hause liegt der Bericht eines Mannes vor, welcher damals mitten unter der Knabenschar sich befand, die den neuen Zögling daselbst zuerst begrüßte. Dieser Gewährsmann schreibt:

Wir befanden uns auf dem Mittelflur, als die nach der Straße führende Hausthür sich aufthat und der Kutscher des Herrn von Bismarck in dem damals üblichen weiten Mantel mit lang herabhängendem Rundkragen eintrat, Otto, gleichfalls in einen solchen Mantel gehüllt, auf dem Arme tragend. Er war schon damals ein hochaufgeschossener Knabe und ragte weit über das Haupt des Kutschers hinaus. Wir eilten auf Otto zu, aber er verzog keine Miene und sah nur mit imponierendem Ernst von oben herab auf uns nieder. — „Wie kommt es nur“ — diese Frage knüpft der Erzähler an jene Mitteilung —

„daß dieses Bild mir nach mehr als fünfzig Jahren klar im Gedächtnis geblieben ist, dieses Bild eines Knaben, von dem ich sonst aus jener Zeit nichts, durchaus gar nichts weiß? — War das eine Ahnung davon, daß er einst so hoch über uns gestellt sein werde?"

Es war für den noch in so zartem Alter stehenden Otto von Bismarck nicht leicht, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. In der Plamannschen Erziehungsanstalt herrschte spartanische Einfachheit und Strenge. Morgens Punkt sechs Uhr wurden die Zöglinge geweckt. Das Frühstück bestand aus Milch und Brot. Nach kurzer Morgenandacht begann um sieben Uhr der Unterricht. Um zehn Uhr eine halbstündige Pause, in welcher die Knaben sich im Garten erholen und ihr zweites Frühstück verzehren konnten, welches aus Brot mit Salz und Obst bestand. Das Mittagsessen wurde um zwölf Uhr von Lehrern und Schülern gemeinschaftlich im großen Saale eingenommen; Frau Direktor Plamann und eine Nichte derselben trugen die Speisen selbst auf. Die Kost war überaus einfach, aber nach den späteren Aufzeichnungen eines Zöglings kräftig, gut zubereitet und reichlich. Wer an der ihm zugeteilten Portion nicht genug hatte, kam mit seinem Teller zur Frau Direktor und bat um mehr. Knaben aber, welche ihre Portionen nicht aufessen konnten oder wollten, mußten nach Tische mit ihren Tellern so lange auf der Gartenterrasse stehen, bis sie den Rest verzehrt hatten. Täglich pflegten drei bis vier Knaben ihren Mitschülern das Schauspiel zu geben, daß sie mit ihren Tellern dort aufgestellt wurden. Auch Otto von Bismarck gehörte wohl zu diesen. Er hat im späteren Mannesalter des öfteren von den Gerichten der Plamannschen Mittagstafel erzählt, besonders von dem „elastischen Fleisch", das nicht gerade hart, aber so gewesen sei, daß der Zahn nicht damit fertig werden konnte. Und Mohrrüben! — Mit Widerwillen hat der Fürst Bismarck später dieses Gerichtes gedacht: „Roh aß ich sie recht gern, aber gekocht und harte Kartoffeln darin, viereckige Stücke!" Von zwei Uhr nachmittags ab dauerten die Lehrstunden bis zur Vesper um vier Uhr. Es gab wieder Milch und Brot mit Salz. Bis zur Abendbrotzeit wurden nun die aufgegebenen Arbeiten erledigt oder Spiele im Freien vorgenommen. Das Abendbrot bestand in der Regel in Warmbier und

belegten Butterbroten. Die Unterrichtszeit würde den Schülern oft sehr lang geworden sein, wenn sie nicht durch zwei Stunden Turnen gekürzt worden wäre. Diese Stunden waren stets die größte Erholung für sie, und ganz besonders fesselte der Fechtunterricht bei dem Lehrer Ernst Eiselen.*)

Otto von Bismark konnte seine gleich beim Eintritt in die Anstalt bewiesene Zurückhaltung gegen die Genossen lange nicht überwinden, wie er an der Lebensweise und den Gebräuchen erst nach und nach Gefallen zu finden vermochte. Die zwiefache Trennung von Vater und Mutter und von den trauten Tummelplätzen seiner ungebundenen Jugendspiele lag ihm anfangs zu schwer auf der Seele. Dazu war es Frühlingszeit, als er in die Anstalt eintrat, und er fühlte sich in den Mauern der Stadt während der schönen Jahreszeit gleich einem gefangenen Vöglein. Und wenn er bei den gemeinschaftlichen Spaziergängen vor den Thoren Berlins einmal seinem Gefängnis entflohen war, dann erwachte die Sehnsucht nach der ländlichen Heimat in seiner kindlichen Seele mit solcher Gewalt, daß ihm beim Anblick eines auf dem Felde pflügenden oder säenden Landmannes die Thränen in die Augen traten.

Doch wurde auch dieser Zustand überwunden. Daß dies früher geschah, als es Otto von Bismarck vielleicht selbst gehofft hatte, bewirkte das Verhalten seiner älteren Mitschüler, das seine ganze Kraft und Standhaftigkeit herausforderte. Die Neuaufgenommenen hatten in der Anstalt ihren Genossen gegenüber anfangs einen schweren Stand. Dem Charakter der in der Anstalt geltenden Erziehungsgrundsätze gemäß, trugen die Knaben im ganzen ein ziemlich rauhes Wesen gegen einander zur Schau; namentlich waren die Neulinge vielfach eines schroffen Benehmens seitens der Älteren ausgesetzt und mußten sich gewissen herkömmlichen, nicht gerade sanften Einweihungsgebräuchen beugen. Otto von Bismarck aber setzte diesem Herkommen, als es an ihm geltend gemacht werden sollte, entschiedenen Widerstand entgegen. Dies schien den anderen Knaben geradezu unerhört. Da ihm sein zurückhaltendes

*) Vergleiche Ernst Krigars Schrift: „Kleine Mitteilungen aus der Jugendzeit des Fürsten Bismarck.“

Wesen überhaupt als Unverträglichkeit oder Hochmut ausgelegt wurde, so war bald die Mehrzahl der Mitgenossen gegen ihn eingenommen, und es bildete sich eine förmliche Verschwörung gegen den Widerspenstigen, der so ganz anders war, als sich bisher Neulinge der Anstalt gezeigt hatten. Bei der nächsten Gelegenheit sollte er dafür büßen.

Es war zur Sommerzeit, und die Zöglinge wurden täglich bei gutem wie bei schlechtem Wetter nach dem „Schafgraben" zum Baden geführt. Hier hieß es vor allem Mut zeigen. Wehe dem, der sich nicht freiwillig Hals über Kopf ins Wasser stürzte und nur die geringste Furcht verriet. Der Lehrer nahm einen solchen Zaghaften auf seine Schultern und warf ihn dann an der tiefsten Stelle, natürlich kopfüber, ins Wasser. Die Mitschüler hatten die Erlaubnis, denselben, nachdem er wieder emporgekommen war, noch mehrmals unterzutauchen, bis er alle Furcht überwunden hatte und sich nicht mehr wasserschen zeigte. Die Feinde Otto von Bismarcks freuten sich auf den Augenblick, in welchem dieser seine Taufe im Schafgraben erhalten sollte. Alle hatten sich vorgenommen, ihn tüchtig zu bearbeiten, alle standen schon gerüstet am Graben, als Bismarck mit der größten Kaltblütigkeit an den Rand desselben trat, sich hineinstürzte, untertauchte und am jenseitigen Ufer wieder emporkam. Ein allgemeines „Ah" folgte dieser Überraschung; keiner wagte es mehr, den kühnen Taucher zu berühren.

Wie oft hat Otto von Bismarck in seinem späteren Leben vor einem ähnlichen Wagnis wie hier am „Schafgraben" gestanden! Doch stets hat er sich als der kühne und meisterhafte Schwimmer gezeigt, der die Pläne seiner Feinde zu schanden werden ließ.

Otto hatte sich durch jene mutige That mit einem Schlage die Herzen aller seiner Mitschüler gewonnen. Hatte der hübsche Knabe mit der hohen Stirn und den sinnigen Augen durch seinen festen Willen schon vorher die besseren Elemente unter den Anstaltszöglingen für sich eingenommen, so nötigte seine Entschlossenheit jetzt auch seinen Gegnern allgemeine Achtung ab, welche stetig zunahm, da sich Otto unter der Leitung vortrefflicher Lehrer nach und nach auch zu einem Meister in der Kunst des Turnens und Fechtens ausbildete.

Auch in den wissenschaftlichen Fächern machte Otto von Bismarck die erfreulichsten Fortschritte, so daß er in einzelnen Unterrichtszweigen bald manchen älteren Mitschüler überholte. Die begeisternde Art, wie in der Anstalt Geschichte, namentlich vaterländische Geschichte, gelehrt wurde, entflammte sein Herz für diesen Gegenstand ganz besonders, und die auf diesem Gebiete gewonnenen Eindrücke waren von bleibendem Einflusse auf sein späteres Fühlen und Denken. Von dem Geist, der die Erziehungsanstalt durchwehte, zeugt in beredter Weise ein anmutiges Bild, welches zur Sommerzeit während der Freistunden der Zöglinge im Garten der Anstalt oft zu schauen war.

Zu Weihnachten hatte einer der Zöglinge von seinen Eltern „Beckers Erzählungen aus der alten Welt" zum Geschenk erhalten; das Buch wurde bald so fleißig gelesen, daß das eine Exemplar lange nicht ausreichte, aller Wißbegierde zu stillen. Bald hatte sich denn auch eine größere Zahl von Schülern dies Buch von ihren Eltern schenken lassen. Jetzt wurde der Trojanische Krieg vorgenommen. Der erste, welcher diesen ganzen Teil des Buches fast auswendig konnte, war Otto von Bismarck. Am Ende des Anstaltsgartens, nach der jetzigen Königgrätzer Straße zu, stand ein großer schön gewachsener Lindenbaum. Es war der einzige Baum im Garten, zu dem hinauf zu klettern die Zöglinge Erlaubnis hatten. Dieser wurde zum Lieblingsaufenthalt. — „Nach der Linde!" hieß es, wenn irgend etwas Wichtiges mitgeteilt oder unternommen werden sollte. — Hier las Otto von Bismarck seinen Mitschülern in den Freistunden auch den Trojanischen Krieg vor. Er saß dann gewöhnlich auf einem Aste der Linde. Die Zuhörer, soweit sie Platz hatten, bestiegen ebenfalls den Baum, die Übrigen lagerten sich unter demselben. Mit Aufmerksamkeit folgte jeder dem Vorleser. Die Heldenthaten der Griechen vor Troja erweckten helle Begeisterung in den frischen Herzen der Knaben. Es dauerte nicht lange, so hatte jeder den Namen eines dieser Helden. Bismarck konnte kein anderer als der Talamonier Ajax sein.

Er bewährte sich als der Held, dessen Namen er führte, besonders bei den Spielen, welche die Zöglinge in den Freistunden unternahmen. Diese Spiele waren bisher mehr Turnübungen zu nennen gewesen.

Seit Otto von Bismarcks Eintritt aber hatten diese Vergnügungen nach und nach einen ganz anderen Charakter angenommen. Man fing an, sich in zwei Parteien zu teilen und nach allen Regeln der Kunst gegenseitig kriegerische Übungen auszuführen. Otto von Bismarck entwarf die Schlachtpläne und behandelte die Sache mit solcher Wichtigkeit, daß er ein Tagebuch führte, worin er alle die für die Kriegsspiele wichtigen Ereignisse sorgfältig verzeichnete.

Im Winter, wenn Schnee lag, bestanden diese Kampfübungen in regelrechten Schneeballschlachten, an denen nicht selten auch die Lehrer teilnahmen. Hierbei war unser Otto in seinem Element. Er übernahm gewöhnlich die Führerrolle der einen Schar und führte gegen die von der anderen Partei besetzt gehaltenen Gartenterrasse den Sturmangriff aus. Er übersah bald die gegnerische Stellung, und wo die Terrasse nur schwach besetzt war, führte er, während ein allgemeines Bombardement den Hauptangriff verdeckte, seine auserlesene Kernschar zum Sturm. Mit einem lauten Hurra und unter dichtem Schneeballregen drang er an der Spitze seiner Truppe gegen die Terrasse vor. Hier entstand nun ein allgemeines Handgemenge, wobei sich die Köpfe so erhitzten, daß es selten ganz ohne Beulen abging. Bei einem solchen Kampfgewühl geschah es einmal, daß die jugendlichen Streiter in ihrem Eifer selbst das Glockenzeichen zum Wiederbeginn des Unterrichts überhörten. Ja, selbst die Stimmen der Lehrer vermochten nicht Ruhe zu schaffen. Da nahm Bismarck-Ajax nach dem Vorbilde seines Griechenhelden, der sich bei den Kämpfen vor Troja großer Feldsteine als Wurfgeschosse zu bedienen pflegte, seinen Schultornister und schleuderte ihn mit einem gebietenden Halt! mitten unter die Streitenden. Augenblicklich waren die Geister gebannt, der Friede hergestellt.

Gleichwie die Geschichte so fesselte bald auch die Geographie den Geist Otto von Bismarcks. Dieses Unterrichtsfach, damals im allgemeinen noch wenig entwickelt, wurde in der Plamannschen Anstalt schon nach anregender, zweckmäßiger Methode gelehrt, so daß statt des bisher in vielen Schulen getriebenen mechanischen Einlernens trockener statistischer Notizen eine wirkliche Länder- und Völkerkunde angebahnt wurde. Die Erziehungsanstalt hatte seit ihrem Bestehen stets die Er-

weckung und Pflege begeisterter Liebe zu allem Vaterländischen in den Herzen der Zöglinge als Hauptziel aller Lehrthätigkeit festgehalten, und es boten besonders die beiden genannten Gegenstände den Lehrern Gelegenheit, in diesem Geiste zu wirken. Die segensreichen Früchte blieben nicht aus. Otto von Bismarck pflegte in seinen späteren Lebensjahren gern zu erzählen, daß ihm durch gründliches Studium der Karte von Deutschland mit ihrem Farbenreichtum von 39 verschiedenen Landesgrenzen sehr früh die Erkenntnis der Naturwidrigkeit eines solchen Gebildes aufgegangen sei.

In diese Zeit der frühen Jugend Bismarcks fällt auch jenes Ereignis, durch welches, wie er selbst später erzählte, sein Vaterlandsgefühl einen ganz außerordentlich starken und nachhaltigen Impuls erhalten hat. Es war dies eine kleine Erzählung in dem von Seidenstücker herausgegebenen Lesebuche „Eutonia“, deren Lektüre einen so tiefen Eindruck auf ihn machte. Diese Geschichte, welche mit zum Erziehungsfaktor für den spätern großen Staatsmann geworden ist, führt den Titel: „Deutsches Schauspiel in Venedig oder die gerettete Ehre der Deutschen“ von A. G. Meißner. Der Inhalt ist etwa folgender:

Alexander, der Erbprinz eines deutschen Kleinstaates, weilt mit seinem Kammerherrn in Venedig. Die vornehme Welt dieser Stadt gewährt den deutschen Gästen zwar Zutritt zu ihren gesellschaftlichen Zirkeln, doch verschmäht man nicht, sich bei vielfachen Gelegenheiten über das damals freilich wenig geachtete Volk der Deutschen lustig zu machen, indem man an den Festabenden kleine Theaterstücke zur Aufführung bringt, in denen jedesmal diese oder jene deutsche Sitte verspottet wird. Der Kammerherr, gleichwie sein Prinz darüber ergrimmt, beschließt Vergeltung zu üben. Er verfaßt zu diesem Zweck ein Schauspiel, das mit Einwilligung des Prinzen im Hause des letzteren an einem Gesellschaftsabende aufgeführt werden soll. Die geladenen Nobili Venedigs erscheinen, und als sie von der geplanten Vorstellung erfahren, verraten ihre spöttischen Mienen deutlich genug, daß sie erwarten, eine neue Gelegenheit zu finden, sich über die Deutschen lustig zu machen.

Doch diesmal hatten sie die Rechnung ohne ihren Wirt gemacht. Das Stück beginnt; die Bühne zeigt eine Straße in Rom bei nächtlicher

Beleuchtung. Ein deutscher Reisender tritt auf, und da er in der späten Nacht kein Unterkommen finden kann, so sucht er sich die Langeweile zu vertreiben, indem er beim Laternenschein ein Buch zu lesen beginnt. Die Gespensterstunde ist angebrochen, und siehe da, hinter dem Lesenden erscheint eine weiße Gestalt, die sich später als der Geist Ciceros kundgiebt. Er hat sich nach jahrhundertelanger Ruhe aus seinem Grabe erhoben, um sich zu überzeugen, wie die Nachkommen seiner römischen Zeitgenossen in Kunst und Wissenschaft fortgeschritten seien.

Da erblickt er den Deutschen in seinem Buche lesend. Staunend betrachtet er über dessen Schultern die seltsam krausen, regelmäßigen Schriftzeichen. Sein Staunen wächst, als er sieht, wie der Lesende seine Repetieruhr aus der Tasche zieht, die auf einen Druck mit dem Finger genau die Stundenzahl angiebt. Den Deutschen befällt bei seiner Lektüre indessen doch Müdigkeit; er versucht noch einmal, die Bewohner eines der anliegenden Häuser zu wecken und sich Einlaß und Nachtherberge zu verschaffen, indem er eine seiner Pistolen aus dem Gürtel hervornimmt und sie gegen eine Hausthür abfeuert. Der Geist Ciceros sinkt bei dem Blitz und Knall des Schusses vor Schreck fast in die Erde. Doch von höchster Neugierde erfüllt, faßt er sich ein Herz, den Fremden anzusprechen.

Dieser, obwohl ihn die seltsame Gestalt des Gespenstes zuerst stutzig macht, steht kaltblütig und gelassen Rede und Antwort. Der Geist bittet ihn um Erklärung der wunderbaren Dinge, welche er gesehen und gehört hat. Zuerst erheischt er Aufschluß über die sonderbaren Schriftzüge in dem Buche und erfährt von der Erfindung der Buchdruckerkunst durch einen Deutschen. Dann wird ihm die Einrichtung der Taschenuhr erklärt, die sich abermals als eine deutsche Erfindung herausstellt. Und als der alte Römer endlich erfährt, daß auch die Erfindung des Pulvers, der wunderthätigen Kraft in der Feuerwaffe, die den Göttern den Blitz und Donner entwunden zu haben scheint, von einem Deutschen stamme, da ist seine Verwunderung schier ohne Grenzen.

„Ist's möglich?“ ruft er aus. „Die Deutschen und immer wieder die Deutschen! Dieses Volk, welches zu meiner Zeit noch aus

halbwilden, in Tierhäute gekleideten Barbaren bestand, scheint treffliche Fortschritte gemacht zu haben. Dann aber muß mein edles Volk der Römer, dessen Geist damals schon die Welt beherrschte, jetzt auf eine Höhe gelangt sein, die nahezu an die Sonne reicht!" —

„Also gefallen wir Deutsche dir", entgegnete der Reisende, „so wie wir jetzt zu deinem Vaterlande zu kommen pflegen? — Nun wohl, so ist's gewiß auch dein Wunsch, zu erfahren, wie die Vertreter deines Volkes sich gewöhnlich in meinem Vaterlande zeigen? Ich verstehe ein wenig Zauberei; gieb acht!" — und auf den Wink des Deutschen erscheinen hausierende, Murmeltiere zeigende Savoyarden in elendem Zustande und mit blödem Gesichtsausdruck, bei deren Anblick der Geist Ciceros entsetzt verschwindet. Welchen Eindruck das Schauspiel auf die stolzen Venetianer machte, läßt sich leicht ermessen.

Der Inhalt dieser Erzählung war freilich wohl geeignet, das empfängliche Herz eines deutschen Knaben zur Begeisterung für die Vorzüge seines Volkes zu entflammen.

Fast sechs Jahre dauerte der Aufenthalt Otto von Bismarcks in der Plamannschen Anstalt, vielfach unterbrochen durch die Ferien, die auf Kniephof, gelegentlich wohl auch in Schönhausen oder in Berlin im Elternhause verlebt wurden. Das waren immer hohe Festzeiten für den Knaben. Vieles holte er dann auf den alten trauten Spielplätzen der Kindheit nach, was er so lange hatte entbehren müssen. Die höchste Freude empfand sein Herz aber beim ersten Anblick eines kleinen menschlichen Wesens, dessen Dasein ihn bei einem Ferienbesuche im Elternhause auf Kniephof überraschte. Es war ein Töchterchen, das den Eltern Ottos in demselben Jahre (am 29. Juni 1827) als er die Plamannsche Anstalt verließ, geschenkt worden war. Er hat zu dieser seiner einzigen Schwester, Malwine mit Namen, stets die zärtlichste Liebe gehegt.

Die Plamannsche Erziehungsanstalt hat dem Geiste Bismarcks, obwohl sie Bedeutendes zu seiner Entwicklung beigetragen, doch mehr trübe als freundliche Bilder eingeprägt. Er hat es später stets schmerzlich empfunden, daß er in so früher Kindheit der liebevollen Fürsorge des Elternhauses hat entbehren müssen. Doch ob anders aus dem gefühlvollen Knaben der „eiserne" Mann geworden wäre? — Die alte



Fürst Bismarck als 12jähriger Knabe.

Nach einem Gemälde im Besitze Sr. Durchlaucht des Fürsten Bismarck.

Gezeichnet von Reinh. Hoberg.

Linde, in deren Schatten er einst seinen Mitschülern die Heldenthaten der Griechen und Trojaner verkündet, hat als mächtiger Baum lange in der östlichen Häuserflucht der Königgrätzer Straße, auch damals noch gestanden, als Otto von Bismarck 1871 an der Spitze des siegreichen Heeres in der Würde eines Fürsten und Kanzlers des neuen Deutschen Reiches in die deutsche Kaiserstadt einzog. Jetzt hat der historische Baum einem Gebäude Platz machen müssen; aber eine Tafel an demselben mit der Inschrift: „Hier stand die Bismarcklinde im Garten der Plamannschen Erziehungsanstalt, deren Zögling der Fürst war 1821 bis 1827" bezeichnet den an dem Hause Königgrätzer Straße 88 Vorübergehenden jene denkwürdige Stätte.

Zu Ostern 1827 mit dem Beginn seines dreizehnten Lebensjahres wurde Otto von Bismarck in die Untertertia des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin aufgenommen. In der neuen Schulanstalt gewann Otto von Bismarck die besondere Gunst eines Lehrers, der in seiner ferneren Schulzeit einen bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte. Es war dies Professor Dr. Bonnell, späterer Direktor des Grauen Klosters. Schon am Tage der Aufnahme erfüllte ihn das Wesen und die Haltung des Knaben mit Zuneigung für denselben. Der treffliche Schulmann berichtet darüber: „Die neu Aufgenommenen saßen im Schulsaale auf mehreren Bänken hintereinander, so daß die Lehrer während der Einleitungsfeier Gelegenheit hatten, die Neuen mit vorahnender Prüfung durchzumustern. Otto von Bismarck saß mit sichtlicher Spannung, klarem, freundlichem Knabengesicht und hell leuchtenden Augen frisch und munter unter seinen Kameraden, so daß ich bei mir dachte: Das ist ja ein nettes Jungchen, den will ich besonders ins Auge fassen."

Des Lehrers „vorahnende" Musterung erwies sich nicht als Täuschung. Otto machte als Schüler des Gymnasiums die besten Fortschritte; von leichter Fassungsgabe und hellem Verstande, lernte er schnell und behielt auch das einmal Gelernte treu im Gedächtnis. Er wohnte damals mit seinem älteren Bruder Bernhard zusammen in der Berliner Wohnung seiner Eltern, Behrenstraße 53. Ein Hauslehrer führte hier die Aufsicht über die Knaben und erteilte neben einem besonderen fran-

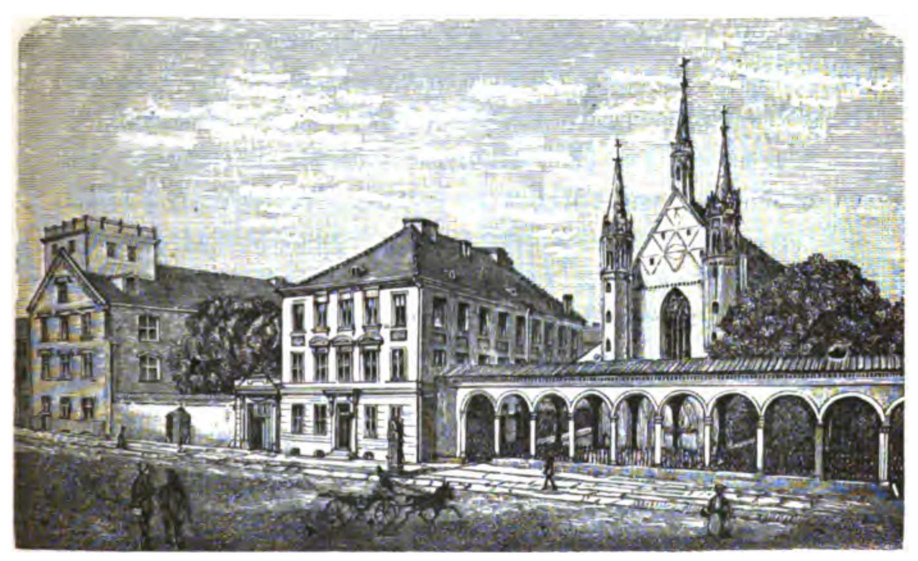
zösischen Lehrer, Mr. Gallot aus Genf, die nötige Nachhilfe im Unterricht. Zur Winterzeit fanden sich auch die Eltern in Berlin ein, die mit dem nahenden Sommer wieder aufs Land übersiedelten.

Dann sorgte für die leiblichen Bedürfnisse der beiden lernbeflissenen Junker eine Haushälterin, Trine Neumann, von welcher Otto von Bismarck später folgende launige Schilderung entworfen hat: „Trine Neumann stammte von meinem väterlichen Gute Schönhausen in der Altmark. Sie hatte uns Jungen herzlich lieb und that alles, was sie uns an den Augen absehen konnte. So machte sie uns zu abend fast immer unser Leibgericht: Eierkuchen. Wenn wir zuvor ausgingen, ermahnte Trine Neumann uns regelmäßig: ‚Blievt hüt nich so lang ut, dat min Kauken nich afbacken!‘ und regelmäßig, wenn wir endlich nach Hause kamen, hörten wir die gute Trine schon wie einen Rohrsperling schimpfen: ‚Na tövt, Jungs, ut Jug ward in'n Lewen nix Vernünftigs; min Kauken sind al wedder afbackt!‘ Aber der Zorn der guten Trine war immer bald verraucht, wenn sie sah, wie vortrefflich ihre ‚afbackten Kauken‘ uns Jungens schmeckten.“

Inzwischen vergingen die Jahre; es kam der Tag der Einsegnung für Otto von Bismarck. Den Konfirmandenunterricht genoß er bei Schleiermacher, dem berühmten Berliner Geistlichen, Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, der zu Ostern 1830 die Einsegnung an ihm vollzog. Welchen tiefen Eindruck die heilige Handlung auf das Gemüt des von wahrer Frömmigkeit erfüllten Knaben gemacht hat, geht daraus hervor, daß sich die Erinnerung daran in seinem späteren, reich bewegten Leben nie wieder verwischt hat. Bismarck nannte als greiser Mann seiner Schwester noch den Weihespruch, welchen ihm Schleiermacher an heiliger Stätte mit ins Leben gegeben. Es war der Eph. 6, 7 stehende Bibelvers: „Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet, und nicht den Menschen“, welchen der freigesinnte, nicht sklavisch am Buchstaben klebende Geistliche in folgender Form aussprach: „Was du thust, das thue Gott, und nicht den Menschen!“ — „Noch weiß ich genau den Platz“, erzählte der Reichskanzler seiner Frau Schwester alsdann, „wo ich unter den Konfirmanden gesessen habe, und als ich dann aufgerufen wurde und vor den Altar treten sollte, pochte mir gewaltig das Herz.“

Noch der achtzigjährige Bismarck erinnerte sich Schleiermachers mit Verehrung. Gelegentlich eines Besuches des Verfassers dieses Werkes in Friedrichsruh rühmte der Fürst die hohen Geistesgaben des berühmten Theologen und sagte, auf dessen verwachsene Gestalt mit gewaltigem Haupt deutend, was Mutter Natur bei Schleiermacher am Rückenmark gespart habe, sei dem Gehirn zu gute gekommen.

Als Otto von Bismarcks älterer Bruder seine Gymnasialbildung vollendet hatte, um sich dem Militärberuf zu widmen, wurde die gemeinsame Wirtschaft unter Trine Neumann aufgelöst, und Otto kam zu dem



Das Graue Kloster zu Berlin.

Professor Prevost in Pension. Mit diesem Wohnungswechsel war zugleich auch die Übersiedelung in eine andere Schulanstalt und zwar in das Gymnasium zum Grauen Kloster verbunden. Hier fand Otto seinen alten Gönner, den Professor Bonnell, der inzwischen hierher versetzt worden war, auch als Lehrer wieder. Sein Wunsch, zu diesem wohlwollenden Herrn in Pension zu kommen, ging bald in Erfüllung. Bonnell charakterisiert seinen Zögling und dessen Verhalten in seiner Familie also: Ostern 1831 kam Otto von Bismarck als Pensionär in mein Haus (damals Am Königsgraben Nr. 4), wo er sich freundlich und anspruchslos in meiner Häus-

lichkeit und durchaus zutraulich bewegte. Er zeigte sich in jeder Beziehung liebenswürdig. Er ging des Abends fast niemals aus. Wenn ich zu dieser Zeit zuweilen nicht zu Hause war, so unterhielt er sich freundlich und harmlos plaudernd mit meiner Frau und verriet eine starke Neigung zu gemütlicher Häuslichkeit.

Der Aufenthalt in der Bonnellschen Familie wurde Otto von Bismarck auch noch in mancher andern Hinsicht zum Segen. Der reich gefüllte Bücherschrank des Professors bot dem wißbegierigen Knaben köstliche Schätze; namentlich benutzte derselbe die umfangreichen Geschichtswerke zum fleißigen Studium, über dem er oft alles andere vergaß. Und wie große Anhänglichkeit und Achtung Bismarck auch als gereifter und berühmter Mann seinem alten treuen Lehrer bewahrt hat, bekundet dieser in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen aus seinem Leben, in denen es an gegebener Stelle heißt: Der 17. April 1871 war der Tag, an welchem die Stadt Berlin die zum erstenmal versammelten Abgeordneten des deutschen Reichstages in dem großen Festsaale des neuen Rathauses begrüßte. Ich war auch dazu eingeladen. In dem großen Gedränge der Abgeordneten und Notabilitäten jeder Art zog natürlich Bismarck die Aufmerksamkeit am meisten auf sich. Plötzlich steht der große Mann vor mir und reicht mir in gewohnter Freundlichkeit beide Hände. Die Hitze des Saales hatte mein Gesicht gerötet; deshalb drückte er seine Freude darüber aus, mich so wohl zu finden. „Ich kann dies Ew. Durchlaucht zurückgeben,“ sagte ich, „und doch haben Sie einen bedeutenden Teil der Weltgeschichte nicht bloß durchgemacht, sondern gemacht.“ — „Nun,“ erwiderte er, „ich habe so etwas an ihren Fäden gesponnen.“ Darauf folgten noch andere freundliche Worte, Erkundigungen nach meiner Frau u. s. w. —

Die Zeitungen schilderten dann in den nächsten Tagen den Eindruck, den dieser Vorgang auf die im Rathaussaale Versammelten gemacht hatte. In dem Bericht eines Blattes hieß es: Wer ist der kleine alte Herr, mit dem Bismarck so lange spricht, zu dem er sich fast herabzubeugen scheint? Es ist der Direktor Bonnell, der einst des Fürsten Lehrer war. Es thut einem wohl zu sehen, wie respektvoll der große Schüler noch heute vor seinem alten Lehrer steht. — —

So sehr das Bonellsche Haus auch dazu angethan war, unserem Otto Behagen und Wohlbefinden zu bereiten, die stete Sehnsucht nach dem Elternhause, nach der ländlichen Heimat mit ihren Tummelplätzen frischer, fröhlicher Jugendlust kehrte doch, zumal zur Sommerzeit, stets wieder. Er wünschte daher jede Ferienzeit ungeduldig herbei. Einst, als sich die Schulzeit schon ihrem Ende zuneigte, ereignete sich folgender, für das Gemüt und Wesen des eigenartigen Knaben so recht bezeichnender Vorgang.

Im Sommer 1831 war im Osten Europas das Schreckgespenst der Cholera aufgetreten, das namentlich die Bewohner der deutschen Großstädte mit Grausen und Entsetzen näher und näher heranrücken sahen. Unser Otto hatte von seinen Eltern die Weisung erhalten, bei dem ersten Auftreten der Cholera in Berlin unverzüglich nach Kniephof zu kommen. Mit Sehnsucht erwartete er nun den Ausbruch der sonst so sehr gefürchteten Krankheit. Zu seiner Betrübnis aber wollte dieselbe lange nicht erscheinen. Seine Sehnsucht wuchs zur Ungeduld. Da faßt Otto eines Tages den Entschluß, einmal Ausschau zu halten, ob die Cholera noch nicht komme. Er geht in Segers Pferdestall, mietet sich daselbst ein Reitpferd, seinem Geschmacke gemäß „Nerestan“, den wildesten Renner unter allen, und trabt einem der östlichen Thore Berlins zu. Doch nur kurze Zeit dauert der abenteuerliche Ritt. Vor der aufziehenden Wache scheut „Nerestan“, gleitet aus und stürzt zu Boden, den kecken Reiter unter sich begrabend. Mit gequetschtem Beine wird dieser aufgehoben und in einer Drosche nach Hause gebracht. Unter der liebevollen Pflege der Frau Professor Bonnell und den Bemühungen des Arztes heilte Ottos verletztes Bein zwar wieder; aber seine Hoffnung auf eine baldige Heimreise nach Kniephof war vernichtet. Die von ihm ersehnte Cholera hatte längst ihren Einzug in Berlin gehalten, als er noch mit verbundenem Bein auf dem Schmerzenslager liegen mußte. Erst nach Wochen konnte er seine Ferienreise zu den Eltern antreten, wo er dann weidlich alles Versäumte nachholte.

Otto stand damals in seinem siebzehnten Lebensjahre; es kam die Zeit, in welcher die ihm innewohnende Kraft sich mächtig zu regen und ihn zu übermütigen Jugendstreichen hinzureißen begann. Eines Tages

wollte er seinen älteren Bruder, der damals als Landwehroffizier in Berlin diente und die Berliner Wohnung der Eltern innehatte, besuchen. Er fand den Bruder nicht zu Hause, blieb aber, um dessen Rückkunft zu erwarten. An der Wand neben dem Bücherschrank hingen die langen Reiterpistolen des Bruders. Diese schienen dem übermütigen Otto ein treffliches Mittel, sich die Zeit des Wartens zu verkürzen. Er langte die Waffen herab, prüfte ihre Brauchbarkeit und lud sie. Dann hängte er eine Scheibe vor dem geöffneten Bücherschrank auf und begann zum Entsetzen der Hausbewohner eine Übung im Pistolenschießen, bis der Bruder kam und dem tollen Treiben ein Ende machte. —

Harmloser war das Stücklein, welches der jugendliche Schütze einmal in Schönhausen ausführte. Dort stand am Rande eines Schilfgrabens, der den Park einfaßte, eine steinerne Figur, die den Herkules mit der Keule, die eine Hand auf den Rücken gelegt, darstellte. Als Otto eines Tages mit der Flinte über der Schulter vom Birschgange heimkehrte und den nackten griechischen Halbgott, der ihm in respektwidriger Weise den Rücken zuwendet, erblickte, zuckte es ihn in den Fingern, einmal seine Flinte auf die Kehrseite des Herkules abzudrücken. Alsbald riß er das Gewehr von der Schulter, legte an und zielte. Nach wenig Augenblicken zeigte der Herkules auf seiner Hinterseite eine Schußnarbe. Einige Tage nach jenem Vorfall ging Herr von Bismarck mit seinem Sohne durch den Park und bemerkte die Verunglimpfung, welche dem steinernen Heros zugefügt worden war. Mit ernster Miene fragte, auf die Narbe deutend, der Vater: „Otto, bist du das gewesen?" In heiterer Laune antwortete dieser unbefangenen Tones: „Ja Papa; aber ich dachte nicht, daß es ihm so wehe thun würde. Er hat gleich mit der Hand nach hinten gefaßt, wo er sie noch hält."

Es kam das Jahr 1832 und mit demselben die Zeit, in welcher Otto von Bismarck die Schule verlassen und die Reifeprüfung ablegen sollte.

Obwohl er sich nicht durch besonders regen Fleiß hervorgethan hatte, gehörte er vermöge seiner hohen Begabung doch zu den besten Schülern. Er bestand denn auch die Prüfung, welche in den ersten Tagen des April stattfand, mit Ehren.

Die Lehrer des Grauen Klosters haben dem ehemaligen Zöglinge der Anstalt zu seinem 80. Geburtstage eine Festschrift überreicht, worin alle auf denselben bezüglichen Akten wiedergegeben sind. Hiernach heißt es in seinem Abgangszeugnis: „Aufführung gegen Vorgesetzte und Mitschüler stets anständig und wohlgesittet. Im Deutschen besitzt er eine sehr erfreuliche Gewandtheit.“

Besonderes Lob erwarb er sich durch seine Leistungen in der Geschichte. Er gehörte zu den Schülern, welche die Fragen, die der Direktor Köpke aus der alten und mittleren Geschichte stellte, am besten beantworteten. Von den neueren Sprachen hatte er die französische und englische mit besonderem Erfolge getrieben. Das Urteil unter seiner lateinischen Probearbeit lautete: „Oratio est lucida ac latina, sed non satis castigata“; d. h.: „Die Sprache ist klar und lateinisch, aber nicht genug gefeilt.“

Wohlgemut reiste Otto von Bismarck nun mit seinem Zeugnis in der Tasche der pommerschen Heimat zu. Mehr als den beiden anderen Erziehungsanstalten hat er dem Gymnasium zum Grauen Kloster und seinen Lehrern ein treues, dankbares Andenken bewahrt. Als am Weihnachtstage des Jahres 1884 das Lehrerkollegium des Grauen Klosters eine Ergebenheits-Adresse an den Fürsten-Reichskanzler richtete, antwortete dieser in einem überaus freundlichen Briefe, in dem es hieß: „An das Gefühl meiner Dankbarkeit für die den Herren Unterzeichnern Ihres Schreibens vorangegangene Lehrergeneration knüpfe ich gern den Ausdruck meines Dankes für die sympathische Begrüßung, mit der die Nachfolger meiner Lehrer mich begrüßt haben.“

Zuvor, im Jahre 1872, hatten Bismarcks Klassengenossen von der Prima für den Festsaal der Anstalt ein Denkmal gestiftet, das in einer Büste des Reichskanzlers auf einem Sockel von schwarzem Marmor besteht.

Den ersten wichtigen Lebensabschnitt hatte Jung Bismarck mit seiner Schulzeit in Berlin beendet.



IV.

Lehrjahre.

„Ja, ja! Ich dacht's! das ist der Mütter Art,
Sie halten gern im engsten Schrein
Ihr liebes Kind vor Fährlichkeit verwahrt,
Und bei den Töchtern mag's auch richtig sein;
Doch bei den Jungen sag' ich: nein!
So'n Bursch muß durch die Länder schweifen,
Die Ecken, Kanten 'runterschleifen;
Muß lernen sich zu tummeln, rühren,
Den Stoß durch Gegenstoß parieren,
Bald unten und bald oben liegen,
Den Feind bekämpfen und besiegen,
Bis in ihm fertig ist der Mann,
Und er sich selbst besiegen kann."

Fritz Reuters „Hanne Nüte".

Lichter Frühlingssonnenschein lag auf den Feldern und Wiesen, als Otto von Bismarck nach glücklich beendeter Schulzeit im Jahre 1832 bei den Eltern in Kniephof weilte. In goldenem Glanze sah er die Zukunft vor sich liegen. Aber mochte er auch, während er in den heimatlichen Fluren und Wäldern mit Hunden und Pferden sich frohgemut tummelte, sich gewiß glücklich und zufrieden fühlen, so erwachte doch nicht selten nach echt deutscher Art in seinem Herzen jenes rätselhafte Sehnsuchtsgefühl, das trotz beseligenden Heimatglückes hinausdrängt in die Ferne, in das buntbewegte Leben und Treiben der Welt. Bald sollte er diesem Zuge seiner Seele folgen dürfen.



Fürst Bismarck im 18. Lebensjahre.

(Nach einer Zeichnung von Major von Kessel.)
Mit Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürsten Bismarck.

Gezeichnet von Reinh. Hoberg.

Eines Tages war Otto von Bismarck Gegenstand eines Familienrates, der in dem alten Herrenhause zu Kniephof abgehalten wurde. Die Berufswahl des angehenden Jünglings wurde dabei kaum noch in Erwägung gezogen, da es in dem Plan der Mutter, des „Verstandes der Familie", längst feststand, welche Laufbahn ihr Jüngster einzuschlagen habe. Es handelte sich bei der Beratung vielmehr um die Wahl einer geeigneten Hochschule, welche Otto beziehen sollte, um sich des Studiums der Rechtswissenschaften, als der Grundlage zu seiner Anstellung im Staatsdienste, zu befleißigen. Ottos Wünsche richteten sich auf Heidelberg, die schöne, reizvolle Neckarstadt, deren besonders frisches, frohes Burschenleben ihm als verlockendes Bild vor Augen schwebte. Doch nach dem Herzen der Mutter war dieser Ort durchaus nicht, weil sie ihren wohlerzogenen Liebling vor dem Einfluß eines allzufreien Studentenlebens gern bewahren, vor allem aber verhüten wollte, daß er sich dem Laster des Biertrinkens und Tabakrauchens hingebe. Nach längerem Erwägen gab ein Verwandter des Hauses, der zur Zeit als Gast auf Kniephof weilte, den Ausschlag. Es war der Geheime Finanzrat Kerl, dessen Meinungen und Ansichten Frau von Bismarck hohen Wert beilegte. Nach seinem Rate fiel die Wahl auf Göttingen. Dort hatte er selbst studiert, und mehrere Lehrer daselbst zählten zu seinen Bekannten: so der als Rechtsgelehrter berühmte Professor Hugo und der Mineraloge Professor Hausmann, an welche er seinem jungen Anverwandten Empfehlungen mitgeben konnte. Auch galt Göttingen allgemein als „Universität der vornehmen Welt", wo nach der Meinung der besorgten Mutter die Gefahr der Verführung für ihren Sohn am geringsten war.

Als gehorsamer Sohn fügte sich Otto von Bismarck dem Beschlusse der Eltern und trat bald nach Ostern, anfangs Mai, die Reise nach Göttingen an. Fort ging's durch die blühende Welt in das blühende Leben. Freudig klopfte ihm das Herz bei dem Gedanken an die Zukunft, welche ihm nach der überstandenen Schulzeit auch in der hannöverschen Musenstadt trotz des Rufes einer „Universität der vornehmen Welt" rosig genug erscheinen mochte.

„Abgeschüttelt von den Sohlen
Ist der Schulstaub; hohe Wogen
Tragen jetzt das Schiff des Jünglings;
Alle Anker sind gelichtet,
Alle Segel aufgezogen,
Und der Burschenfreiheit Flagge
Flattert lustig."

Pflichtschuldig gab Otto von Bismarck die Empfehlungsschreiben seines Verwandten an die beiden Herrn Professoren ab und ließ sich am 10. Mai 1832 als ein dem Studium der Rechte Beflissener in die Liste der Studierenden auf der „Königlich Großbritannisch-Hannoverschen Universität Georgia-Augusta" aufnehmen. Daß er zu Anfang den festen Willen gehabt hat, seine Zeit an der Bildungsstätte trotz des heiteren Burschenlebens nach Kräften auszukaufen, wird dadurch bewiesen, daß er im ersten Halbjahr die Kollegien fleißig genug besucht und täglich fünf Stunden Vorlesungen gehört hat. Im zweiten Semester nahm die von ihm auf das Studium verwandte Stundenzahl freilich bedenklich ab, bis sie im dritten endlich fast auf ein Nichts zusammenschrumpfte.

Das flotte Burschenleben auf den deutschen Universitäten hatte freilich in jener Zeit der Revolutionsfurcht und Demagogenriecherei der Bundesbehörden große Einschränkung erfahren. So waren in Göttingen alle studentischen Verbindungen, Korps- und Burschenschaften, aufgehoben worden. Harmlose Vereinigungen der Studierenden selbst unterlagen der Aufsicht der Behörde, welche an die Erlaubnis strenge Bedingungen knüpfte. Alles, was „die Grenzen eines geselligen oder litterarischen Zwecks überschritt", war verboten.

Die früheren Verbindungen indessen wurden unter den obwaltenden Verhältnissen durch diese geselligen Klubs bald ersetzt. Dieselben hatten in alter Weise ihre Korps-Verfassung, -Farben und -Waffen, unterhielten durch den sogenannten Seniorenkonvent Kartellverhältnisse mit den Verbindungen auf den übrigen Universitäten und suchten die Vorschriften der akademischen Aufsichtsbehörde nach Möglichkeit zu umgehen, welch letztere ihr Regiment nicht allzustreng ausübte. Die Geheimhaltung ihrer Verbindungen hatte für die Musensöhne zudem den Zauber einer besonderen Romantik, und so gestaltete sich das Burschen-

leben um so reizvoller für die Beteiligten. Dasselbe erfaßte Otto von Bismarck nach und nach mit packender Gewalt, so daß er sich demselben mit Leib und Seele hingab und endlich für das eigentliche Studium keine Zeit mehr übrig hatte. Und wer wollte es ihm auch weiter verargen? Wie toll und lustig das Leben und Treiben der studierenden deutschen Jugend sich oft auch zeigte, so ging doch damals noch trotz aller Einschränkung die Nachwirkung der vaterländischen Erhebung in den Freiheitskriegen durch die Herzen. Die Ideen Fichtes, Schleiermachers, Arndts waren lebendig geblieben auf den deutschen Hochschulen. Gottesfurcht und Vaterlandsliebe gaben den Grundton an, welcher das Studentenleben bestimmte und in den freien Burschenliedern seinen Ausdruck fand.

„Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war,
Der unsrer Feinde Trutz geblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

Also ertönte Arndts Bundeslied von den Lippen der Jünglinge beim Beginn ihrer fröhlichen Festgelage. Und nach dem Herrn des Himmels galt das Vaterland als Höchstes und Hehrstes hier auf Erden.

„Laß Kraft mich erwerben
In Herz und in Hand,
Zu leben und zu sterben
Fürs heil'ge Vaterland.“

Dieses Wort Maßmanns war vielen noch die Losung für ihre Waffenübungen, ihre „Paukereien“.

Es war eine völlig neue Welt, die sich dem „Fuchs“ Otto von Bismarck in Göttingen aufthat. Daß seine empfängliche Seele von dem Geisteswehen, das durch diese Welt ging, lebhaft ergriffen werden mußte, läßt sich, wenn man seine ganze Charakteranlage in Betracht zieht, leicht ermessen. Anfangs zwar nahm er, wie dies von jeher so seine Art war, eine zurückhaltende, beobachtende Stellung ein. Er war

in der ersten Zeit ein so bescheidener Fuchs, daß er sich den Spitznamen „das Kind“ erwarb. Unter Leitung des alten Universitätsfechtmeisters Christian Kastorp wurde er aber bald ein ausgezeichneter Schläger, und Adolf Wuthmann aus Mohrungen, den er sich als Leibburschen erkor, weihte ihn in alle Geheimnisse des Studentenlebens ein.

Nachdem Otto von Bismarck mit seiner neuen Umgebung vertraut geworden war, gab er sich den Genüssen des freien Burschenlebens im vollen Maße hin, und nicht lange, so war er der Flotteste unter den Flotten. In wildem Übermute schäumte das junge Kraftgenie in ihm auf. Als die um seine guten Sitten und Gewohnheiten so besorgte Frau Mutter ihn während der Ferienzeit zum erstenmal wiedersah, war sie denn auch durchaus nicht erbaut von der Wandlung, die sich an ihm vollzogen hatte.

Nach zuverlässigen Quellen hat sich sein Leben während des Aufenthaltes in Göttingen in folgender Weise gestaltet:

Bismarck wohnte im ersten Jahre in der Roten Straße Nr. 299 bei dem Hauswirte Schumacher; die Einrichtung war nach dem Muster aller Studentenwohnungen ziemlich einfach. Neben dem notwendigen Hausgerät erblickte man im Zimmer an bevorzugter Stelle eine wohlgeordnete Pfeifensammlung als Hauptschmuck des Gemachs. Außerdem zierte die Wand über dem Sofa eine Anzahl schwarzer Silhouetten, Schattenrisse von Freunden auf Pappe geklebt und mit einer Goldborte eingefaßt. Während des letzten Halbjahrs bewohnte Bismarck ein Gartenhäuschen, das einem gewissen Voß gehörte.

Mehrere Monate waren nach Bismarcks Ankunft in der hannoverschen Musenstadt vergangen. Es begann für den jungen Göttinger Fuchs nun die Zeit, welche der Dichter also schildert:

„Schöne Tage wilder Freiheit!
Fröhlich sammelt ihr die Jünger
Der kastalischen neun Schwestern
Auch in andrer Götter Hallen,
An den duftenden Altären
Eines Bacchus und Gambrinus,
Edler Säfte milder Spender,
Opfert fromm der Neophyt.“*)

*) Neophyt, soviel als Neuling, Fuchs in der Studentensprache.



Studiosus Otto von Bismarck vor dem Göttinger Universitäts-Richter.

„Auch des kampfesfrohen Mavors*)
Heiligtum erschließt sich prangend.
Hört ihr dort den Schall der Waffen?
Hört ihr dort des Kampfes Tosen?
Hei, wie blitzen scharfe Klingen!
Hei, wie pfeifen Terz und Quarten!“

Von einer Fahrt nach dem Harz zurückgekehrt, lud Bismarck seine Reisegefährten, befreundete Mecklenburger, zu einem Frühstücksschmaus ein. Hierbei gingen die Wogen des jugendlichen Frohsinns bald überhoch, so daß gar eine Flasche, natürlich eine vorher geleerte, zum Fenster hinausflog und einen Vorübergehenden etwas unsanft berührte. Am anderen Morgen erhielt der Veranstalter des Festgelages, „Dominus de **Bismarck**“, eine Vorladung auf das Konzilienhaus, um von der akademischen Obrigkeit wegen der hinausgeworfenen Flasche zur Verantwortung gezogen zu werden. Alsobald folgte Bismarck der Aufforderung, wie er eben ging und stand, das heißt, in einem bunten, sogenannten Berliner Schlafrock, Kanonenstiefeln an den Füßen, einen Cylinderhut auf dem Kopfe und die lange Pfeife in der Hand, begleitet von einem vierbeinigen Gefährten, einer gewaltigen englischen Dogge. Man kann sich die Verwunderung des Herrn Universitätsrichters ausmalen, als Bismarck in diesem Aufzuge die Thür des Sitzungszimmers öffnete, während ihm sein Hund mit herausfordernder Gebärde voranschritt. Erst als dieser von seinem Herrn zur Thür verwiesen worden war, wagte der Vertreter der Gerechtigkeit sich hinter seinem Schreibsessel, den er in seiner Bestürzung als Bollwerk vor sich aufgerichtet hatte, hervor. Nachdem der Geladene wegen „ungesetzlichen Mitbringens von Hunden“ in eine Ordnungsstrafe von fünf Thalern genommen worden, begann das peinliche Verhör wegen der zum Fenster hinausgeworfenen Flasche. Welchen Verlauf dasselbe gehabt hat, ist heute nicht mehr festzustellen; doch ist gewiß, daß Bismarck in ziemlich verstimmter Laune das Konzilienhaus verließ. Denn als ihm unterwegs auf der Straße vier Studiengenossen vom Korps der Hannoveraner begegneten und über sein Phantasiekostüm in ein schallendes Gelächter ausbrachen, trat er herausfordernd an dieselben heran und fragte im grimmigen Tone:

*) Mavors = Mars, Gott des Krieges.

„Herrus, lachen Sie etwa über mich?“

„Natur, das können Sie doch sehen, schallt ihm als Antwort nach studentischem Sprachgebrauch entgegen.

Noch wenig erfahren in den studentischen Sitten, weiß unser Fuchs im ersten Augenblick eine Erwiderung nicht zu finden. Doch noch zu rechter Zeit, ehe die Gegner seine Verlegenheit merken, fällt ihm das erlösende Zauberwort ein.

„Dummer Junge!“ tönt es kühn von seinen Lippen.

„Wer? — Ich?“ schwirrt es ihm entgegen.

„Natur, alle vier!“

Damit wendet sich Bismarck um und läßt die vier Hannoveraner stehen, die dem seltsamen Burschen verblüfft nachschauen. So wenig dieser auch noch vom „Komment“ verstand, das eine wußte er, daß der vierfache „dumme Junge“ Folgen für ihn haben werde. Er that deshalb sogleich die nötigen Schritte, um für den Fall einer blutigen Sühnung des Streites gerüstet zu sein, indem er bei dem Korps der Braunschweiger die Waffen belegte. Aber der Zwischenfall war für ihn von ganz anderer Nachwirkung als er ahnte. Das Verhalten des kecken Fuchses hatte den Hannoveranern in hohem Grade Achtung abgenötigt. Einer derselben, Adolf Jäger, welcher mit Bismarck in einem Hause wohnte und denselben schon seit einiger Zeit mit besonderem Interesse beobachtet hatte, erkannte, daß dieser von dem Holze sei, aus welchem man flotte Korpsstudenten schnitzt. Er wußte seine Genossen zu bewegen, daß sie sich mit ihm zu Bismarck begaben, um sich mit diesem wegen der Begegnung zu verständigen. Dies gelang denn auch. Die Hannoveraner erklärten, das Gelächter zurückzunehmen, während der Mann im Schlafrock die „vier dummen Jungen“ zurücknahm, und die Folge der Verhandlung war, daß der Fuchs Otto von Bismarck bald darauf bei den Hannoveranern „einsprang“, das heißt, Mitglied ihrer Verbindung wurde.

Hiermit hatte Bismarck, ohne daß er es ahnte, wiederum einen argen Verstoß gegen den Komment gemacht. Bei dieser Verbindung die Waffen zu belegen und bei jener einzuspringen, war etwas kaum Erhörtes. Die Braunschweiger zeigten sich furchtbar entrüstet über die

kommentwidrige Handlungsweise des Fuchses. Einer derselben, der Jungbursche Cramer, forderte denselben, und da gab es denn einen Zweikampf in aller Form. Der Vertreter der Braunschweiger Verbindung, ein tüchtiger Paukant, nahm auf der Mensur anfangs seinen Gegner nicht ganz ernst und teilte einige flache Hiebe aus; nach wenigen Minuten aber, als er mit einem „Blutigen" „abgeführt" wurde, hatte dieser ihm gezeigt, wie ernst er zu nehmen sei.

Dieser Mensur folgten bald andere. Nach den Jahrbüchern der Brunsvigia, jener Braunschweiger Verbindung, hat Bismarck in der Zeit vom 9. August 1832 bis 18. Januar 1833 allein sieben Mensuren gegen dieses Korps ausgefochten. Es gab damals neun Verbindungen in Göttingen, die zu den Hannoveranern in wenig freundlichem Verhältnisse standen, und wenn Otto von Bismarck mit allen so oft zu fechten gehabt hätte, so wäre er in Göttingen auf die Zahl von 35 Mensuren gekommen. Allein ganz so stattlich ist die Reihe seiner Zweikämpfe nicht gewesen. Nach seinen eigenen Mitteilungen hat er es in den drei Semestern auf der Göttinger Hochschule nur auf 28 gebracht. Aus den Universitätsakten geht hervor, daß ihm in drei Fällen bei Strafe der Verweisung, wie es damals üblich war, verboten worden ist, Zweikämpfe, die er bereits kontrahiert hatte, auszufechten. Ob dies trotz des Verbotes nicht doch geschehen ist, läßt sich bei der immerhin nachsichtigen Handhabung der Universitätsgerichtsbarkeit eher bejahen als verneinen. Aus allen seinen Kämpfen ist Bismarck unbesiegt hervorgegangen; keinem seiner Gegner ist es gelungen, ihn blutig abzuführen, so daß er sich den Namen des unverwundbaren Achilleus erwarb.

Irrtümlich ist früher erzählt worden, daß ein Hannoveraner, Namens Biedenweg, dem Unverletzlichen doch einmal einen Blutigen versetzt habe. Bismarck hat diesen Irrtum später selbst aufgeklärt. Bei einem Tischgespräch zu Versailles 1871 erzählte er, daß er bei all seinen 28 Mensuren in Göttingen stets unverletzt davon gekommen sei. Jemand erwiderte: „Aber einmal haben Exzellenz doch etwas abgekriegt; wie hieß doch der kleine Hannoveraner? — nicht wahr: Biedenfeld?" — „Biedenweg," berichtigte Bismarck, „er war auch nicht klein, sondern beinahe so

groß wie ich. Das kam aber nur davon, weil seine Klinge absprang; sie war wahrscheinlich schlecht eingeschraubt. Das abspringende Stück fuhr mir ins Gesicht und schrammte mich" — er faßte nach der linken Wange, wo noch eine Narbe zu erkennen war — „der Blutige war also nicht kommentmäßig und wurde auch für ungiltig erklärt."*)

„Und so schlang ein roter Faden —
Nämlich der von Blut und Eisen —
Damals schon durch unsres Burschen
Erdenwallen sich."

Mit diesen Worten sucht der Dichter den jugendlichen Heldenthaten des Göttinger Korpsstudenten eine tiefere Bedeutung zu geben. Bei seinen Studiengenossen gewann Otto von Bismarck bald ein hohes Ansehen; in seiner Verbindung schwang er sich zu der Charge eines Konseniors auf. Diese Stellung wurde ihm zu einer guten Vorschule seines zukünftigen Berufes als Diplomat und Parlamentarier. Bei den Verhandlungen des Seniorenkonvents fehlte es nicht an Gelegenheit, sich in der Kunst schlagfertigen Redens zu üben, und wenn es galt Zwistigkeiten auszugleichen, gab es manchen Anlaß, Proben staatsmännischer Geschicklichkeit an den Tag zu legen. Bismarck verdiente sich die diplomatischen Sporen schon damals in einer Streitsache unter den Verbindungen. Die den Hannoveranern befreundeten Lüneburger sollten von der Mehrheit der Korps in Verruf erklärt werden. Bismarck als der Führer der Hannoveraner war der Überzeugung, daß den Lüneburgern Unrecht geschehe, und sogleich legte er sich mit aller Kraft für die Rechte derselben ein, unbekümmert darum, daß er auch seine Verbindung in das Schicksal des befreundeten Korps hineinziehen mußte. Er vertrat eben kühn und unbeirrt seine Überzeugung, wie er es später als Staatsmann so oft anderen Mehrheiten gegenüber gethan hat.

Seine Überzeugungstreue zeigte Otto von Bismarck damals auch in einer anderen Streitsache. Auf einem Balle im Januar 1833 hatte ein aus Cumberland stammender Student Knight mit einem anwesenden Fremden, Baron von Grabow, Händel gehabt, die, wie beide Teile anerkannten, auf Mißverständnissen beruhten. Aber ein Pistolenduell, das in der

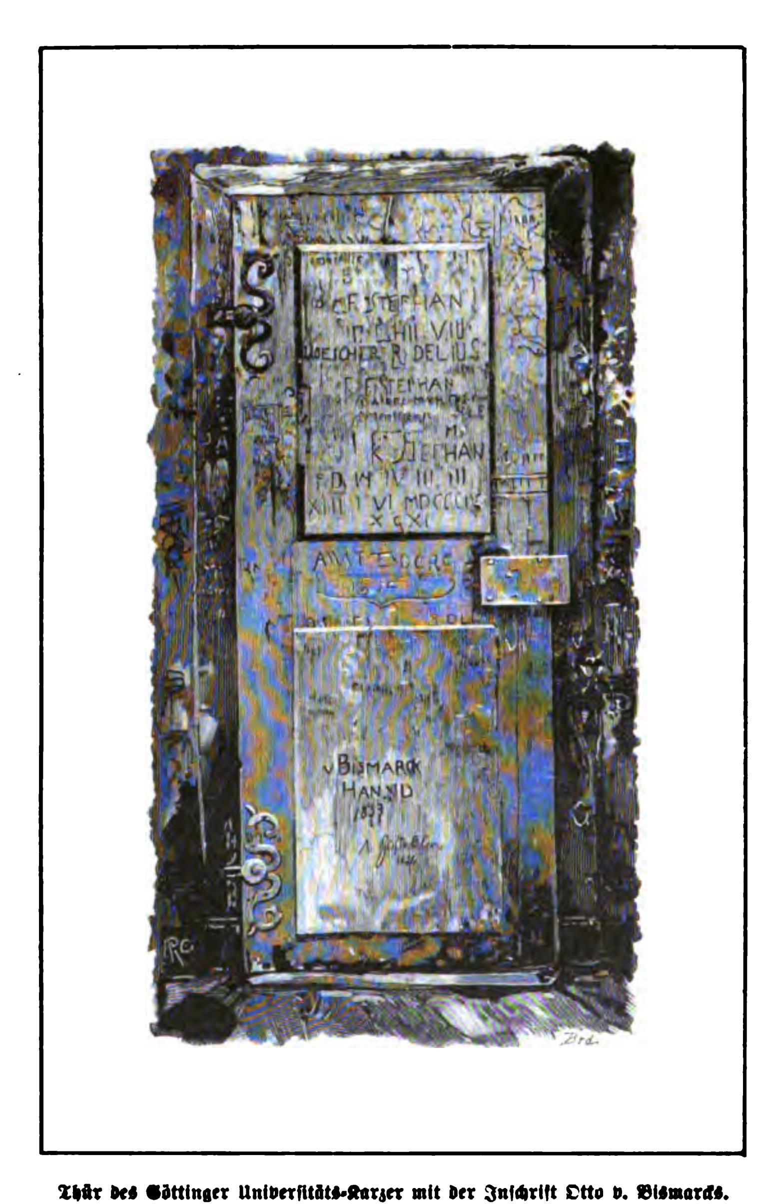
*) „Graf Bismarck und seine Leute" von Moritz Busch.

Hitze des Wortwechsels kontrahiert worden war, sollte zum Austrag gebracht, wenigstens in demselben eine Kugel gewechselt werden. Bismarck fuhr auf Wunsch Knights mit zum Kampfplatze hinaus, um als Dolmetscher zu dienen, übernahm aber, nachdem sich herausgestellt, daß der Baron von Grabow ohne Sekundanten war, die Rolle des Unparteiischen. Die Art, wie er diese Rolle durchgeführt hat, gereicht dem Charakter des damals achtzehnjährigen Jünglings gewiß zur Ehre.

Da die Sache verraten worden war, wurden die Beteiligten zur Verantwortung gezogen. Nach dem über die Verhandlung aufgenommenen, bei den Universitätsakten befindlichem Protokoll, vom 1. Februar 1833 datiert, machte Bismarck über seine Mitwirkung bei dem Duell folgende Aussage: Die Übrigen, welche bei dem Duell zugegen gewesen, würden ihm bezeugen können, daß er die Streitenden veranlaßt habe, die anfangs verabredeten drei Schritt Barrière in zwölf zu verwandeln. Es seien dann zehn Schritt verabredet worden; als er aber die Mensur genommen, habe er noch zwei Schritt zugesetzt und dies auch dem Arzt gesagt. Auch habe er die Mensur genommen, um sie möglichst lang zu machen. Der Zweikampf hatte denn auch den von dem Unparteiischen gewünschten Verlauf. Es wurde niemand verwundet.

Das erwähnte Protokoll meldet ferner, daß Otto von Bismarck wegen der Teilnahme an jenem Zweikampfe zu zehn Tagen Karzer verurteilt wurde, und ein Nachsatz berichtet, daß er, weil er auf die erste Ladung nicht erschienen, noch einen elften Karzertag dazu erhalten habe. Auch sonst ist Bismarck mit den Gesetzen der Universitätsbehörde mehrfach in Konflikt gekommen und, wie aus seinem Abgangszeugnis ersichtlich, noch zu anderweitigen Strafen verurteilt worden. Das alte Konzilienhaus, wo er seine Karzerstrafen, bis auf drei Tage, die er später in Berlin verbüßte, abgesessen hat, steht heute nicht mehr; aber die Thür des Gefängnisses mit Otto von Bismarcks eingeschnittenem Namen ist erhalten worden.

Hinter dem Namen Bismarck steht auf der Thür das Schmähwort „Petzer“ eingegraben. Damit hat es folgende Bewandtnis: Der oben erwähnte Streit der Lüneburger war der Universitätsbehörde bekannt geworden, welche sogleich eine Untersuchung der Sache, die in einem



Thür des Göttinger Universitäts-Karzer mit der Inschrift Otto v. Bismarcks.

Duellhandel ihren Ursprung hatte, einleitete. Einer der ersten, die vorgeladen und vernommen wurden, war Otto von Bismarck, welcher als Vermittler zwischen den Parteien an der Sache beteiligt war. Derselbe legte ein offenes Geständnis ab, während die Mehrzahl der anderen Angeklagten auf Grund der Vorschriften ihrer Couleurgesetze alles ableugneten. Seiner ehrlichen Natur widerstrebte die wissentliche Lüge, er sagte die Wahrheit, selbst auf die Gefahr hin, daß ihm dies von den beteiligten Kommilitonen verübelt werden müsse. Einer derselben hat sich an Bismarck dadurch gerächt, daß er hinter dessen Namen jenes ominöse Schimpfwort eingeschnitten hat, was demselben aber sicher nicht zur Unehre gereicht.

Es ist bekannt, daß der junge Otto von Bismarck bereits ein begeisterter Vaterlandsfreund war und ihm jenes bunte, von Deutschlands Zerrissenheit zeugende Kartenbild mit den 39 Farben schon früh ein Dorn im Auge gewesen ist. Merkwürdig ist es nun, daß er als Göttinger Student mit den Verbindungen, welche den damals freilich arg verpönten deutschen Einheitsbestrebungen huldigten, immer auf gespanntem Fuße gestanden hat. Hatte er trotz seiner Jugend in jenen Tagen schon einen Begriff davon, daß ein in Uneinigkeit und Ohnmacht versunkenes großes Volk nicht durch die Schläger der Korpsstudenten, nicht durch Turn- und Sängerfeste, noch durch Parlamentsreden stark und einig gemacht werden könne? Folgendes Ereignis aus seiner Studienzeit in Göttingen, das er später selbst erzählt hat, spricht dafür.*)

„Ich erinnere mich, vor dreißig und mehr Jahren in Göttingen, da wettete ich einmal mit einem Amerikaner, ob Deutschland in zwanzig Jahren einig sein würde. Wir wetteten um 25 Flaschen Champagner, die der geben sollte, der gewönne. Wer verlor, sollte übers Meer kommen. Er hatte für nicht einig gewettet, ich für einig. Darauf besann ich mich 1853 und wollte hinüber. Wie ich mich aber erkundigte, war er tot. Er hatte gleich so einen Namen, der kein langes Leben versprach — Koffin, Sarg. Das Merkwürdigste ist, daß ich damals — 1833 — schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß,

*) Tischgespräch zu Versailles am 1. Februar 1871.

die jetzt mit Gottes Hilfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten, nur im Gefechtszustande verkehrte."

Von seiner urwüchsigen Kraft legte Otto von Bismarck damals noch anderweitig Proben ab als auf dem Fechtboden und auf der Mensur. Einmal forderte ihn ein Gewaltiger zum Kampfe heraus, der ihm mehr zu schaffen machte, als alle Gegner bisher; doch blieb Achilleus auch in dem Waffengange mit diesem Sieger. Im dritten Semester seines Studiums erkrankte Bismarck an einem heftigen Anfall des kalten Fiebers, das ihn trotz heftiger Gegenwehr aufs Lager warf, ihm den Schlaf, den Appetit und alle Lust am Leben raubte. Der Arzt verschrieb Chinin gegen den ungestümen Feind. Aber diese Waffe zu gebrauchen, schien dem Kranken noch abscheulicher als der Feind selber. Da traf aus der Heimat eine Kiste mit frisch geräucherten Gänsebrüsten, mit Wurst und Schinken ein, welche die sorgliche Mutter ihrem Jüngstgebornen, von dessen Krankheit sie keine Ahnung hatte, eingepackt und gesandt hatte. Eben war der kranke Löwe von einem heftigen Fieberanfall wieder etwas zu sich gekommen, als ihm die mütterliche Sendung gebracht wurde. Begierig wird dieselbe sogleich geöffnet. Welch würziger Geruch strömt ihm entgegen! Er fängt an auszupacken, die Wurst wohlgefällig zu betrachten, endlich gar eine derselben anzuschneiden und ein Stückchen davon zu kosten. Wie wunderbar! Die verlorene Eßlust ist plötzlich wiedergekehrt. Die Wurst schmeckt vortrefflich; ein Stück nach dem andern davon verschwindet, und der Kranke sättigt sich nach längerer Zeit zum erstenmal wieder nach Herzenslust.

Als in den nächsten Tagen der Arzt wiederkommt, tritt ihm sein Pflegebefohlener mit vergnügtem Angesicht entgegen und sagt: „Gott sei Dank, Herr Doktor, das Fieber scheint weg zu sein; es ist bisher nicht wiedergekommen."

„Hab's wohl gedacht," erwidert der Arzt, „unfehlbares Mittel, das Chinin!"

„Ihre Medizin habe ich kaum angerührt, Herr Doktor," versetzt Bismarck darauf. „Doch meine Frau Mutter hat mir aus der pommerschen Heimat ein Mittel verschrieben, dem ich die Wunderwirkung zu verdanken meine. Sehen Sie hier, zwei Pfund dieser herrlichen Mett-

wurst habe ich gestern eingenommen. Darf ich den Herrn Doktor bitten, das Mittel auch einmal zu versuchen?"

Ein Glückwunschgedicht zum vierundsiebzigsten Geburtstage des späteren Reichskanzlers besingt diese Kraftprobe Bismarcks in humorvoller Weise:

„Und was kein Gegner leisten kunt',
Selbst mit dem schärfsten Hieber,
Zu bringen Otto auf den Hund,
Das thät das kalte Fieber.
Chinin, das macht ihn nicht gesund,
Da aß er Mettwurst, just zwei Pfund —
Zu solchem Selbstkurieren,
Da muß man gratulieren!"

Als Zweck seines Studiums in Göttingen pflegte Bismarck auf Befragen die „Diplomatie" zu bezeichnen, womit er den Wunsch der Mutter andeutete, ihn dereinst als Staatsmann zu sehen. Als jedoch der flotte Korpsstudent am Ende seines dritten Semesters, im September 1833, zu den Ferien nach Kniephof kam, fand die vornehme Frau Mutter sein Äußeres durchaus dem Bilde nicht entsprechend, welches ihr von dem zukünftigen Diplomaten vor Augen schwebte. Sie maß die Schuld an dieser unvorteilhaften Veränderung dem ungebundenen Burschenleben in Göttingen bei und wirkte dahin, daß Otto in die Musenstadt nicht wieder zurückkehrte.

Es wurde nun die Universität Berlin zur Fortsetzung seines Studiums gewählt. Hier studierte er ein Semester, ohne eingeschrieben zu sein, da ihm Göttingen sein Abgangszeugnis so lange vorenthielt. Erst im Mai 1834 wurde ihm dasselbe ausgefertigt und zugestellt. Es lautete:

„Wir Prorektor und Senat der Königlich Großbritannisch-Hannoverschen Georg-Augusts-Universität bezeugen hierdurch, daß der Studierende Leopold Eduard Otto von Bismark*) aus Schönhausen am 10. Mai 1832 als der Rechte Beflissener unter die Zahl der hiesigen Studierenden aufgenommen ist und sich von der Zeit an bis jetzt Studierens halber hierselbst aufgehalten hat. Hinsichtlich seines Betragens wird

*) Fälschliche Schreibweise.

bemerkt, daß, außer einigen weniger erheblichen Rügen, zehn Tage Karzer wegen Gegenwart bei einem Pistolenduell, sodann, neben der bedingten Unterschrift des Consilii abeundi,*) drei Tage Karzer wegen Gegenwart bei einem Duell und viertägiges strenges Karzer wegen Überschreitung des für die Gesellschaften der Studierenden vorgeschriebenen Regulativs gegen ihn erkannt worden sind. Gegeben unter meiner, des jetzigen Prorektors, Unterschrift und unter Beidrückung des Universitätssiegels. Gieseler."

Von den einigen weniger erheblichen Rügen, welche das Abgangszeugnis erwähnt, wurde die eine erteilt „wegen eines zu weit getriebenen Scherzes", welchen sich Bismarck mit einem Kommilitonen erlaubte, in dessen Zimmer er nächtlicherweise eindrang, um denselben in Furcht zu setzen. Sodann mußte Bismarck mehrmals „wegen Rauchens auf der Straße" einen Thaler Strafe zahlen. Ferner war dem Abgangszeugnis eine Erkenntnis beigefügt, das auf drei Tage Karzer lautete, welche Strafe in Berlin redlich abgebüßt wurde. Im Karzerbuch der Berliner Universität steht unter dem 7. Dezember 1833 der Vermerk: „Otto von Bismarck, drei Tage, Erkenntnis von Göttingen. Betragen musterhaft."

Mit dem Göttinger Korps Hannovera, dem Otto von Bismarck angehörte, hat derselbe stets in den besten Beziehungen gestanden. Machte er demselben doch später sein Bild, ein meisterhaftes Ölgemälde, zum Geschenk. Und wenn den berühmten Staatsmann seine Reisen durch die alte Musenstadt führten, so wurde er von dem Korps jedesmal jubelnd begrüßt, wie denn er die ihm erwiesenen Huldigungen erfreut und aufs freundlichste entgegennahm.

Auch der alten alma mater Georgia-Augusta bewahrte der Fürst Bismarck ein wohlwollendes Andenken. Oftmals hat er derselben in seinem späteren Leben ehrenvoller Erwähnung gethan; so unter anderem, wie er als greiser Altreichskanzler am 29. Juli 1893 auf seiner Reise nach Kissingen in Göttingen feierlich begrüßt wurde. Da sagte er zu den am Bahnsteig versammelten Professoren und Studenten: „Vor sechzig Jahren bin ich in die Thore von Göttingen als flotter, frischer

*) Consilium abeundi = Der Rat abzugehen.

Student eingezogen, und ich muß sagen, von allen Orten, denen ich meine Bildung verdanke, ist mir Göttingen noch jetzt der liebste, da so schöne Jugenderinnerungen mich an diese Stadt binden.“ Zuviel gearbeitet habe er nicht, fügte der Fürst hinzu. Jetzt sei die Zeit eine andere, sie fordere auch von der studierenden Jugend ernsten Fleiß.

Der Geschichtsschreiber der Georgia-Augusta, Dr. Mejer, hat im Jahre 1885 alle auf den berühmtesten Studenten dieser Hochschule bezüglichen Bemerkungen aus amtlichen Quellen zusammengetragen und seine Aufzeichnungen dem Fürsten Bismarck zugesandt, worauf derselbe antwortete:

„Sie haben mich durch die aktenmäßigen Mitteilungen aus meiner Studienzeit sehr erfreut, und ich habe mich bei der Lektüre Ihrer Aufzeichnungen mit einer gewissen Wehmut in meine Jugend zurückversetzen können. Ich ersehe daraus mit Vergnügen, daß das Universitätsgericht nachsichtiger über mich urteilte, als ich nach meinen Erinnerungen verdiente.“

Als Otto von Bismarck im Herbste 1833 nach Berlin übersiedelte, hatte er den Vorsatz gefaßt, durch fleißige Arbeit das in Göttingen Versäumte nachzuholen. Da die Eltern zur Winterzeit in Berlin zu wohnen pflegten, so ließ sich von ihrem Einfluß auf den Sohn besonders Gutes erhoffen.

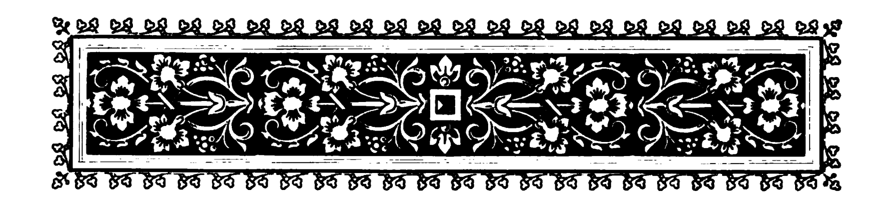
In der ersten Zeit bewährte sich der gute Vorsatz auch. Otto nahm einen kräftigen Anlauf, namentlich hörte er fleißig die Vorlesungen des berühmten Rechtslehrers Savigny. Doch sein Eifer dauerte nicht lange. Er glaubte eingesehen zu haben, daß er in der ihm gebotenen Zeit durch den fleißigsten Besuch der Vorlesungen nicht mehr zum Ziele eines glücklich abgelegten Examens gelangen könne, daß sich dies vielmehr nur durch eifriges und zweckmäßiges Selbststudium erreichen lasse. Ehe er dieses aber beginne, so meinte er, könne er sich noch einmal den Freuden des freien, flotten Burschenlebens hingeben. Das that er denn auch, und als er dieselben erst wieder gekostet hatte, da erschienen sie ihm so lockend, daß er sobald nicht wieder davon loskam. Verflogen waren die guten Vorsätze; kraftlos blieb selbst der Einfluß der mütterlichen Autorität.

Doch als der Zeitpunkt des Staatsexamens immer näher heranrückte, rief sich Otto eines Tages ein thatkräftiges Halt! zu. Er brach das tolle Treiben des Burschenlebens plötzlich ab und begann, sich zum Examen vorzubereiten. Durch häuslichen Fleiß, mit Hilfe eines tüchtigen Repetitors, namentlich aber vermöge seiner außerordentlichen Gaben gelang es ihm, in kurzer Zeit die nötigen Kenntnisse zu erwerben; er kam zu Ostern 1835 mit Ehren durch die erste juristische Prüfung, damals das Auskultator-Examen genannt.

Auch aus Otto von Bismarcks Berliner Studienzeit sind Belege dafür vorhanden, daß er selbst in den Tagen tollsten Übermutes den rechten Halt nie verloren hat, daß vielmehr stets ein ernster Grundton durch das Innerste seines Wesens gegangen ist. So wird berichtet, daß er keinen Tag habe hingehen lassen, ohne seinen Geist durch die Lektüre eines guten Buches, einer schönen Dichtung und dergleichen anzuregen. Er wohnte in Berlin eine Zeitlang mit einem jungen Grafen Kaiserlingk zusammen, welcher später Kurator der Universität Dorpat in Kurland wurde. Dieser war ein bedeutender Musikkundiger, von dem Otto die schöne Kunst schätzen und lieben lernte, während er bisher weder Neigung noch ein Verständnis für dieselbe gehabt hatte. Wenn Kaiserlingk seinem Gefährten in stillen Stunden Beethovensche Sonaten vorspielte, hörte dieser mit tiefer Andacht, oft mit Rührung zu. Außer dem genannten Grafen hatte Bismarck in Berlin noch einen Freund, den Amerikaner John Lothrop Motley, der ebenfalls eine Zeitlang sein Hausgenosse war und sich später als Verfasser bedeutender Geschichtswerke ausgezeichnet hat. Otto von Bismarck erschloß sein Herz so leicht niemand in Freundschaft; doch wo dies einmal geschah, da hielt er Treue fürs ganze Leben. Solche Freundestreue hat er auch Motley bewahrt, wie wir später aus dem Briefwechsel ersehen werden, den beide miteinander geführt haben. Von Bismarcks Freunden aus früherer Zeit mögen hier noch genannt werden: Moritz von Blanckenburg, Oskar von Arnim, sein späterer Schwager, Wilhelm von Schenk, später Besitzer des Schlosses Mansfeld, Hans von Dewitz auf Groß-Milzow in Mecklenburg.

Zwanzig Jahre alt war unser Otto von Bismarck, als er Ostern 1835 nach wohlbestandenem Auskultator-Examen ins Leben, in Amt und Würden treten sollte. Mit Wehmut mag er wohl von der freien, frohen Burschenzeit Abschied genommen haben.

„Ja, das Schöne muß vergehen
Und das Herrliche verbleichen;
Grausam ruft mit rauher Stimme
Auch das Fatum hier sein: Ex est.
Und der stolze Sohn der Musen
Ziehet still, gesenkten Blickes,
Dürftig nun als Auskultator,
Ach, ins Philisterium!“



V.

Wanderjahre.

Hei, Jugendblut hat Übermut!
Otto von Bismarck, halt!
Wer aber zähmt die wilde Glut?
Fort stürmt er mit Gewalt.
Des Lebens Becher schäumet hell,
Er trinkt mit vollem Zug,
Es jagt und saust und brauset schnell.
Noch lange nicht genug!
Müller v. Königswinter.

Der frische Most jugendlichen Übermutes schäumte noch gewaltig in dem Zwanzigjährigen, als derselbe bald nach abgelegtem Examen als Auskultator vereidigt wurde. Die gestrenge Frau Justitia mag bedenklich den Kopf geschüttelt haben über das kecke Junkerlein, das ihr da als Jünger zugeführt wurde. Guckte doch, der aufgesetzten Amtsmiene zum Trotz, aus den lebhaften, blanken Augen, aus den von krausem Bartflaum beschatteten Mundwinkeln der lachende Schalk hervor, bereit zu lustigen Streichen und Possen. Unser junger Jurist ist wohl selbst nicht ohne eine gewisse Besorgnis gewesen, wenn er sich die Frage vorlegte, woher er bei seiner Gemütsverfassung die nötige Würde für seinen Beruf nehmen sollte. Doch wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand, also auch wohl den erforderlichen Ernst dazu. So mochte er sich ermutigen und die Maske der Amtsmiene recht fest um das Gesicht legen.

Otto von Bismarck wohnte damals in Berlin wieder mit seinem Bruder zusammen, der seine Militärlaufbahn inzwischen aufgegeben und das Schwert mit der Feder vertauscht hatte, indem er sich ebenfalls dem Justizdienste widmete. Der junge Auskultator wurde zunächst beim Berliner Stadtgericht und zwar in der Abteilung für Bagatellsachen als Protokollführer beschäftigt. Er gab sich redliche Mühe, bei den Verhandlungen Ernst und Würde in geziemender Weise aufrecht zu erhalten. Indessen ganz verhindern konnte er es doch nicht, daß von Zeit zu Zeit einmal der übermütige Schalksgnom durch das Gehege der Amtswürde schlüpfte und seine Sprünge machte.

Eines Tages hat Bismarck bei der Vernehmung eines echten Berliners das Protokoll zu führen. Dieser ergeht sich in allerlei ungehörigen Redensarten und treibt seine Unverschämtheit endlich so weit, daß Bismarck, dessen Fassung vollständig erschüttert ist, aufspringt und ihm zuruft: „Herr, mäßigen Sie sich, oder ich werfe Sie hinaus!“ Der anwesende Herr Stadtgerichtsrat aber vermerkt die eigenmächtige Äußerung seines Unterstellten als unpassend, legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt in gemessenem Amtstone: „Herr Auskultator, das Hinauswerfen ist *meine* Sache!“ Der Gemaßregelte beißt sich auf die Lippe und schweigt. Die Verhandlung nimmt ihren Fortgang; es dauert aber nicht lange, so ist die Geduld des Protokollführers wieder zu Ende; abermals springt er auf und donnert nun den Berliner mit einem Blick auf den Vorgesetzten an: „Herr, mäßigen Sie sich, oder ich lasse Sie — durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen!“ Man kann sich das verblüffte Gesicht des würdigen Herrn denken. Die Reihe war jetzt an ihm, sich auf die Lippe zu beißen.

Noch manche andere heitere Geschichte wird aus jener Zeit von dem jungen Auskultator erzählt. Indessen kommt bei allem Übermute desselben der Grundzug eines tief angelegten Gemütes, wie folgendes Beispiel beweist, auch wiederholt zum Durchbruch. Bismarck hatte in dieser Zeit namentlich in Ehescheidungssachen zu arbeiten, welche damals, wie Sachkundige berichten, in der ganzen preußischen Gerichtsverwaltung durchaus nicht mit der Sorgfalt und dem Ernst behandelt wurden, wie es ihre Wichtigkeit für das bürgerliche Leben wohl erheischte.

Eines Tages hatte Otto von Bismarck mit einer Frau zu verhandeln, welche in die beantragte Scheidung ihrer Ehe durchaus nicht willigen wollte. Bismarck geriet, da ihm solche Weigerung noch nicht vorgekommen und überhaupt etwas ganz Ungewöhnliches war, in Verlegenheit und wußte sich endlich nicht anders zu raten, als daß er zu dem älteren Genossen ging, dem er beigeordnet war, und denselben zu Hilfe rief. Dieser zuckte hochmütig die Achsel über die Unbeholfenheit des Neulings und übernahm die Verhandlung der Sache. Er suchte nun mit Aufwendung seiner ganzen Weisheit und Aufbietung all seiner richterlichen Machtvollkommenheit das arme Weib zur Einwilligung in die Scheidung zu bewegen, aber alle Mittel blieben ohne Erfolg. Die Frau beharrte bei ihrer Weigerung, und die Verhandlung mußte als ergebnislos geschlossen werden. Auf Bismarck machte der Vorfall einen tiefen Eindruck, und derselbe hat gewiß nicht dazu beigetragen, ihm Geschmack an dem ihm ohnehin wenig zusagenden Justizdienste abzugewinnen.

In den geselligen Kreisen der Residenz war Otto von Bismarck bald eine beliebte Persönlichkeit. Seine hohe, schlanke Gestalt, die feingeschnittenen Züge seines Angesichts, seine sprühenden, geistvollen Augen und sein sprudelnder Humor, der jedoch die Ritterlichkeit seines Benehmens nicht beeinträchtigte, halfen ihm die Herzen erobern. Er verkehrte mit seinem Bruder Bernhard gern und viel in den Häusern seiner nächsten Verwandten. So besonders in der töchterreichen Familie der Frau General von Kessel, der Schwester seiner Mutter. Hier fand er stets freie und heitere Geselligkeit neben verwandtschaftlicher Liebe und Teilnahme. Eine Tochter des Hauses, Helene von Kessel, als Malerin bedeutend, zeichnete ihren Vetter damals. Das wohlgetroffene Bild Otto von Bismarcks zeichnet sich durch üppige Lockenfülle aus und steht in einem seltsamen Gegensatz zu den „drei Haaren“, mit welchen später die bildlichen Darstellungen des Berliner Witzblattes „Kladderadatsch“ das gewaltige Haupt des Ministerpräsidenten und großen Staatsmannes zu schmücken pflegten. Eine zweite Familie, in welcher die beiden Brüder Bismarck verkehrten, war die ihres Vetters, des Grafen Bismarck-Bohlen. Auch in den höchsten

und allerhöchsten Kreisen der Residenz fanden dieselben Zutritt; sie nahmen während des Winters 1835 bis 1836 regen Anteil an den Festlichkeiten des Königlichen Hofes. Damals war es, als Otto von Bismarck zum erstenmal dem Manne begegnete, mit dem er später so Großes durchführte.

Es war auf einem Hofballe, als Otto von Bismarck dem damaligen Prinzen von Preußen, späterem König Wilhelm, vorgestellt wurde. Diese Vorstellung geschah zugleich mit der eines Genossen Bismarcks, des Herrn von Schenk, der ebenfalls Auskultator war und durch gleiche Körpergröße über die Leibeslänge gewöhnlicher Menschenkinder bedeutend hervorragte. Als diese beiden Riesengestalten dem Prinzen gegenübertraten, betrachtete sie derselbe mit Wohlgefallen und sagte heiter: „Nun, die Justiz sucht sich ihre jungen Leute jetzt wohl nach dem Gardemaß aus?“ „Königliche Hoheit,“ antwortete Bismarck, „die Juristen müssen auch Soldat werden, und sie rechnen sich's zur Ehre an, wenn Seine Majestät und das Vaterland sie rufen.“ Wie oft hat Prinz Wilhelm nachmals als Herrscher Otto von Bismarck Aug' in Auge gegenüber gestanden, um auch das Riesenmaß seines Geistes zu bewundern!

Das dürre Feld des Justizdienstes erschien dem frischen Geist Bismarcks doch gar zu öde. Er suchte sobald als möglich in ein anderes Gebiet der Thätigkeit zu kommen. Da er als zukünftiger Staatsmann auch die Zweige der Verwaltung kennen lernen mußte, so trat er schon im Jahre 1836 in den Dienst der Königlichen Regierung über. Er wurde nach der alten deutschen Kaiserstadt Aachen versetzt und dort dem Regierungspräsidenten Grafen Arnim-Boitzenburg unterstellt, der damals, obwohl er noch jung war, bereits einen hohen Ruf als tüchtiger Beamter genoß. Dieser nahm sich Bismarcks, der inzwischen zum Referendarius aufgerückt war, freundlich an, führte ihn mit Sorgfalt in die Zweige des Dienstes ein und zog ihn in den geselligen Kreis seiner Familie.

Bismarck arbeitete eine Zeitlang mit regem Eifer. Doch das großartige Badeleben Aachens mit seinem Fremdenverkehr wurde ihm gegenüber seinen dienstlichen Pflichten wieder zum Stein des Anstoßes; bald ließ er sich von dem Strudel der Vergnügungen fortreißen, so daß

er anfing, in seinen Berufspflichten lässig zu werden. Er hatte unter den vielen Fremden, namentlich den Engländern, Belgiern und Franzosen, lebenslustige Genossen gefunden, mit denen er vertraulichen Umgang pflegte und gelegentlich auch Vergnügungsreisen unternahm. Die Franzosen und Belgier führten ihren deutschen Genossen durch die schönsten und interessantesten Gebiete ihres Vaterlandes, und der Deutsche ließ es sich wiederum nicht nehmen, die Fremden durch die herrlichen Gelände unseres Rheinstromes zu geleiten. Er schaute mit ihnen hinab von den Gipfeln der Berge auf die gottgesegneten Fluren und Thäler des Rheinlandes.

„Durchforscht mit ihnen manchen Gau,
Wo deutscher Wein gekeltert ward,
Begrüßt die Städte altersgrau,
Wo Sitte wohnt und deutsche Art.“ —

Deutsche Art und Sitte kennen zu lernen, dazu gab Otto von Bismarck den Fremden auch noch in anderer Weise, durch sein Benehmen gegen sie, Gelegenheit. Seine ausländischen Reisegefährten waren geradezu entzückt von seinem vornehmen Wesen, seinem sicheren Takt, vor allem aber von dem Reichtum seines Geistes und der Tiefe seines Gemütes. Daß sie dies alles an einem pommerschen Landjunker wahrnahmen, setzte sie nicht wenig in Erstaunen. Der Herzog von Cleveland fand in dem jungen deutschen Edelmanne das Bild eines echten Englishman verkörpert. Als der Engländer dies einmal unserm Freunde gegenüber zum Ausdruck brachte, lehnte derselbe ein solches Lob aber mit Würde ab, indem er meinte, das Ziel seines Strebens wäre, einmal das Ideal eines wahren deutschen Mannes zu erreichen.

„An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rate Dir gut!
Da geht Dir das Leben zu lieblich ein —“

Simrocks Warnung hätte auch Anwendung finden können auf Bismarcks Aufenthalt in Aachen. Er kam bald zu der Erkenntnis, daß hier der Boden nicht sei, auf dem er zu einem tüchtigen Beamten erwachsen könne. Kurz entschlossen, jenem süßen Nichtsthunleben ein Ende zu machen, beantragte er seine Versetzung nach Potsdam, der

alten biederen Königsstadt, wo die echte preußische Pflichtstrenge ihren Mutterboden hat.

Sein Versetzungsgesuch wurde bewilligt, und er siedelte im Herbste 1837 nach Potsdam über. Seine Erwartung, in Potsdam die Beamtenpünktlichkeit und Diensttreue an der Quelle kennen zu lernen, täuschte ihn nicht. Er wurde hier dem Geheimrat Wilke unterstellt, der einst bei den Lützower Jägern gestanden und ein Freund des Bismarckschen Hauses war. Dieser alte, im Dienst ergraute Beamte nahm sich des jungen Referendarius, der freilich ein abgesagter Feind aller Büreauthätigkeit zu sein schien, treulich an. Er brachte Bismarck dahin, daß dieser einen Kanzleidiener anwies, ihn morgens, wenn er nicht pünktlich zum Dienst erscheine, aus seiner Wohnung, wenn nötig, aus dem Bett zu holen. Otto von Bismarck lieferte als Beamter ausgezeichnete Arbeiten, und sein Vorgesetzter konnte ihm das Zeugnis ausstellen, daß er für die höchsten Staatsämter befähigt wäre, wenn er seine entsetzliche Abneigung gegen alle Büreauthätigkeit überwinden könnte. —

Die ursprüngliche Kraft seines Urteils zu bekunden, hat der junge Bismarck in jener Zeit schon zu öfteren Malen Gelegenheit gehabt. So machte z. B. die originelle Art, wie er ein von ihm verlangtes Gutachten abfaßte, in den beteiligten Kreisen allgemeines Aufsehen.

Das von Bismarck eingeforderte Gutachten bezog sich auf die Abfindung von Besitzern, deren Grundstücke wegen „projektierter öffentlicher Verbesserungsarbeiten" dem Enteignungsverfahren unterworfen werden sollten. Der Potsdamer Regierungsreferendar bezeichnete es in seiner Beurteilung der Sache klar und offen als eine Ungerechtigkeit, wenn Eigentümer durch Zwangsverfahren zur Entäußerung ihres Besitztums genötigt würden. Wie, so hieß es in dem Gutachten, soll man diesem Schalksnarren von Zeitgeist, der heute als langweiliger Philister mit Brille, Schreibärmeln und Pantoffeln daherschleicht, morgen als Junker Dampf mit Höllenlärm über die Fluren braust, einen Freipaß geben durch alle Gefilde, daß er alle Spuren lieber Erinnerungen unter seine Füße trete? — Nein! Sie können es mir gar nicht mit Geld bezahlen, wenn Sie den Park meines Vaters in einen Karpfenteich oder das Grab meiner seligen Tante in einen Aalsumpf verwandeln.

Dieser kraftvolle Schlußsatz ging bald unter den Regierungsbeamten und auch in weiteren Kreisen von Mund zu Mund und war die erste Äußerung Bismarcks, welche, wie später so manche andere, zum geflügelten Worte wurde.

Es trat nun an Otto von Bismarck die Forderung, seiner Militärpflicht zu genügen. Im Frühjahr 1838 trat er als Einjährig-Freiwilliger bei den Gardejägern in Potsdam ein. Die militärische Disciplin wurde zu einer noch wirksameren Schule straffer Zucht, als es der Büreaudienst unter Geheimrat Wilke gewesen war. Und wie sauer dem flotten Junker Bismarck die Strenge des Dienstes oft auch angekommen sein mag; nie hat er sich, während er des Königs Rock getragen, eine Unordnung oder Unpäßlichkeit zu schulden kommen lassen.

Im Herbst 1838 ließ er sich nach Greifswald zum pommerschen Jägerbataillon Nr. 2 versetzen. Hierzu bewogen ihn folgende Gründe:

Es stand in Aussicht, daß die beiden Brüder Bismarck in nächster Zeit die Bewirtschaftung der elterlichen Güter zu übernehmen haben würden. Um dieser Aufgabe dann gewachsen zu sein, wollte Otto von Bismarck den Rest seiner Militärzeit in Greifswald abdienen, wo sich ihm die Gelegenheit bot, gleichzeitig die nahe bei der Stadt gelegene landwirtschaftliche Hochschule zu Eldena zu besuchen. Er hat sich während dieses halben Jahres in Greifswald mit seiner Doppelpflicht als Jünger des Mars und der Musen redlich abgefunden. Ein ehrenvolles Zeugnis über seine damalige Erscheinung und sein Verhalten in der Gesellschaft, das auch auf seine Dienstführung schließen läßt, stellte ihm ein Studien- und Waffengenosse aus, der sich über ihn in folgender Weise äußerte:

„Herr von Bismarck schien seine Gründe zu haben, eine etwas reservierte Haltung zu bewahren, die nur hin und wieder durch den Verkehr mit älteren Korpsstudenten, seltener durch gesellschaftliche Berührung mit einer oder der anderen der geachtetsten Familien in Greifswald unterbrochen wurde. Die vom Scheitel bis zur Sohle vornehme Erscheinung war gleichsam von einem unsichtbaren Kreise, einer schwer zu beschreibenden geistigen Atmosphäre umgeben, welche alle Elemente, die Herr von Bismarck nicht selbst heranzog, oder denen er



Fürst von Bismarck im 23. Lebensjahre.

(Nach einer Zeichnung von Gust. von Kessel.)

Mit Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Bismarck.

Gezeichnet von Reinh. Hoberg.

sich nicht selbst freiwillig hingab, ohne einen erkennbaren Zwang von sich fern hielt und alles, was mit niedriger Denkart oder hohler Selbstüberschätzung auch nur einen entfernten Grad von Verwandtschaft verriet, mit unverhohlenem Widerwillen und mit Verachtung von sich wies."

Die geheimnisvolle Kraft, womit Otto von Bismarck in seiner späteren Wirksamkeit die Geister gebannt und welcher er so manchen wunderbaren Erfolg verdankt, scheint seiner Persönlichkeit demnach schon damals in jungen Jahren eigen gewesen zu sein, wofür auch ein Vorgang aus der Zeit seines Aufenthalts in Aachen einen Beweis giebt. Derselbe, welcher hier zurückgreifend erzählt werden möge, war folgender:

Eines Tages verabfolgte er einem Kellner, der in seiner Gegenwart eine Unverschämtheit verübt hatte, eine Ohrfeige. Der Gezüchtigte gelobte, dafür blutige Rache zu nehmen. Er lauerte Herrn von Bismarck mehrmals an verschiedenen Orten mit geladener Pistole auf. Aber jedesmal, wenn er denselben in seinem heiteren Freimute, mit den hellleuchtenden Augen in dem jugendfrischen Antlitz daherschreiten sah, sank ihm der zum Schuß erhobene Arm kraftlos nieder, sodaß er die Erfüllung seines Racheschwurs zuletzt aufgab. —

Nachdem Otto von Bismarck seiner Militärpflicht genügt hatte, kehrte er zu Ostern 1839 in das Elternhaus nach Kniephof zurück. Hier machten gewisse Verhältnisse seine Mitarbeit dringend nötig. Die pommerschen Güter seiner Familie befanden sich in einem wirtschaftlich vernachlässigten Zustande und waren im Laufe der Zeit hoch mit Schulden belastet worden. Der Aufwand, den die Eltern vielfach gemacht, namentlich ihr kostspieliges Leben zur Winterzeit in Berlin, ferner der Unterhalt der Söhne, hatte große Summen verschlungen, welche die Güter bei der zum Teil unzweckmäßigen Verwaltung nicht aufzubringen vermochten.

Frau von Bismarck hatte zwar von jeher für die Landwirtschaft ein außerordentlich reges Interesse bewiesen; aber ihr Können hatte mit dem guten Willen nicht immer in Einklang gestanden. Sie, der „Verstand des Hauses“, liebte es, alle möglichen Neuerungen, welche auf landwirtschaftlichem Gebiete auftauchten, zu versuchen; es fehlte ihr

aber die Fachkenntnis, dieselben sorgfältig zu prüfen, und die Ausdauer, sie zweckmäßig durchzuführen. So waren die pommerschen Besitzungen schließlich in Verfall geraten, was vielleicht schon früher die übelsten Folgen für die Familie gehabt hätte, wenn nicht der getreue und tüchtige Verwalter Bellin das Stammgut Schönhausen ergiebig bewirtschaftet hätte.

Um nun die Familie aus ihrer mißlichen Lage zu befreien und die vernachlässigten Besitzungen vor dem gänzlichen Ruin zu bewahren, rieten die beiden Söhne den Eltern, ihnen die pommerschen Güter schon jetzt auf ihr künftiges Erbteil hin zu überlassen. Die Eltern gingen um so lieber auf diesen Vorschlag ein, als Frau von Bismarck seit einiger Zeit sich von einem ernsten Leiden bedroht sah. Sie siedelten nun ganz nach Schönhausen über, um dort die Tage ihres Alters in Ruhe zu verleben. Die Krankheit der Frau von Bismark verschlimmerte sich indes bald so, daß das Äußerste zu befürchten stand. Die Kranke reiste nach Berlin, um dort den Rat berühmter Ärzte einzuholen. Allein auch diese konnten nicht helfen; das Leiden erwies sich als unheilbar, und die Kranke erlag demselben im Januar 1839.

Der Tod der edlen Frau versetzte den Gatten und die Söhne in tiefe Trauer. Sie haben ihr Andenken allzeit im treu Herzen bewahrt. Ihr Bild, von Reinheit und Hoheit umstrahlt, ist unserem Helden ein Leitstern geblieben, der ihm geleuchtet hat zu allen Zeiten, wenn ihn die Wolken seines Übermutes, welche die in ihm stürmende Jugendkraft aufwirbelte, zuweilen auch zu verdunkeln schienen. Wie herrlich hat er die Hoffnungen, welche die Mutter vorahnend auf ihn gesetzt hatte, erfüllt! Leider war es ihr nicht beschieden, sich in dem Ruhme ihres jüngsten Sohnes noch hier in diesem Leben zu sonnen. Später als der Name des gefeierten Staatsmannes die Welt durchklang, äußerten sich ältere Freunde seines Hauses ihm gegenüber wohl mit dem Bedauern: „Ach Bismarck, wenn das deine Mutter noch erlebt hätte!“

Die beiden Brüder Bismarck teilten den Besitz der pommerschen Güter in der Weise unter sich, daß Külz von dem älteren Bernhard, Kniephof und Jarchelin von dem jüngeren Otto übernommen wurden.

Mit Eifer gaben sich beide der Bewirtschaftung derselben hin und sahen bald schöne Erfolge erblühen.

Bernhard von Bismarck wurde nach einiger Zeit zum Landrat des Kreises gewählt und siedelte nach der Kreisstadt Naugard über. Unser Otto wirtschaftete als Gutsherr von Kniephof weiter und wohnte in dem alten Herrensitze, der von seinem Urgroßvater, Friedrich August von Bismarck, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaut worden war. Dieser hatte als Reiteroberst in dem nahegelegenen Gollnow in Garnison gestanden und muß dort wohl ein recht ungebundenes Leben geführt haben. Lebte er doch, nachdem er bereits vor fast hundert Jahren in der Schlacht bei Czaslau unter Friedrichs Fahnen den Heldentod gestorben, im Munde der biederen Hinterpommern unter der Bezeichnung „der tolle Bismarck“ fort! Manche von seinen Abenteuern, besonders seine verwegenen Reiterstückchen, seine Kraftleistung auf Zechgelagen, bei denen er oftmals jedes ausgebrachte Lebehoch mit dem Geschmetter der Trompeten und dem Gekrach von Karabinersalven seiner Dragoner begleiten ließ, und sonstige tolle Streiche aller Art waren noch im Schwange.

Von dem kühnen Reiteroberst Friedrich August von Bismarck ist ein gut Stück urkräftigen, übermütigen Wesens als Erbteil auf seinen Urenkel Otto übergegangen, wie dieser nach Ausweis eines im Herrenhause vom Kniephofe befindlichen Bildnisses jenes Urahnen auch in den Gesichtszügen große Ähnlichkeit mit demselben hatte. Gleich seinem Ahnen fühlte Otto von Bismarck das Blut stürmisch durch seine Adern rollen und sich fort und fort zu tollen Wagnissen und verwegenen Thaten getrieben. In der ersten Zeit erforderte die Verbesserung der verwahrlosten Güter seinen ganzen Eifer. Da hatte er Gelegenheit, seine überschäumende Kraft zu bethätigen. Von morgens früh bis abends spät saß er entweder im Sattel, um die Arbeit auf Feldern und Wiesen zu beaufsichtigen, oder er arbeitete am Schreibtisch über den Wirtschaftsbüchern. Als aber dann der Erfolg seiner Arbeit da war, Wiesen und Äcker in Blüte standen, die Scheunen und Speicher sich füllten und die Wirtschaft in stetem Fortschritt sich hob, da kam wieder der Geist des wilden Übermutes über ihn,

und es schien bald, als sei der „tolle Bismarck“ von den Toten auferstanden.

Es währte nicht lange, da erzählten die biederen Hinterpommern wieder von Bismarckschen Reiterstückchen, von gewaltigen Zechgelagen und tollen Streichen aller Art. War doch der junge Gutsherr von Kniephof einmal an einem Tage und auf einem Pferde von Polzin nach Kollin bei Stargard, eine Strecke von vierzehn Meilen, geritten, wobei er während der kurzen Mittagsrast in Wangerin einem Weinreisenden noch seine Weinproben ausgetrunken hatte.

Der Kniephof ist zum „Kneiphof“ geworden, hieß es bald im pommerschen Volksmunde. Und in der That wurde dort in der edlen Kunst des Trinkens manch Meisterstück geleistet, wenn Otto von Bismarck mit lustigen Kumpanen, jungen Offizieren der benachbarten Garnisonen und Gutsbesitzern der Umgegend, bei nächtlichen Gelagen zechte. Riesige Humpen und Trinkhörner, gefüllt mit Porter und Sekt, halb und halb gemischt, kreisten in der fröhlichen Tafelrunde, wobei nicht bloß die Champagnerpfropfen, sondern auch, wie ehedem in Gallnow, Pistolen knallten, die der wiedererstandene tolle Bismarck gegen die Decke des Zimmers abfeuerte.

Wie ungeheuerlich die Geschichten und Abenteuer klingen mochten, welche der Volksmund vom „tollen Bismarck“ — gleichviel ob mit wenig oder mehr Grund — berichtete, wie sehr die pommerschen Junker und ihre gnädigen Frauen und Fräuleins darüber die Köpfe schüttelten oder die Nasen rümpften: diejenigen, welche mit dem jungen Gutsherrn von Kniephof vertrauteren Umgang pflegten, wußten sehr wohl, daß derselbe hinter der Maske des Schalken ein tiefernstes Gesicht barg, daß der reine Grundquell seines Herzens oft die wildgehenden Wogen des jugendlichen Übermutes durchbrach und zur Ruhe brachte. Nicht selten geschah es, daß der Jubel des fröhlichsten Gelages plötzlich verstummte und in ein Gespräch über die ernstesten Dinge des Lebens überging. Und mancher Genosse Bismarcks, der nach Kniephof gekommen war, einen lustigen Abend zu verleben, hatte am andern Tage zu berichten, daß er sich dort, da der Hausherr nicht in Stimmung gewesen, „sträflich gelangweilt“ habe. Auch hier in seinem übermütigen

Treiben blieb Bismarck seiner Gewohnheit treu, seinen Geist durch das Studium gediegener Schriften täglich neu zu beleben. Macchiavells „Buch vom Fürsten“ und die Werke des niederländischen Weltweisen Spinoza las er damals mit Vorliebe. Und wie oft setzte er seine Freunde bei gelegentlichen Gesprächen über die vaterländischen Verhältnisse oder andere Dinge des menschlichen Lebens durch seinen Reichtum an geschichtlichem Wissen und seine tiefdurchdachten Aussprüche in Erstaunen! In jenen politischen Ansichten wich er vielfach von denen seiner adligen, meist noch in überlebten Standesvorurteilen befangenen Genossen ab, aber man hörte doch seinen Meinungsäußerungen gern und willig zu oder stimmte ihnen gar bei. „Er imponierte uns allen,“ bekannte später ein Genosse jener Tage.

Den tiefinneren Kern seines Wesens, den sittlichen Grundzug der Seele und die Charakterstärke des gefestigten Mannes offenbarte Otto von Bismarck auch in jenen Tagen seiner Sturm- und Drangzeit immer wieder. In zwei Ereignissen aus jener Zeit tritt dies besonders hervor.

Es war am 15. Oktober 1840, als der König Friedrich Wilhelm IV. vom Söller des Königlichen Schlosses in Berlin herab das feierliche Gelübde der Treue ablegte und die Huldigung seines Preußenvolkes entgegennahm.

Otto von Bismarck befand sich an der Seite seines Vaters und seines Bruders unter den Huldigungszeugen. Mit klopfendem Herzen lauschte er den begeisterten Worten, welche der König an die auf dem weiten Platze des Lustgartens versammelte, aus Vertretern aller Stände bestehende Volksmenge richtete, und die also lauteten:

„Ich gelobe, mein Regiment in der Gottesfurcht und der Liebe der Menschen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfnisse meiner Völker, mit geschlossenen, wenn es die Gerechtigkeit gilt. Ich will vor allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne gleichen erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und für die Rechte Deutschlands. In der Begeisterung und Liebe zu meinem herrlichen Vaterlande, zu meinen Waffen und meinem

in Freiheit und Gehorsam gebornen Volke, richte ich an Sie, meine Herren, in dieser ernsten Stunde die ernste Frage: Können Sie, wie ich hoffe, so antworten Sie im eigenen Namen, im Namen derer, die Sie entsendet haben! Ritter, Bürger, Landleute und von den hier unzählig Gescharten alle, die meine Stimme vernehmen können, ich frage Sie, wollen Sie mit Herz und Geist, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligeren Liebe der Christen mir helfen und beistehen, Preußen zu erhalten, wie es ist, wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen soll? Wollen Sie mir helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen nur vierzehn Millionen den Großmächten der Erde beigesellt ist, nämlich Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmütiger Jugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben mich nicht verlassen und versäumen, sondern treu mit mir ausharren durch gute und böse Tage? O dann antworten Sie mir mit dem schönsten und klarsten Laute der Muttersprache, antworten Sie mir ein ehrenhaftes Ja!"

Im gewaltigen Sturme der Begeisterung erbrauste das antwortende Ja der Volksmenge zu dem königlichen Herrn hinauf. Aus tiefbewegtem Herzen drang es auch Otto von Bismarck über die Lippen. Und er ist einer der wenigen gewesen, die das, was sie in feierlicher Stunde in voller Überzeugung mit jenem Ja gelobt, treu und unverbrüchlich seinem Könige und seinem Vaterlande in allen Stürmen und Wandlungen gehalten haben.

Im Jahre 1841 erhielt Otto von Bismarck unter seiner Versetzung zur Kavallerie die Beförderung zum Landwehroffizier, und im folgenden Jahre, während des Sommers 1842, wurde er zu einer Übung bei dem Stargarder Ulanenregiment eingezogen. Zwar wußten auch die beiden Garnisonstädtchen der pommerschen Ulanen, Greiffenberg und Treptow an der Rega, nicht minder der „Goldene Mops", wie ein stilles, entlegenes Plätzchen zwischen beiden Orten von den dort oft zum Rendezvous versammelten Offizieren genannt wurde, bald von mancherlei übermütigen Streichen Bismarcks, Übertretungen des Rauch-

verbotes und dergleichen zu erzählen; aber ein anderes pommersches Städtchen, Lippehne bei Stargard, weiß von einer kühnen That des jungen Ulanenleutnants zu berichten, die da beweist, daß derselbe, wenn es galt, auch bereit war, sein Leben für höhere Zwecke einzusetzen.

In der Stadtchronik von Lippehne befindet sich, in jener Zeit von der Hand des Ortsgeistlichen, Oberpfarrer Stöhr, niedergeschrieben, folgende Stelle:

„1842. Freitag den 24. Juni (Johannistag) gegen fünf bis sechs Uhr nachmittags ließ der zur Übung hier anwesende Leutnant von Bismarck, zweiter Sohn des Rittmeisters a. D. von Bismarck, Gutsbesitzer auf Kniephof bei Naugard, in Begleitung der Herren Leutnants von Klitzing, von Schneuden 2c. seine Pferde im hiesigen Wendelsee, zwischen der Brücke und der rechts derselben von der Stadt aus gelegenen Gotthardtschen Gerberbank durch seinen Bedienten Johann August Ferdinand Hildebrand und den Ulanen Wilhelm Kühl, beide aus Jarchelin bei Naugard, schwemmen. Die Herren Leutnants standen auf der Brücke. Hildebrand ritt mit seinem Pferde zuerst in den See. Unstreitig dadurch, daß der Reiter die Zügel ungleich gefaßt, fing das Pferd an, im Kreise zu gehen. Indem der Reiter es herumreißen wollte, bäumte es auf und warf ihn in die Tiefe. Der Ulan Kühl sah dies und ritt schnell hinzu. Da aber das Vorland unter dem Wasser hier steil endet, so stürzte er über den Kopf des schnell heruntersinkenden Pferdes. Nun zog der Herr Leutnant von Bismarck schnell seinen Uniformrock aus, sprang von dem mindestens fünfzehn Fuß über dem Wasserspiegel hohen Brückengeländer in den See, riß zuerst den Kühl auf das Vorland zurück und brachte, im übrigen vollständig bekleidet und mit Glaceehandschuhen versehen, den Hildebrand, der schon Wasser geschöpft hatte, aus der Tiefe wassertretend glücklich auf das Vorland, stellte, von ihm umfaßt, diesen, sobald er auf dem Vorland Grund erhalten hatte, auf, brachte ihn, nachdem er stehend zum Bewußtsein gekommen war, glücklich an das Ufer und bemühte sich, das eine noch im See schwimmende Pferd um die Gerberbank nach dem Gotthardtschen Garten zu treiben, was glücklich gelang. An derselben Stelle des Sees, wo schon mancher beim Schwemmen der Pferde seinen Tod

fand, rettete der edle Otto von Bismarck mit völliger Verleugnung aller Gefahr des eigenen Lebens, mit seltenem Mut und ausgezeichneter Kraftanstrengung das Leben zweier Menschen."

Einige kleine Ungenauigkeiten in dem Berichte des Geistlichen sind später dahin richtig gestellt worden, daß Bismarck nur seinen Reitknecht Hildebrand gerettet, während Kühl sich selbst retten konnte, und daß er seinen Rock abzulegen sich keine Zeit genommen hat, wie die in demselben infolge der Anstrengung des Schwimmens mit dem Reitknecht entstandenen Risse unter den Ärmeln bekundeten.

Die Nachricht von dem Ereignis verbreitete sich schnell durch die Stadt, und der Ortsgeistliche kam in feierlicher Amtstracht an der Spitze einer Schar Lippehner Bürger dem Retter, als derselbe nach der Stadt zurückkehrte, entgegen, um ihm zu danken und zum Gelingen seiner edlen That zu beglückwünschen. Nach vierundzwanzig Jahren, im Sommer 1866, hat derselbe Geistliche seinem Berichte in der Lippehner Chronik einen Nachsatz hinzugefügt. Derselbe spricht den Gedanken aus, daß Otto von Bismarck, wie er seinen Reitknecht einst im Lippehner See aus der Gefahr des Ertrinkens gerettet, nun das Vaterland von einer noch größeren Gefahr errettet habe. Und wiederum zwanzig Jahre später, am 12. Juli 1886, wurde am Ufer des Wendelsees ein Denkmal enthüllt, das Otto von Bismarcks erste kühne Rettungsthat zum bleibenden Gedächtnis zu verherrlichen bestimmt ist.

Bismarck erhielt bald nach jener That die Rettungsmedaille, eine Denkmünze mit der Inschrift „Für Rettung aus Gefahr", welche lange Zeit hindurch das einzige Ehrenzeichen war, das seine Brust schmückte. Später, als er bereits Bundestagsgesandter in Frankfurt am Main war, fragte ihn ein mit vielen Ordenssternen geschmückter österreichischer Staatsmann in spöttischem Tone, was jene seltsam gestaltete Denkmünze eigentlich zu bedeuten habe. Der Träger derselben fertigte den Frager mit den Worten ab: „Je nun, ich habe die Gewohnheit, mitunter einem Menschen das Leben zu retten."

Eine Natur von der genialen Kraft, wie sie Otto von Bismarck innewohnte, konnte in den kleinlichen Verhältnissen eines pommerschen Landjunkertums nicht Genüge finden. In seinen Adern stürmte das

Blut seiner kraftvollen Urahnen, von denen das altmärkische Bauern-sprichwort geht: „Noch lange nicht genug, seggt Bismarck.“ Seiner Seele bemächtigte sich in stillen Stunden oft eine unaussprechlich weh-mütige Stimmung; es war wohl jener Seelenzustand, welchen Schillers Don Karlos in dem Seufzer zum Ausdruck bringt: „Schon dreiund-zwanzig Jahre und noch nichts für die Unsterblichkeit gethan!“

Er fühlte den unbezwinglichen Drang nach Bethätigung seiner Kraft in sich, und dieses Gefühl trieb ihn rastlos, oft ziellos hin und her, wie es einst Jung Siegfried von des Vaters Burg herab, Parzival aus den Armen der liebenden Mutter hinweg in die Welt hinausgetrieben.

Im Juli 1842 unternahm er eine Reise nach England, im Sep-tember durchstreifte er die Schweiz, und im folgenden Jahre ging er nach Paris, wo er längere Zeit verweilte, um die dortigen Zustände eifrig zu studieren.

Im Jahre 1844 trat Bismarck — sei es auf Anregung seiner Freunde, denen er für den Staatsdienst als außergewöhnlich befähigt galt, sei es nach dem Herzenswunsch seiner seligen Mutter — noch einmal bei der Potsdamer Regierung als Referendar ein. Doch er fühlte bald, daß hier in der Sphäre des starren Büreaukratismus erst recht seine Welt nicht sei. Trotzig lehnte er sich gegen dieselbe auf.

Als einst in einer Gesellschaft der Herr Regierungspräsident ihn als den untergeordneten Referendarius sehr von oben herab zu behan-deln versuchte, da gab er seinem hohen Herrn Vorgesetzten in feiner Weise zu bedenken, daß in außerdienstlichen Kreisen der Name von Bismarck gerade soviel gelte als der eines Herrn von X., was freilich den Herrn Regierungspräsidenten just nicht sehr freundlich gegen ihn stimmte.

Der Referendar Bismarck sollte dies bald auch erfahren. Ein unglückliches Familienereignis im Hause seines Bruders machte es dringend notwendig, daß er diesen in seiner Stellung als Landrat auf einige Zeit vertrete. Er begab sich zu seinem obersten Vorgesetzten, um den erforderlichen Urlaub hierzu nachzusuchen. Der Herr Präsident ließ ihn eintreten, that dann aber so, als ob er die Anwesenheit des Eingetretenen gar nicht bemerkte, stellte sich lässig ans Fenster und trommelte mit den Fingern auf den Scheiben. Otto von Bismarck

stieg über diese Nichtachtung das Blut zu Kopfe. Doch in solchen Fällen nie um die zu ergreifenden Maßnahmen verlegen, beschloß er, die Rücksichtslosigkeit des hohen Herrn seinerseits mit gleicher Waffe abzuweisen. Scheinbar ganz gleichmütig trat er an das andere Fenster des Zimmers und begann dort, zuerst leise, dann immer stürmischer den Marsch des alten Dessauer zu trommeln. Das wirkte. Der Herr Präsident fuhr aus seiner vornehmen Ruhe auf und herrschte den lustig weiter trommelnden Referendarius, zornige Blicke auf ihn werfend, an:

„Was wünschen Sie?"

„Als ich eintrat," lautete die gemessene Antwort, „hatte ich den Wunsch, mir einen Urlaub zu erbitten, jetzt bitte ich um meinen Abschied." Bismarck ließ den verblüfften Herrn Präsidenten stehen, ging nach Hause und packte seine Koffer.

In der pommerschen Heimat übernahm er auf einige Zeit die Landratsgeschäfte seines Bruders, solange seine Hilfe nötig war.

Dann erwachte die Wanderlust wieder in ihm. Wir finden ihn in der nächsten Zeit an den Gestaden der Nordsee, dann bald in Kniephof, bald in Schönhausen, bald in Berlin. Von Norderney aus, wo er im Spätsommer 1844 längere Zeit weilte, schrieb er seiner Schwester den folgenden, seine damalige Stimmung mit köstlichem Humor schildernden Brief:

„Teure Kleine!

Seit vierzehn Tagen hatte ich mir vorgenommen, Dir zu schreiben, ohne bisher im Drange der Geschäfte und Vergnügungen dazu gelangen zu können. Wenn Du neugierig bist, welches diese Geschäfte sein möchten, so bin ich wirklich bei der Beschränktheit meiner Zeit und dieses Papiers außer stande, Dir ein vollständiges Bild zu entwerfen, da ihre Reihenfolge und Beschaffenheit, je nach dem Stande der Ebbe und Flut, täglich die mannigfaltigsten Abänderungen erleidet. Man badet nämlich nur zur Zeit des höchsten Wassers, weil dann der stärkste Wellenschlag ist, eine Zeit, die zwischen sechs Uhr morgens und sechs Uhr abends täglich eine Stunde später eintritt — und in angenehmer Abwechselung die Vorzüge eines windkalten, regnichten Sommermorgens bald in Gottes herrlicher Natur unter den erhabenen Eindrücken von

Sand und Seewasser genießen läßt, bald in meines Wirtes **Mousse Omne Fimmen** fünf Fuß langem Bett unter den behaglichen Empfindungen, die das Liegen auf einer Seegrasmatratze in mir zu erwecken pflegt. Ebenso wechselt die **table d'hôte** ihrer Zeit nach zwischen ein und fünf Uhr, ihren Bestandteilen nach zwischen Schellfischen, Bohnen und Hammel an den ungraden, und Seezungen, Erbsen und Kalb an den graden Tagen des Monats, woran sich im ersten Fall süßer Gries mit Fruchtsauce, im zweiten Pudding mit Rosinen anschließt. Damit das Auge den Gaumen nicht beneidet, sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Wehmut und Heimweh erfüllt, denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof, wenn er sehr mager war; sie muß ein herrliches Gemüt haben, oder das Schicksal war ungerecht gegen sie, auch ist ihre Stimme sanft, und sie bietet mir zweimal von jeder Schüssel an, die vor ihr steht. Mir gegenüber sitzt der alte Minister * *, eine jener Gestalten, die uns im Traum erscheinen, wenn wir schlafend übel werden; ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie einen Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rand des Tisches fest halte. Mein anderer Nachbar ist ein russischer Offizier; ein guter Junge, gebaut wie ein Stiefelknecht, langer schlanker Leib und kurze krumme Beine. Die meisten Leute sind schon abgereist, und unsere Tischgesellschaft ist von zwei- bis dreihundert auf zwölf bis fünfzehn zusammengeschmolzen. Das Baden gefällt mir hier sehr, und so einsam es ist, bleibe ich nicht ungern noch einige Tage. Der Strand ist prächtig, ganz flach, ebener, weicher Sand ohne alle Steine, und Wellenschlag, wie ich ihn weder in der Ostsee noch bei Dieppe so gesehen habe. Wenn ich eben noch bis an die Kniee im Wasser stehe, so kommt eine haushohe Welle (die Häuser sind hier aber nicht so hoch wie das Berliner Schloß), dreht mich zehnmal rundum und wirft mich zwanzig Schritt davon in den Sand, ein einfaches Vergnügen, dem ich mich aber täglich **con amore** so lange hingebe, als es die ärztlichen Vorschriften irgend gestatten. Mit der See habe ich mich überhaupt sehr befreundet; täglich segle ich einige Stunden, um dabei zu fischen und nach Seehunden zu schießen; von letzteren habe ich nur einen erlegt, ein so gutmütiges Hundegesicht, mit großen schönen

Augen, daß es mir ordentlich leid that. Vor vierzehn Tagen hatten wir Stürme von seltener Heftigkeit; einige zwanzig Schiffe aller Nationen sind an den Inseln hier gestrandet und mehrere Tage lang trieben unzählige Trümmer von Schiffen, Utensilien, Waren in Fässern, Leichen, Kleidern und Papieren an. Ich selbst habe eine kleine Probe gehabt, wie Sturm aussieht; ich war mit einem fischenden Freunde, Tonke Hams, in vier Stunden nach der Insel Wangerooge gefahren, auf dem Rückwege wurden wir in dem kleinen Boot vierundzwanzig Stunden umhergeschaukelt und hatten schon in der ersten keinen trockenen Faden mehr an uns, obgleich ich in einer angeblichen Kajüte lag; zum Glück waren wir mit Schinken und Portwein hinreichend verproviantiert, sonst wäre die Fahrt sehr verdrießlich gewesen. Herzliche Grüße an Vater und meinen Dank für seinen Brief, desgl. an Antonie und Arnim. Leb wohl, mein Schatz, mein Herz. Dein treuer Bruder

Bismarck."

Auch das Leben der Großstadt vermochte nicht, ihm Befriedigung zu gewähren. Seine Unruhe trieb ihn, während seines Aufenthalts in Berlin des öfteren seine Wohnung zu wechseln. Sein Dasein erschien ihm in dem nichtigen Treiben der großen Gesellschaft erst recht leer und schal. Er sehnte sich von hier aus in weltentlegene Einsamkeit. Wollte er damals doch, wie ein Gerücht verkündete, mit den letzten tausend Thalern in die lithauischen Wälder oder nach Indien auswandern, um als einfacher Farmer ein neues Leben zu beginnen.

Dies Gerücht bestätigte sich nicht. Im Leben des Rastlosen trat plötzlich eine Wendung ein, die ihn in ebene, ruhige Bahnen lenkte. Es kam der wilde Jäger nach dem Glück, den Theodor Fontane in seinem schönen Gedicht „Jung Bismarck" schildert, endlich nach mancherlei Irrfahrten auf den rechten Weg, der zu dem Ziele führen sollte, welches er in dem dunklen Drange seines Herzens gesucht.

„Was ist das Glück? Ist's Gold, ist's Ehr',
Ist's Ruhm, ist's Liebe? Das Glück ist mehr:
— Leben und sterben dem Vaterland —
Gott segne fürder deine Hand,
Jung Bismarck."

———



VI.

Im Bann der Liebe.

„Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unstet treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.
Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.“
Schiller.

Otto von Bismarck hatte für seine einzige Schwester Malwine von jeher eine zärtliche Liebe gehegt. Diese Zuneigung steigerte sich, als die Schwester zur Jungfrau erblüht war. „Er ist mit ihr, wie mit einer Braut,“ sagten die Leute, und die Wahrheit dieses Ausspruches wird durch die Briefe bezeugt, welche Otto von Bismarck damals an seine Schwester schrieb, wie dieselben zugleich einen tiefen Einblick in das reiche Gemütsleben des zärtlichen Bruders gewähren.

Als derselbe im Herbst 1844 auf seiner Rückreise von Norderney in Schönhausen einkehrte, fand er das altehrwürdige Stammschloß im Schmuck von Laub- und Blumengewinden prangen. Wie freudiger Art der Anlaß zur festlichen Ausschmückung des Vaterhauses war, so fand der Heimkehrende doch keine rechte Freude daran.

Am 30. Oktober sollte sich die geliebte Schwester mit seinem Jugendfreunde Oskar von Arnim-Kröchlendorf, Landrat des Angermünder Kreises, vermählen, um dann das Vaterhaus zu verlassen. Wie schmerzlich Otto den Abschied seines Lieblings empfand, bekundet folgender Brief, den er bald darauf an die Schwester schrieb:

„Nach Eurer Abreise habe ich das Haus natürlich sehr vereinsamt gefunden. Ich habe mich an den Ofen gesetzt, geraucht und Betrachtungen darüber angestellt, wie unnatürlich und selbstsüchtig es ist, wenn Mädchen, die Brüder haben und obenein unverehelichte, sich rücksichtslos verheiraten und thun, als wenn sie in der Welt wären, um ihren fabelhaften Neigungen zu folgen, eine Selbstsucht, von der ich unser Geschlecht und mich persönlich glücklich frei weiß. Nachdem ich aber das Unfruchtbare dieser Betrachtungen eingesehen hatte, erhob ich mich von dem grünledernen Stuhl, auf dem Du mit Miß (der Katze) und Oskar zu küssen und zu flüstern pflegtest, und stürzte mich köpflings in die Wahlumtriebe, aus denen ich mit der Überzeugung hervorging, daß fünf Stimmen auf Tod und Leben und zwei mit einiger Lauheit für mich aufzutreten geneigt waren, dazu vier für Krug, sechszehn bis achtzehn für Arnim und zwölf bis fünfzehn für Alvensleben; ich bin also lieber ganz zurückgetreten. Nächstdem lebe ich hier mit dem Vater lesend, rauchend, spazierengehend, helfe ihm Neunaugen essen und spiele zuweilen eine Komödie mit ihm, die ihm gefällt, Fuchsjagd zu nennen.

Wir gehen nämlich bei starkem Regen oder, wie jetzt bei sechs Grad Frost mit Ihle, Bellin und Karl hinaus und stellen mit aller jägermäßigen Vorsicht und vorsichtiger Beobachtung des Windes einen Kiefernbusch, von dem wir alle überzeugt sind, daß außer einigen holzsuchenden Weibern kein lebendes Geschöpf darin ist. Darauf gehen Ihle, Karl und zwei Hunde unter Ausstoßung der seltsamsten und schrecklichsten Töne, besonders von seiten Ihles, auf den Busch. Der Vater steht regungslos und mit schußfertigem Gewehr, genau als ob er wirklich ein Tier erwartete. Wenn Ihle dicht vor ihm schreit: „huh, la, la, he, he, faßt, hä, hä, in den sonderbarsten Kehllauten, dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts gesehen, und ich sage mit größter Unbefangenheit: „Nein, nicht das mindeste.“ Dann gehen wir, auf das

Wetter schimpfend, zu einem anderen Busch, dessen vermutliche Ergiebigkeit an Wild Ihle mit rechter Zuversicht zu rühmen pflegt und spielen dal segno. So geht es drei bis vier Stunden lang, ohne daß in Vater, Ihle und Fingal die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint.

Außerdem besehen wir täglich zweimal das Orangeriehaus und einmal die Schäferei, stündlich die vier Thermometer in der Stube, rücken die Zeiger des Wetterglases und haben, seit das Wetter klar ist, die Uhren nach der Sonne in solche Übereinstimmung gebracht, daß nur die an der Bibliothek noch einen einzigen Schlag nachthut, wenn die andern a tempo ausgeschlagen haben. Karl V. war ein dummer Kerl!*) Du begreifst, daß bei so mannigfachen Beschäftigungen mir nur wenig Zeit bleibt, Predigers zu besuchen; da sie keine Stimme im Kreistage haben, so bin ich auch noch nicht dagewesen. Bellin ist seit drei Tagen voll von einer Reise nach Stendal, die er gemacht, und von der Post, die er versäumt hat. — — Die Elbe geht mit Eis, der Wind ist Ost-Süd-Ost; das neueste Quecksilber aus Berlin zeigt 8°, das Barometer in steigender Bewegung 28,8. Ich teile Dir dies mit, um Dir ein Beispiel zu geben, wie Du dem Vater in Deinen Briefen mehr von den kleinen Begebenheiten Deines Lebens schreiben möchtest, die ihm unendlich viel Spaß machen, wer bei Euch und Curts gewesen ist, wen Ihr besucht, was Ihr gegessen habt, was die Pferde machen, wie die Bedienung sich aufführt, ob die Thüren knarren und die Fenster dicht sind, kurz Thatsachen, Fakta. Ferner mag er es nicht leiden, daß er Papa genannt wird, er liebt den Ausdruck nicht. — — —

Der Vater läßt vielmals grüßen und wird mir bald nach Pommern folgen. Die *** habe ich kennen gelernt; sie hat Augenblicke, wo sie bildhübsch ist, wird aber früh den Teint verlieren und rot werden; ich bin vierundzwanzig Stunden in sie verliebt gewesen. Grüß Oskar herzlich und lebe wohl, mein Engel; häng den Brauthund nicht beim Schwanz auf! — Ganz Dein eigener for ever. Bismarck."

Otto von Bismarck stand an der Schwelle des Mannesalters, und mehr und mehr reifte er zum Manne. Der gärende Most wilden

*) Kaiser Karl V. mühte sich bekanntlich im Kloster zu St. Just vergeblich damit ab, den Pendelschlag zweier Uhren in ein völliges Gleichmaß zu bringen.

Am 30. Oktober sollte sich die geliebte Schwester mit seinem Jugendfreunde Oskar von Arnim-Kröchlendorf, Landrat des Anger münder Kreises, vermählen, um dann das Vaterhaus zu verlasse Wie schmerzlich Otto den Abschied seines Lieblings empfand, beku folgender Brief, den er bald darauf an die Schwester schrieb:

„Nach Eurer Abreise habe ich das Haus natürlich sehr vereir gefunden. Ich habe mich an den Ofen gesetzt, geraucht und B tungen darüber angestellt, wie unnatürlich und selbstsüchtig es ist Mädchen, die Brüder haben und obenein unverehelichte, sich rück verheiraten und thun, als wenn sie in der Welt wären, u fabelhaften Neigungen zu folgen, eine Selbstsucht, von der Geschlecht und mich persönlich glücklich frei weiß. Nachde das Unfruchtbare dieser Betrachtungen eingesehen hatte, erl von dem grünledernen Stuhl, auf dem Du mit Miß (de Oskar zu küssen und zu flüstern pflegtest, und stürzte in die Wahlumtriebe, aus denen ich mit der Überzeugu daß fünf Stimmen auf Tod und Leben und zwei mit für mich aufzutreten geneigt waren, dazu vier für Kr achtzehn für Arnim und zwölf bis fünfzehn für Al also lieber ganz zurückgetreten. Nächstdem lebe ich l lesend, rauchend, spazierengehend, helfe ihm Neunau zuweilen eine Komödie mit ihm, die ihm gefällt, P

Wir gehen nämlich bei starkem Regen oder, Frost mit Ihle, Bellin und Karl hinaus und mäßigen Vorsicht und vorsichtiger Beobachtung de busch, von dem wir alle überzeugt sind, daß au Weibern kein lebendes Geschöpf darin ist. Dar zwei Hunde unter Ausstoßung der seltsamste besonders von seiten Ihles, auf den Busch. und mit schußfertigem Gewehr, genau al erwartete. Wenn Ihle dicht vor ihm schre hä, hä, in den sonderbarsten Kehllauten ganz unbefangen, ob ich nichts gesehen, befangenheit: „Nein, nicht das minde

..mmt. Mir hilft kein Sträuben, ich
Leute wollen es alle so, und
..n übrig geblieben sind.
.. ist hübsch, wenn
..n, so selten
..besuch
..t

..l
..en
..ielen
..en der
..pel fort=
..ßer Kreise,
..ren und ein
..rrschte. Noch
..piritus von den
..n können, daß in
seinem Pferde er=
..ser eingestürzt, ein
aufgehängt und mein
Futtermangels erschossen.
..n, daß noch einige unserer
.., da dieses Jahr mit seiner
.. dem langen Winter für den
..en ist. Morgen erwarte ich
.. die Landratsgeschäfte los werde,
.. bei diesem Wetter und Regen sehr
..ch, wenn Oskar nicht anders schreibt,
zu Dir.

..er nicht melden, als daß ich mit Bellin
..ometer jetzt, zehn Uhr abends, + 6 Grad
..rechten Vorderpfote lahm geht und mit
..ka tagelang Gesellschaft leistet, die ich wegen

Jugendmutes klärte sich in ihm allgemach zu Wein, der frisch und feurig perlte, aber nicht mehr die Schranken des Gefäßes zu sprengen drohte. Die Lust an übermütigen Streichen ging in edlen Humor über, jene schöne Gottesgabe, welche Helden der Kraft mit reichem Gemüt und klarem Geiste als besonderes Gnadengeschenk zu teil zu werden pflegt. Die hohe Gestalt Bismarcks hatte an Breite und Fülle zugenommen, das Antlitz zierte ein kräftiger Bart; die hellen Augen blickten ernster und ruhiger in die Welt. Sein ganzes Wesen offenbarte Stetigkeit und männliche Thatkraft. Wohl galt für sein Streben auch jetzt noch immer der alte Bismarckspruch: Noch lange nicht genug! Aber er wurde zur Losung für eine zielbewußte Lebensführung des genialen Mannes, der unentwegt höheren Zwecken zu dienen bemüht war, um, mit den höheren Aufgaben an Kräften wachsend, das Ziel großer, edler Geister zu erreichen: den Besten seiner Zeit genug zu thun. —

Von dem köstlichen Humor, der seine Seele füllte, zeugen besonders die Briefe, welche er fortgesetzt an die geliebte Schwester richtete, und von denen einige hier noch mitgeteilt werden mögen.

Am 9. April 1845 schrieb er von Kniephof aus an Frau von Arnim:

„Madame.

Nur mit Mühe widerstehe ich der Neigung, einen ganzen Brief mit wirtschaftlichen Klagen anzufüllen über Nachtfröste, krankes Vieh, schlechten Raps und schlechte Wege, tote Lämmer, hungrige Schafe, Mangel an Stroh, Futter, Geld, Kartoffeln und Dünger. Dazu pfeift Johann draußen ebenso konsequent wie falsch einen ganz infamen Schottischen, und ich habe nicht die Grausamkeit, es ihm zu untersagen, da er ohne Zweifel seinen heftigen Liebeskummer durch Musik zu beschwichtigen sucht. Das Ideal seiner Träume hat vor kurzem auf Zureden der Eltern ihm abgesagt und einen Stellmacher geheiratet. Ganz mein Fall, bis auf den Stellmacher, der noch im Schoße der Zukunft raspelt. Ich muß mich übrigens, hol' mich der D . . . . l! verheiraten, das wird mir wieder recht klar, da ich mich nach Vaters Abreise einsam und verlassen fühle und milde, feuchte Witterung mich

melancholisch, sehnsüchtig verliebt stimmt. Mir hilft kein Sträuben, ich muß zuletzt doch noch ** heiraten, die Leute wollen es alle so, und nichts scheint natürlicher, da wir beide zusammen übrig geblieben sind. Sie läßt mich zwar kalt, aber das thun sie alle: es ist hübsch, wenn man seine Neigungen nicht mit den Hemden wechseln kann, so selten letzteres auch geschehen mag! Daß ich am 1. mehrfachen Damenbesuch mit würdevollem Anstande ertragen habe, wird Dir Vater mitgeteilt haben.

Als ich von Angermünde kam, war ich durch die Fluten der Zampel von Kniephof abgesperrt, und da mir niemand Pferde anvertrauen wollte, so mußte ich die Nacht über in Naugard bleiben, mit vielen Handlungs- und anderen Reisenden, die ebenfalls auf das Sinken der Gewässer warteten. Nachher waren die Brücken auf der Zampel fortgerissen, so daß Knobelsdorf und ich, die Regenten zweier großer Kreise, hier auf einem kleinen Fleck von Wasser eingeschlossen waren und ein anarchisches Interregnum von Schievelbein bis Damm herrschte. Noch um eins wurde einer meiner Wagen mit drei Faß Spiritus von den Fluten fortgerissen, und ich bin stolz darauf, sagen zu können, daß in meinem Nebenfluß der Zampel ein Teerfahrer mit seinem Pferde ertrank. Außerdem sind in Gollnow mehrere Häuser eingestürzt, ein Sträfling im Zuchthause hat sich wegen Prügel aufgehängt und mein Nachbar, der Gutsbesitzer *** in ***, sich wegen Futtermangels erschossen. Eine ereignisvolle Zeit! Es steht zu erwarten, daß noch einige unserer Bekannten von der Bühne abtreten werden, da dieses Jahr mit seiner schlechten Ernte, den niedrigen Preisen und dem langen Winter für den verschuldeten Besitzer schwer durchzuhalten ist. Morgen erwarte ich Bernhard zurück und bin froh, daß ich die Landratsgeschäfte los werde, die im Sommer recht angenehm, aber bei diesem Wetter und Regen sehr unbehaglich sind. Dann aber komme ich, wenn Oskar nicht anders schreibt, nach Kröchlendorf und von dort zu Dir.

Neues kann ich Dir von hier nicht melden, als daß ich mit Bellin noch zufrieden bin, das Thermometer jetzt, zehn Uhr abends, + 6 Grad zeigt, Odin noch auf der rechten Vorderpfote lahm geht und mit rührender Liebe seiner Rebekka tagelang Gesellschaft leistet, die ich wegen

Mangels an Häuslichkeit an die Kette gelegt habe. Gute Nacht, m'amie, je t'embrasse.“

Einige Wochen später schrieb er an die Schwester:

„Teuerste Kreusa.

Ich habe nicht den geringsten Schlüssel mitgenommen und kann Dir aus Erfahrung sagen, daß es niemals zu dem mindesten Resultat führt, nach Schlüsseln zu suchen, weshalb ich mich in solchen, bei meiner Ordnungsliebe sehr seltenen Fällen stets ohne Aufenthalt an den Schlosser wende, um einen neuen machen zu lassen. Bei wichtigen, wie z. B. Geldspinden, hat man dabei zugleich die Abwechslung, den Bart und sämtliche Schlösser, die man schließen soll, ändern zu lassen. Ich sehe kommen, daß ich meinen Brief bald schließen werde, nicht aus Bosheit, weil Du mir nur eine Seite geschrieben hast, es wäre peinlich, wenn ich glauben könnte, daß Du mich für so indigne rachsüchtig hieltest; sondern aus Schläfrigkeit. Ich bin den ganzen Tag in der Sonne geritten und gegangen, habe gestern in Plathe tanzen sehen und viel Montebello getrunken; ersteres giebt mir Magensäure, das andere Ziehen in der Wade. Nimm dazu eine beim Schlucken schmerzliche Anschwellung des Zäpfchens, einen leichten Anflug von Kopfschmerz, krumme Beine und Sonnenstich, so begreifst Du, daß mich weder der Gedanke an Dich, mein Engel, noch das melancholische Geheul eines wegen übermäßiger Jagdlust eingesperrten Schäferhundes länger wach zu halten im stande ist. Nur das will ich Dir noch sagen, daß das Kränzchen nicht sehr besucht, ein recht niedliches Fräulein **, Schwester von der **, dort war und daß ich übermorgen zu einem ästhetischen Thee in ** bin. Schlaf wohl, meine Angebetete, es ist elf Uhr.

Kniephof, den 27. April 1845. Bismarck.“

Der Ernst des Lebens trat mehr und mehr an unsern Helden heran, griff wiederholt mit eiserner Hand in sein Schicksal ein und wurde so die Ursache der Wandlung, welche sich um jene Zeit in seiner Seele vollzog.

Ein erschütterndes Ereignis für ihn brachte das Jahr 1845. In Schönhausen wurde es um den alten Herrn von Bismarck stiller und stiller. Ihm war der Abschied der einzigen Tochter aus seinem Hause



Fürst Bismarck im 30. Lebensjahre.

noch tiefer zu Herzen gegangen als seinem Sohn Otto. Sein Gesundheitszustand war seit dem Tode der Gattin, nach welchem er infolge heftiger Erregung von einem Schlaganfall betroffen worden, ohnehin fortgesetzt ein sehr schwankender gewesen; jetzt zeigte sich ein jäher Verfall der Kräfte. Er fühlte, daß sein Ende nahe sei.

In seinen letzten Lebenstagen trug sich folgende Geschichte zu: Herr von Bismarck pflegte auch im Alter an keinem Festtage den Gottesdienst zu versäumen. Eines Sonntags morgens stand die kleine Frau Inspektor Bellin, der sorgende gute Hausgeist im Schloß Schönhausen, in ihrem Feiertagsstaate, das Gesangbuch in der Hand, vor der Thür zum Zimmer des alten gnädigen Herrn, wartend, daß derselbe zum Kirchgange heraustreten sollte. Sie hatte in Wirtschaftsangelegenheiten mit ihm einiges zu besprechen. Lange wartete sie vergeblich; endlich trat sie ins Zimmer, um dort ihr Anliegen vorzubringen. Staunend sah die fromme Frau, daß ihr Herr noch im Morgenanzuge bei seiner gewöhnlichen Beschäftigung war. Sie erinnerte ihn daran, daß es hohe Zeit zum Kirchgange sei und die Glocken schon geläutet hätten. Der alte Herr hatte den Ruf nicht gehört und sagte in betrübtem Tone: „Ja, liebe Bellin, da muß man freilich schon recht schlecht hören, wenn man die Kirchenglocken nicht mehr hört." Alsbald machte er sich bereit und eilte dem Gotteshause zu.

Eine Überflutung der Elbe im Frühjahr 1845 richtete auch im Park von Schönhausen große Verheerung an. Mehrere der schönen alten Linden in der großen Allee wurden vom Strome fortgerissen. Als Herr von Bismarck dies sah, sagte er wehmütig zu seinem Verwalter: „Die Linden sind eingegangen; nun werde ich auch bald eingehen!"

Noch in demselben Jahre erfüllte sich seine Ahnung. Ein Halsübel, das als Folge jenes Schlaganfalls zurückgeblieben war, verschlimmerte sich gegen den Herbst hin derart, daß ihm das Schlucken und Essen fast unmöglich wurde. Sein Sohn Otto eilte auf die Nachricht von der gefährlichen Wendung der Krankheit nach Schönhausen und blieb dort, bis der Tod dem schwer Leidenden die Erlösung brachte. Am 22. November 1845 drückte Otto von Bismarck seinem Vater die Augen zu.

Jugendmutes klärte sich in ihm allgemach zu Wein, der frisch und feurig perlte, aber nicht mehr die Schranken des Gefäßes zu sprengen drohte. Die Lust an übermütigen Streichen ging in edlen Humor über, jene schöne Gottesgabe, welche Helden der Kraft mit reichem Gemüt und klarem Geiste als besonderes Gnadengeschenk zu teil zu werden pflegt. Die hohe Gestalt Bismarcks hatte an Breite und Fülle zugenommen, das Antlitz zierte ein kräftiger Bart; die hellen Augen blickten ernster und ruhiger in die Welt. Sein ganzes Wesen offenbarte Stetigkeit und männliche Thatkraft. Wohl galt für sein Streben auch jetzt noch immer der alte Bismarckspruch: Noch lange nicht genug! Aber er wurde zur Losung für eine zielbewußte Lebensführung des genialen Mannes, der unentwegt höheren Zwecken zu dienen bemüht war, um, mit den höheren Aufgaben an Kräften wachsend, das Ziel großer, edler Geister zu erreichen: den Besten seiner Zeit genug zu thun. —

Von dem köstlichen Humor, der seine Seele füllte, zeugen besonders die Briefe, welche er fortgesetzt an die geliebte Schwester richtete, und von denen einige hier noch mitgeteilt werden mögen.

Am 9. April 1845 schrieb er von Kniephof aus an Frau von Arnim:

„Madame.

Nur mit Mühe widerstehe ich der Neigung, einen ganzen Brief mit wirtschaftlichen Klagen anzufüllen über Nachtfröste, krankes Vieh, schlechten Raps und schlechte Wege, tote Lämmer, hungrige Schafe, Mangel an Stroh, Futter, Geld, Kartoffeln und Dünger. Dazu pfeift Johann draußen ebenso konsequent wie falsch einen ganz infamen Schottischen, und ich habe nicht die Grausamkeit, es ihm zu untersagen, da er ohne Zweifel seinen heftigen Liebeskummer durch Musik zu beschwichtigen sucht. Das Ideal seiner Träume hat vor kurzem auf Zureden der Eltern ihm abgesagt und einen Stellmacher geheiratet. Ganz mein Fall, bis auf den Stellmacher, der noch im Schoße der Zukunft raspelt. Ich muß mich übrigens, hol' mich der D . . . . l! verheiraten, das wird mir wieder recht klar, da ich mich nach Vaters Abreise einsam und verlassen fühle und milde, feuchte Witterung mich

melancholisch, sehnsüchtig verliebt stimmt. Mir hilft kein Sträuben, ich muß zuletzt doch noch ** heiraten, die Leute wollen es alle so, und nichts scheint natürlicher, da wir beide zusammen übrig geblieben sind. Sie läßt mich zwar kalt, aber das thun sie alle; es ist hübsch, wenn man seine Neigungen nicht mit den Hemden wechseln kann, so selten letzteres auch geschehen mag! Daß ich am 1. mehrfachen Damenbesuch mit würdevollem Anstande ertragen habe, wird Dir Vater mitgeteilt haben.

Als ich von Angermünde kam, war ich durch die Fluten der Zampel von Kniephof abgesperrt, und da mir niemand Pferde anvertrauen wollte, so mußte ich die Nacht über in Naugard bleiben, mit vielen Handlungs- und anderen Reisenden, die ebenfalls auf das Sinken der Gewässer warteten. Nachher waren die Brücken auf der Zampel fortgerissen, so daß Knobelsdorf und ich, die Regenten zweier großer Kreise, hier auf einem kleinen Fleck von Wasser eingeschlossen waren und ein anarchisches Interregnum von Schievelbein bis Damm herrschte. Noch um eins wurde einer meiner Wagen mit drei Faß Spiritus von den Fluten fortgerissen, und ich bin stolz darauf, sagen zu können, daß in meinem Nebenfluß der Zampel ein Teerfahrer mit seinem Pferde ertrank. Außerdem sind in Gollnow mehrere Häuser eingestürzt, ein Sträfling im Zuchthause hat sich wegen Prügel aufgehängt und mein Nachbar, der Gutsbesitzer *** in ***, sich wegen Futtermangels erschossen. Eine ereignisvolle Zeit! Es steht zu erwarten, daß noch einige unserer Bekannten von der Bühne abtreten werden, da dieses Jahr mit seiner schlechten Ernte, den niedrigen Preisen und dem langen Winter für den verschuldeten Besitzer schwer durchzuhalten ist. Morgen erwarte ich Bernhard zurück und bin froh, daß ich die Landratsgeschäfte los werde, die im Sommer recht angenehm, aber bei diesem Wetter und Regen sehr unbehaglich sind. Dann aber komme ich, wenn Oskar nicht anders schreibt, nach Kröchlendorf und von dort zu Dir.

Neues kann ich Dir von hier nicht melden, als daß ich mit Bellin noch zufrieden bin, das Thermometer jetzt, zehn Uhr abends, + 6 Grad zeigt, Odin noch auf der rechten Vorderpfote lahm geht und mit rührender Liebe seiner Rebekka tagelang Gesellschaft leistet, die ich wegen

Mangels an Häuslichkeit an die Kette gelegt habe. Gute Nacht, m'amie, je t'embrasse."

Einige Wochen später schrieb er an die Schwester:

„Teuerste Kreusa.

Ich habe nicht den geringsten Schlüssel mitgenommen und kann Dir aus Erfahrung sagen, daß es niemals zu dem mindesten Resultat führt, nach Schlüsseln zu suchen, weshalb ich mich in solchen, bei meiner Ordnungsliebe sehr seltenen Fällen stets ohne Aufenthalt an den Schlosser wende, um einen neuen machen zu lassen. Bei wichtigen, wie z. B. Geldspinden, hat man dabei zugleich die Abwechslung, den Bart und sämtliche Schlösser, die man schließen soll, ändern zu lassen. Ich sehe kommen, daß ich meinen Brief bald schließen werde, nicht aus Bosheit, weil Du mir nur eine Seite geschrieben hast, es wäre peinlich, wenn ich glauben könnte, daß Du mich für so indigne rachsüchtig hieltest; sondern aus Schläfrigkeit. Ich bin den ganzen Tag in der Sonne geritten und gegangen, habe gestern in Plathe tanzen sehen und viel Montebello getrunken; ersteres giebt mir Magensäure, das andere Ziehen in der Wade. Nimm dazu eine beim Schlucken schmerzliche Anschwellung des Zäpfchens, einen leichten Anflug von Kopfschmerz, krumme Beine und Sonnenstich, so begreifst Du, daß mich weder der Gedanke an Dich, mein Engel, noch das melancholische Geheul eines wegen übermäßiger Jagdlust eingesperrten Schäferhundes länger wach zu halten im stande ist. Nur das will ich Dir noch sagen, daß das Kränzchen nicht sehr besucht, ein recht niedliches Fräulein **, Schwester von der **, dort war und daß ich übermorgen zu einem ästhetischen Thee in ** bin. Schlaf wohl, meine Angebetete, es ist elf Uhr.

Kniephof, den 27. April 1845. Bismarck."

Der Ernst des Lebens trat mehr und mehr an unsern Helden heran, griff wiederholt mit eiserner Hand in sein Schicksal ein und wurde so die Ursache der Wandlung, welche sich um jene Zeit in seiner Seele vollzog.

Ein erschütterndes Ereignis für ihn brachte das Jahr 1845. In Schönhausen wurde es um den alten Herrn von Bismarck stiller und stiller. Ihm war der Abschied der einzigen Tochter aus seinem Hause



Fürst Bismarck im 30. Lebensjahre.

noch tiefer zu Herzen gegangen als seinem Sohn Otto. Sein Gesundheitszustand war seit dem Tode der Gattin, nach welchem er infolge heftiger Erregung von einem Schlaganfall betroffen worden, ohnehin fortgesetzt ein sehr schwankender gewesen; jetzt zeigte sich ein jäher Verfall der Kräfte. Er fühlte, daß sein Ende nahe sei.

In seinen letzten Lebenstagen trug sich folgende Geschichte zu: Herr von Bismarck pflegte auch im Alter an keinem Festtage den Gottesdienst zu versäumen. Eines Sonntags morgens stand die kleine Frau Inspektor Bellin, der sorgende gute Hausgeist im Schloß Schönhausen, in ihrem Feiertagsstaate, das Gesangbuch in der Hand, vor der Thür zum Zimmer des alten gnädigen Herrn, wartend, daß derselbe zum Kirchgange heraustreten sollte. Sie hatte in Wirtschaftsangelegenheiten mit ihm einiges zu besprechen. Lange wartete sie vergeblich; endlich trat sie ins Zimmer, um dort ihr Anliegen vorzubringen. Staunend sah die fromme Frau, daß ihr Herr noch im Morgenanzuge bei seiner gewöhnlichen Beschäftigung war. Sie erinnerte ihn daran, daß es hohe Zeit zum Kirchgange sei und die Glocken schon geläutet hätten. Der alte Herr hatte den Ruf nicht gehört und sagte in betrübtem Tone: „Ja, liebe Bellin, da muß man freilich schon recht schlecht hören, wenn man die Kirchenglocken nicht mehr hört.“ Alsbald machte er sich bereit und eilte dem Gotteshause zu.

Eine Überflutung der Elbe im Frühjahr 1845 richtete auch im Park von Schönhausen große Verheerung an. Mehrere der schönen alten Linden in der großen Allee wurden vom Strome fortgerissen. Als Herr von Bismarck dies sah, sagte er wehmütig zu seinem Verwalter: „Die Linden sind eingegangen; nun werde ich auch bald eingehen!“

Noch in demselben Jahre erfüllte sich seine Ahnung. Ein Halsübel, das als Folge jenes Schlaganfalls zurückgeblieben war, verschlimmerte sich gegen den Herbst hin derart, daß ihm das Schlucken und Essen fast unmöglich wurde. Sein Sohn Otto eilte auf die Nachricht von der gefährlichen Wendung der Krankheit nach Schönhausen und blieb dort, bis der Tod dem schwer Leidenden die Erlösung brachte. Am 22. November 1845 drückte Otto von Bismarck seinem Vater die Augen zu.

Aufrichtig wurde der Heimgegangene betrauert, und nicht bloß von seinen Angehörigen, auch von der Gemeinde Schönhausen, deren Segenswünsche ihm in die Gruft folgten. Lange hielten die Bewohner von Schönhausen sein Andenken in Ehren. Von seinem milden Herzen und seinem wohlwollenden, segensreichen Wirken daselbst zeugte beredt der Mund der alten Leute. „Er war unser ganzer Stolz," sagte später einmal ein Schönhauser Bauer; „was der Sohn für das Reich geworden, das ist der Vater für unser Dorf gewesen."

Bald nach dem Tode seines Vaters siedelte Otto von Bismarck nach Schönhausen über. Bei der Regelung der Erbschaft hatte er sich mit seinem Bruder Bernhard in der Weise geeinigt, daß dieser zu seinem bisherigen Besitz noch Jarchelin erhielt, er aber neben Kniephof das Stammgut Schönhausen übernahm. Er wurde im Jahre 1846 zum Deichhauptmann der Elbe für die Uferstrecke zwischen Jerichow und Sandau gewählt und als Vertreter der Ritterschaft des Kreises Jerichow für den sächsischen Provinziallandtag in Merseburg in Vorschlag gebracht, was ihn eben veranlaßte, fortan seinen Wohnsitz in Schönhausen zu nehmen. Zur Unterscheidung von den andern Zweigen seines Stammes nannte er sich von jetzt an „Bismarck-Schönhausen".

Die Linden standen wieder in Blüte, als er seinen Einzug in das festlich bekränzte Vaterhaus hielt. Bewegten Herzens betrat er die Wirkungsstätte seiner Vorfahren, deren Erbe er nun übernehmen sollte. Ernste Erwägungen durchzogen seinen Geist, wenn er auf das ehrenvolle Wappenschild seines Hauses blickte, wenn er sinnend vor den Bildern seiner Ahnen stand oder den von rohen Feindeshänden zerstochenen Stammbaum seines Geschlechtes betrachtete.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht!"

Mit Stolz und stiller Freude vermochte der junge märkische Edelmann Otto von Bismarck auf die Reihe seiner Väter zurückzuschauen. Kraftvolle, trutzige und allzeit ehrenhafte Gestalten traten sie, die Männer seines Stammes, vor sein geistiges Auge. Ihre Dienste dem



Der Gutsherr von Schönhausen. Originalzeichnung von Carl Röchling.

Vaterlande weihend, hatten sie stets mit zu den Besten des Volkes gehört. Deutete doch schon das Wahrzeichen im Wappenschilde der Bismarcks: das gedreiete Kleeblatt, umgeben von drei Eichenblättern, auf frommen Sinn, Kraft und Vaterlandsliebe hin! Die zweifache Dreiheit, die Dreifaltigkeit Gottes versinnbildlichend, deutet darauf hin, daß die Vertreter des Geschlechtes von jeher ihren Geist auf das Höchste, das Göttliche gerichtet haben und für ihren Christenglauben mutig in die Schranken zu treten bereit gewesen sind. Einer Sage nach sollen in dem Bismarckschilde statt der drei Eichenblätter ursprünglich drei Nesselblätter gewesen sein, wie man auch aus dem noch im altmärkischen Volksmunde lebendigen Spruche:

„Das Wegekraut sollst du stehen lan,
Hüte dich, Jung, sind Nesseln dran!“

zu deuten versucht hat. Als es einem des Geschlechtes Bismarck aber gelungen, einen Wendenfürsten zu besiegen, dessen Schildzeichen drei Eichenblätter gewesen, habe derselbe diese in sein Wappen an Stelle jener Nesselbätter gesetzt.

Dieses Wahrzeichen hat in dem Bismarckschen Wappenschilde stets mit vollem Rechte als Sinnbild treuer Vaterlandsliebe und kernhafter Kraft gegolten. Die Chroniken altmärkischer Städte bekunden dies. In jener Zeit, als der Adel in der Mark entartet und vielfach der Wegelagerei und dem Stegreifrittertum ergeben war, traten die besseren Glieder dieses Standes mit dem tüchtigen Bürgertum der Städte in Verbindung und hielten es nicht unter ihrer Würde, Ehrenämter in städtischen Gemeinwesen zu bekleiden, was nur unter der Bedingung geschehen konnte, daß sie in eine der Gilden, von denen die Städte regiert wurden, eintraten. Diesem besseren Teile des altmärkischen Adels haben auch die Bismarcks angehört.

Aus der Chronik von Stendal ist ersichtlich, daß zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ein Rule, d. i. Rudolf, von Bismarck in jener Stadt gelebt und der Gilde der Gewandschneider oder Tuchmacher angehörig eine Ehrenstelle in der Verwaltung der Gemeinde eingenommen hat. Dieser Rule von Bismarck tritt als eine besonders achtunggebietende Kraftgestalt aus der Reihe der Männer des Bismarck-

geschlechtes hervor. Freie Sinnesart und den tapferen Mut, für seine Überzeugung alles einzusetzen, bekundete er in einem Streite, den der Rat der Stadt mit der Geistlichkeit zu führen hatte.

Unzufrieden mit den Leistungen der unter geistlicher Leitung stehenden Domschule, begründete der Rat von Stendal eine eigene weltliche Schule, für die er eine tüchtige Lehrerschaft berief. Dadurch fühlte sich die Geistlichkeit in ihren Rechten beeinträchtigt und that Einspruch gegen die Eröffnung der Schule. Die Ratsherren ließen sich indessen in ihrem Vorhaben nicht beirren und führten durch, was sie begonnen hatten. Da erhoben die geistlichen Herren von Stendal Klage bei dem Bischof von Halberstadt wegen solchen offenbaren Ungehorsams des weltlichen Stadtregiments. Der Bischof befahl nun den Ratsherren, Schöppen und Gildemeistern zu Stendal unter Androhung der Exkommunikation, das neuerbaute Schulhaus binnen zehn Tagen abzubrechen und die Lehrerschaft zu entlassen. Doch die Stendaler zeigten hierzu keine Lust, sondern ließen die angedrohte Strafe über sich ergehen. Es wurde auf Befehl des Bischofs am 13. November 1338 in allen Kirchen Stendals bei Kerzenschein und unter dem Geläute der Glocken verkündigt, daß die Mitglieder des gesamten Rates aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgestoßen seien, und alsdann der Bürgerschaft das Betreten der Kirchen einstweilen verboten. Aber auch jetzt noch blieb der Rat standhaft und hielt seine Schule aufrecht. Ein Aufruhr, den die Geistlichkeit in der niederen Bürgerschaft entfachte, bewirkte nur, daß die Stadtvertretung sich herbeiließ, die Kirchenbehörde durch Darbringung namhafter Opfer zu beschwichtigen; aber die Schule blieb bestehen und besteht noch heute als Gymnasium in Stendal. Drei Jahre lang hatte der Kampf gedauert; Rule von Bismarck erlebte das Ende desselben nicht; er starb 1339, ohne daß er sich vom Banne hatte lossprechen lassen. Sein ältester Sohn Klaus von Bismarck löste den Bann durch acht Hufen Landes, welche er an das Domstift gab.

Als Friedrich von Hohenzollern die Mark übernahm, gehörten die Bismarcks zu den Adelsgeschlechtern des Landes, welche dem neuen Herrn zuerst ihre Huldigung erwiesen. In Treue und Gehorsam haben

die Glieder des Bismarckstammes zu den ersten Hohenzollern wie zu allen Fürsten dieses ruhmreichen Hauses gestanden, und mancher Held, der die zweifache Dreiheit im Wappenschild geführt, hat seinen Treueschwur mit seinem Herzblute besiegelt. So noch in neuerer Zeit der Dragoneroberst Friedrich August von Bismarck, jener hinterpommersche „tolle Bismarck", der, als sein König ihn zum Kampfe rief, sich in den Schlachten des ersten schlesischen Krieges nicht nur durch seltenen Mut, sondern auch durch musterhafte Haltung und hohe Führertüchtigkeit die besondere Gunst seines obersten Feldherrn erworben, für den er bei Czaslau freudig in den Tod ging.

„Leben und Sterben dem Vaterland!" Das erschien nun auch Otto von Bismarck als höchstes und schönstes Ziel des Strebens, wenn er in stillen Stunden die Geschichte seines Hauses im Rahmen der Geschichte seines Volkes durchdachte. Die Eindrücke, welche er bei der Huldigungsfeier in Berlin empfangen, und das feierliche Ja, das er seinem Könige gelobt, bestärkten ihn in solchen Gedanken und Empfindungen und entfachten fort und fort seine Begeisterung für das Vaterland. Schneller stürmte ihm dann das Blut durch die Adern und machte ihm das Herz pochen vor Verlangen, auch gewürdigt zu werden, seinem Könige und seinem Vaterlande mit voller Kraft und ganzer Hingabe zu dienen und in diesem Dienste Ruhm und Ehre zu erwerben. Wie er später in einem Briefe an Kaiser Wilhelm den Ersten es ausgesprochen hat, schwebte ihm das verlockende Bild vor der Seele, als Kriegsmann auf dem Felde der Ehre den Lorbeer zu erringen.

„Reizend klinget des Ruhmes lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen wert."

Unwiderstehlich fühlte er den Drang in sich, Hohes und Edles zu erstreben, und es trieb ihn auch jetzt noch oft mit hinreißender Gewalt aus den ihn umgebenden Verhältnissen hinaus, die ihm, wie er meinte, die freie Bahn zu Ruhm und Ehren verschlossen. Vielleicht hätte er auch die vermeintlichen Fesseln mit kühnem Entschlusse gesprengt und sich so die Laufbahn selbst geöffnet, wenn die Vorsehung ihn nicht mit unzerreißbaren Banden an dem heimatlichen Boden festgehalten hätte,

um ihn dort für das Riesenwerk, das seiner Kraft vorbehalten war, voll ausreifen zu lassen.

Die Rosenketten der Liebe waren es, durch welche die Kraft des jungen ungestümen Riesen in Fesseln geschlagen und gebannt wurde.

Im Jahre 1844, bald nach der Verheiratung seiner Schwester, hatte Otto von Bismarck der Vermählung seines liebsten Jugendfreundes Moritz von Blankenburg mit Fräulein von Thadden-Triglaff zu Triglaff in Pommern beigewohnt. Diese Hochzeitsfeier war durch seltsame Vorgänge von besonderer Bedeutung für unseren Helden geworden. Es hatte sich folgendes zugetragen:

Am Abend des Festtages, als die Gäste vom Hochzeitsmahle aufgestanden waren, wurde draußen im Garten zu Ehren der Neuvermählten ein Feuerwerk abgebrannt, aus dem indessen bald eine Schrecken verbreitende Feuersbrunst werden sollte. Eine Rakete, vom Winde aus der Richtung gejagt, ging auf das Strohdach eines Hofgebäudes nieder und setzte dasselbe in Brand. Die hellaufsteigende Lohe verkündete, was geschehen, und brachte die Hochzeitsgäste in Angst und Verwirrung. Während die meisten der Gäste und Gutsbewohner in ihrer Bestürzung ratlos hin und her liefen, legten zwei derselben die Hände zu thätiger Hilfe ans Werk. Es waren Otto von Bismarck und die neuvermählte Gattin seines Freundes, die sogleich in den Stall eilten, ein Gespann Kutschpferde eigenhändig aufschirrten und vor den nächsten Wasserwagen spannten, mit dem Bismarck nun als Erster zum Löschen erschien.

Diese Feuersbrunst, welche die meisten Gutsgebäude und mehrere Bauerngehöfte von Triglaff in Asche legte, war aber nicht die einzige gewesen, welche an jenem Hochzeitsfeste entfacht worden war. Eine zweite war in dem Herzen des entschlossenen Feuerwehrmannes Otto von Bismarck ausgebrochen, hatte dort unaufhaltsam um sich gegriffen und war nach Jahr und Tag noch nicht wieder gelöscht. Eine junge Edeldame aus dem Kranze der Brautjungfern war es, die solch Unheil anrichtete. Aus ihren Augen war unserem Helden ein Funke in das Herz geflogen, der hier eingeschlagen und gezündet hatte.

Mit entflammtem Herzen war Otto von Bismarck von der Hochzeit seines Jugendfreundes heimgekehrt. Das liebliche Bild der jungen

Edeldame wich fortan nicht mehr aus seiner Seele. Die Auserwählte unseres Helden war die einzige Tochter des Herrn Heinrich Ernst Jakob von Puttkamer auf Viartlum und seiner Gemahlin Luitgarde geb. von Glasenapp auf Reinfeld in Pommern, Fräulein Johanna von Puttkamer.

Das Haus des Herrn von Puttkamer zu Reinfeld war erfüllt von dem Geist eines gefühlsinnigen, überzeugten Christentums, wie er den Gliedern der Herrnhuter Brüdergemeinde eigen ist, ohne daß jedoch das Wesen eines weltfeindlichen, kopfhängerischen Muckertums darin Raum hatte. In frommer christlicher Zucht hatten die Eltern ihre am 11. April 1824 geborene Tochter Johanna erzogen, doch war darüber eine gründliche geistige und gesellschaftliche Bildung nicht versäumt worden. Zur Jungfrau erblüht, zeichnete sich Johanna von Puttkamer zwar nicht durch blendende Schönheit aus, aber ihr mild freundliches und still bescheidenes Wesen ließen sie als eine anmutige Frauengestalt nach echt deutscher Art erscheinen. In ihren seelenvollen Augen lag eine reiche Fülle holder Weiblichkeit, und der tiefen Empfindungsweise ihres Gemüts verstand sie unter anderem auch durch kunstvolles Klavierspiel schönsten Ausdruck zu geben.

Durch diese Augen hatte Otto von Bismarck in das Himmelreich einer herrlichen Frauenseele geschaut, und die wunderbare Zaubermacht derselben hatte ihn in ihren Bannkreis gezogen, dem er sich nicht zu entziehen vermochte. Es überkam ihn, der bisher von keiner Weibesschönheit gefesselt worden war, ein seltsames Gefühl, von dem er sich selbst kaum Rechenschaft geben konnte. Ihn, den Starken, den Unbändigen, der sonst vor keinem Wagnis zurückschrak, überfiel jetzt oft das unmännlichste Zagen, der kleinmütigste Zweifel darüber, ob es ihm je gelingen werde, das Herz der Erkorenen, ohne deren Besitz ihm das Leben leer und wertlos erschien, zu erobern. Sein Ruf war, das wußte er, im ganzen Pommernlande, wo er als der „tolle Bismarck" bekannt war, nicht der beste. Würde er, wenn er selbst die Liebe Johannas gewönne, die Einwilligung ihrer frommen Eltern erlangen?

Solcherlei Erwägungen durchzogen seine Seele, und voll Hangen und Bangen in schwebender Pein lebte er über Jahr und Tag. Eine wundersame Wandlung geht mit dem von sprühender Lebenskraft er-

füllten, ungestümen Bismarck vor, der bald so ernst und gesetzt erscheint, daß ihn seine Freunde kaum wieder erkennen. Mit wahrhaft leidenschaftlichem Eifer stürzt er sich, um seinem erregten Empfindungsleben ein Gegengewicht zu geben, in seine Berufsgeschäfte, die, wie aus seinen von Schönhausen aus an die Schwester gerichteten Briefen hervorgeht, seinen ganzen Geist zu erfüllen scheinen. Wer aber dieselben aufmerksam liest, wird daraus entnehmen, daß der Humor, der auch hierin sprudelt, seine Quelle in tiefernster Seelenstimmung hat. Wird doch selbst das Befinden seines riesenstarken Körpers durch diese Stimmung derart beeinträchtigt, daß er sich von einem „Brustleiden" befallen wähnt.

Unter dem 22. Juli 1846 schreibt er:

„Liebe Arnimen!

Ich habe in diesen Tagen soviel Briefe schreiben müssen, daß mir nur noch ein halber mit Kaffee befleckter Bogen geblieben ist, den ich Dir deshalb aber nicht vorenthalten will. Meine Existenz ist hier nicht die vergnüglichste gewesen. Inventarien anfertigen ist langweilig, namentlich wenn man von den Schurken, den Taxatoren, dreimal aus nichtigen Gründen im Stich gelassen wird und tagelang warten muß. Außerdem ist mir ein beträchtliches Korn verhagelt, und endlich habe ich noch immer einen höchst widerwärtigen Husten, obgleich ich seit Angermünde keinen Wein getrunken und mich vor jeder Erkältung sorgfältig in acht genommen habe, über Mangel an Appetit nicht klagen kann und wie ein Dachs schlafe. Dabei verhöhnt mich jeder wegen meines gesunden Aussehens, wenn ich behaupte, an der Brust zu leiden. Morgen mittag werde ich Redekin besuchen, übermorgen nach Magdeburg gehn und dort nach ein- bis zweitägigem Aufenthalt mich unaufhaltsam in Deine Arme stürzen. Von hier kann ich Dir weiter nichts Neues melden, als daß die Vegetation bei meiner Ankunft im Vergleich mit Angermünde vierzehn Tage vor war, und die Saaten im ganzen mittelmäßig stehen. Die Folgen der Überschwemmung machen sich leider auf eine sehr verdrießliche Weise im Garten bemerklich. Außer den vielen Hölzern, die ich im Winter schon als ausgegangen aus dem Boskett genommen habe, zeigt sich nun, daß sämtliche noch übrige Akazien und über die Hälfte der Eschen trocken sind, so daß wenig bleibt; siebzehn

von den Linden am unteren Ende der großen Allee sind entweder schon tot oder doch augenscheinlich sterbend. Ich lasse diejenigen, an denen sich noch ein oder das andere Blatt zeigt, köpfen, und will sehn, ob sie mit dieser Operation zu retten sind. Obst-, besonders Pflaumenbäume, gehn auch viele verloren. Im Felde und besonders in den Wiesen sind viele Stellen, wo die Vegetation ausbleibt, weil die obere fruchtbare Erdschicht fortgeschwemmt. Bellins und die sonstigen Schönhäuser lassen sich empfehlen; erstere leiden sehr von der Hitze heut, Sultan nicht minder. Einundzwanzig Grad im Schatten. Viele Grüße an Oskar.

Dein
schwindsüchtiger Bruder
Bismarck."

Merkwürdigerweise deutet der „Schwindsüchtige" den wahren Grund seines „Brustleidens" hier nicht einmal an, ebensowenig ein bevorstehendes Ereignis, das eine kurze Zeit nach Absendung dieses Briefes eintrat, und welches ihn nicht nur von seiner Krankheit befreien, sondern auch für ihn zu einem der bedeutungsvollsten seines Lebens werden sollte. Seit mehr als einem Jahre hatte er die Auserwählte, deren anmutvolles Bild in seinem Herzen lebte und ihm Tag und Nacht leuchtend vor Augen schwebte, nicht wieder gesehen. Da führte die Vorsehung, deren waltende Hand bei dem Herzensbunde, der in jenen Tagen geschlossen wurde, gewiß mehr als bei den Verlöbnissen irgendwelcher gewöhnlichen Menschenkinder das Band knüpfte, die beiden, welche sie für einander bestimmt hatte, aufs neue zusammen.

Mehrere pommersche Adelsfamilien waren durch die innige Freundschaft, welche die Töchter derselben verband, in sehr intime Beziehungen getreten. Es waren außer den Familien des Jugendfreundes unseres Helden und seiner Gattin, die von Blankenburg und von Thadden-Triglaff, noch die von Mittelstädt und von Puttkamer. Zu einem Ereignis ersten Ranges wurde für diesen Freundeskreis eine Harzreise, die für die letzten Julitage des Jahres 1846 geplant wurde. Moritz von Blankenburg und dessen Gemahlin, welche wohl hauptsächlich Urheber des Reiseplans waren, verständigten den in Schönhausen weilenden Freund und luden ihn ein, an der Reise teilzunehmen. Und da

unser „schwindsüchtiger“ Held erfuhr, daß auch Fräulein Johanna von Puttkamer in der Reisegesellschaft sein werde, zögerte er nicht, sich derselben anzuschließen. War er doch schon um seines Brustleidens willen einer Veränderung der dumpfen Luft seiner Schönhauser Einsamkeit dringend benötigt.

In Wernigerode traf die Gesellschaft zusammen, um von hier aus die Harzer Reise zu Fuß, zu Wagen oder zu Pferde gemeinsam fortzusetzen. Wie pochte dem „tollen Bismarck“ das Herz, als er nach jahrelanger Trennung der Stillgeliebten zum erstenmal wieder gegenübertrat! Gewiß konnte von ihm gelten, was das Nibelungenlied von dem in Liebe zu Kriemhild entbrannten Siegfried berichtet:

„Da sah man Siegelindens Sohn so minniglich dastehn,
Als ob er wär entworfen auf einem Pergamen.“

Die Geliebte, seit der Zeit, da er sie nicht gesehen, noch reicher erblüht, erschien ihm jetzt anmutvoller, begehrenswerter, darum aber wohl auch unerreichbarer denn je. Seine Stimmung muß in den ersten Tagen der Reise wohl eine ziemlich gedrückte gewesen sein. Aus Briefen einiger der Reisegefährtinnen, welche dieselben nach Hause schrieben, geht hervor, daß der junge Schönhauser Gutsherr und Deichhauptmann auf dieselben keinen gar vorteilhaften Eindruck gemacht hat. In der jugendlich freimütigen Beurteilung der Reisegesellschaft kommt Otto von Bismarck nicht sonderlich gut weg; er wird da als „ein recht pikanter, sehr gescheiter, im ganzen aber doch reizloser Mann“ geschildert. Auch ist in den Briefen nirgend von einer auffälligen Annäherung Bismarcks an Johanna von Puttkamer die Rede, die besonders ihres „prachtvollen Klavierspiels“ wegen erwähnt wird, wodurch sie viel zu den mit Vorliebe gepflegten geselligen Abendunterhaltungen beigetragen habe; auffällig erscheint den Gefährtinnen auch Johannas „Gleichgiltigkeit gegen alle Männer“.

Von den geheimen Fäden, welche hier die Liebe zwischen zwei Herzen spann und zu einem festen Band fürs Leben wob, ist augenscheinlich von den heiteren Reisegenossen nichts bemerkt worden. Unserem zaghaften Siegfried-Bismarck wuchsen in der herrlichen Gottesnatur der Harzlandschaft die Schwingen der Seele. Auf den stillen Pfaden durch

die dunklen, lauschigen Tannen- und Buchenwälder bot sich ihm willkommene Gelegenheit, sich der Geliebten zu nähern und mit ihr allein in vertrauten Gesprächen dahin zu wandern.

Er offenbarte ihr den wahren Grund seines Herzens, seine im Innersten tiefernste Weltanschauung, sein Streben nach den höchsten Zielen menschlicher Lebensführung. Mit freudigem Staunen sah die fromme Johanna von Puttkamer das Bild eines edlen Mannes, eines großen, ungewöhnlichen Geistes vor ihren Augen sich entfalten, vor dem die Gestalt des tollen, übermütigen Junkers vom Kniephof bald in wesenlosen Schein zerrann. Ihr Herz erbebte in Schauern eines wunderbar beseligenden Gefühls, als sie merkte, daß dieser Mann ihre Nähe in augenfälliger Weise suchte und ihr ungewöhnliche Huldigung darbrachte. Mit aufjauchzendem Herzen gewahrte Otto, daß seine Annäherung Entgegenkommen fand, er wurde kühn und kühner, und endlich faßte er sich ein Herz, der Angebeteten seine Liebe zu offenbaren und um ihre Hand zu werben. Und seine Werbung wurde nicht zurückgewiesen.

Voll strahlenden Glückes stieg Otto von Bismarck von Blankenburg aus, wo die Reisegesellschaft im Gasthaus zur Krone gewohnt hatte, die Höhen des Harzes ins Thal hinab, um als Stillverlobter seiner Johanna heimzukehren. Noch als achtzigjähriger Greis, kurz nachdem seine treue Gefährtin aus dieser Welt geschieden war, bezeichnete der Fürst Bismarck dem Verfasser dieses Werkes den Moment, in dem er das Jawort seiner Geliebten erhalten, als den glücklichsten Zeitpunkt seines Lebens.

Nun da unser Held das Herz seiner Johanna gewonnen hatte, bangte ihm auch vor dem zweiten, freilich größeren Hindernis, das noch zu überwinden war, nicht mehr. Bald nachdem er von seiner Reise zurückgekehrt war, schrieb er einen Brief an die Eltern seiner Auserwählten, worin er kurz und bündig um deren Hand anhielt.

Die Überraschung in dem christlich frommen Herrenhause zu Reinfeld war freilich groß genug darüber, daß das stille, schüchterne Töchterlein ihr Herz gerade an den wilden Otto von Bismarck verloren hatte. Der Vater fühlte sich nach seinem eigenen volkstümlich derben Ausdruck im

ersten Augenblick „wie mit der Axt vor den Kopf geschlagen“. Zwar erschien ihm nach näherer Erwägung der Sache die Verbindung seiner Tochter mit dem märkischen Edelmanne, an dem er neben den übelberüchtigten Eigenschaften seines Charakters auch manche Tugend kannte, nicht so gar unerhört, aber seine Neigung zu einer sympathischen Betrachtung der Werbung Bismarcks wurde sogleich wieder zerstört durch den entschiedenen Widerspruch seiner Gattin, die sich fest entschlossen zeigte, ihre Einwilligung zu dieser Verbindung zu versagen.

Aber was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden! Die Kraft dieser biblischen Mahnung sollte das fromme Puttkamersche Paar auch an sich erproben. Otto von Bismarck fand an Johanna, die seinen wahren Wert mit dem richtigen Blick ihres kindlich reinen Gemüts erkannt hatte, einen so beredten Anwalt bei den widerstrebenden Eltern, daß diese in ihrer Abneigung gegen ihren Geliebten mehr und mehr wankend wurden. Sie ließen sich endlich herbei, Bismarck nach Reinfeld einzuladen, der auch alsbald erschien und durch seine Persönlichkeit und sein Verhalten überall den besten Eindruck machte. Es gelang ihm, die Herzen der Eltern seiner Braut zu erobern, die nun gern und willig ihren Segen zu dem geschlossenen Bunde gaben. Und sie haben es nie zu bereuen gehabt. Am 12. Januar 1847 meldete der siegreiche Bräutigam seine Verlobung glückerfüllt der treuen Schwester in den Worten: „All right!“

Im Hochsommer desselben Jahres, am 20. Juli 1847, wurde die Vermählung des jungen Paares zu Reinfeld gefeiert. Gleich darauf trat dasselbe eine Reise nach dem Süden an. Über Wien, durch Tirol und die Schweiz ging die frohe Hochzeitsfahrt und dann über die Alpen in das Land, wo die Citronen blühen.

Als das junge Paar in Venedig angekommen war, erfuhr es von der gleichzeitigen Anwesenheit des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Otto von Bismarck unterließ es nicht, seinem von ihm innig verehrten Landesherrn hier im fremden Lande seinen ehrerbietigen Gruß darzubringen. Freilich war ihm diese Begegnung so unerwartet gekommen, daß er sich die hoffähige Kleidung zu der Audienz erst leihen mußte, was ihm bei seiner Hünengestalt nicht wenig Schwierigkeiten be-



Johanna von Bismarck, Gemahlin des Fürsten von Bismarck.

Nach dem Oelgemälde von Prof. Jakob Becker im Besitze Sr. Durchlaucht des Fürsten von Bismarck.

Gezeichnet von Reinh. Hoberg.

reitete. Der König empfing den jungen märkischen Edelmann sehr huldreich und lud ihn darauf zur Tafel ein.

Die Herbststürme brausten bereits über die kahlen Felder und die märkische Heide, als das junge Paar von seiner Hochzeitsreise in sein Heim zurückkehrte, festlich von den treuen Schloß- und Dorfbewohnern von Schönhausen empfangen. Es war spät abends, als der Gutsherr und seine junge Gemahlin in Schönhausen eintrafen. Sie hatten ihre Ankunft, um allen Aufwand zu vermeiden, so geheim wie möglich gehalten; aber dennoch strahlte ihnen der alte Herrensitz reich bekränzt und in einem solchen Lichterglanz entgegen, daß der Widerschein weithin den nächtlichen Himmel rötete, und die Bauern aus den Nachbardörfern, in der Meinung, es sei in Schönhausen Feuer ausgebrochen, mit Spritzen und Wasserkübeln zum Löschen herbeigeeilt kamen.

Das hellste Glück zog mit der jungen Herrin in das Schloß Schönhausen ein. Die Anmut und Herzensgüte derselben, ihr stilles, sanftes Wesen erfüllte die Räume des Schlosses wie mit dem Glanz der belebenden Frühlingssonne, und an diesem Himmelslicht erfreute und erquickte sich nicht nur der glückliche Gemahl, es verbreitete auch Freude und Segen über weitere Kreise. Der Gutsherr von Schönhausen fühlte sich in seinem Heim wie umgewandelt. Eine wunderbare Ruhe und Stetigkeit war über sein ganzes Wesen gekommen; nichts mehr war in ihm von dem wilden Drange, der einst seine Seele durchstürmt hatte. Der Zauber holdseliger, echter Weiblichkeit hatte die wilden Geister der Unruhe in seiner Seele gebannt. Neubelebt fühlte er seine Kraft, sein Streben nach idealen Zielen gestärkt. Welche Bedeutung die Gattin für sein Leben gehabt, hat er in treuherziger Weise später einem Freunde gegenüber selbst bezeugt, indem er sagte: „Sie glauben nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat!“

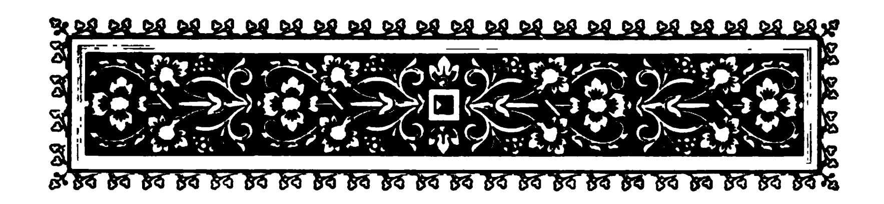
Die Tage schwanden den jungen Ehegatten wie im Fluge. Bismarck fühlte sich jetzt in seinem Heim und in der Ausübung seiner Pflichten als Gutsherr glücklich und zufrieden. Er fand jetzt in den harmlosen Freuden der engen Sphäre des Gutsherrn volles Genüge. Die Forst zwischen Schönhausen und Rathenow wies einen guten Wildstand von Damhirschen und Rehen auf, und der Förster Mahnke, der

seinen Herrn auf seinen Streifgängen zu begleiten pflegte, wußte von manchem Meisterschuß desselben zu erzählen. „Er hält hin und-trifft!“ pries er oft und nicht etwa im Jägerlatein die Schußfertigkeit seines Herrn.

Als das Frühjahr kam, erhöhte sich die Pflicht des Deichhauptmannes. Er wußte vor den wild daherbrausenden Fluten der Elbe auf der Hut zu sein. Da wár er denn oft tagelang in Regenmantel und Sturmkappe zu Pferde, um Deichschau zu halten, Wind und Wetter zu beobachten, Gefahren abzuwenden. Eines Tages hatte er in der Nähe Schönhausens einen Gang unternommen, Damm und Ufer der Elbe zu besichtigen. Hierbei wagte er sich zu weit in das Gebiet der aus dem Strom getretenen Gewässer, und plötzlich sah er sich von den Fluten umringt, die ihm den Ausgang sperrten. Doch alsbald kam ein Bauersmann aus Schönhausen herbei und erbot sich, den Herrn Deichhauptmann auf seinem Rücken durch das Wasser zu tragen. „Aber, lieber Pütsch,“ sagte Bismarck einwendend, „ich wiege hundertzweiundachtzig Pfund!“ — „O, dat schadt em nischt,“ antwortete der Bauer, „den gnädgen Herrn dragen wi all mit Freuden, un wenn he ok tweehunnert Pund wägen dede.“ Ein schöner Beweis dafür, wie der Gutsherr von seinen Schönhausenern geliebt und verehrt wurde.

Während der Deichhauptmann Otto von Bismarck an den Ufern der Elbe die Wacht hielt, waren draußen über das Vaterland die Wogen einer unruhvollen Zeit hereingebrochen, die ihn bald auf eine höhere Warte riefen. Für die bevorstehenden Kämpfe mit den Wogen der gärenden Zeit hatte er in dem stillen, friedlichen Glück seines Hauses die rechte Kraft und Festigkeit erhalten.

„Das ist für Seel' und Leib
Des Mannes Kräftebronnen,
So er ein edles Weib
In Liebe sich gewonnen.“



VII.

Deutsche Vormärztage.

„Ihr Fürsten seid zuerst befraget!
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.“
Ludwig Uhland.

Die lange Winterzeit naht sich ihrem Ende. In den Wäldern, Thälern und Schluchten lagert noch hoch der Schnee, den der Flockenfall während der rauhen Jahreszeit dort aufgehäuft, schneidende Wirbelstürme zusammengetrieben haben. Auf Strömen und Seeen liegt die dicke, harte Eisdecke, die Leben und Bewegung in ewige Erstarrung gebannt zu haben scheint.

Da weht plötzlich über Nacht der laue Westwind herein und führt den milden Frühlingsregen über die winterliche Erde. Welch eine Wandlung in der Natur! Wie in den Tagen der Sintflut scheinen die Brunnen der Tiefe aufgethan; Sturzbäche brechen aus allen Schluchten hervor; in wenigen Stunden ist die weiße Schneedecke hinweggeschmolzen: in weite Wasserflächen verwandelt erscheinen Fluren und Thäler. Die Flüsse und Ströme sprengen die sie fesselnde Eisdecke und brausen mit wildem Ungestüm dahin. Wehe den Landen, wo diese Wasserwogen

nicht freie Bahn finden, wo Dämme und Deiche der seichten Ufer nicht hoch und fest, nicht sorgsam bewacht sind! Mit wütender Gewalt durchbrechen sie ihre Schranken und ergießen sich verheerend, vernichtend über weite Gebiete.

Ein Bild, diesem Naturvorgange gleich, bot das Vaterland damals, als der Deichhauptmann von Schönhausen, Otto von Bismarck, den Schauplatz der politischen Kämpfe betrat. In gewaltiger Flutwelle durchbrach der Wille des Volkes die Schranken, in welche ihn eine strenge Zwangsherrschaft jahrzehntelang eingedämmt hatte.

Schmählicher ist, wie Heinrich von Sybel treffend sagt, ein mit frischem Siegeslorbeer gekröntes Volk wohl nie um die Ernte seiner Schwertarbeit betrogen worden, als das deutsche durch den unglückseligen Abschluß der Freiheitskriege im Jahre 1815. Schon damals brach der Sturm allgemeiner Entrüstung gegen die schmachvolle Gestaltung der vaterländischen Verhältnisse los. Die deutsche Jugend, welche, mit begeisterungsvollem Herzen aus dem Kampfe heimgekehrt, nun die Hochschulen füllte, trieb das gemeinsame Gefühl zur Gründung der deutschen Burschenschaftsverbindung, um mit vereinten Kräften nach Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens zu streben, den Sinn für Recht und Freiheit in den Herzen lebendig zu erhalten. Männer wie Boyen, Niebuhr, Arndt, Jahn und andere, welche einst zur Zeit der tiefsten Erniedrigung des Vaterlandes den Tugendbund zur Bekämpfung des korsischen Tyrannen geschlossen hatten, richteten ihre freiheitlichen Bestrebungen nun gegen den neuen Feind, der im Innern drohend wachte. Dichter und Volksredner erhoben ihre Stimmen und schürten die Flammen des allgemeinen Unwillens.

Unter dem Eindruck dieser Bewegung beeilten sich einzelne deutsche Fürsten, ihren Völkern durch Verleihung landesständischer Verfassungen Ersatz für die getäuschte Hoffnung auf eine allgemeine starke und gedeihliche Reichsverfassung zu bieten. Voran schritten Bayern und Baden; Württemberg folgte alsbald. Die liberale Mehrheit der Abgeordneten dieser Völker in Gemeinschaft mit einer ihrer Fesseln entbundenen Presse ließ den Ruf nach Erfüllung zeitgemäßer Forderungen, auch der anderen deutschen Völker, immer dringlicher erschallen. Namen

von Männern wie Rotteck, Oken, Welcker, Görres, die mit Begeisterung und Kraft für Volksrecht und Freiheit eintraten, gingen bald in ganz Deutschland von Mund zu Munde. Die Bewegung in Süddeutschland griff schnell um sich und pflanzte sich besonders am Rhein und in Thüringen fort.



König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Vielleicht hätte sich schon damals eine gedeihlichere Gestaltung der Dinge in Deutschland entwickeln können, wenn nicht durch unverständige Handlungen und Übergriffe einzelner fanatischer Heißsporne die gute Sache verdorben worden wäre.

Der König von Preußen hatte durch das berühmte Gesetz vom 22. Mai 1815 seinem treuen Volke eine reichsständische Verfassung in Aussicht gestellt, und der Staatskanzler Fürst Hardenberg war eifrig

mit den Vorarbeiten zum Erlaß einer solchen beschäftigt, wie hartnäckig die feudale Adelspartei auch dagegen ankämpfen mochte. In anderen deutschen Staaten war man gleichfalls geneigt, dem Beispiele Bayerns und Badens zu folgen; da traten jene Ereignisse ein, welche diesen freiheitlichen Bestrebungen eine unheilvolle Wendung gaben und die Verwirklichung derselben auf Jahrzehnte hinaus vereitelten.

Am 18. Oktober 1817, dem vierten Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht, versammelte sich auf eine Einladung der Burschenschaft Jenas eine Schar von etwa 500 Studenten und Professoren, Abgeordneten der meisten deutschen Universitäten, auf der Wartburg, um dort die dreihundertjährige Feier der deutschen Reformation zu begehen. In erhebender Weise verlief die Feier im Rittersaale der Burg, wobei auch der deutsche Einheitsgedanke würdigen, begeisterten Ausdruck fand. Am Abend aber veranstaltete eine kleine Anzahl von Festteilnehmern ein Schauspiel, das von weittragenden, verhängnisvollen Folgen werden sollte. Auf der der Wartburg gegenüberliegenden Höhe hatte man zu Ehren des glorreichen Tages der Schlacht bei Leipzig einen mächtigen Holzstoß angezündet. Den Flammen dieses „Oktoberfeuers“ wurden ein Haufe freiheitswidriger Schriften, ein österreichischer Korporalstock, ein hessischer Zopf, eine preußische Gardeschnürbrust als verhaßte Sinnbilder der Reaktion in Deutschland feierlich übergeben, während ein Redner diese That mit Luthers Verbrennung der päpstlichen Bannbulle im Jahre 1520 verglich.

Während diese Kundgebung studentischen Übermutes von allen Volks- und Vaterlandsfreunden als eine harmlose, wenn auch wenig geschmackvolle Posse angesehen wurde, was sie in Wahrheit auch war, legten ihr die Feinde der freien burschenschaftlichen Bewegung eine große Bedeutung bei. Auf einem Kongreß der Mächte, welcher im folgenden Jahre in Aachen zusammentrat, ward der „revolutionäre Geist der deutschen Universitäten“ als drohendes Gespenst an die Wand gemalt. Und als kurze Zeit darauf der wahnwitzige Student Karl Ludwig Sand sich hinreißen ließ, den russischen Staatsrat August von Kotzebue, der in dem Verdachte stand, das Petersburger Kabinett mit Berichten über die öffentliche Meinung in Deutschland zu versehen, in

seiner Wohnung zu Mannheim meuchlings zu ermorden, damit, wie er sagte, der Baum der Freiheit mit Blut gedüngt werde, als ferner in demselben Jahre ein ebenso unsinniger Mordanfall an dem nassauischen Staatsrat von Ibell aus gleichen Beweggründen verübt wurde: da war den Feinden der freiheitlichen Volksbewegung der erwünschte Anlaß gegeben, gegen dieselbe die Jagd zu eröffnen.

Fürst Metternich hatte mit wachsendem Ingrimm die deutsche Bewegung entstehen und wachsen sehen. Nach seiner Ansicht gab es keinen so frevelhaften Gedanken wie die Vereinigung aller deutschen Völker zu einem Gesamtdeutschland; nur das Verlangen nach freier Entwickelung der politischen Verhältnisse konnte ihm vielleicht noch als gleich strafwürdig erscheinen. Gewaltig erhob der alte Feind aller Volksfreiheit, der Vater des Deutschen Bundes, seine Stimme und schilderte den deutschen Fürsten die Bewegung der Burschenschaft als eine furchtbare Gefahr, welche mit allen Mitteln bekämpft werden müsse. Die erschrockenen Fürsten ließen sich leider nur zu bereitwillig finden, den freien, begeisterten Regungen ihrer Völker harte, schmachvolle Fesseln anzulegen, obwohl diese Völker kurz zuvor das Höchste für sie gethan, nämlich nicht bloß, wie es in Jean Pauls eindringlicher „Friedenspredigt“ von 1818 hieß, den ersten Feldzug nach Paris, sondern auch den zweiten und zwar mitten in dem Glauben, daß dieses zweite Opfer hätte erspart werden können.

Die preußische Regierung verfügte eine strenge Untersuchung des Burschenschaftswesens an allen Hochschulen des Landes, und eine übereifrige Leitung dieses Verfahrens zog auch Männer wie Stein, Gneisenau, Schleiermacher, Arndt, Jahn, deren Namen in der Geschichte der Freiheitskriege ewig glänzen werden, zur Rechenschaft und machte sie für die unliebsamen Vorgänge mit verantwortlich. Gleichzeitig versammelten sich auf Metternichs Einladung die Vertreter der größeren deutschen Regierungen in Karlsbad in Böhmen, um darüber zu beraten, wie das drohende Gespenst der deutschen Einheitsbewegung, die man als „Demagogentum“ brandmarkte, für alle Zeit zu beschwören wäre. Die dort anwesenden neun Herren beschlossen, das gesamte Unterrichtswesen in Deutschland unter polizeiliche Aufsicht zu stellen, jede Druckschrift unter

zwanzig Bogen der polizeilichen Zensur zu unterwerfen und zur Verfolgung der Demagogen in allen deutschen Staaten von Bundes wegen in Mainz einen richterlichen Untersuchungsausschuß niederzusetzen, jede Regierung aber, welche sich etwa den Beschlüssen nicht fügen wolle, durch Gewaltmittel dazu zu zwingen.

Diese „Karlsbader Abreden“ wurden dem Bundestage in Frankfurt a. M. unverzüglich zur Annahme vorgelegt. Die dreißig kleineren Regierungen, welche an den Vorberatungen nicht beteiligt gewesen, erhielten jetzt erst Kunde von denselben, und ob sich einzelne von ihnen auch sträuben mochten, ihre Zustimmung zu geben, sie wurden dazu gezwungen. Die öffentliche Abstimmung ergab ein einheitliches Ja; doch wurde den widersprechenden Mitgliedern der Bundesversammlung gestattet, ihr Nein in einem geheimen Protokoll zu verzeichnen.

Die schnöde allgemeine Demagogenhetze begann und dauerte lange fort. So wurde der deutsche Bundestag zu einer Einrichtung, die durch fast ein halbes Jahrhundert hindurch nichts als eine Reihe von Gewaltmaßregeln gegen die aufkeimende Volksfreiheit leistete, welche, wie es in einer späteren Kundgebung hieß, nie die Einheit Deutschlands, sondern die Zerrissenheit desselben darstellte und sich dem Auslande gegenüber stets in schmachvoller Ohnmacht zeigte. Als ein Glück kann es noch bezeichnet werden, daß der Geschäftsgang der hohen Bundesversammlung in Frankfurt am Main ein über alle Maßen schleppender war, sonst wäre durch sie vielleicht noch mehr Unheil angerichtet worden.

Eine Zeit winterlicher Erstarrung brach nun über das deutsche Volk herein. Wenn sich irgendwo einmal eine Regung frischen, freien Lebens zeigte, alsbald legte sich die Bundesgewalt gleich einer dichten Schnee- und Eismasse darauf, um dieselbe im Keime zu ersticken.

In der österreichischen Kaiserstadt trat nach der Beratung in Karlsbad eine Konferenz der deutschen Mächte zusammen, welche das Werk der freiheitsfeindlichen Gesetzgebung krönen sollten. Am 15. Mai 1820 wurde unter dem Titel der Wiener Schlußakte ein Ergänzungsgesetz zu der Wiener Kongreßakte angenommen, welche in fünfundsechzig Abschnitten die Machtbefugnis und die Thätigkeit der Bundesversammlung regelte. Dieselbe stellte die Unterthanen den Fürsten gegenüber

geradezu als rechtlos hin. Der Artikel siebenundfünfzig bestimmte, daß, da der Bund aus souveränen Fürsten bestehe, alle Staatsgewalt in dem Oberhaupt des Staates vereinigt bleiben müsse. Nur in gewissen inneren Angelegenheiten sei eine Mitwirkung der Stände zulässig; in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Pflichten dürften die souveränen Fürsten durch keine landesständische Verfassung gehindert oder beschränkt werden.

Die deutschen Regierungen standen noch zu sehr unter dem Bann der Furcht vor der drohenden Revolution; nur so konnte es Metternich gelingen, die Annahme dieses Gesetzes durchzusetzen. Die meisten bereuten später ihre Bereitwilligkeit, als sie sich von dem Schreck erholt hatten. Doch sie hatten selbst das Joch zimmern helfen, mit dem sie in den Dienst der Zwangherrschaft Österreichs gespannt wurden.

Daß der König von Preußen, milden Herzens wie er war, den redlichen Willen gehabt, seinem Volke die verheißenen Rechte zu gewähren und mit allen Kräften an der Wohlfahrt des Landes zu arbeiten, ist zweifellos. Noch am 17. Januar 1820 unterzeichnete er ein von Hardenberg zum Abschluß gebrachtes Gesetz über Steuerreform und Staatsschulden mit der Bestimmung, daß künftig keine neue Anleihe ohne Zustimmung der Reichsstände gemacht werden sollte. Doch der Wankelmut seines Charakters, der schon früher für ihn und sein Volk so verhängnisvoll geworden war, verhinderte auch jetzt die Durchführung der gefaßten guten Vorsätze.

Der König stand ganz unter dem Einfluß Österreichs und Rußlands, deren Herrscher seine Bundesgenossen in schwerer Zeit gewesen, und mit denen er die heilige Alliance zur Erhaltung des Friedens geschlossen hatte. Dazu kam noch, daß in der Bewegung der akademischen Jugend, in den Verhandlungen der Kammern Süddeutschlands, wie in allen damaligen liberalen Bestrebungen viel Unklarheit und nichtiger oder unverständiger Phrasenschwall sich kundgab, die dem geradsinnigen Fürsten zuwider sein mußten. So gelang es den Förderern der Volksunterdrückung, den König für ihre Pläne willig zu machen. Die Verleihung einer reichsständischen Verfassung in Preußen unterblieb. Einen mageren Ersatz dafür gewährte der König seinem enttäuschten Volke im Jahre 1823 durch die Berufung von Provinzialständen, deren Wirkungs-

kreis jedoch so enge bemessen war, daß sie auf die Gestaltung der Staatsverhältnisse ganz ohne Einfluß blieben.

Metternich jubelte über den neuen Triumph seiner arglistigen Staatskunst. In den konstitutionellen Staaten Süddeutschlands aber schwand mit der Hoffnung, welche man auf Preußens Mitwirkung an dem gedeihlichen Ausbau Deutschlands noch gesetzt hatte, alle Sympathie für diesen deutschen Großstaat und bald auch jede Erinnerung an Preußens Verdienste um die Befreiung vom Joch der Franzosen.

In Preußen herrschte tiefe Entrüstung über diesen Gang der Dinge, durch welchen der Staat des großen Friedrich und das Volk der Freiheitskriege aus blasser Furcht vor der Revolution unter den Einfluß Österreichs und Rußlands gedrängt wurde. Selbst mancher der treuesten Anhänger des Königs konnte seinen Schmerz darüber nicht verhehlen. In einem Briefe, den ein dem Herzen des Königs nächststehender Vaterlandsfreund am 31. März 1831 schrieb, hieß es:

„Hätte die Nation von 1813 gewußt, daß nach eilf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles geopfert, solchen Resultates halber? Die Aufstellung jener Frage verpflichtet auf das heiligste, einem Volke von eilf Millionen den Platz zu erhalten, welchen es durch Aufopferungen erlangte, die weder früher gesehen worden, noch werden gesehen werden. Aber hieran will man nicht mehr denken." *)

Es war kein Geringerer als Prinz Wilhelm, der nachmalige erste Deutsche Kaiser, welcher diese, vom Geiste der Freiheitskriege durchglühten Worte schrieb, und den doch wohl niemand demagogischer Gelüste zeihen durfte.

Wie Prinz Wilhelm, so fühlten und dachten viele ehrenhafte preußische Staatswürdenträger. Wilhelm von Humboldt trat im Staatsrate mit dem Antrage hervor, Bernstoff, den Vertreter Preußens in den Wiener Beratungen unter Anklage zu stellen, weil er eingewilligt habe, preußische Unterthanen unter das auswärtige Gericht des Mainzer Untersuchungs-

---

*) Vergleiche: „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." von Heinrich von Sybel. Bd. I. S. 70.

ausschusses zu geben.*) Hervorragende Männer von freier, hoher Gesinnung, der Kriegsminister von Boyen, der Kanzler von Beyme, General Grolmann, Wilhelm von Humboldt, schieden aus ihren Stellungen und räumten den Führern der Reaktion das Feld. Dem Fürsten Hardenberg ersparte der Tod den freiwilligen Austritt aus seinem Amte.

Es kam für die preußische Regierung nun die Zeit der Kleinheit und Mittelmäßigkeit, wie sie Stein schon in den Tagen des Wiener Kongresses erkannt hatte. Das Volk schwieg und duldete in dumpfer Resignation aus Ehrfurcht und Pietät gegen den König, mit dem es die Erinnerung an gemeinsam verlebte schwere und große Zeiten trotzdem und alledem innig verband. Daß die Zustände noch erträglich blieben, dafür sorgte eine musterhafte innere Verwaltung des Landes, wodurch der Wohlstand des Volkes stetig wuchs. Einen Schimmer von Hoffnung auf bessere Tage gewährte die Gründung und Entwickelung des Zollvereins, der Preußen mit den Nachbarländern verband, und welcher eine allmähliche Verschmelzung der durch die Bundesgesetzgebung zersplitterten deutschen Völker anzubahnen geeignet erschien.

In den kleineren Staaten entwickelten sich die Dinge ähnlich wie in Preußen. Zwar ließen sich die Fürsten, welche ihren Völkern freiheitliche Verfassung verliehen, durch die Bundesgewalt zunächst nicht zwingen, diese wieder aufzuheben: ja König Wilhelm von Württemberg machte sogar den Versuch, durch den Zusammenschluß der konstitutionellen Klein- und Mittelstaaten eine Macht zu gründen, die sich gegen die drückende Bevormundung der beiden Großmächte auflehnen sollte. Allein es blieb bei dem Versuch. Der Gedanke der Gründung einer deutschen Trias, das heißt, einer dritten, rein deutschen Großmacht neben den Reichen gemischten Blutes, Österreich und Preußen, wurde durch Drohungen der Gegner mit Gewaltmitteln im Keime erstickt.

Andre freiheitliche Regungen, durch die Pariser Julirevolution von 1830 erweckt, so harmlos sie auch sein mochten, gaben den Großmächten

---

*) Unter anderen ward auch Ernst Moritz Arndt wegen „demagogischer Umtriebe" 1820 durch dieses Bundesgericht in Mainz verfolgt; obwohl weder für schuldig noch für unschuldig erklärt, blieb er doch seines Amtes enthoben. Turnvater Jahn wurde verhaftet und schmachtete lange Zeit im Kerker.

Anlaß, mit strengen Gewaltmaßregeln einzuschreiten. Das fröhliche Völkchen der Rheinpfalz veranstaltete 1832 am Jahrestage der bayrischen Verfassung zu Hambach ein Fest, bei dem freilich auch von Festrednern die kommende deutsche Einheit und Verbrüderung aller freien Völker gefeiert wurde.

Dieses Hambacher Volksfest bauschte man wie einst das Wartburgfest zu einer blutroten Revolution auf, und alsbald wurde eine Heeresmacht von 4000 Mann abgesandt, um den vermeintlichen Aufstand, bei dem freilich Blut, wenn auch nur Rebenblut, in Strömen geflossen, zu unterdrücken. Man fand die Bewohner der fröhlichen Pfalz im tiefsten Frieden, und es gab nichts zu unterdrücken als vielleicht das Lachen, das ob der albernen Revolutionsfurcht überall laut wurde. Nichtsdestoweniger erschien kurz darauf eine Reihe von Bundesgesetzen, welche nach dem Karlsbader Muster auf die Beschränkung der ständischen Rechte in den Einzelstaaten gerichtet waren, Volksversammlungen, dreifarbige Kokarden und Fahnen, sowie freiheitpreisende Lieder verboten.

Preußen schritt mit der Ausführung dieser Gesetze eifrig voran. Von neuem wütete die Demagogenhetze. Die Hochschulen wurden noch strengerer Aufsicht unterworfen. Studenten, welche nichts verbrochen, als daß sie das schwarz-rot-goldene Band als Bundeszeichen der Burschenschaft getragen, verfielen der Todesstrafe oder lebenslänglicher Kerkerhaft.

In Hannover hob 1837 der König Ernst August unter erdichteten Vorwänden, in Wahrheit nur, um freie persönliche Verfügung über das Staatsvermögen zu erhalten, die von seinem Vorgänger gegebene konstitutionelle Verfassung auf, entsetzte durch einen neuen Gewaltstreich die sieben Göttinger Professoren, die unter Dahlmanns Vorgang ihrem Verfassungseide treu zu bleiben erklärten, ihres Amtes und jagte drei derselben, unter ihnen die beiden Brüder Grimm, zum Lande hinaus. Die Bundesversammlung sprach laut Abstimmung ihren Segen über den schnöden Treubruch des Königs von Hannover; infolgedessen mußte sich das Volk der Tyrannei unterwerfen.

Die Zustände in den deutschen Landen wurden fast unerträglich. Kein deutscher Staat, kein deutscher Bürger war unter der Bundes-

verfassung mehr vor Vergewaltigungen aller Art geschützt. Ertrugen die Völker im allgemeinen den Druck auch scheinbar mit Ruhe, so wogte im geheimen doch die Erbitterung gewaltig. Ein wirklich revolutionärer Geist wuchs unter der schmachvollen Knechtschaft und strebte nach Befreiung von den drückenden Fesseln. Besonders richtete



König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

der Haß und Unwille sich gegen die unheilvolle Bundesverfassung. Immer glühender wurde das Verlangen nach einer freiheitlichen und nationalen Reichsgewalt, ohne welche das Gedeihen der Einzelstaaten unmöglich war.

Da kam das Jahr 1840. Das Jahrzehnt, welches im Staate der Hohenzollern mehrmals einen bedeutsamen Wendepunkt bezeichnet hatte,

brachte auch jetzt wieder einen Umschwung im politischen Leben, nicht nur Preußens, sondern auch des übrigen Deutschland, hervor. Am 7. Juni des genannten Jahres starb König Friedrich Wilhelm III. Der Bann, in welchem die ehrwürdige Gestalt des hochbetagten Herrschers die erregten Gemüter gehalten hatte, war gelöst. Voll frischer, freudiger Hoffnung schlugen die Preußenherzen dem neuen Könige Friedrich Wilhelm IV. entgegen, zuversichtlich erwartend, daß er die so lange unterdrückten Wünsche des Volkes erfüllen werde. In ganz Deutschland blickte man mit Spannung auf die Entwicklung der Dinge in Preußen.

Friedrich Wilhelm IV. berechtigte in seiner ganzen Persönlichkeit, wie sie sich bisher gezeigt, und durch die ersten Schritte seiner Regierungsthätigkeit auch zu den höchsten Erwartungen. Er, der Sohn der edlen, hochgesinnten Königin Luise, war durch großen Geistesreichtum, idealen Sinn, Liebe zu Kunst und Wissenschaft und glänzende Rednergabe ausgezeichnet. Seine Ansprachen an die Vertreter des Volkes bei den Huldigungsfeierlichkeiten in Königsberg und Berlin waren Meisterstücke der Redekunst, getragen vom Schwunge der Begeisterung und erfüllt von Ideen, die sowohl den freiheitlichen Forderungen der Zeit, als auch der Würde und dem Glanze des alten ruhmreichen Königtums Rechnung zu tragen schienen. Von Milde und königlicher Gnade zeugte der Erlaß einer allgemeinen Amnestie für die Opfer der Demagogenhetze. Auch die Gewährung größerer Preßfreiheit rief im Volke große Befriedigung hervor. So erschien der Monarch den Anhängern der liberalen Partei als ein König nach ihrem Herzen.

Doch die Täuschung und Enttäuschung sollte bald folgen. Geblendet von den lichtvoll hervortretenden Vorzügen des neuen Herrschers hatte man die Schattenseiten seines Charakters übersehen. Gefühlsweich und leicht erregbar war er mit glühendem Eifer an die Erfüllung seiner königlichen Pflichten herangetreten. In seinen Handlungen wurde er mehr von der Wärme des Herzens als von der Klarheit des praktischen Verstandes geleitet. Es fehlte ihm die Kraft, die Festigkeit des Willens, gewonnene Überzeugungen in Thaten umzusetzen. Er hatte zu viel Nerven, zu wenig Muskeln, wie ein alter Reiteroberst treffend über ihn urteilte. Sein romantischer Sinn wurzelte tief in alten, über-

lebten Ideen. Wie sein Vater, so hielt auch er an der Überzeugung fest, daß Preußen nur Hand in Hand mit Österreich segensreiche Bahnen wandeln könne. Von der Weihe seines Königtums hatte er den Begriff, daß dieselbe die Kraft göttlicher Inspiration verleihe. „Es giebt Dinge," sagte er einmal zu Bunsen, „die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und nun erst als König erfahren habe." Dennoch vermochte der König die unerläßlichen Forderungen der Zeit nicht zu erkennen. Diesen stand er als der Sohn einer vergangenen Zeit, der Bürger einer andern Welt, der Redner einer fremden Sprache gegenüber.

Das Verlangen seines Volks nach einer landesständischen Verfassung, wie sie vor fünfundzwanzig Jahren verheißen worden, stürmte auf ihn ein. Er konnte sich aber nicht entschließen, dieselbe zu gewähren, weil er durch dieselbe sich in seinem souveränen Herrschertum beeinträchtigt glaubte. Er meinte seiner Pflicht zu genügen, wenn er den Provinzialständen, die bisher nur nach königlichem Belieben einberufen wurden, die erweiterten Rechte fester, zweijähriger Wiederkehr und der Veröffentlichung ihrer Verhandlungsberichte durch den Druck einräumte. Die Verhältnisse indes zwangen ihn, bald weitere Schritte auf diesem Wege zu thun.

Die Entwicklung des Eisenbahnwesens machte eine größere Staatsanleihe notwendig; nach dem Hardenbergschen Gesetz vom 17. Januar 1820 aber war eine solche von der Zustimmung der Reichsstände abhängig. Bei seiner Abneigung gegen eine derartige Volksvertretung glaubte der König einen Ausweg darin zu finden, daß er Ausschüsse aller Provinzialstände nach Berlin berief, um von dieser Landesvertretung die Genehmigung der Anleihe zu erhalten. Doch der Versuch mißlang. Die Ausschüsse traten 1842 in Berlin zusammen, erkannten auch die Notwendigkeit der geplanten Eisenbahnbauten, verneinten aber die Befugnis, ihre Zustimmung zu der Anleihe zu geben, weil zu einer solchen nur die Reichsstände berechtigt seien.

Der König sann auf neue Wege, die Berufung von Reichsständen zu umgehen, und faßte den Plan, sämtliche Provinzialvertretungen als Reichsstände unter dem Titel eines Vereinigten Landtages behufs Be-

willigung der Anleihe zusammenzuberufen. Ehe dieser Plan aber zur Ausführung kam, nahm der König Gelegenheit, auf einer gemeinsamen Rheinfahrt die Sache mit dem Fürsten Metternich zu beraten. Friedrich Wilhelm entwickelte seinen Plan und beteuerte, daß er Reichsstände schlechterdings nicht wolle und von einer parlamentarischen Verfassung in seinem Lande nie die Rede sein könne.

Der schlaue Diplomat Metternich aber erwiderte dem verlegenen Könige, seine Überzeugung sei, daß die einberufenen Provinzialabgeordneten als Reichsstände auseinandergehen würden. Trotz dieser Bedenken Metternichs blieb der König bei seinem Entschluß; nach gründlicher Vorberatung erschien am 3. Februar 1847 ein königlicher Erlaß, welcher den Vereinigten Landtag, aus einer Kurie der Fürsten und Standesherren, der sogenannten Herrenkurie, und einer Kurie der Ritter, Bürger und Bauern, der „Ständekurie", bestehend, auf den 11. April einberief.

Durch diesen entscheidenden Schritt des Königs trat klar zu Tage, daß auch er die verheißenen Freiheitsrechte dem Volke vorzuenthalten fest entschlossen sei. Die Erregung stieg zu bedenklicher Höhe. In der Presse und in Volksversammlungen forderte man dringend die uneingeschränkte endliche Erfüllung dessen, was Gesetz und königliche Worte verheißen hatten. Die Bewegung im preußischen Volke brach jetzt um so gewaltiger hervor, je länger sie durch die Verhältnisse unterdrückt worden war. Die Führer der Widerspruchsparteien traten mit der liberalen und radikalen Opposition in den anderen deutschen Staaten zu gemeinsamem Handeln in engere Beziehungen.

Bald war das Netz einer revolutionären Agitation über alle deutschen Gaue verbreitet, an dem tausend Kräfte unter Leitung von eifrigen und geschickten Werkmeistern mit unheimlicher Emsigkeit spannen, so die Badenser unter Hecker, Itzstein, Welcker, Bassermann, die Darmstädter unter Heinrich von Gagern, die Kurhessen unter Hildebrand, die Sachsen unter dem Leipziger Robert Blum, die Schlesier unter dem Grafen Reichenbach, die Preußen unter Johann Jakoby, andre unter andern Führern von geringerem Rufe.

Die Heißsporne der deutschen Bewegung verschmähten es nicht, auch mit den unzufriedenen Elementen im Auslande Verbindungen an=

zuknüpfen und zu unterhalten. Vergewaltigungen, die fremde Fürsten an ihren Völkern begingen, kamen der deutschen Bewegung zu gute, so besonders der schnöde Rechtsbruch des Königs von Dänemark, der durch seinen berüchtigten „offenen Brief“ vom Jahre 1846 die Einverleibung Schleswigs in den eigentlichen dänischen Staat angekündigt hatte und somit die uralte staatsrechtliche Verbindung der stammverwandten Elbherzogtümer zu zerreißen drohte. In Frankreich arbeitete eine republikanische Partei an dem Sturz des Königs Louis Philippe; in Österreich trachtete man danach, das verhaßte Joch Metternichs endlich abzuschütteln; auch in andern europäischen Ländern fehlte es an Mißständen und unzufriedenen Elementen nicht. Hand in Hand mit der Bewegung in der Verfassungsfrage ging die Agitation der neu aufgetauchten Sozialdemokratie zur Befreiung des vierten Standes, der Arbeiter.

So wühlten und wallten die Wogen einer wilderregten Zeit, als in Preußens Hauptstadt am oben genannten Tage der Vereinigte Landtag zusammentrat. Welch ein Glück hätte es für Preußen, für ganz Deutschland werden können, wenn sich der König zu einem vollen Entschluß hätte aufraffen können, um eine friedliche Lösung der dringenden Zeitfragen mit den Vertretern seines Volkes herbeizuführen!

Hätte es der Herrscher über sich vermocht, die Gesetze von 1815 und 1820 rückhaltslos in Kraft treten zu lassen, und so eine wirkliche, würdige Volksvertretung zu gemeinsamer Arbeit um seinen Thron zu versammeln, es hätte ein solcher Bund mit den tüchtigsten und einflußreichsten Männern seines Volkes einen Damm geschaffen, gegen den die schwellenden Fluten der gärenden Zeit machtlos angestürmt wären. Welch ein Segen hätte dem ganzen deutschen Volke daraus erwachsen können, das mit sehnenden Blicken auf Preußen wie auf einen Erlöser aus der Schmach und Knechtschaft sah und von ihm die Wiedergeburt des unseligen Deutschen Bundes zu dem erstrebten einigen, freien deutschen Reiche erhoffte!

Allein das Verhängnis brach unaufhaltsam herein; der König Friedrich Wilhelm IV. konnte sich zu der rettenden That nicht entschließen. Im prächtigsten Glanze des alten Königtums von Gottes Gnaden wurde der Landtag eröffnet und in schwungvoller Thronrede

der Wille des unumschränkten Herrschers den Volksvertretern kundgegeben.

„Keiner Macht der Erde,“ rief der König, „soll es gelingen, mich zu bewegen, das natürliche Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu verwandeln, und nun und nimmermehr werde ich zugeben, daß sich zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land ein geschriebenes Blatt eindrängt, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und die alte heilige Treue zu ersetzen!“

Nachdem der König dann von dem finsteren Geiste des Verderbens, der in einem Teile der Presse herrsche, und von den argen Früchten des argen Baumes, die unter der Gestalt der Verstimmung, des Mißtrauens und schmählicher Einschüchterung seitens der Widerspruchsparteien sich zeigten, gesprochen hatte, gab er den Ständen die Erklärung, daß sie deutsche Stände seien im althergebrachten Wortsinne, vor allem also Vertreter und Wahrer der eigenen Rechte, der Rechte der Stände, deren Vertrauen sie entsendet, sodann auch der Rechte, die ihnen die Krone zuerkannt habe, nämlich den von dieser geforderten Rat zu erteilen, Bitten und Beschwerden an den Thron zu bringen. Keineswegs aber sei es ihr Beruf, Meinungen zu repräsentieren, Zeit- und Schulmeinungen zur Geltung zu bringen. Denn die Krone solle nach dem Gesetze Gottes und des Landes und nach freier Bestimmung herrschen, könne und dürfe aber nicht nach dem Willen von Majoritäten regieren. Nachdem ferner der königliche Redner, der in letzterer Zeit auf kirchlichem Gebiete hervorgetretenen freigeistigen Bestrebungen gedacht, legte er mit erhobener Rechten das feierliche Gelübde ab: „Ich und mein Haus wir wollen dem Herrn dienen!“

„Wohlan denn,“ so schloß die Thronrede, „durchlauchtige, edle Fürsten, Grafen und Herren, liebe und getreue Stände von Ritterschaft, Städten und Landgemeinden! Gehen Sie mit Gott an Ihre Arbeit. Sie werden sich, des bin ich in Hoffnung gewiß, durch diese ganze wichtige Zeit unseres Beisammenseins, während ganz Europa auf Sie blickt, als echte Preußen zeigen und künftig durch alle Abstufungen unserer ständischen Versammlungen immerdar als echte Preußen bewähren. Dann bleibt auch, glauben Sie mir's, das eine, was not thut, nicht

aus, nämlich: Gottes Segen, an dem alles gelegen. Er wird sich aus unserer Einmütigkeit in einem breiten Strom auf dieses und die kommenden Geschlechter und, ich hoffe es, auf das ganze herrliche deutsche Vaterland ergießen, in einem Strome, an dem sich's gut und sicher wohnen läßt, wie an den wohlverwahrten Ufern der segenspendenden großen Wasser dieser Erde. Und nun noch einmal aus der Fülle meines Herzens: Willkommen!"

Der Strom der Zeit war zu sehr erregt, als daß sich seine Fluten durch schönklingende, schwunghafte Worte besänftigen ließen. Nur eine wahrhaft königliche That, Handeln nach richtiger Erkenntnis der Wünsche und Forderungen der erregten Volkselemente hätte sie in ruhige Bahnen lenken können. Dennoch verfehlte die Thronrede ihre Wirkung nicht, im Volke sowohl wie in den Reihen der Landtagsabgeordneten.

Hier fand sich eine Schar tapferer Verteidiger der königlichen Meinung und der zu beratenden Regierungsvorlagen. Doch die Führer der Opposition ließen sich nicht irre machen, und unter ihnen waren Männer von hohem Ansehen, festem Mute und schneidiger Redekraft, so der pommersche Graf Schwerin, die Preußen Alfred von Auerswald und von Saucken-Tarputschen, der westfälische Freiherr Georg von Vincke, die Rheinländer Ludolf Camphausen, Beckerath, Hansemann, denen selbst Metternich bald das Zeugnis überraschender Tüchtigkeit und Gewandtheit geben mußte, der sich die Vertreter und Verteidiger der Krone nicht gewachsen zeigten.

---

der Wille des unumschränkten Herrschers den Volksvertretern kundgegeben.

„Keiner Macht der Erde," rief der König, „soll es gelingen, mich zu bewegen, das natürliche Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu verwandeln, und nun und nimmermehr werde ich zugeben, daß sich zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land ein geschriebenes Blatt eindrängt, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und die alte heilige Treue zu ersetzen!"

Nachdem der König dann von dem finsteren Geiste des Verderbens, der in einem Teile der Presse herrsche, und von den argen Früchten des argen Baumes, die unter der Gestalt der Verstimmung, des Mißtrauens und schmählicher Einschüchterung seitens der Widerspruchsparteien sich zeigten, gesprochen hatte, gab er den Ständen die Erklärung, daß sie deutsche Stände seien im althergebrachten Wortsinne, vor allem also Vertreter und Wahrer der eigenen Rechte, der Rechte der Stände, deren Vertrauen sie entsendet, sodann auch der Rechte, die ihnen die Krone zuerkannt habe, nämlich den von dieser geforderten Rat zu erteilen, Bitten und Beschwerden an den Thron zu bringen. Keineswegs aber sei es ihr Beruf, Meinungen zu repräsentieren, Zeit- und Schulmeinungen zur Geltung zu bringen. Denn die Krone solle nach dem Gesetze Gottes und des Landes und nach freier Bestimmung herrschen, könne und dürfe aber nicht nach dem Willen von Majoritäten regieren. Nachdem ferner der königliche Redner, der in letzterer Zeit auf kirchlichem Gebiete hervorgetretenen freigeistigen Bestrebungen gedacht, legte er mit erhobener Rechten das feierliche Gelübde ab: „Ich und mein Haus wir wollen dem Herrn dienen!"

„Wohlan denn," so schloß die Thronrede, „durchlauchtige, edle Fürsten, Grafen und Herren, liebe und getreue Stände von Ritterschaft, Städten und Landgemeinden! Gehen Sie mit Gott an Ihre Arbeit. Sie werden sich, des bin ich in Hoffnung gewiß, durch diese ganze wichtige Zeit unseres Beisammenseins, während ganz Europa auf Sie blickt, als echte Preußen zeigen und künftig durch alle Abstufungen unserer ständischen Versammlungen immerdar als echte Preußen bewähren. Dann bleibt auch, glauben Sie mir's, das eine, was not thut, nicht

aus, nämlich: Gottes Segen, an dem alles gelegen. Er wird sich aus unserer Einmütigkeit in einem breiten Strom auf dieses und die kommenden Geschlechter und, ich hoffe es, auf das ganze herrliche deutsche Vaterland ergießen, in einem Strome, an dem sich's gut und sicher wohnen läßt, wie an den wohlverwahrten Ufern der segenspendenden großen Wasser dieser Erde. Und nun noch einmal aus der Fülle meines Herzens: Willkommen!"

Der Strom der Zeit war zu sehr erregt, als daß sich seine Fluten durch schönklingende, schwunghafte Worte besänftigen ließen. Nur eine wahrhaft königliche That, Handeln nach richtiger Erkenntnis der Wünsche und Forderungen der erregten Volkselemente hätte sie in ruhige Bahnen lenken können. Dennoch verfehlte die Thronrede ihre Wirkung nicht, im Volke sowohl wie in den Reihen der Landtagsabgeordneten.

Hier fand sich eine Schar tapferer Verteidiger der königlichen Meinung und der zu beratenden Regierungsvorlagen. Doch die Führer der Opposition ließen sich nicht irre machen, und unter ihnen waren Männer von hohem Ansehen, festem Mute und schneidiger Redekraft, so der pommersche Graf Schwerin, die Preußen Alfred von Auerswald und von Saucken-Tarputschen, der westfälische Freiherr Georg von Vincke, die Rheinländer Ludolf Camphausen, Beckerath, Hansemann, denen selbst Metternich bald das Zeugnis überraschender Tüchtigkeit und Gewandtheit geben mußte, der sich die Vertreter und Verteidiger der Krone nicht gewachsen zeigten.



VIII.

Deutsche Frühlingsstürme.

> „Und wieder schwankt die ernste Wage,
> Der alte Kampf belebt sich neu;
> Jetzt kommen erst die rechten Tage,
> Wo Korn sich sondern wird von Spreu,
> Wo man den Falschen von dem Treuen
> Gehörig unterscheiden kann,
> Den Unerschrocknen von dem Scheuen,
> Den halben von dem ganzen Mann."
>
> Ludwig Uhland.

In der Reihe der Verteidiger des unbeschränkten Königtums stand Otto von Bismarck-Schönhausen, welcher als Ersatzmann des erkrankten Abgeordneten von Brauchitsch die Ritterschaft des Kreises Jerichow vertrat. Es kann wohl kaum Wunder nehmen, unsern Helden hier an dieser Stelle zu finden. Mochte immerhin ein Hauch freiheitlicher Gesinnung von seiner Mutter her seinen Geist durchwehen, in seinen Adern rollte doch das Blut des alten kernfesten, fürstentreuen Bismarckgeschlechtes. Die Geschichte seines Stammes, seine eigene Entwicklung mußte ihm den Weg zu den Stufen des Thrones weisen. War ihm schon als Jüngling die oft verschwommene, phrasenhafte Art des Burschenschaftswesens zuwider gewesen, so stieß ihn das Treiben der damaligen Vertreter der liberalen Bewegung, ihre Unklarheit, ihr Liebäugeln mit dem Fremdentum und ihre vielfach maßlosen Forderungen, in hohem Grade ab. Seine politischen Anschauungen wurzelten im

alten Preußenstaate, dessen Herrscher durch hohe, echt königliche Worte sein Herz wiederholt tief ergriffen hatte. So vermochte er nicht, obwohl er in der Zeitströmung manches Berechtigte sah, sich derselben anzuschließen. Er kämpfte mannhaft für Preußens unumschränkte Krone, wenn er sich auch sagen mußte, daß auf diesem Posten an der Seite feudaler, in altverrotteten politischen Anschauungen, in überlebten Standesvorurteilen befangener Junker bei der allgemeinen Stimmung des Volkes der Beifall der Menge nicht zu erwerben war; er folgte seiner inneren Überzeugung. Von dem Beginn seiner politischen Laufbahn gilt Schillers Wort:

„Der beff're Mensch tritt in die Welt
Mit gläubigem Vertrauen.
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen,
Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.“

So scharte er sich zu dem Banner, auf dem er die Wahrheit geschrieben meinte.

„Kannst du nimmer siegen,
Zeugen darfst du frei
Durch ein stolz' Erliegen
Für dein Feldgeschrei.“

Hohles Phrasentum, welches sich in den Reden der damaligen Freiheitshelden so vielfach kundgab, forderte Otto von Bismarck in die Schranken des Meinungskampfes, der zwischen den Parteien des Vereinigten Landtages alsbald losbrach. Die gewandten Redner der Liberalen verstanden, durch gut gewählte Schlagwörter und schwungvolle Vortragsweise die Gesinnungsgenossen fortzureißen, oft auch die Gegner zu verblüffen und in die Enge zu treiben. Des Beifalls waren sie sicher, wenn sie auf die große Zeit der Freiheitskriege hinwiesen und die darauf folgende schmachvolle Reaktion damit in Vergleich zogen. Dabei wurde aber mehrfach die Volkserhebung von 1813 so dargestellt, als ob dieselbe einzig aus dem Grunde erfolgt wäre, um eine freie Verfassung zu erlangen. Diese Auslegung erschien dem geschichtskundigen Bismarck als eine Entstellung der Wahrheit, und sein Gefühl bäumte sich mächtig dagegen auf.

In der Sitzung der Ständekurie vom 17. Mai sprach der Abgeordnete Saucken-Tarputschen in wortreicher, begeisterter Rede jene Ansicht wiederum aus, nachdem zuvor Beckerath eine ähnliche Meinung vertreten hatte. Nicht aus Haß gegen die Franzosen, sondern aus ganz anderen Gründen wäre der Sturm von 1813 losgebrochen, führte der Redner aus. Denn ein edles, gebildetes Volk wie das preußische kenne keinen Nationalhaß. Es sei vielmehr nur die Wirkung der freiheitlichen Gesetzgebung unter Steins und Hardenbergs Führung gewesen, welche das Preußenvolk zum Kampfe begeistert habe.

Kaum hatte der Redner unter lautem Beifall die Tribüne verlassen, so betrat Bismarck-Schönhausen dieselbe, um zum erstenmal in der Versammlung das Wort zu ergreifen. Hochaufgerichtet stand er da, eine Gestalt von mächtigem Bau, das dichte Haar kurz geschnitten, das in gesunder Röte glänzende Antlitz von einem Vollbart eingerahmt, feurigen Auges auf die Reihen zu seinen Füßen blickend. Dann begann er schlicht und natürlich, mitunter stockend, mit einem scharfen, zuweilen schneidenden Klang in der Stimme, also:

„Es wird mir schwer, nach einer Rede, die von so edler Begeisterung diktiert war, das Wort zu ergreifen, um eine einfache Berichtung anzubringen. — Auf weitere Teile der Rede einzugehen, halte ich erst dann an der Zeit, wenn von politischen Fragen die Rede sein wird; für jetzt fühle ich mich nur gedrungen, dem zu widersprechen, was von der Tribüne sowohl, als außerhalb dieses Saales so oft ausgesprochen worden ist, als von Ansprüchen auf die Verfassung die Rede war, als ob die Bewegung des Volkes von 1813 anderen Gründen zugeschrieben werden mußte, und es eines anderen Motives bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserm Lande geboten“ —

Hier unterbrach den Redner lautes Murren.

„Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen — (Wiederholtes Murren), wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, welche die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle übertäubt werden zu lassen.“

Der Lärm, welcher durch diese Worte hervorgerufen wurde, war an einigen Stellen so stark, daß der Redner nicht weiterzusprechen vermochte. Doch derselbe ließ sich dadurch nicht außer Fassung bringen. Er zeigte eine Ruhe und Gleichmütigkeit, die einem in Redekämpfen geübten und erfahrenen Politiker Ehre gemacht hätte. Als einmal der Sturm minutenlang fortdauerte, zog er ganz gelassen ein Blatt der Spenerschen Zeitung hervor und begann darin, in bequemer Stellung lehnend, zu lesen, bis der Marschall die Ordnung des Hauses wiederhergestellt hatte. Als Bismarck unter betäubendem Lärm seine Jungfernrede beendet hatte und die Tribüne verließ, meldete sich wohl ein Dutzend Redner zugleich zum Wort.

Es ist bezeichnend für die Stimmung der liberalen Mehrheit jener Versammlung, daß die Darlegung einer Ansicht, welche mindestens doch ein Recht hatte gehört und beachtet zu werden, die zudem für niemand etwas Beleidigendes enthielt, eine solche Erregung herbeiführen konnte. Am heftigsten entrüstet zeigten sich die alten Freiheitskämpfer, welche 1813 freiwillig mit ins Feld gezogen waren und nun die Beweggründe, die sie meinten, damals gehabt zu haben oder vielleicht auch wirklich gehabt hatten, jedem Krieger des begeisterten Heeres zumuteten. In gewaltigen Reden fuhren sie auf den jungen Vertreter der sächsischen Ritterschaft ein, dem sie kurzweg jede Befugnis, in dieser Sache mitreden zu können, absprachen, da er in jener großen Zeit noch nicht gelebt habe.

Stürmischer Beifall der Liberalen begleitete die Reden, in welchen jene Herren ihrer Empörung Luft machten und ihren Gegner derart abzuführen meinten, daß ihm alle Lust vergehen sollte, noch einmal den Kampf mit ihnen aufzunehmen. Otto von Bismarck aber ließ sich durch niemand schrecken, wenn es galt die Waffe, auch die des Geistes, zu führen. Er meldete sich sogleich wieder zum Worte. Als er die Rednerbühne zum zweitenmal bestieg, empfing ihn ein solcher Sturm des Unwillens, daß der Marschall sein ganzes Ansehen aufwenden mußte, ihm Gehör zu verschaffen.

Die Kampfesweise der Gegner hatte das Blut des Redners in Wallung gebracht; die Erregung beflügelte seine Zunge, so daß er jetzt

ohne Stocken sprach. Dabei wußte er sich trefflich zu bemeistern; in seiner Stimme war nichts von seiner inneren Erregung zu merken; kalt und schneidend klangen die Worte von seinen Lippen.

„Ich kann es allerdings nicht in Abrede stellen," sagte er, „daß ich zu jener Zeit noch nicht gelebt habe, und es thut mir stets aufrichtig leid, daß es mir nicht vergönnt gewesen ist, an jener Erhebung teilzunehmen. Mein Bedauern darüber wird freilich vermindert durch die Aufklärung, die ich soeben über die damalige Bewegung empfangen habe. Ich habe immer geglaubt, daß die Knechtschaft, gegen die damals gekämpft wurde, im Auslande gelegen habe; soeben bin ich belehrt worden, daß sie im Inlande gelegen hat. Ich bin gar nicht dankbar für diese Aufklärung."

Durch das Zischen, welches dieser Erklärung folgte, drangen jetzt einige Stimmen des Beifalls. So endete Bismarcks erster politischer Waffengang. Seine Gegner hatten erfahren, daß er die Klinge des Wortes scharf und schneidig zu führen verstehe, und ihre ganze Erbitterung richtete sich gegen ihn, den neu aufgetauchten Kämpen der konservativ-monarchischen Partei. Den Angriffen im Landtagssaale folgte eine förmliche Hetze in der Presse, die damals ausnahmslos in den Händen der Liberalen war. Sie stellte den mannhaften Verteidiger des unumschränkten Herrschertums seines Königs als einen tief in den Anschauungen des finstersten Mittelalters befangenen „scheußlichen Junker" hin und malte ihn einesteils als Schreckensgestalt, andernteils als lächerlichen Popanz. So stand sein Bild lange vor den Augen des Volkes, da eine Widerlegung der durch die Presse verbreiteten Meinungen unmöglich war. Von der Art, wie diese Presse damals mit den Männern umging, die ihr Mißfallen erregt hatten, hier ein Beispiel.

Wie mit Otto von Bismarck, so verfuhr man auch mit anderen Vertretern des konservativen Elements im Landtage, besonders scharf nahm man die Wortführer der Partei, von Manteuffel und von Thadden-Triglaff, aufs Korn. Einmal wurden in einer Gesellschaft zwei Männer vorgestellt, und, wie gewöhnlich, verstanden sie die Namen gegenseitig nicht. Der ältere Herr sprach in geistvoller und ganz

eigentümlich anziehender Weise über die Verhältnisse Ungarns, die er aus eigner Anschauung eingehend kennen gelernt hatte, und zeigte sich so als ein wohlunterrichteter und denkender Kavalier, der die Formen der besten Gesellschaft meisterhaft beherrschte. Als der andere später erfuhr, mit wem er gesprochen, wollte er es lange nicht glauben, daß dieser geistvolle, sympathische Mann Herr von Thadden-Triglaff sei, so fest wurzelte in seinen Vorstellungen das lächerliche Zerrbild, das die Presse von demselben im Volke verbreitet hatte.

Otto von Bismarck mußte wie seine älteren Kampfgenossen die Hagelschauer der Zeitungsschmähungen über sich ergehen lassen. Er machte es, wie der wackre Schwabe in Uhlands Gedicht den angreifenden Türken gegenüber, ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken und ging seines Weges Schritt vor Schritt. Wenn die Feinde ihm einmal vor die Klinge kamen, dann versetzte er ihnen seinen wuchtigen Streich.

Mehrmals bot sich Bismarck noch Gelegenheit, in den Verhandlungen der Ständekurie das Wort zu ergreifen. In der Sitzung vom 1. Juni entbrannte ein Redekampf über die monarchische Grundlage des preußischen Staatswesens. Die liberalen Wortführer wiesen in ihren Ausführungen vielfach auf die Muster konstitutioneller Verfassung in Belgien und England hin, wobei die mehrhundertjährige ruhmvolle Geschichte des Hohenzollernstaates nicht nur keinerlei Würdigung, sondern geradezu eine schnöde Behandlung erfuhr. Das empörte Bismarcks stark ausgeprägtes Nationalgefühl, und er trat sogleich in die Schranken, um eine Lanze für die Ehre seines Vaterlandes einzulegen. Er sagte unter anderm:

„Es ist eine Parallele gezogen worden zwischen der Art, wie das englische Volk 1688 nach der Vertreibung Jakobs II. seine Rechte zu wahren gewußt, und der Art, wie das preußische Volk seine Rechte jetzt zur Anerkennung bringen könne. Parallelen mit dem Auslande haben immer etwas Mißliches. Es ist uns hier schon Rußland als Muster der religiösen Duldung aufgestellt, es sind uns die französischen und dänischen Finanzen als Vorbilder einer geordneten Verwaltung empfohlen worden. Um zurückzukommen auf das Jahr 1688 und auf England, so muß ich die hohe Versammlung und namentlich einen

geehrten Abgeordneten der schlesischen Landgemeinden um Nachsicht bitten, wenn ich hier über ein Faktum spreche, das ich nicht selbst erlebt habe. Damals befand sich das englische Volk in einer anderen Lage als heutzutage das preußische; es war durch ein Jahrhundert von Revolution und Bürgerkrieg in die Lage gekommen, eine Krone vergeben zu können und Bedingungen daran zu knüpfen, die Wilhelm von Oranien annahm. Dagegen waren die preußischen Monarchen nicht von des Volkes, sondern von Gottes Gnaden im Besitze einer faktisch unbeschränkten Krone, von deren Rechten sie freiwillig einen Teil dem Volke verliehen haben, ein Beispiel, welches in der Geschichte selten ist."

Zum drittenmal trat Otto von Bismarck für seine politische Ueberzeugung in der Sitzung am 15. Juni ein. Es stand die Zulassung der Juden zu obrigkeitlichen Ämtern im christlichen Staate zur Beratung. Die Liberalen verfochten ihre Ansichten wie stets in zündenden Reden. Der Abgeordnete Camphausen bezeichnete den christlichen Staat als eine „müßige Fiktion", als eine „Erfindung der neueren Staatsphilosophie". Und sein Genosse Beckerath stellte die Anschauung der Gegner als einer finstern Vergangenheit angehörig hin. Dem trat Bismarck entgegen:

„Ich muß öffentlich bekennen," sagte er unter anderm, „daß ich einer Richtung angehöre, die der geehrte Abgeordnete für Crefeld als finster und mittelalterlich bezeichnete, derjenigen Richtung, welche es nochmals wagt, der freieren Entwickelung des Christentums, wie sie der Abgeordnete für Crefeld für die einzig wahre hält, entgegenzutreten. Ich kann ferner nicht leugnen, daß ich jenem großen Haufen angehöre, welcher, wie der geehrte Abgeordnete aus Posen (Naumann) bemerkte, dem intelligenteren Teil der Nation gegenübersteht und diesem intelligenteren Teile in — wenn mein Gedächtnis nicht täuscht — ziemlich geringschätzender Art entgegengesetzt wurde, dem großen Haufen, welcher noch an Vorurteilen klebt, die er mit der Muttermilch eingesogen hat, dem Haufen, welchem ein Christentum, das über dem Staate steht, zu hoch ist. —

„Ich gehe zur Sache selbst über. — Ich bin kein Feind der Juden, und wenn sie meine Feinde sein sollten, so vergebe ich ihnen. Ich liebe sie sogar unter Umständen. Ich gönne ihnen auch alle Rechte,

nur nicht das, in einem christlichen Staat ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden. — Wir haben gestern gehört, daß der christliche Staat eine müßige Fiktion, eine Erfindung neuerer Staatsphilosophen sei. Ich bin der Meinung, daß der christliche Staat so alt ist, wie das ci-devant Heilige römische Reich, so alt, wie sämtliche europäische Staaten, daß er gerade der Boden sei, in welchem diese Staaten Wurzel geschlagen haben, und daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung nur nachweisen will, sobald sie bestritten wird, auf religiöser Grundlage sich befinden muß. Für mich sind die Worte: ‚Von Gottes Gnaden‘, die christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntnis, daß die Fürsten das Zepter, das ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. Als Gottes Willen kann ich nur erkennen, was in dem christlichen Evangelium offenbart ist, und ich glaube in meinem Rechte zu sein, wenn ich solchen Staat einen christlichen nenne, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Lehre des Christentums zu verwirklichen. — Wenn indes die Lösung auch nicht immer gelingt, so glaube ich doch, die Realisierung der christlichen Lehre sei der Zweck des Staates. Daß wir aber mit Hilfe der Juden diesem Zwecke näher kommen sollten als bisher, kann ich nicht glauben.“

Darauf wies er in derselben Rede die Vergleichung der preußischen Zustände mit denjenigen anderer Staaten zurück, die abermals von einigen Abgeordneten aufgetischt worden war. Er sagte:

„Ferner haben mehrere Redner wieder, wie in fast allen Fragen, auf das nachahmungswerte Beispiel von England und Frankreich verwiesen. Diese Frage hat dort weniger Wichtigkeit, weil die Juden nicht so zahlreich sind wie hier. Ich möchte aber den Herren, die so gern ihre Ideale jenseit der Vogesen suchen, eins zur Richtschnur empfehlen, was den Engländer und den Franzosen auszeichnet. Das ist das stolze Gefühl der Nationalehre, welches sich nicht so leicht und so häufig dazu hergiebt, nachahmungswerte und bewunderte Vorbilder im Auslande zu suchen, wie es hier geschieht.“

Daß auch diese Rede Bismarcks heftig angefochten wurde, ist erklärlich. Seine Gegner ließen sich keine Gelegenheit entgehen, die

Phrase von den mittelalterlichen Anschauungen, die er mit der Muttermilch eingesogen habe, immer zu wiederholen, oft mit beißendem Spotte. Der Angegriffene wehrte sich mit gleicher Waffe, die er vortrefflich zu führen verstand. Einen der Herren, den Abgeordneten Krause, führte er einmal der Versammlung zum allgemeinen Ergötzen unter dem Bilde eines Reiters auf wunderbarem Fabelrosse vor Augen, indem er sagte: „Der verehrte Redner ist zum drittenmale auf dem etwas müde gerittenen Pferde auf mich eingesprengt, welches vorn Mittelalter und hinten Muttermilch heißt."

Am 26. Juni 1847 wurden die Verhandlungen des ersten Vereinigten Landtages geschlossen. Der Verlauf derselben erwies sich als ein Fehlschlag der Königlichen Regierung. Die Erregung im ganzen Lande wuchs; sie wurde durch die öffentlichen Reden der liberalen Stimmführer in alle Häuser getragen. Der König hatte sich seinem Volke gegenüber den Schein absolutistischer Unverbesserlichkeit gegeben und nährte dadurch den Geist der Unzufriedenheit in hohem Maße. In den übrigen deutschen Staaten wurden die Hoffnungen, welche man auf Preußen gesetzt hatte, vernichtet. Die Zeitungen übergossen den preußischen König und seine Regierung mit einer Flut von Schmähungen. So erlitt der Glanz der Krone Friedrich Wilhelms IV. im eigenen Volke und das Ansehen des ruhmreichen Hohenzollernstaates in ganz Deutschland eine gleich schwere Schädigung.

Otto von Bismarck kehrte mit tiefem Weh im Herzen in die Heimat zurück. Ein gut Teil der Ideale, welche er bei seinem Eintritt in den Vereinigten Landtag in sich getragen, war ihm dahingeschwunden. Wie anders war das Bild seines preußischen Vaterlandes, das ihm vordem vor Augen gestanden, als das, welches er jetzt gewonnen hatte! Das Auftreten der Verfechter der Volksrechte und Volksfreiheit hatte ihm den Rest der Sympathie, den er noch für die zeitgemäße Bewegung im Herzen gehegt hatte, gründlich verleidet. Er sah es klar vor Augen, daß das Königtum von schweren Gefahren bedroht war. Umsomehr hielt er es für seine Pflicht, fortan mit all seiner Kraft und mit der Hingebung altpreußischer Treue für Thron und Herrscherhaus einzustehen und die unerschütterlichen Grundlagen des christlichen Staates

gegen den Anprall der revolutionären Flut als ein wachsamer und mutiger Deichhauptmann schützen zu helfen.

Schneller als er es geglaubt, rief ihn die Gefahr auf seinen Posten zurück. Während er des stillen Glückes seines einen Monat nach seiner Heimkehr aus Berlin geschlossenen Ehebundes sich freute, brach das gefürchtete Verhängnis über das Königshaus und das Vaterland herein.

Das sturmbewegte Jahr 1848 war angebrochen. Bald nach Beginn desselben, am 24. Februar, verjagte das allzeit unruhige Volk der Franzosen seinen König Louis Philippe, und, indem es die demokratische Republik ausrief, gab es das Signal zum Losbruch aller Umsturzelemente in den meisten europäischen Staaten. In Deutschland war die Wirkung der französischen Februarrevolution eine ganz überwältigende, betäubend für die Regierungen, zündend für die Volksmassen. Mit elementarer Gewalt brachen die so lange in Fesseln gehaltenen Kräfte hervor. Wie ein Sturm brauste der nationale Einheitsgedanke durch die Herzen der deutschen Stämme; mit ihm um die Wette suchte das ungestüme Verlangen nach konstitutioneller Verfassung in den Ländern, wo man dieselbe noch verweigert hatte, sich Bahn zu brechen. Die altersmorsche Bundesverfassung krachte in allen Fugen vor dem heftigen Ansturm des Volkswillens. Eine Bewegung war über das deutsche Volk gekommen, die es mit frisch sprudelnder, überschäumender Jugendkraft erfüllte, welche aller Fesseln zu spotten schien. Dreißig Jahre lang hatten die Fürsten nach dem Wink und Willen Metternichs das politische Leben ihrer Völker gewaltsam in Erstarrung gehalten. Jetzt war der Frühlingsodem gekommen, der die Massen löste, und nun brach die Flut der Forderungen aus allen Punkten des Bodens, aus allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft mit überall gleichem Ungestüm hervor.

Die Herstellung der nationalen Einheit, Berufung eines deutschen Parlaments, Befreiung der Presse von der Zensur, Aufhebung der Verbote gegen das freie Vereins- und Versammlungsrecht, das war das Begehren der besseren bürgerlichen Elemente. Die niederen Gesellschaftsschichten und die fanatischen Umstürzler forderten Freiheit und Gleichheit aller Stände des souveränen Volkes, Beseitigung der Steuern

und des Kriegsdienstes. Viele träumten bereits von einer Zukunft, in der sich an jedem deutschen Manne erfüllen werde, was das schöne Räuberlied ausspricht:

„Ein freies Leben führen wir,
ein Leben voller Wonne“,

natürlich ohne den bedenklichen Nachsatz von dem nicht eben verlockenden Nachtquartier im Walde.

Gewaltig, lawinengleich wuchs die deutsche Bewegung. Im Süden beginnend, verbreitete sie sich mit reißender Schnelligkeit über die Klein- und Mittelstaaten hin dem Norden zu. Überall nahm sie denselben Verlauf. In großen Volksversammlungen wurden die Forderungen der Zeit beraten, festgestellt und dann in Massenpetitionen unter Drohungen für den Fall der Ablehnung den Fürsten kundgegeben. Neben verständigem und berechtigtem Verlangen flutete ein Schwall unvernünftiger und unverschämter Forderungen dahin. Die Macht der Führer erwies sich den unlauteren Elementen des Volkes gegenüber bald als zu schwach; die Geister, welche sie wachgerufen, gehorchten ihrem Zauberspruch nicht mehr. Indessen kam es zunächst trotz stürmischer Straßenaufläufe nicht zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Volksmassen und der Staatsgewalt, da die Regierungen, zumeist vor Furcht und Schrecken ratlos, keinen Widerstand wagten. Doch nicht lange hielt sich der Volksstrom in den Ufern der Ordnung und Gesetzlichkeit. Bald erschien fast ganz Deutschland in ein brandendes Meer völliger Anarchie verwandelt. Die zügellosen Massen verwilderten schnell. Einzelne räuberische Horden fingen an, sich in tumultuarischen Auftritten an dem Eigentum der Standesherren, der Großen und Reichen zu vergreifen. Nun waren auch die Throne vor dem Ansturme keinen Augenblick mehr sicher.

Obwohl die Bewegung an vielen Orten in dämonische Raserei ausartete, so ließ sich doch auch das Walten einer höhern Gerechtigkeit darin deutlich erkennen. Fast wunderbar erscheint es, wie diejenige Großmacht, welche die größte Schuld an der unheilvollen Gestaltung Deutschlands trug, sich am meisten an der Freiheit und Wohlfahrt der

Völker versündigt hatte, von dem strafenden Verhängnis auch zuerst ereilt wurde.

Fast ohne voraufgehenden Kampf brach schon am 13. März 1848 in Wien die Gewaltherrschaft des Fürsten Metternich zusammen. Das Gerüst seiner einst unfehlbaren Staatskunst war mit der Zeit so morsch geworden, daß ein gelinder Windstoß hinreichte, es umzuwerfen. Einige Straßenaufläufe der selbst bei Revolutionen noch immer gemütlichen Wiener, das Erscheinen einiger Abordnungen, der Wiener Studentenschaft und der niederösterreichischen Stände, vor dem Throne genügten, um dem Staatsoberhaupte die Notwendigkeit vom Sturz des allgewaltigen Kanzlers als einleuchtend erscheinen zu lassen. Mit einer gewissen Würde trat der alternde Meister der Staatskunst von der politischen Schaubühne ab; auch diesem Mimen hat die Nachwelt keine Kränze geflochten. Er hatte sein Theater freilich derart beherrscht, daß sein Abgang eine Verwirrung hervorrief, die den Zusammenbruch des ganzen Kaiserstaates fürchten ließ.

In der gleichen, mehr komischen als tragischen Weise wie in Wien vollzog sich die Staatsumwälzung in einigen Kleinstaaten Mitteldeutschlands. Die Machthaber von Schwarzburg-Sondershausen und Anhalt-Dessau wichen feige vor der ersten lärmenden Kundgebung der Volksmassen.

Ganz anders aber gestalteten sich die Dinge in Berlin. Hier führte die Bewegung zu einer ernsten, furchtbaren Katastrophe. Zwar hatte der König Friedrich Wilhelm IV. bei dem Heranbrausen der Völkerflut vom Westen und Süden her Maßregeln ergriffen, den Ansturm in ruhige Bahnen zu lenken, indem er sogleich mit seinen Ministern Vorschläge zu einer Bundesreform nach den Wünschen und Forderungen des Volkes beriet und den General von Radowitz schon am 1. März nach Wien sandte, um diese Vorschläge dort zu unterbreiten. Allein diese Rettungsanstalten kamen zu spät. Der Ausbruch des Wiener Volksaufstandes bereitete den Verhandlungen ein Ende mit Schrecken. Des preußischen Volkes bemächtigte sich eine Erregung, die mit Ungestüm zum Umsturz drängte. In Berlin überholte die Volksbewegung alle vermittelnden Vorschläge der Regierung; die empörten

Massen steigerten ihre Forderungen ins Maßlose; wilde Verwirrung herrschte bald überall. In großen Volksversammlungen vor den Thoren der Stadt wurden durch stürmische Freiheitsreden und rauschende Beschlüsse die Wogen erregt. Aufläufe in den Straßen und Zusammenstöße mit der einschreitenden Polizei waren die Folgen. Die Augen der Unzufriedenen aller deutschen Länder, ja ganz Europas waren auf den Verlauf der Bewegung in der Hauptstadt des bedeutendsten, des maßgebenden Staates im Deutschen Bunde gerichtet. In Scharen flutete der Zuzug von allen Seiten nach Berlin herein, besonders aus dem Rheinlande und aus Polen.

Am 16. März kam es bereits zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Aufrührern und dem Militär; der Barrikadenbau begann. Der König raffte sich, um weiteres Blutvergießen zu verhüten, zu thatkräftigem Handeln auf, unterzeichnete in der Nacht vom 17. zum 18. März einen Erlaß, der den Forderungen der entschiedensten Vertreter der deutschen Einheitsbewegung nachzukommen suchte und den Vereinigten Landtag auf den 2. April zur weiteren Beratung der preußischen Verfassung einberief. Ein besonderes Gesetz hob die Zensur in Preußen auf.

Doch zu spät, zu spät! Die anschwellenden Wogen waren durch nichts mehr zu hemmen. Wohl rief die Kunde von dem königlichen Erlaß in den gemäßigten Elementen freudige Zustimmung hervor, und der Monarch wurde von einer Volksmenge vor seinem Schlosse mit jubelndem Danke begrüßt; die Umstürzler aber begnügten sich mit dem ihnen Gebotenen nicht. Sie schrieen nach mehr, verlangten den Abzug der Truppen aus der Stadt; ein Pöbelhaufe versuchte sogar in das Thor des Königlichen Schlosses einzudringen. Da gab der König den Befehl, den von Menschenmassen dicht besetzten Schloßplatz durch Militär säubern zu lassen.

Mit möglichster Schonung wurde der Befehl durch eine Kompanie Infanterie und eine Schwadron Dragoner ausgeführt. Doch in frechem Übermut und Trotz widersetzte sich der Volkshaufe dem Einschreiten der Truppen, die von ihren Waffen keinen Gebrauch machten. Drohend drangen einzelne Wütende auf dieselben ein, so daß sich die Pferde

scheuten und die Dragoner zu ihrer Verteidigung die Säbel zu ziehen gezwungen wurden. Ein tückischer Zufall führte herbei, daß sich zwei Gewehre entluden, das des Grenadiers Kühn und das des Unteroffiziers Hettchen, dieses durch den Schlag eines Bürgers auf die Waffe, jenes durch Ungeschick des Trägers. Doch gingen die Kugeln, ohne Schaden anzurichten, in die Luft.

Die Wirkung war eine unbeschreibliche. Die Menge stob auseinander; unter dem Rufe: Verrat, Mord! zerstreute sie sich in die Straßen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht durch die Stadt, das Militär hätte angegriffen und wehrlose Bürger in Massen niedergestreckt. Eine blinde Wut bemächtigte sich der Bevölkerung Berlins. Zu den Waffen! Auf die Barrikaden! erscholl es an allen Orten. Bürger, Studenten, Fabrikarbeiter sammelten sich zu Scharen, des Kampfes gewärtig. Der König, durch die Vorgänge vollständig verwirrt geworden, suchte den Aufruhr zu beschwören, indem er Tafeln in den Straßen umhertragen ließ mit der entschuldigenden Aufschrift:

„Ein Mißverständnis!
Der König will das Beste!“

Vergebliche Liebesmühe! In kurzer Zeit erschien ganz Berlin in ein großes Kriegslager verwandelt. Die Truppen wurden zum Kampf genötigt, und bald boten die Straßen die greuelvollsten Bilder eines wilden Schlachtgetümmels, das vom Nachmittage des 18. März bis zum Morgengrauen des nächsten Tages dauerte.

Der König geriet unter dem Toben des Straßenkampfes in eine unbeschreibliche Gemütsbewegung, verfiel bald in den Zustand völliger Willenslosigkeit, um dann wieder in heftiges Weinen auszubrechen. Jeder einzelne Befehl zum weiteren Vorrücken der unter General von Prittwitz kämpfenden Truppen mußte ihm förmlich abgerungen werden. Gegen Mitternacht ertrug er das Toben des Kampfes nicht länger; er erteilte dem General von Prittwitz, trotzdem das Militär den Aufstand fast überwältigt hatte, den Befehl, den Kampf auf die Behauptung der gewonnenen Stellungen zu beschränken. Darauf entschloß er sich, den ersten Schritt zum Frieden zu thun. Er griff zur Feder und schrieb jene berühmte

Proklamation: „An Meine lieben Berliner", worin er diese um Einstellung der Feindseligkeiten beschwor.

„Hört die Stimme Eures Königs," hieß es am Schlusse dieses denkwürdigen Dokumentes fürstlicher Gefühlsweichheit und — Schwäche, „Bewohner Meines treuen und schönen Berlin, und vergesset das Geschehene, wie Ich es vergessen will und werde in Meinem Herzen um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegen Gottes für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird. — Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend daniederliegt, vereinigt ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen.

Geschrieben in der Nacht vom 18. zum 19. März 1848.

Friedrich Wilhelm."

Endlich ließ sich der König, schon vorher durch die Vorstellungen des Freiherrn Georg von Vincke schwankend gemacht, von dem an Stelle Bodelschwinghs zum Minister berufenen Grafen Arnim-Boytzenburg den Befehl zum Rückzug der Truppen entreißen, wie der kommandierende General von Prittwitz und der Prinz Wilhelm von Preußen vor solch verhängnisvollem Schritt auch warnen mochten. Die tapferen Verteidiger des Königsthrones und der staatlichen Ordnung, welche bereits den Aufstand zum größten Teile niedergeworfen hatten, räumten die Straßen vor den jubelnden Barrikadenhelden, rückten in ihre Kasernen, um von dort unter Hohn und Bedrohungen bewaffneter Pöbelhaufen ganz aus der Stadt zu marschieren. Eine Bürgerwehr nahm bald darauf ihre Stelle ein.

Die Muse der vaterländischen Geschichte verhüllt beschämt ihr Antlitz beim Gedenken dieser Vorgänge und deren, die in der nächsten Zeit darauf folgten. Frecher ist ein Königtum nicht verunglimpft worden als das preußische am Tage nach dem Aufruhr; tiefer hat der Träger einer Krone sich selbst nie gedemütigt, als Friedrich Wilhelm IV. in jener Zeit es gethan hat.

Von den triumphierenden Empörern in seinem Schlosse umlagert und ihrem erregten Willen völlig preisgegeben, entschloß sich der König, sogleich einen Ministerwechsel eintreten zu lassen. Männer der Oppo-

sition: Graf Schwerin, Herr von Auerswald, Camphausen, traten in das neugebildete Kabinett. In ungezügelter Freiheit drang das Berliner Volk in die Schloßhöfe ein und wagte sogar mit den blumengeschmückten Leichen der gefallenen Barrikadenkämpfer zur Königsburg zu ziehen. Der unglückliche Herrscher erschien in fast beispielloser Selbstüberwindung nicht nur mit seiner kranken Gemahlin auf dem Balkon des Schloßhofes, um die im Empörungskampfe gegen ihn Gefallenen zu begrüßen, sondern folgte auch dem in maßloser Frechheit zu ihm heraufklingenden Rufe: „Flaps ab!“*)

Der Prinz von Preußen, dem die Volksmeinung den Befehl zum Angriff der Truppen zuschrieb, entzog sich nach Weisung des königlichen Bruders der Wut der Aufrührer durch schleunige Abreise nach England; sein Palais unter den Linden mit der Königlichen Bibliothek konnte nur mit Mühe durch die Aufschrift „Nationaleigentum“ vor der Zerstörung gerettet werden.

Um die erregten Massen allmählich zu beruhigen, bestimmte das neue Kabinett den König, die Aufmerksamkeit des Volkes von den inneren Fragen hinweg nach außen zu lenken. Am 21. März erschien eine königliche Erklärung, in welcher in überschwenglichen Worten, wie sie damals unter dem Romantiker auf dem Thron an der Tagesordnung waren, Preußens volle Beteiligung an der großdeutschen Bewegung ausgesprochen wurde. Es hieß darin:

„Rettung aus unseren Gefahren kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf.“

Diesen mehr aus den augenblicklichen Umständen als aus der inneren Überzeugung hervorgegangenen Leitsätzen folgte ein entsprechender

*) Nicht „Hut ab!“, sondern, wie hier angegeben, hat nach authentischen Berichten jener pöbelhafte Ruf gelautet.

erster Schritt zur Bethätigung derselben. Noch am nämlichen Tage legte der König die vollständig ungeschichtlichen, sogenannten deutschen Farben an, unter welchen man soeben auf seine treuen Krieger geschossen hatte, und unternahm, umgeben von seinen Staatswürdenträgern, Generalen, Bürgern und Studenten, alle geschmückt mit schwarz-rot-goldener Binde, unter Vorantragung einer gleichfarbigen Fahne, jenen abenteuerlichen Umritt durch die Straßen Berlins, wodurch das altehrwürdige preußische Königtum geradezu der Lächerlichkeit preisgegeben wurde.

Während also in Berlin die Fluten der Revolution hin- und herwogten und sich, Unheil und Verwirrung anrichtend, über das ganze Land verbreiteten, trat am 2. April der Vereinigte Landtag zum zweitenmal zusammen, um mitberaten zu helfen, wie die zerrüttete Ordnung wiederhergestellt und die Schäden der Zeit gebessert werden könnten.

Früher als die Volksvertreter kam Otto von Bismarck nach Berlin. Ein unbeschreiblicher Zorn erfaßte ihn, als er die erste Kunde von dem Volksaufstand und den schmachvollen Vorgängen in der Hauptstadt erhielt. Seine Erbitterung wuchs mit dem Eintreffen weiterer Nachrichten in dem Maße, daß ihn ernstes Unwohlsein befiel, sich ein galliges Erbrechen bei ihm einstellte. Doch als er erfuhr, daß am 22. März, dem Begräbnistage der gefallenen Barrikadenkämpfer, der König voraussichtlich neuen Demütigungen ausgesetzt sein werde, da hielt nichts ihn länger in Schönhausen. Er nahm Abschied von der besorgten Gattin und eilte nach Berlin, bereit, Gut und Blut zum Schutz seines königlichen Herrn einzusetzen.



IX.

Nach der Sturmflut.

„Hui, Bismarck, wie klingt deine Rede so gut!
Hui, Bismarck, wie flammst du im Löwenmut!
Das Schwert deiner Rede, es blitzet so frei,
Und der Sinn deiner Rede ist ewige Treu.
Hurra für den Bismarck! Wem's Herze noch schlägt,
Wer's noch an der rechten Stelle trägt,
Der juble mit mir in die Welt hinein,
Daß noch solche Männer in Preußen sein!
Ja, wärst du Feldmarschall, du flögst noch im Saus
Und jagtest den Feind uns zum Lande hinaus.
O Gott, schaff uns Männer von dieser Art
Nur hundert, nur hundert auf unsret Wart'!"

„Eine Preußin."

Welch einen Anblick bot die Landeshauptstadt dem begeisterten Verehrer und treuen Anhänger des preußischen Königtums, als er die Straßen Berlins nach den Sturmtagen des Aufruhrs durchschritt! Statt der ruhmreichen, hellleuchtenden Farben der alten Preußenfahnen sah er die fabelhaften Banner des erträumten Zukunftsreiches von den Häusern und Palästen wehen. Das Schloß des nächst dem König am höchsten stehenden Mannes in Preußen sah er durch mächtige Aufschriften zum „Nationaleigentum" erklärt; an den Straßenecken klebten riesengroße Anschläge, in welchen das Volk seinen „souveränen" Willen kundgab. Abenteuerliche Kriegsleute in Bluse und Kalabreserhut mit wallender Feder, Gestalten, wie sie sonst das ehrbare Berlin nie aufgewiesen, schritten säbelrasselnd auf den Trottsteinen einher. Vor der

Hauptwache, wo sonst der stramme Schritt der preußischen Garde erdröhnte, schlenderten jetzt die Männer der neugebildeten Bürgerwehr, den Pfeifenstummel im Munde, auf und ab.

Die Gluten des Zornes durchlohten die Adern unseres Helden abermals, als sein Auge diese Dinge schaute. Sein Herz bebte vor tiefinnerster Empörung und vor Abscheu, wenn er die Spuren jener greuelvollen Scenen sah, welche wenige Tage zuvor die Roheit und Frechheit des Straßenpöbels hier verübt hatten, und die sich bei den Zuständen der Unordnung und Gesetzlosigkeit täglich zu wiederholen drohten. Mit tiefem Weh erfüllte ihn der Gedanke an die Demütigung, welche der Träger der ruhmreichen Preußenkrone in diesen Tagen erfahren hatte. Die alte Mannentreue des Bismarckgeschlechtes regte sich von neuem mächtig in dem jugendkräftigen Vertreter desselben, der berufen war, an der Wiederherstellung der durch die Sturmflut des Aufstandes vernichteten Staatsordnung mitzuarbeiten.

Bestärkt in dem festen Vorsatze, mutig und mannhaft wie vordem so auch jetzt einzutreten für die Rechte des Thrones und des bedrängten Herrscherhauses, begab er sich zu den Verhandlungen des Vereinigten Landtages im Weißen Saale des Königsschlosses. Er gehörte den wenigen an, deren Losung war:

„Wenn alle untreu werden,
So bleiben wir doch treu.“

Verändert wie die alte ehrenfeste Preußenhauptstadt sah Bismarck auch die Versammlung der Landesvertreter, die sich am 2. April 1848 zur ersten Sitzung eingefunden hatte. Wohl führte auch jetzt der Marschall der Herrenkurie, Fürst Solms-Hohen-Solms-Lich, den Vorsitz; aber der bisherige Vertreter der Regierung, Staatsminister von Bodelschwingh, des „Königs getreuester Mann“, hatte, vom Sturm der Revolution hinweggefegt, einem der liberalen Parteihäupter des Rheinlandes, dem neuberufenen Staatsminister Ludwig Camphausen, weichen müssen, der im Auftrage seines königlichen Herrn den Landtag eröffnete.

Eines der ersten Geschäfte, welche der Landtag vollzog, war die Beratung einer von dem Fürsten Felix Lichnowski beantragten Adresse an den König, worin dem Landesherrn und dem Ministerium der

Dank der Versammlung für die Gewährung der neuen Freiheiten und Volksrechte und die Verheißung einer in gleichem Sinne zu erlassenden Verfassung übermittelt werden sollte. Es schien, als sollte dieser Antrag die Zustimmung der ganzen Versammlung ohne Widerspruch finden. Schon erklärte der Marschall denselben für einstimmig angenommen, da ihm däuchte, alle Anwesenden hätten sich auf seine Aufforderung zustimmend erhoben.

„Nicht einstimmig, ich protestiere dagegen!“ ertönte da eine Stimme durch den Saal. Es war die des Herrn von Thadden-Triglaff.

„Mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit angenommen,“ verbesserte sich der Marschall.

In großer Eile und Hast wurde die Angelegenheit weiter gefördert. Die Adresse sollte sofort entworfen und der Versammlung noch in derselben Sitzung zur Annahme vorgelegt werden. Da erbat sich der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen das Wort. Sein Antlitz war bleich und zuckte wie in verhaltenem Schmerz, als er sich erhob und zu reden begann. Er sprach stockender, als er je gesprochen hatte; man merkte, daß er heftig mit seinen Gefühlen ringen mußte; doch war seine Haltung fest und mannhaft.

„Ich glaube,“ sagte er, „daß wir es der Würde schuldig sind, welche in dieser Versammlung stets gehandhabt worden ist, alle ihre Schritte mit Besonnenheit zu leiten, daß wir es den einfachen Regeln der Schicklichkeit schuldig sind, zumal da wir zum letztenmal hier versammelt sind, in keiner Weise von unsern bisherigen Gebräuchen abzuweichen. Wir haben früher jedes noch so einfache Gesetz einer Kommission überwiesen, die es mit Ruhe beraten und am andern Tage der Versammlung vorgelegt hat. Ich glaube, daß in einem so ernsten Augenblick wie dieser der Ausdruck der Gefühle dieser Versammlung, welche bis jetzt noch die Ehre hat, das preußische Volk zu vertreten, ein hinreichend wichtiger Akt ist, um es nicht zuzulassen, bei der Beratung der Adresse mit einer Eile verfahren zu dürfen, die nach meinem individuellen Gefühle von den Regeln der Schicklichkeit entfernt ist.“

Bismarck vermochte den raschen Schritt der Ereignisse nicht aufzuhalten. Die Versammlung ging mit solcher Eile vor, daß es

ihm nur mit Mühe und durch Mithilfe einiger seiner hervorragenden politischen Gegner, der Abgeordneten Saucken-Tarputschen und Milde, gelang, in der Beratung noch einmal das Wort zu erhalten und zu der Adresse selbst zu sprechen. Er gab dann folgende Erklärung ab:

„Ich bin einer der wenigen, welche gegen die Adresse stimmen werden, und ich habe um das Wort nur deshalb gebeten, um diese Abstimmung zu motivieren und Ihnen zu erklären, daß ich die Adresse, insoweit sie ein Programm der Zukunft ist, ohne weiteres acceptiere, aber aus dem alleinigen Grunde, weil ich mir nicht anders helfen kann." — Gelächter begleitete diese Worte. — „Nicht freiwillig, sondern durch den Drang der Umstände getrieben, thue ich es; denn ich habe meine Ansicht seit den sechs Monaten nicht gewechselt. Ich will glauben, daß dieses Ministerium das einzige ist, welches uns aus der gegenwärtigen Lage einem geordneten und gesetzmäßigen Zustande zuführen kann, und aus diesem Grunde werde ich demselben meine geringe Unterstützung überall widmen, wo es mir möglich ist. Was mich veranlaßt, gegen die Adresse zu stimmen, sind die Äußerungen von Freude und Dank für das, was in den letzten Tagen geschehen ist. Die Vergangenheit ist begraben, und ich bedaure es schmerzlicher als viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht im stande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat. Aber wenn ich dies, durch die Gewalt der Umstände gezwungen, acceptiere, so kann ich doch nicht aus meiner Wirksamkeit auf dem Vereinigten Landtage mit der Lüge scheiden, daß ich für das danken und mich freuen soll über das, was ich mindestens für einen irrtümlichen Weg halten muß. Wenn es wirklich gelingt, auf dem neuen Wege, der jetzt eingeschlagen ist, ein einiges deutsches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur gesetzmäßig geordneten Zustand zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank aussprechen kann, jetzt aber ist es mir unmöglich."

Der Mut der Überzeugung war es, welcher aus den Worten Otto von Bismarcks hervorklang. Und dieser nötigte selbst den Gegnern Achtung ab. Mit Trost und Stärkung aber erfüllten diese Reden die

Gleichgesinnten, vor allem aber den König, dem in dem jungen Vertreter der sächsischen Ritterschaft ein Ritter ohne Furcht und Tadel erstanden war, welcher in der Bedrängnis der Zeit königstreuer geblieben war als der König selber.



Prinz Wilhelm von Preußen im 50. Lebensjahre.

Seiner unwandelbaren Königstreue gab Otto von Bismarck damals auch noch auf andere Weise Ausdruck als durch die Reden im Landtage. Er schrieb einen Brief an den bedrängten und schwergeprüften Herrscher, worin er ihn zu mannhaftem Ausharren ermutigte und zu trösten suchte, indem er darauf verwies, daß es noch viele

Tausende ihm Gleichgesinnter im Preußenlande gäbe. Dieses Schreiben machte auf den König einen so tiefen Eindruck, daß er es lange offen auf seinem Arbeitstische liegen ließ, um sein Auge und sein Herz daran zu erfreuen.

Auch ein anderes Mitglied des Herrscherhauses hatte in jener Zeit schon seine Freude an dem ritterlichen Verteidiger der Königswürde, dessen festes und mutiges Auftreten dazu beitrug, daß er Trost und Hoffnung auf eine bessere Zukunft wiedergewann. Es war Prinz Wilhelm von Preußen, der als Verbannter in London weilte.*)

Der zweite Vereinigte Landtag der preußischen Monarchie hatte freilich Ursache, seine Geschäfte mit Eile zu betreiben; denn es war ihm nur kurze Frist vergönnt, seine Wirksamkeit zu entfalten.

Mehrmals noch nahm Bismarck Gelegenheit, seine Stimme in dem heftigen Streit der Meinungen zu erheben. Es waren zwei der wichtigsten Fragen jener Zeit, welche von der preußischen Regierung dringend Lösung erheischten und die allgemeine Verwirrung erhöhten: die Gefahr, welche den deutschen Brüdern in Schleswig-Holstein seitens Dänemark drohte, und die Forderung der Polen, die sich auf nichts Geringeres als auf eine „nationale Reorganisation des Großherzogtums Posen" richtete. Die haltlose Politik des Ministeriums Arnim in diesen Angelegenheiten gab Bismarck den Anlaß, die Regierung um Auskunft

*) Eine seltsame Fügung war es, daß der Prinz an demselben Tage und vielleicht zu derselben Stunde, als Otto von Bismarck, nachmals sein treuer Ratgeber und Mitgenosse großer Thaten, im Weißen Saale des Berliner Königsschlosses die oben angeführten Worte sprach, einem Gottesdienste in der Savoykirche zu London beiwohnte und sich dabei an folgender Liedstrophe erbaute:

„Da siehst du Gottes Herz,
Das kann dir nichts versagen,
Sein Mund, sein treues Wort
Vertreibt ja alles Zagen.
Was dir unmöglich dünkt,
Kann seine Vaterhand
Noch geben, die von dir
Schon vieles Leid gewandt."

Besucher des Schlosses Babelsberg haben später auf dem Schreibtische des Kaisers Wilhelm I. ein aufgeschlagenes Gesangbuch gesehen, in dem diese Strophe angestrichen und daneben von des hohen Besitzers Hand geschrieben war: „Bei meinem ersten Besuche in der Savoykirche zu London am 2. April 1848 gesungen."

über diese Dinge zu befragen. In der Begründung seiner Interpellation in Sachen der schleswig-holsteinischen Frage am 3. April kennzeichnete er die damalige preußische Politik so scharf und treffend, daß einer seiner Aussprüche bald zu einem geflügelten Worte wurde. Er sagte:

„Ich werde in meinem Antrage auf eine offene und schleunige Erklärung durch einen, der letzten Vergangenheit angehörigen und für das künftige Schicksal von ganz Deutschland wichtigen Vorgang hinweisen, bei welchem leider die Besorgnis, mit der wir dem phaetonischen Fluge der preußischen Politik nachsehen, auf eine bedauerliche Weise bestätigt wurde."

In seiner Interpellation über die Angelegenheit der Polenfrage am 5. April wurde ihm durch Einspruch des Ministers Auerswald das Wort abgeschnitten, so daß er seine Ansichten in dieser wichtigen Sache nur andeuten konnte. Wie klar sein Blick in beiden Fragen war, werden wir später sehen.

Am 10. April wurde der zweite Vereinigte Landtag für immer geschlossen. Er warf nach Bismarcks Worten selbst die Erde auf seinen Sarg, indem er einer andern Volksvertretung, der bald darauf seine Stelle einnehmenden Nationalversammlung, durch ein Wahlgesetz auf breitester Grundlage, dem unmittelbaren und allgemeinen Stimmrecht aller Volksklassen, zum Dasein verhalf.

Die preußische Nationalversammlung trat am 25. Mai 1848 in Berlin zusammen. Auch sie hat es nicht vermocht, für das Volk und den Staat Ersprießliches zu stande zu bringen. Ihre Sitzungen, die sie in der Singakademie am Kastanienwäldchen begann, standen unter dem steten Druck der Berliner Volksmassen, die den Männern der Bürgerwehr zum Trotz und Hohn das Parlamentsgebäude alltäglich in dichten Scharen umlagert hielten und jedem Redner, der nicht in die Forderungen der radikalen Partei einstimmte, mit Beschimpfung und Mißhandlung drohten, ja, zu wiederholten Malen den Versuch machten, den Sitzungssaal zu stürmen. Aus dem Konzertsaal der Singakademie durch die bei einer Erstürmung des Zeughauses von Pöbelhaufen verübten Ausschreitungen vertrieben, verlegten die Volksvertreter ihre Versammlungen nach dem Schauspielhause, und endlich

wurden dieselben ganz aus Berlin verwiesen. Es rächte sich jetzt an den Führern der freiheitlichen Bewegung, daß sie die Massen der niederen Stände vordem zu sehr erregt hatten. Die Geister, welche sie durch lockende Zauberworte gerufen, wurden sie nun nicht los, und ihre Macht reichte nicht mehr aus, sie zu bannen, selbst wenn sie es gewollt hätten. An dem guten Willen fehlte es freilich vielfach auch.

Manche Redner des äußersten Liberalismus trugen durch immer neue Aufreizungen dazu bei, die Gier der unteren Klassen noch mehr zu erregen. Dadurch erlitt die Entwicklung der wahrhaft freiheitlichen Bewegung erheblichen Schaden. Die gemäßigteren Elemente des Volks, denen es nur um eine gesunde und konstitutionelle Gestaltung des Staatswesens zu thun war, wandten sich, durch die Ausschreitungen der Massen stutzig gemacht, mehr und mehr von der liberalen Partei ab und schlossen sich einer entgegengesetzten Richtung an, die durch die Anhänger des Königtums hervorgerufen wurde.

Otto von Bismarck, der sich um einen Sitz in der National-versammlung nicht beworben hatte, nahm weder an den Beratungen in der Singakademie noch an den Verhandlungen im Schauspielhause teil. Aber er war nicht müßig während dieser unruhvollen Zeit; er entfaltete vielmehr eine rege politische Thätigkeit. Als treuer Ritter des König-tums war er mit gleichgesinnten Männern unablässig bemüht, an der Wiederherstellung gesetzlicher Ordnung im Lande mitzuarbeiten und die Gefahren, welche die Krone bedrohten, abwenden zu helfen. Es galt vor allen Dingen, die Königstreuen im Volke zu sammeln und zu einer Partei zu vereinigen, welche sich dem reißenden Strom der Umsturzbewegung entgegenzustellen oder denselben in die rechte Bahn zu leiten vermochte. Otto von Bismarck war einer der eifrigsten Mit-arbeiter an diesem Werke. Es entstanden die sogenannten Preußenvereine, die Patriotischen Gesellschaften und andere Vereinigungen von Anhängern des Königtums unter dem Bundeswahlspruch: „Mit Gott für König und Vaterland!“ die sich bald zu einer festgegründeten, konservativen Partei zusammenschlossen und eine thatkräftige Wirksamkeit entfalteten.

Auch eine Presse mußte für die neue Partei geschaffen werden, wenn diese ihre Ansichten und Meinungen mit Erfolg im Volke vertreten

wollte. Zur Erfüllung dieser Aufgabe war Bismarck eifrig mitthätig. Es entstand durch seine Hilfe die „Neue Preußische Zeitung“ („Kreuzzeitung“) mit dem „Neuen Preußischen Sonntagsblatt“ als Hauptorgan der Partei; andere kleinere konservative Blätter wuchsen schnell nach. Bismarck arbeitete fleißig auch mit der Feder für diese Presse, wie er als Redner in den Vereinen wirkte. Manch kräftig Wort von ihm ist da gefallen, das als wuchtige Waffe auf die Häupter seiner Gegner niedersauste und seinen Namen wieder bei Freunden und Feinden von Mund zu Munde gehen ließ. Seinen Abscheu gegen das wüste Treiben der Umstürzler in Berlin und andern Großstädten brachte er zum Ausdruck, indem er einmal sagte, alle großen Städte müßten als die Hauptherde der Revolution vom Erdboden vertilgt werden. Lange wurde er in der Presse und in den Versammlungen der Gegner nur unter der Bezeichnung des „Städtevertilgers“ genannt.

An die „Magdeburgische Zeitung“ richtete er damals, am 20. April 1848, eine Zuschrift über die Polenfrage, welche so richtige und bedeutende Ansichten darlegte, daß man später vielfach auf dieselbe als auf eine Quelle tiefer politischer Weisheit zurückgegriffen hat. Es hieß in dem Briefe, dessen Inhalt sich selbst erklärt, unter anderm:

„Die Befreiung der wegen Landesverrats verurteilten Polen ist eine Errungenschaft des Berliner Märzkampfes. — — Die Berliner haben die Polen mit ihrem Blute befreit und sie dann eigenhändig im Triumph durch die Stadt gezogen; zum Dank dafür standen die Befreiten bald darauf an der Spitze von Banden, welche die deutschen Einwohner einer preußischen Provinz mit Plünderung und Mord, mit Niedermetzelung und barbarischer Verstümmelung von Weibern und Kindern heimsuchten. So hat deutscher Enthusiasmus wieder einmal zum eignen Schaden fremde Kastanien aus dem Feuer geholt. Ich hätte es erklärlich gefunden, wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Dom von Straßburg zu pflanzen. Aber es ist mehr als deutsche Gutmütigkeit, wenn wir uns mit der Ritterlichkeit von Romanhelden vor allem dafür begeistern wollen, daß deutschen Staaten das letzte von dem entzogen würde, was deutsche

Waffen im Laufe der Jahrhunderte in Polen und Italien gewonnen hatten. Das will man jubelnd verschenken, der Durchführung einer schwärmerischen Theorie zuliebe.

„Eine nationale Entwickelung des polnischen Elements in Posen kann kein anderes vernünftiges Ziel haben, als das, einer Herstellung eines unabhängigen polnischen Reiches zur Vorbereitung zu dienen. Man kann Polen in seinen Grenzen von 1772 herstellen (wie die Polen selbst es hoffen, wenn sie es auch noch verschweigen), ihm ganz Posen, Westpreußen und Ermeland wiedergeben, dann würden Preußens beste Sehnen durchschnitten und Millionen Deutscher der polnischen Willkür überantwortet sein, um einen unsicheren Verbündeten zu gewinnen, der lüstern auf jede Verlegenheit Deutschlands wartet, um Ostpreußen, polnisch Schlesien, die polnischen Bezirke von Pommern für sich zu gewinnen. Andrerseits kann eine Wiederherstellung Polens in einem geringern Umfange beabsichtigt werden, etwa so, daß Preußen zu diesem neuen Reich nur den entschieden polnischen Teil des Großherzogtums Posen hergäbe. In diesem Falle kann nur der, welcher die Polen gar nicht kennt, daran zweifeln, daß sie unsere geschworenen Feinde bleiben würden, so lange sie nicht die Weichselmündung und außerdem jedes polnisch redende Dorf in West- und Ostpreußen, Pommern und Schlesien von uns erobert haben würden. Wie kann aber ein Deutscher, weinerlichem Mitgefühl und unpraktischen Theorien zuliebe, dafür schwärmen, dem Vaterland in nächster Nähe einen rastlosen Feind zu schaffen, der stets bemüht sein wird, die fieberhafte Unruhe seines Innern durch Kriege abzuleiten und uns bei jeder westlichen Verwickelung in den Rücken zu fallen; der viel gieriger nach Eroberung auf unsere Kosten sein wird und muß, als der russische Kaiser, der froh ist, wenn er seinen jetzigen Koloß zusammenhalten kann, und der sehr unklug sein müßte, wenn er den schon starken Anteil zum Aufstand bereiter Unterthanen, den er hat, durch Eroberung deutscher Länder zu vermehren bemüht sein wollte. Schutz gegen Rußland brauchen wir aber von Polen nicht; wir sind uns selbst Schutz genug.

„Ich halte daher unsere jetzige Politik in Bezug auf Posen, auch wenn man jeden einzelnen Deutschen daselbst dem deutschen Bunde vor-

behält, auch wenn man nur den kleinsten Teil des polnisch redenden Anteils dem übrigen Staat durch Sondereinrichtungen entfremdet, für die bedauerlichste Donquixoterie, die je ein Staat zu seinem und seiner Angehörigen Verderben begangen hat."

Zum Könige trat Otto von Bismarck damals in nähere persönliche Beziehung. War schon durch sein Auftreten im Landtage und durch den oben erwähnten Brief des Monarchen Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt worden, so geschah es jetzt durch seine politische Wirksamkeit in der konservativen Bewegung noch mehr. Der König betraute ihn mit der ehrenden Aufgabe, dem aus seiner Verbannung heimkehrenden Prinzen Wilhelm, der zum Statthalter von Pommern ernannt worden war, in Stettin einen würdigen Empfang zu bereiten. Er war am 7. Juni 1848 unter den Getreuen, welche den Prinzen auf heimischem Boden, auf der Wildparkstation bei Potsdam, feierlich begrüßten.

Oft berief der König seinen tapfern Ritter auch in seine Nähe, um mit ihm über wichtige Dinge zu beraten. In welchem Verhältnisse er zu dem Landesherrn stand, beweist folgender Vorgang: Einmal auf der Terrasse der Orangerie bei Potsdam besprachen sie wieder die Unerträglichkeit der Lage und die Mittel zur Abhilfe. Ein scharfes Auftreten, meinte der König, könnte zu gefährlich werden. Bismarck erwiderte, nur die Mutlosigkeit würde Gefahr bringen, ‚also Mut und Mut und wieder Mut, und Majestät werden siegen!‘ In diesem Augenblicke trat die Königin hinter einem kleinen Gebüsch mit dem Ausrufe hervor: ‚Aber, Herr von Bismarck, wie können Sie in solchen Ausdrücken mit Ihrem Könige reden?‘ — ‚Laß ihn nur,‘ sagte der König lachend, ‚ich werde ihn schon unterkriegen‘ — und setzte die Erörterung seiner zurückhaltenden Taktik fort.

Bald aber erkannte auch der allzu nachgiebige König, daß dem Treiben der aufrührerischen Berliner Volksmassen und den Aufreizungen in der Nationalversammlung gegenüber kein anderer Weg zur Rettung übrig bleibe als der von Bismarck vorgeschlagene. Er ließ sich von seinem vertrauten Ratgeber bestimmen, kernfeste, thatkräftige Männer in das Ministerium zu berufen. Bismarck war es, der des Königs Aufmerksamkeit auf den Grafen Brandenburg und den Freiherrn von

Manteuffel lenkte, wie er denn auch den königlichen Auftrag erhielt, diese Männer für die Annahme einer Ministerstelle zu gewinnen. Mit klarem Blick hatte Bismarck erkannt, daß dieselben vor allen die Persönlichkeiten waren, welche im stande seien, den unerträglichen Zuständen ein Ende zu machen. Graf Brandenburg, ein naher Verwandter des königlichen Hauses, war ein Mann von gemäßigter Gesinnung und unerschütterlicher Willenskraft, ein Mann der That, wie er damals vor allen Dingen notwendig war. Bismarck kündigte dem in Potsdam weilenden Grafen an, daß der König ihn zum Ministerpräsidenten bestimmt habe. Als darauf der Graf erklärte, er wisse zwar dies hohe Vertrauen dankbar zu würdigen, aber er sei kein Staatsmann und unerfahren in politischen Geschäften, erläuterte ihm Bismarck, daß es sich zunächst um keine verwickelten politischen Fragen, sondern einfach um die Herstellung der Ordnung und Gesetzlichkeit handele. Darauf erwiderte der Graf: „Nun wohlan, wenn ich der Elefant sein soll, der die Revolution zertritt, so bin ich bereit; dann aber muß ich einen Kornak haben, der in politischen Dingen Bescheid weiß, sonst geht die Sache doch nicht gut.“ Und als Bismarck dann den Grafen fragte, wen er dafür auserſehen habe, antwortete derselbe: „Der einzige von den Herren, den ich persönlich kenne, ist der Ministerialdirektor von Manteuffel.“ Bismarck war mit dieser Wahl seines alten Kampfgenossen im Vereinigten Landtage wohl einverstanden, und als er die Zustimmung des Königs dazu erwirkt hatte, überbrachte er dem Auserkorenen die Botschaft nach Berlin. Hier war es nicht so leicht, Bereitwilligkeit zu erlangen. Manteuffel weigerte sich anfangs ganz entschieden gegen die Annahme der ihm zugedachten Würde. Er meinte, das Volk würde ihn zerreißen, wenn er als Minister in der Nationalversammlung erschiene. Doch Bismarck wußte endlich alle Bedenken zu beschwichtigen und den Parteigenossen zur Einwilligung zu bewegen.

Der König berief am 8. November 1848 den Grafen Brandenburg zum Ministerpräsidenten, während dem Freiherrn Otto von Manteuffel das Ministerium des Innern übertragen wurde. Diese beiden Männer, zwei Preußen von altem Schrot und Korn, ergriffen das Ruder der Staatsgewalt mit fester Hand, und es gelang ihnen, das im Sturm-

gewoge der Revolution hin- und herschwankende Schiff wieder in ein ruhigeres Fahrwasser zu lenken. Am 9. November wurde in der Nationalversammlung die königliche Botschaft verlesen, welche dieselbe „um der Freiheit ihrer Verhandlungen willen," aus der tieferregten Hauptstadt fort verlegte und auf den 27. November nach Brandenburg wieder einberief.

Am 10. November rückte General Wrangel mit den preußischen Garden durch das Brandenburger Thor in Berlin ein. „Wie jefällt euch das, Berliner?" rief der volkstümliche Held den Scharen zu, welche die Straßen dicht besetzt hielten, als er an der Spitze der Garden mit klingendem Spiel dem Schauspielhause zuritt. Dort war die Nationalversammlung, welche ihre Auflösung durch den König für ungesetzlich erklärt hatte, noch im Sitzungssaal. Der Major der Bürgerwehr, welche die Verhandlungen der Nationalversammlung zu decken hatte, trat dem General Wrangel mit den Worten entgegen: „Die Bürgerwehr ist entschlossen, die Freiheit des Volkes, die Würde der Nationalversammlung zu schützen und wird nur der Gewalt weichen." Wrangel zog die Uhr und sagte mit gelassener Miene: „Sagen Sie Ihrer Bürgerwehr, die Gewalt wäre nun da. Ich werde mit den Truppen für die Ordnung einstehen. Die Versammlung wird binnen fünfzehn Minuten den Sitzungssaal verlassen und dann die Bürgerwehr abziehen." Weder die Bürgerwehr noch die Nationalversammlung wagte, dem Befehle zu trotzen. Ehe die gestellte Frist verstrichen war, war der Sitzungssaal leer und die Bürgerwehr verschwunden. Ruhe und Ordnung aber hielten mit den Garden ihren Einzug in Berlin.

Der Nationalversammlung ward durch ihre Verbannung aus der Hauptstadt das Todesurteil gesprochen. Sie hatte in den Monaten ihres Daseins so gut wie nichts geleistet; jetzt erhob sie gegen die Verlegung ihrer Sitzungen lauten Widerspruch, ja erließ selbst einen Aufruf an das Volk zu einer allgemeinen Steuerverweigerung. Doch die ruhigen und besonnenen Staatsbürger waren des wüsten Umsturzgetriebes gründlich satt und stimmten den Männern der Staatsleitung zu, welche da meinten: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten." Jener

Aufruf blieb ohne jeglichen Erfolg. Die Nationalversammlung fand sich in Brandenburg in so schwacher Anzahl wieder zusammen, daß das Haus nicht beschlußfähig war, und die Auflösung sich von selbst ergab. Der Abgeordnete Schulze-Delitzsch hatte kurze Zeit zuvor bei der Beratung der Verfassung den Antrag gestellt, „die alte, vollständig bankerotte Firma von Gottes Gnaden nicht in das neue Geschäft hinüber zu nehmen.“ Jetzt zeigte sich, daß die neue Firma „Nationalversammlung“ ebensowenig leistungsfähig war und dem Schicksal gänzlicher Geschäftsauflösung anheimfiel. Die alte, in der Treue des Preußenvolkes doch immerhin noch fest begründete Firma raffte sich unter Leitung tüchtiger Geschäftsführer aus ihrem Verfall wieder auf. Am 5. Dezember verkündete die preußische Regierung eine Verfassung, welche, indem sie mit dem altpreußischen Ständewesen vollständig brach, die Forderungen des gemäßigten Liberalismus berücksichtigte und einer neu zu wählenden Volksvertretung von zwei Kammern zur Prüfung und Annahme vorgelegt werden sollte. —

Bismarcks Thätigkeit im Dienste seines Königs war eine sehr erfolgreiche. Die Berufung jener Männer ins Ministerium erwies sich als ein glücklicher Griff. Unter ihrer Leitung der Regierungsgeschäfte errang das Königtum ohne Blutvergießen einen vollständigen Sieg. Die Staatsgewalt kam wieder zu Macht und Ansehen, Gesetzmäßigkeit und Ordnung wurden überall wiederhergestellt. Unser Ritter des Königs wuchs und erstarkte unter dieser Wirksamkeit mehr und mehr und gewann im öffentlichen Leben an Bedeutung. Es wurde damals auch dem Könige die Ernennung Bismarcks zum Minister vorgeschlagen. Der Monarch aber lehnte den Vorschlag mit der Bemerkung ab: „Roter Reaktionär, riecht nach Blut, später zu verwenden.“

Zu Anfang des Jahres 1849 fanden die Wahlen für die Abgeordnetenkammer statt. Bismarck ließ sich als Kandidat für den Kreis Westhavelland aufstellen. Am 2. Februar hielt er im Bölkeschen Gartenhause zu Rathenow seine Wahlrede, welcher er es hauptsächlich verdankte, daß er am 5. Februar in Brandenburg über seinen liberalen Gegenkandidaten Pochhammer den Sieg davontrug, freilich nur mit der geringen Mehrheit von acht Stimmen.

Am 26. Februar traf Bismarck zur Eröffnung des neuen Landtages in Berlin ein. Nicht nur mancher der alten Parteigenossen vom Vereinigten Landtage her begrüßten Bismarck im Weißen Saale mit Freuden, sondern auch viele der früheren Gegner, welche, durch die Ereignisse von ihren früheren Ansichten weit abgedrängt, ihm näher und näher gekommen waren und nun in der Bekämpfung der revolutionären Elemente mit ihm Seite an Seite zu kämpfen bereit standen. So hatten sich die ehemaligen Führer der Liberalen, Grabow, von Auerswald, Freiherr von Vincke, den Verteidigern der Würde und Rechte des Königsthrons zugesellt und standen nun in dem furchtbaren Ernst der Zeit Schulter an Schulter mit Otto von Bismarck. Sie wurden dafür auch, gleich ihm, beim Aussteigen aus dem Wagen am Schloßportal von den Berliner Demokraten, welche ihnen einst Lebehochs zugejubelt, mit Zischen und Johlen begrüßt. Ein Vorfall während der Eröffnungsfeierlichkeit im Weißen Saale wurde von vielen Seiten als ein bedeutsames Vorzeichen dafür ausgelegt, daß man einer kampfvollen Zukunft entgegengehe. Einem Offizier der Gardes du Korps fuhr bei einer raschen Bewegung der Pallasch aus der Scheide und fiel zu Boden. Die blanke Waffe kam einen Augenblick gerade vor dem Thronsitze des Königs zu liegen, als wollte das Schicksal damit einen Fingerzeig geben, wodurch allein der gordische Knoten der Zeitverwirrnisse zu lösen sei.

Das Heer der Volksvertreter sonderte sich in den ersten Sitzungen der Zweiten Kammer zunächst in zwei große Parteien, in die der Königstreuen zur Rechten und die der Anhänger des unumschränkten Volkswillens zur Linken. In diesen beiden Heerlagern bildeten sich naturgemäß wiederum verschiedene kleinere Gruppen. Die Konservativen triumphierten über den Ausfall der Wahlen, wonach sie in verhältnismäßig starker Anzahl im Landtage erscheinen konnten. Dies war der Erfolg, den die Arbeit Bismarcks und seiner Genossen gehabt; freilich waren ihnen die Zeitereignisse sehr wirksam zu Hilfe gekommen. Ein konservativer Abgeordneter aus Pommern drückte Bismarck seine Freude aus, indem er sagte: „Wir haben gesiegt!“ Bismarcks klarer Blick erkannte jedoch, daß es noch nicht Zeit sei, in solcher Zuversichtlichkeit zu jubeln. „Nein, wir haben

nicht gesiegt," entgegnete er bedächtig: „aber wir haben angegriffen, und das ist die Hauptsache. Der Sieg soll erst noch kommen, und er wird kommen."

Otto von Bismarck trat in dem Parteikampfe, der sich in den Kammerverhandlungen bald leidenschaftlich genug entwickelte, immer mehr als mannhafter, achtunggebietender Streiter hervor. Er war ein würdiger Vertreter Brandenburgs, der ehemaligen Hauptstadt im alten Kern- und Stammlande des preußischen Staates. Fest und mutig verfocht er seine Meinungen; dabei zeigte er stets eine vornehme, echt ritterliche Haltung, die dazu beitrug, seine geistige Überlegenheit immer glänzender hervortreten zu lassen. Seine Ansichten hatte er soweit geändert, als er sich jetzt zum konstitutionellen Königtum bekannte; dies verteidigte er nun mit dem vollen Mut der Überzeugung gegen den Andrang der Demokratie. Bei den Vertretern dieser Richtung hieß er zwar nach wie vor der „freiheitsfeindliche Junker"; aber auch die erbittertsten Gegner konnten doch nicht umhin, seiner ritterlichen Kampfesweise Anerkennung zu zollen. Bismarck beobachtete seinen Gegnern gegenüber, namentlich bei Begegnungen auf neutralem Gebiet, stets die ausgesucht vornehmen Formen des wahren Edelmannes. Diese Taktik, sowie sein feiner, überlegener Humor, gewannen ihm die Herzen von Freund und Feind. Charakteristisch für den Verkehr mit seinen politischen Gegnern ist folgender Vorgang, der sich in den Vorräumen des Abgeordnetenhauses abspielte:

Bismarck hatte auf der Tribüne bei Gelegenheit der Verhandlung über die Aufhebung des über Berlin verhängten Belagerungszustandes an die Kundgebungen erinnert, welche seitens der Radikalen bei der ersten Jahresfeier des 18. März stattgefunden, und ziemlich deutlich auf einzelne Abgeordnete hingewiesen, die dabei ein damals aufgetauchtes, aufreizendes Lied angestimmt, in dem es hieß:

„Wir färben echt, wir färben gut;
Wir färben mit Tyrannenblut."

Der Abgeordnete d'Ester, welcher sich durch Bismarcks Rede besonders getroffen gefühlt hatte, traf mit diesem in einem Vorsaale des Hauses zusammen und bot ihm nun zum Dank für die höfliche

Form, in welcher er die Sache behandelt hatte, in scherzender Weise einen Vertrag an. Wenn seine Partei ans Ruder käme, führte der Mann der äußersten Linken aus, und es gelte, den Ausspruch jenes Liedes zur Wahrheit zu machen, so wolle er sich dafür verwenden, daß man dem ritterlichen Vertreter Brandenburgs das Leben schenke. Bismarck möge dagegen einen Abgeordneten der Linken bezeichnen, den er schonen würde, wenn seine Partei zur Herrschaft gelange. Bismarck erwiderte im gleichen Tone des Humors: „Auf das Kartell kann ich mich nicht einlassen; weil es ungleich ist; denn es ist unwahrscheinlich, daß Ihre Partei jemals ans Ruder kommt. Sollte dies dennoch eintreten, so wird es so unerträglich auf der Welt zugehen, daß ich keinen Wert darauf legen werde, weiter zu leben. Kriegen wir dagegen die Oberhand, so wird gehenkt, aber höflich bis zur letzten Galgensprosse." Der Abgeordnete d'Ester versicherte seinem Gegner darauf, daß derselbe wenigstens ein ehrlicher Edelmann sei, den man nicht mittelst eines groben hanfenen Strickes, sondern mittelst einer seidenen Schnur in das Jenseits befördern werde.

Neben solchen spitzen Pfeilen des Witzes und des Spottes verschmähte Bismarck auch nicht, wenn es galt, im Streite den Stein des Ajax zu ergreifen und ihn seinem Gegner entgegenzuschleudern. Als sich in einer der ersten Sitzungen einige Redner der Linken die Achtung vor der freien Willensmeinung aller Staatsbürger forderten und dem Grundsatz der Volkssouveränität Anerkennung zu verschaffen suchten, entgegnete Bismarck ihnen:

„Was ist das Volk? — Es ist kein Ausdruck in den letzten Jahren mehr gemißbraucht worden, als das Wort ‚Volk'. Jeder hat das darunter verstanden, was gerade in seinen Kram paßte, gewöhnlich einen beliebigen Haufen von Individuen, die er für seine Ansicht gewinnen konnte. Das wahre preußische Volk hat in der letzten Zeit viel Geduld gezeigt und große Leichtgläubigkeit gegen diejenigen, welche sich seine Freunde nennen."

Am 20. März zog sich Bismarck einen Ordnungsruf zu. Einer der radikalen Abgeordneten, Staatsanwalt von Kirchheim, hatte nämlich den Ministern zugerufen, „ihre Tugenden wären nichts als glänzende Laster", und der Präsident von Grabow hatte auf diese freche Beleidigung auf

die dringliche Forderung des Grafen Brandenburg nur einen Verweis in schonendster Form erteilt. Da sagte Bismarck: „Gegen politische Ansichten können Minister etwas erwidern, gegen Grobheiten ist der Antrag auf Ordnungsruf ihre einzige Waffe!“ Wegen des Ausdrucks „Grobheiten“ erteilte ihm nun der Präsident den Ordnungsruf.

Seinen unerschütterten Freimut bekundete er ferner in der Sitzung vom 22. März 1849, als über eine neue Amnestie der noch in Haft gehaltenen Barrikadenkämpfer verhandelt wurde, indem er sagte, der König habe am 18. März 1848 Rebellen begnadigt; ein solcher Akt dürfe aber nicht wiederholt werden, weil dadurch im Volke die Meinung verbreitet werde, als ob das ganze Staatsrecht auf dem Willen der Bevölkerung beruhe, als ob ein jeder, dem ein Gesetz mißfalle, es umstürzen könne, wenn er eine Anzahl Individuen bewaffnet oder unbewaffnet zu sammeln verstehe, um eine schwache Regierung einzuschüchtern oder ihr zu imponieren. „Ich fürchte,“ fuhr er fort, „die weinerliche Sentimentalität unseres Jahrhunderts, die in jedem fanatischen Rebellen, in jedem gedungenen Barrikadenkämpfer einen Märtyrer findet, wird mehr Blutvergießen herbeiführen als eine strenge und entschlossene Gerechtigkeit, wenn sie von Anfang an geübt worden wäre, hätte thun können.“

Ein Sturm des Unwillens brach auf der linken Seite des Hauses über diese Worte aus; namentlich hatte der Ausdruck „Rebellen“ eine furchtbare Erregung bei denen hervorgerufen, die einst selber auf den Barrikaden mitgekämpft hatten. Furchtbarer Lärm begleitete die Ausführungen, sodaß der Redner mehrmals längere Pausen machen mußte, bis die Ordnung wiederhergestellt war. Ruhiger verlief der Schluß der Rede, in welcher er die Verschiedenheit der politischen Grundsätze kennzeichnete, von welchen die beiden Hauptparteien des Hauses, die monarchische und die demokratische, ausgingen.

„Der Prinzipienstreit“, sagte er, „welcher in diesem Jahre Europa in seinen Grundfesten erschüttert hat, ist ein solcher, der sich nicht vermitteln läßt. Die Prinzipien beruhen auf entgegengesetzten Grundlagen, die von Haus aus einander ausschließen. Das eine zieht seine Rechtsquelle angeblich aus dem Volkswillen, in Wahrheit aber aus dem Faustrecht der Barrikaden. Das andere gründet sich auf eine von

Gott eingesetzte Obrigkeit, auf eine Obrigkeit von Gottes Gnaden und sucht seine Entwicklung in der organischen Anknüpfung an den verfassungsmäßig bestehenden Rechtszustand. Dem einen dieser Prinzipien sind Aufrührer jeder Art heldenmütige Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht, dem andern sind sie Rebellen. Über diese Prinzipien wird nicht durch die parlamentarische Debatte, nicht durch die Majoritäten von elf Stimmen eine Entscheidung erfolgen können; über kurz oder lang muß der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung darüber werfen."

Auf den Einwurf des Abgeordneten Immermann, er kenne nur ein Prinzip, das konstitutionelle, in welchem zwei Gewalten, die Volksgewalt und die Krone, gleichberechtigt nebeneinander wirkten, erwiderte Bismarck:

„Ich habe einen Gegensatz angedeutet, in dem das konstitutionelle Recht entschieden auf meiner Seite liegt, den Gegensatz zwischen Recht und Revolution. Die konstitutionelle Monarchie liegt für unsere Verhältnisse gerade in dem Begriffe des Rechts mitten inne. Es ist ein weitverbreitetes Vorurteil, daß ein konstitutioneller König kein König von Gottes Gnaden sein könne. Ich bin der Meinung, er ist es gerade recht!"

Es tritt hier bereits deutlich die Ansicht hervor, welche der geniale Staatsmann später in seinem berühmten Ausspruch von der alleinigen Lösung der verwickelten vaterländischen Fragen durch Blut und Eisen zum Ausdruck gebracht hat. Die Verwirrung, welche die heftigen Parteikämpfe gegenüber einer festen, starken Staatsgewalt anrichteten, machte auch jetzt wieder die gedeihliche Entwicklung der Dinge unmöglich. Die Parteiverhältnisse in der Zweiten Kammer wurden je länger je verwickelter. Die Vertreter einer freisinnig-konstitutionellen Richtung mußten, wenn sie die Ausschreitungen der Demokratie hemmen wollten, sich mit den Konservativen verbünden, während sie anderseits gegen die zu weitgehenden Forderungen der äußersten Rechten Unterstützung bei dem entgegengesetzten Flügel der Kampfeslinie suchen mußten. So kam es, daß oft ein Unterschied von wenigen Stimmen das Zustandekommen oder das Scheitern eines wichtigen Gesetzes bedingte.

Diese Wirrnisse waren um so verhängnisvoller, als jetzt Aufgaben an den preußischen Staat herantraten, welche im Interesse des größeren Vaterlandes dringender als je das einmütige Zusammenwirken aller nationalen Kräfte erheischten. Die deutsche Einheitsbewegung war es, welche an Preußen jetzt Fragen des Seins oder Nichtseins zu stellen begann. Die Regierung versuchte den gordischen Knoten der Parteiverwirrung in der Abgeordnetenkammer zu durchhauen, indem sie dieselbe am 27. April 1849 auflöste.

Es hatte eine Zeitlang den Anschein, als würde diese Maßregel der Regierung einen neuen Volksaufstand in Berlin herbeiführen. Schon begannen die Straßenaufläufe wieder wie im vorigen Jahre. Als den Aufrührern diesmal aber feste Entschlossenheit der Staatsgewalt entgegengesetzt wurde, verlief die Bewegung bald im Sande.

Otto von Bismarck, welcher während der Landtagssitzung in Berlin Wilhelmstraße 71 gewohnt hatte, machte nach der Kammerauflösung eine Reise nach Pommern, kehrte aber nach einigen Wochen zurück, um an dem neuen Wahlkampfe, der sich alsbald entwickelte, in seiner märkischen Heimat teilzunehmen.

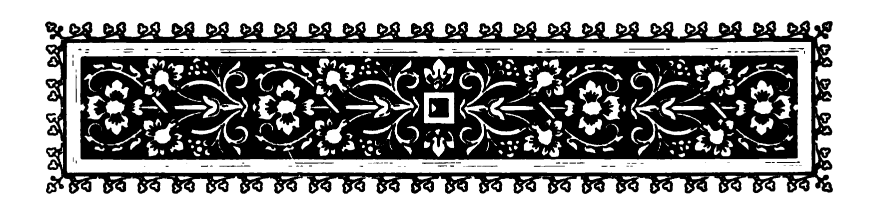
Er ließ sich in seinem alten Wahlkreise wieder als Kandidat der konservativen Partei aufstellen. Diesmal hatte er nach den Vorgängen in der Kammer noch einen schwereren Stand als vordem. Ja, die Anhänger der Gegenpartei waren so erbittert auf ihn, daß er selbst in eine gefährliche Lage geriet.

Eines Tages, als er in Rathenow seine Wahlrede gehalten hatte und den Saal, worin die Versammlung stattgefunden, verlassen wollte, trat ein Rathenower Bürger, der Schornsteinfegermeister Wolf, eilig und erregt auf ihn zu und flüsterte ihm ins Ohr: „Gehen Sie nicht hinaus, Herr von Bismarck. Sie wollen Ihnen draußen zu Leibe.“ Furcht war Bismarcks Sache nicht. „Ach, glauben Sie doch den Bläffern nicht!“ antwortete er und schritt zum Saale hinaus. Draußen hatte sich ein Volkshaufe angesammelt, welcher den Eingang umdrängte und den Heraustretenden mit Zischen und Schimpfrufen empfing. Bismarck schritt unerschrocken, hochaufgerichtet, durch die erregte Menge hindurch und kam, von dem Schornsteinfegermeister

Wolf und dem Stadtschreiber Noack geleitet, ungefährdet zu dem Gasthause, wo er sein Fuhrwerk eingestellt hatte. Aber als er etwas später wieder aus demselben heraustrat, hatte der Volksauflauf so zugenommen, daß er nur mit Mühe den Wagen erreichen konnte. Kaum hatte er denselben bestiegen, so flogen mehrere Steine über seinen Kopf hinweg, gleich darauf auch einer in den Wagen, der ihn am linken Arme traf und nicht unerheblich verwundete. In dem ersten heftigen Schmerz ergriff der Getroffene den Stein, schnellte von seinem Sitze empor und erhob den Arm zum Wurfe. Gleich darauf gewann er seine Besonnenheit wieder, er warf den Aufrührern den Stein verächtlich vor die Füße und gab das Zeichen zur Abfahrt. In demselben Augenblick sauste der Wagen durch die Volksmenge, die zu beiden Seiten Platz machte.

Die Regierung hatte inzwischen durch Verordnung vom 30. Mai 1849 für die Zweite Kammer ein neues Wahlsystem, das Dreiklassen-Wahlsystem, eingeführt, welches sich als ein wirksames Mittel zur Beseitigung der radikalen Elemente in der Volksvertretung erwies. Die am 27. Juli des genannten Jahres stattfindenden Neuwahlen ergaben ein für die Regierung sehr günstiges Resultat. Es wurde eine starke Mehrheit konservativer und gemäßigt liberaler Abgeordneten gewählt.

Auch Bismarck wurde von seinen Getreuen im Havellande wiedergewählt; er reiste abermals nach Berlin, um bei dem neuen politischen Waffengange noch einmal in die Schranken zu treten, der nicht mehr um die Gestaltung der Staatsverhältnisse im engern preußischen Vaterlande allein, sondern auch um die Lösung größrer, das Lebensinteresse des gesamten deutschen Volkes geführt wurde.



X.

Um des Reiches Zepter und Krone.

„Sie singen: Des Deutschen Vaterland
Von Donau, Belt und Rhein,
Von Bayerland und von Steierland,
Von Schwabenland und vom Main;
Doch kommt zum ‚Nenne mir‘ der Gesang,
Da wird's ein Grunzen mit Sang und Klang,
Bis einer ruft: ‚das soll es sein!‘
Ein andrer lärmt: ‚Muß größer sein!‘
Sie singen: Des Deutschen Vaterland
Und suchen den Schluß vergebens;
Heil dem, der solch ein Lied erfand
Zum Denkmal deutschen Strebens!
Gelernt wird's schon seit fünfzig Jahr'n
Und ist und bleibt doch so verfahr'n
In Lied, in Wort, in groß und klein —
O Gott, vom Himmel sieh darein!“

M. Ant. Niendorf.

Der Sturm der Märzrevolution des Jahres 1848 hatte den alten, so oft unterdrückten Kampf um die deutsche Einheit in allen deutschen Staaten zu neuer, helllodernder Flamme entfacht. Die Vaterlandsfreunde aller deutschen Völkerschaften in Nord und Süd hatten die Überzeugung, daß der Streit um freiheitliche Verfassung in den Einzelländern nur dann zum vollen Siege führen könne, wenn zugleich eine gesunde und zeitgemäße Verfassung des Gesamtvaterlandes als Kampfpreis errungen werde. Sie setzten daher ihre ganze Kraft ein,

dieses weitere Ziel mit dem näheren zu erreichen. So mündeten die Fluten aller einzelnen Bewegungen zuletzt in den Hauptstrom der allgemeinen deutschen Einheitsbestrebungen.

In den Stunden der Gefahr, als die Märzstürme an den Grundfesten der Throne rüttelten, beeilten sich die Fürsten, durch verheißungsvolle Kundgebungen das Verlangen ihrer Völker auch in der deutschen Sache zu beschwichtigen. Preußens König begann den Reigen mit seiner Erklärung, daß er sein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt habe, und daß der alte Hohenzollernstaat fortan in Deutschland aufgehen sollte. Doch so schön die Worte klangen, die Schritte zur Verwirklichung derselben waren bei den Wirren der Zeit so verfehlte, wie der abenteuerliche Umzug des Königs und seiner Würdenträger im Schmuck der schwarz-rot-goldenen Farben durch die Straßen Berlins.

In den deutschen Ländern, deren Völker einst mit freudiger Zuversicht auf Preußens neuen Herrscher geblickt hatten, erhob sich jetzt nach den Ereignissen der Berliner Sturmtage ein durch die Anhänger der republikanischen Partei verursachter Lärm, welcher den Romantiker auf dem Throne mit einer Flut von Schmähungen übergoß. Als die Staatslenker in Wien von den Berliner Vorgängen vernahmen, fuhr ihnen jäher Schreck durch die Glieder, daß Österreich seine leitende Stellung in Deutschland verlieren könnte, wenn sie nicht auch eiligst zu gunsten der deutschen Bewegung eine Komödie in Scene setzten. Alsbald wehte die schwarz-rot-goldene Fahne vom Stephansturme; der Kaiser erschien mit einem solchen Banner in der Hand an einem Fenster der Hofburg und zeigte sich dem jubelnden Volke. Zeitungsartikel und patriotische Reden flossen über von deutscher Gesinnung. Und wenn in diesen Kundgebungen auch der fast schwachsinnige Kaiser Ferdinand mit der trotz aller Schwächen doch ritterlichen Gestalt des Preußenkönigs als Bewerber um des Reiches Zepter und Krone nicht in die Schranken treten konnte, so fand man in der Person des Erzherzogs Johann, der sich wegen eines angeblichen Trinkspruchs auf die deutsche Einheit weitreichender Volksgunst erfreute, einen würdigen Ersatzmann. Unverzüglich erließ das Wiener Kabinett an alle deutschen Höfe ein

Rundschreiben, wodurch gegen jede Änderung der Bundesverfassung ohne die Zustimmung aller Mächte Verwahrung eingelegt wurde. Die Regierungen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten schwankten wie stets mit ihren Zuneigungen zwischen den beiden Großmächten.

Auf König Friedrich Wilhelm IV. wirkte die Wahrnehmung dieser Vorgänge äußerst abkühlend. Wie eifrig der Vertreter Preußens am Bundestage, Freiherr von Arnim, auch bemüht war, den König zum Fortschreiten auf der betretenen Bahn zu bewegen, es war vergebens. Er erreichte nur, daß die Erklärung an die deutschen Regierungen erlassen wurde, Preußen sei bereit, ständische Abgeordnete nach Frankfurt a. M. zu senden, wenn dies etwa im Bundesrate beschlossen werden sollte. Von dem Versprechen des Königs, die Leitung der deutschen Bewegung für die Tage der Gefahr zu übernehmen, war nicht mehr die Rede. Die Schritte, welche die Vorkämpfer der deutschen Bewegung von der preußischen Regierung als erste Erfordernisse erwarteten, waren folgende: Aufforderung des Bundestages, alsbald die Wahlen zu einem deutschen Parlamente auszuschreiben; Aufforderung an die Regierungen, Mithilfe bei Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfs zu leisten; Erklärung des Königs, zur Eröffnung des Parlaments persönlich zu erscheinen und verantwortliche Minister zur Führung der Geschäfte einzusetzen. Der König unterließ die Maßregeln, die vielleicht zu einer glücklichen Lösung der schwierigen Angelegenheit geführt hätten.

Vorgänge anderer Art trugen dazu bei, die allgemeine Verwirrung noch zu erhöhen. In Dänemark hatte König Christian VIII. bereits am 8. Juli 1846 durch seinen „Offenen Brief“ angekündigt, die meerumschlungenen Herzogtümer auf der kimbrischen Halbinsel, welche laut alter Verträge „up ewig ungedeelt“ bleiben sollten, durch Einverleibung Schleswigs und Lauenburgs in den dänischen Staat auseinander zu reißen. Sein Sohn Friedrich VII., am 20. Januar 1848 auf den Thron gelangt, versuchte den angekündigten schnöden Rechtsbruch zur Ausführung zu bringen, indem er, gedrängt vom Pöbel seiner Hauptstadt, am 22. März des genannten Jahres die Trennung der Herzogtümer verfügte. Da sagten sich die Schleswig-Holsteiner von der Herrschaft der Dänen los, setzten eine provisorische Regierung ein und

rüsteten sich, ihre verbrieften Rechte mit den Waffen in der Hand zu verteidigen.

Freiherr von Arnim sah jetzt für Preußen eine günstige Gelegenheit, das geschwächte Ansehen bei den deutschen Völkerschaften wieder zu stärken, wenn es dem verlassenen Bruderstamme im Norden, welchem die Herzen aller Deutschen gleich heiß entgegenschlugen, in dem Kampf um seine Rechte Hilfe leistete. Es gelang dem für die deutsche Sache begeisterten Staatsmanne, den König für seine Meinung zu gewinnen, und alsbald rückte eine preußische Heeresmacht zum Schutze der Herzogtümer, begleitet von dem Jubel des Volkes, gen Norden. Doch die Enttäuschung sollte bald folgen. Die Großmächte, besonders Rußland, sahen in dem eigenmächtigen Vorgehen Preußens einen Bruch älterer Verträge und nahmen eine feindliche Haltung gegen den allzu eilfertigen Retter der bedrohten Schleswig-Holsteiner an.

Ein Aufstand in Polen, für dessen Entstehung der Kaiser von Rußland die preußische Regierung wegen ihres nachgiebigen Verhaltens der liberalen Bewegung gegenüber verantwortlich zu machen suchte, trug noch dazu bei, die Spannung zwischen den beiden Nachbarreichen bedenklich zu erhöhen. Ein anderes Hemmnis für die deutsche Sache war die demokratische Bewegung, die mit wilder Leidenschaft auf den Umsturz aller bestehenden Staatsordnungen hinarbeitete.

So gewahrten die Vertreter des Einheitsgedankens Verwirrung und Hindernisse ihrer Bestrebungen, wohin sie blickten. Doch ihre nationale Begeisterung trieb sie zu um so eifrigerer Thätigkeit an.

Von der Macht des allgemeinen Stromes fortgerissen, schickte sich auch der gute Bundestag an, die Mode mitzumachen und auch seinerseits eine Kundgebung für die deutsche Einigung zu wagen. Er ließ auf seinem Palaste die deutsche Fahne aufstecken und kam dem Verlangen des Volkes nach einem deutschen Parlamente dadurch entgegen, daß er für die siebzehn Kurien je einen liberalen Vertrauensmann zur Mitarbeit an dem Entwurf einer Bundesverfassung berief. Das Ergebnis des Bemühens dieser Vereinigung, der Zusammenkoppelung des Pegasus mit dem Zugstier ähnlich, war ein Machwerk von höchst zweifelhaftem Werte. In den wichtigen Punkten, der Bildung einer ein-

heitlichen Reichsregierung und der Wahl eines Oberhauptes, konnte keine Einigung erzielt werden. Um aus dieser Verlegenheit herauszukommen, erließ der Bundestag ein Gesetz, wonach die Regierungen vom Volke gewählte Abgeordnete zu einem deutschen Vorparlamente nach Frankfurt entsenden sollten, welchem das Verfassungswerk weiter zu fördern überlassen werden sollte. Der Bundestag, der rechte Vertreter der Deutsch-Michelei, zeigte auch jetzt wieder, daß ihm die Kraft, schöpferisch zu wirken, durchaus fehlte.

Das Vorparlament, aus 500 Mitgliedern, zumeist Süddeutschen neben zwei Österreichern und 141 Preußen bestehend, begann seine Thätigkeit in Frankfurt am 31. März 1848. Auch demokratische Elemente waren darin vertreten, welche sogleich die Verkündigung einer unteilbaren deutschen Republik als Forderung erhoben. Doch die Mehrzahl der Abgeordneten zeigte eine allen Gewaltthaten abgeneigte Gesinnung, sodaß jene Umstürzler nicht zur Geltung kamen. Von den Vorschlägen, welche die stürmischen Verhandlungen als Frucht zeitigten, waren die wichtigsten folgende: Schleswig und Ost- und Westpreußen sollten fortan als zum Deutschen Bunde gehörig betrachtet werden, die Herstellung Polens — unbekümmert darum, daß dadurch ein blutiger Krieg mit Rußland heraufbeschworen werden würde — wurde als eine heilige Pflicht des deutschen Volkes bezeichnet, je 50000 Einwohner aller deutschen Länder sollten einen Abgeordneten wählen und zu einer konstituierenden Nationalversammlung entsenden, welcher die Ausarbeitung einer Verfassung obliege.

Während die über ihre Niederlage in den Verhandlungen des Vorparlaments höchst erbitterten Demokraten an verschiedenen Orten Volksaufstände erregten, die indessen bald unterdrückt wurden, erfolgten die Wahlen zu einer deutschen Nationalversammlung. Gleichzeitig arbeitete ein Ausschuß von fünfzig Mitgliedern des Vorparlaments in Verbindung mit den erwähnten siebzehn Vertrauensmännern des Bundesrates an dem Entwurf eines Verfassungswerkes, der hauptsächlich nach den Vorschlägen Dahlmanns, des ehemaligen, vom König von Hannover vertriebenen Göttinger Professors, zu stande kam. Dieser Entwurf, von der Voraussetzung ausgehend, daß Österreich aus dem Deutschen Bunde

ausscheide, dem Könige von Preußen die erbliche Kaiserkrone übertragen werde, rief auf mehreren Seiten, besonders bei den Radikalen und bei der Regierung Österreichs und ihren Anhängern, lebhaften Widerspruch hervor. Auch in Preußen fand derselbe nicht die allgemeine Zustimmung, welche die Verfasser erwartet hatten. Während dem Werke, welches den zeitgemäßen liberalen Forderungen durchaus Rechnung trug, seitens des Prinzen Wilhelm von Preußen, der den Entwurf in einem Briefe an Bunsen für eine große Erscheinung, ein Meisterstück der Klarheit, Gediegenheit und Kürze nannte, hohe Anerkennung gezollt wurde, verhielt sich der Mann, von dessen Entschließungen das Gelingen der Verwirklichung der Vorschläge abhing, vollständig ablehnend.

König Friedrich Wilhelm IV. vermochte sich von seinen großdeutschen Plänen, die Österreich mit in das zukünftige Reich einbegriffen, und von seinen mittelalterlichen Anschauungen nicht loszumachen. Ihm hatte es eine Zuschrift Alberts, des englischen Prinzgemahls, angethan, der sich auch zu einem Entwurfe für die Umgestaltung der deutschen Staatenverhältnisse berufen fühlte. Hiernach war das zu erstrebende Ziel die Gründung eines deutschen Staatenbundes mit einem Fürstenrat und einem Parlament, welchem ein für allemal der Kaiser von Österreich als „Ehrenhaupt teutscher Nation" mit dem Titel eines römischen Kaisers, daneben ein auf Lebenszeit vom Volke gekürter, durch einen Erzbischof gesalbter „teutscher König" als höchste Reichsobrigkeit an die Spitze zu stellen seien. Wirklich setzte sich der König von Preußen auch mit Österreich und den anderen deutschen Bundesregierungen in Verbindung, den Plan zur Durchführung zu bringen. Daß indessen dies Vorgehen mißlang, bewirkten die preußischen Minister, welche die Interessen des Staates nicht in so schwärmerischer Großmut, wie der König dem Hause Habsburg, zu opfern geneigt waren.

Auch aus anderen deutschen Ländern traten Verfassungsentwürfe für das zukünftige Reich hervor, die zum Teil noch abenteuerlicher und widersinniger waren, als der des Königs von Preußen, und von denen behauptet wurde, daß sie nichts Gutes an sich hatten, als ihre Undurchführbarkeit. Die Staatsleitung Österreichs verhielt sich bei der Stimmung

im eignen Volke, das in seiner Begeisterung für die Einheitsbestrebungen stark abgekühlt worden war und in seiner Mehrzahl zunächst Österreicher und dann erst Deutsche sein zu wollen erklärte, vorsichtig abwartend. Ein neuer Revolutionsausbruch in Wien, infolgedessen die kaiserliche Familie nach Innsbruck entfloh, verhinderte zudem auch eine mitratende Thätigkeit in dieser Frage.

Während also im deutschen Volke der Meinungsstreit um die Frage, ob großdeutsch, mit Einschluß Österreichs, oder kleindeutsch, mit Ausschluß desselben, hin- und herwogte, zog am 18. Mai 1848 die Nationalversammluug in einer stattlichen Schar von nahezu 600 Abgeordneten durch die festlich geschmückten Straßen der alten Kaiserstadt am Main unter Glockengeläut, Kanonendonner und dem Jauchzen dichtgedrängter Volksmassen der Paulskirche zu, um ihre Sitzungen daselbst zu beginnen. Die hervorragendsten Geister des deutschen Volkes waren in dieser Versammlung vertreten. Männer, deren Namen als Volksführer, Gelehrte und Dichter besten Klang hatten, wie Dahlmann, Droysen, von Raumer, Gervinus, Welcker, Jakob Grimm, Heinrich von Gagern, Beckerath, Mathy, von Radowitz, Fürst Lychnowski, Arndt, Uhland, befanden sich in dem feierlichen Zuge. Eine Fülle des Geistes, Talentes und Wissens, der Beredsamkeit, des idealen Strebens und der begeisterten Vaterlandsliebe, wie sie hier vereinigt war, ist wohl kaum je wieder in einer ähnlichen Versammlung zusammengefunden worden. Mit den höchsten Erwartungen richteten sich die Blicke aller Deutschen nach Frankfurt. Und was war das Schlußergebnis der ehrlichen, eifrigen Arbeit der dort versammelten Sendboten des Deutschen Volks? —

Mit Eifer und Kraft gingen die Männer an die Lösung der ihnen gestellten Aufgabe, sich dessen wohlbewußt, daß sie die Geschicke des Vaterlandes in ihrer Hand hielten. Doch an den Klippen der Zeitverhältnisse mußte jedes Unternehmen, die damals noch unlösbare Frage der deutschen Einigung zu lösen, fast mit Notwendigkeit scheitern. Die Möglichkeit zum Gelingen einer solchen Herkulesarbeit, wie sie hier zu thun war, wäre vielleicht gegeben gewesen, wenn dem deutschen Volke ein Staatsmann von höchster genialer Kraft, von Weisheit und Erfahrung

erstanden wäre, der das Steuerruder ergriffen und das wild umwogte Schiff des Zukunftreiches unter dem Schutze einer starken königlichen Macht und Würde geführt hätte. Unter der Leitung aber so vieler, wenn auch noch so tüchtiger Köpfe und Sinne, trieb das Fahrzeug hin und her und kam nicht in den Hafen. Die glänzende Versammlung war, wie Sybel treffend bemerkt, trotzdem und alledem eine Bestätigung des alten Wortes, daß die Staatskunst die höchste Leistung des menschlichen Geistes sei, zu der man nur durch angeborene Genialität oder durch lange Schulung in strenger Methode gelange.

An die Spitze des ersten deutschen Parlaments wurde durch freie Wahl der Mitglieder ein Mann berufen, auf den man die größten Hoffnungen setzte. Es war der hessen-darmstädtische Volksführer und Staatsmann Heinrich von Gagern, eine Persönlichkeit von seltener Bedeutung, klug, gebildet und in begeisterten Momenten von hinreißender Beredsamkeit, festen, tadellosen Charakters, beseelt von dem Mut, für seine Überzeugung und wahrhaft freiheitliche Gesinnung alle Kraft einzusetzen. Doch war, wie er unumwunden selber bekannte, seine sittliche Stärke größer als seine geistige Befähigung. Der Mann, der Deutschland damals vor vielem Mißgeschick bewahren, es hätte retten können, war er nicht; dazu fehlte ihm nach dem Urteil sachkundiger Beurteiler die staatsmännische Gabe, mit klarem, scharfem Blicke die Dinge im richtigen Lichte zu sehen und danach ihre Folgen zu bemessen.

Dennoch vermochte Heinrich von Gagern als Präsident und erster Führer der Nationalversammlung dieser bald den Stempel seines Geistes aufzudrücken. Die Worte, in welchen er beim Beginn der Beratungen die Aufgabe der Versammlung bezeichnete, waren bei der großen Mehrheit derselben von zündender Wirkung.

„Wir wollen schaffen," sagte er, „eine Verfassung für Deutschland, für das gesamte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränität der Nation. — Die Schwierigkeit, eine Verständigung mit den Regierungen zu stande zu bringen, hat das Vorparlament richtig vorgefühlt und aus dem Charakter einer konstituierenden Versammlung vindiziert. Deutschland will eins sein, regiert vom Willen des Volkes unter Mitwirkung aller seiner Gliederungen.

Diese Mitwirkung auch den Staatsregierungen zu erwirken, liegt im Berufe dieser Versammlung."

Die Versammlung beschloß als einen der ersten Schritte zur Lösung ihrer Aufgaben die Einsetzung einer Zentralgewalt, auf deren Machtmittel sich die Ausführung der gefaßten Beschlüsse des Parlaments stützen könne. Man trat zu diesem Zwecke nicht, wie der Badener Mathy vorschlug, mit dem Bundestage, der noch im Besitze der Heereskräfte war und trotzdem in seiner ganzen Verfassung der freiheitlichen Sache nicht mehr gefährlich werden konnte, in Verbindung, sondern zog es vor, eine neue ausführende Reichsbehörde zu schaffen. An der Spitze derselben sollte nach verschiedenen Ansichten entweder die Person eines Reichsverwesers oder ein Direktorium von drei Mitgliedern, deren eines von Österreich, ein anderes von Preußen und das dritte von den kleineren Staaten zu bezeichnen sei, berufen werden. Nach mancherlei Beratungen entschied man sich für die Einsetzung eines Reichsverwesers, und zwar nach Gagerns Worten mit einem „kühnen Griff" für einen aus den höchsten Sphären. Am 29. Juni wurde Erzherzog Johann von Österreich zum Träger dieser neuen Würde von der überwiegenden Mehrheit der Versammlung gewählt.

Erzherzog Johann nahm die Wahl an, zog am 11. Juli in Frankfurt am Main unter feierlichem Gepränge ein und wurde am Tage darauf in die Nationalversammlung eingeführt, wo er unter unendlichem Beifall das von derselben erlassene Gesetz über die Gestaltung und Machtbefugnis der provisorischen Zentralgewalt treu zu halten und sich fortan ganz dem Wohle Deutschlands zu widmen gelobte. Als er darauf von der Paulskirche nach dem Bundespalaste hinübergezogen und dort den Abschiedsgruß des sich nunmehr — einstweilen! — zur Ruhe setzenden Bundestages entgegen genommen hatte, schritt er zur Bildung eines Reichsministeriums, in welchem sehr rücksichtsvoll die verschiedenen deutschen Landsmannschaften Vertretung fanden und ein Mitglied des deutschen Hochadels, Fürst von Leiningen, den Vorsitz erhielt. Der Bedeutendste oder mindestens Klügste unter den Erwählten war der Österreicher, Ritter Anton von Schmerling, welchem das Ministerium des Äußeren übertragen wurde.

Anfangs schien sich die Regierung des Herrschers über das „Reich Frankfurt“ auf das erfreulichste zu gestalten. Kaum eine der deutschen Regierungen wagte, gegen die Vorgänge in Frankfurt Widerspruch zu erheben; willig fügten sich die Kleinstaaten der Verfügung des Schattenkaisers ohne Land und Heer, daß ihm am 6. August sämtliche Bundestruppen huldigen sollten. Die Großmächte wichen dem Befehle zwar aus, aber bewahrten im übrigen eine durchaus friedliche Haltung. Österreich, wo die Revolution von neuem wütete, lag in den Zuckungen einer lebensgefährlichen Krisis; Preußen hatte gleichfalls noch vollauf mit dem Ordnen der eignen Angelegenheiten zu thun. Und so geschah es, daß der König Friedrich Wilhelm IV. den Reichsverweser zu dem am 14. August 1848 stattfindenden Dombaufeste in Köln einlud und diesen, der auf festlich geschmückten Schiffen mit einer Schar von Abgeordneten der Nationalversammlung den Rhein hinabfuhr, an den Ufern überall von Volksmengen bejubelt, in der alten Hauptstadt der Rheinlande vor dem ehrwürdigen Meisterbau vergangener Jahrhunderte auf das herzlichste bewillkommnete und ihn und sein Geleit in beredten Worten als die „Baumeister am Werke der Einheit“ feierte.

Die Mitglieder der Nationalversammlung, welche zu den Ansichten ihres Präsidenten schwuren, schwelgten in der Freude über den Erfolg, der nach ihrer Meinung mit Gagerns „kühnem Griff“, der Einsetzung des Reichsverwesers gethan worden sei. Allein die Ernüchterung sollte nicht ausbleiben.

Anstatt nun die Gunst der Zeitverhältnisse mit neuem, wirklich kühnem Griff zu benutzen und rüstig das Verfassungswerk zu stande zu bringen, verbrachte das Parlament die Zeit mit der pedantischen Gründlichkeit deutscher Professoren und Juristen in langatmigen Beratungen der „Grundrechte aller Deutschen“. Als man endlich darüber hinweg gekommen und nun an die wichtigste Aufgabe, die Vollendung des deutschen Verfassungswerkes ging, war die Lage eine gänzlich veränderte geworden.

Unter der Gleichgültigkeit, die sich des deutschen Volkes bei den interesselosen Beratungen seiner Vertreter bemächtigt hatte, war der Rausch der allgemeinen Begeisterung geschwunden. Die Umsturzpartei

hatte Zeit gewonnen, für ihre Sache neue Anhänger zu gewinnen und in Frankfurt blutige Straßenkämpfe in Scene zu setzen. Österreich hatte inzwischen die sein Dasein bedrohenden Volksaufstände in Ungarn, Italien, Serbien und Kroatien siegreich zu bekämpfen vermocht und gewann mit der Berufung des Fürsten Felix von Schwarzenberg und der Thronbesteigung eines neuen Herrschers, Franz Josephs I., der an Stelle des abgedankten Kaisers Ferdinand trat, eine feste, thatkräftige Regierung. In Preußen hatte mit dem Grafen Brandenburg und dem Freiherrn von Manteuffel ein „Ministerium der That" die Staatsgeschäfte übernommen.

Der Streit um die Frage über den Einschluß oder Ausschluß Österreichs in das neue Deutsche Reich kam jetzt zu vollem Ausbruch. Die Anhänger des Kaiserstaates, die Vertreter der großdeutschen Bestrebungen, setzten alle Hebel in Bewegung, ihre Pläne zur Geltung zu bringen. Allein Österreich selbst that das Mögliche, dieselben zu durchkreuzen. Nach langem Hinundherschwanken verkündete das Wiener Kabinett endlich am 7. März 1849 eine Gesamtstaatsverfassung für Österreich, durch welche dasselbe, Ungarn und die italienischen Besitzungen eingeschlossen, für eine unteilbare, konstitutionelle Monarchie erklärt wurde.

Am 9. März stellte Graf Schwarzenberg dem Reichsministerium in Frankfurt seine Bedingungen für die Zustimmung der deutschen Verfassung: Der Gesamtstaat Österreich, trotz seiner dreißig Millionen Nichtdeutscher, wird in den Bund aufgenommen. Die Wahl eines deutschen Kaisers unterbleibt; an dessen Stelle tritt ein siebenköpfiges Direktorium, gebildet aus den Königreichen und Österreich, den Vorsitz führt abwechselnd Österreich und Preußen. Das Volkshaus fällt weg; dagegen wird ein Staatenhaus errichtet, zu welchem die Regierungen und Kammern der Einzelstaaten siebzig Abgeordnete ernennen, auf eine Million Einwohner je einen, Österreich achtunddreißig, das übrige Deutschland zweiunddreißig.

Dieser ungeheuerliche Plan Schwarzenbergs von seinem mitteleuropäischen „Siebzigmillionenreiche", der Ausfluß unerhörter Anmaßung, rief in Frankfurt heftige Empörung hervor. Die National-

versammlung ging über die Vorschläge einfach zur Tagesordnung über und zögerte nun nicht mehr, ihren Entschluß zu fassen. In der Sitzung am 27. März wurde die Entscheidung über die Frage der Erblichkeit der Würde des zu wählenden Reichsoberhauptes mit dem Titel eines Kaisers der Deutschen durch eine Mehrheit von — vier Stimmen herbeigeführt. Am folgenden Tage, am 28. März 1849, entschieden von den fünfhundertachtunddreißig vertretenen Stimmen zweihundertundneunzig für Friedrich Wilhelm, König von Preußen; die übrigen Mitglieder — Österreicher, Bayern, Ultramontane — enthielten sich der Wahl. Glockengeläute und Kanonendonner verkündete der Stadt das Ereignis, und der elektrische Draht verbreitete es durch alle Lande. Eine Abordnung von zweiunddreißig Mitgliedern der Nationalversammlung — unter ihnen Vater Arndt, Dahlmann, Friedrich von Raumer — geführt von dem Präsidenten, begab sich auf die Reise nach Berlin, um dem neugekürten Kaiser die Botschaft von seiner Wahl zu überbringen und von ihm die erhoffte Annahme entgegenzunehmen.

Das Verfassungswerk war mit diesem Beschlusse der Nationalversammlung abgeschlossen. Die wichtigsten Punkte desselben waren: ein Kaiser mit einem verantwortlichen Ministerium und den gewöhnlichen konstitutionellen Rechten, dem Recht der Kriegserklärung und des Friedenschließens — doch eines nur aufschiebenden Einspruchsrechtes —, ein Volkshaus von Abgeordneten, aus unmittelbaren und allgemeinen Wahlen hervorgegangen, ein Staatenhaus, dessen Mitglieder zur Hälfte von Volksständen der Einzelstaaten, zur Hälfte von den Regierungen ernannt werden, dabei ein vollgerüttelt Maß von „Grundrechten“ und Freiheiten, wonach jede Religionsgesellschaft ihre Angelegenheiten selbständig verwalten, der Adel als Stand, die Titel ohne Amt abgeschafft werden sollten, endlich Einsetzung eines unabhängigen Reichsgerichtes zur Entscheidung aller Streitigkeiten zwischen Regierungen und Ständen, wie zwischen den Regierungen untereinander und zwischen diesen und der Reichsgewalt.

Es wäre dies alles gar schön und gut gewesen, wenn die konstituierende Nationalversammlung nun auch die Macht hinter sich gehabt

hätte, ihre Beschlüsse durchzuführen. Allein hiermit war es weniger gut bestellt. Das Parlament hatte, auf die Souveränität des Volkes fußend, den deutschen Regierungen keinen Anteil an den Beratungen gewährt. Dem Reichsverweser fehlte es trotz seiner Vertretung einer deutschen „Zentralgewalt“ an thatsächlicher Macht. Es war nun die Frage, ob die Volkssouveränität ausreichen würde, die Verfassung zur Geltung zu bringen, auch für den Fall, daß ihrer Einführung die Fürsten hindernd in den Weg träten.

In dem Freudenrausch über das Gelingen des Werkes hatten die Anhänger der Kaiserpartei in der Nationalversammlung diese Frage gar nicht in Betracht gezogen. Zunächst war freilich alles davon abhängig, wie sich König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zu der ihm dargebrachten Krone verhalten würde. Eine Ablehnung derselben mußte die verhängnisvollsten Folgen für die deutsche Sache nach sich ziehen. Und wie hatte sich der König bisher zu dieser Frage gestellt?

Schon im November des vorigen Jahres war Heinrich von Gagern nach Berlin geeilt, um den König für die Annahme der Kaiserkrone zu gewinnen. In einer Audienz zwar gnädig empfangen, hatte der Bote des Parlaments doch nur die Abneigung des Königs gegen die Annahme einer Krone aus den Händen der Frankfurter Volksvertretung erfahren. Freilich war Gagern von dem gefühlsweichen König beim Abschiede umarmt und dessen Freund genannt worden; aber ob dies allein zu den Hoffnungen berechtigte, der König werde im entscheidenden Augenblicke das vom deutschen Volke dargebotene Geschenk der Krone nicht zurückweisen?

Auch Vater Arndt hatte zuvor einen Schritt gethan, auf seinen König einzuwirken; er hatte ihn mit der Beredsamkeit eines Volkspropheten förmlich beschworen, die dargebotene Krone zum Heil, zur Rettung des deutschen Vaterlandes anzunehmen. „Ja, erhabenster König und Herr“, hatte er ihm zugerufen, „groß ist die Gefahr des Augenblicks; aber herrlich ist auch der Preis, der dem Mute winkt. Dir bleibt kein Mittel mehr; wage voll und ganz deutsch zu sein; wage, Retter und Halter des deutschen Vaterlandes zu werden; wage, alle seine Gefahren zu teilen, zu nehmen und zu übernehmen; wage, ganz mit

dem Vaterlande zu stehen, und Du wirst stehen und bestehen! Mit diesem Mut, mit seinem Mut, wodurch Dein Vater weiland aus schwersten Nöten und Gefahren errettet und zu Glanz und Ruhm wieder aufgerichtet ist, segne Dich Gott! In diesem königlichen Mute halte fest an Deinem königlichen Wort und kühnen Entschlüssen! Jedes Weichen wäre Verderben. Mut und Hochherzigkeit und die stolze, jeder Gefahr die leuchtende Stirn bietende Majestät wird Deine eignen Getreuen ermutigen und stärken bis in den Tod und Dir die Herzen der Völker Deutschlands gewinnen! — Die Gefahr ist stets für Preußen eine sieglockende Sonne gewesen. — In der Größe des Kühnen, in dem Glanze des Hohen wird der kleinliche Jammer untergehen, und selbst der radikale und sozialistische Jammer und Unsinn wird sich in dem Edlen und Hohen vernichtet fühlen." —

Zwar in gleich herzlicher Sprache, aber doch in ablehnendem Sinne war das Antwortschreiben gehalten, welches der König dem greisen Vaterlandsfreunde sandte. „Wo ist der Auftrag", hieß es in demselben, „der diese Männer berechtigt, über rechtmäßige Obrigkeiten, denen sie geschworen, einen Kaiser und König zu setzen? Wo ist der Rat der Könige und Fürsten Deutschlands, der nach tausendjährigem Herkommen dem heiligen Reich seinen König kürt und die Wahl dem Volke zur Bestätigung vorlegt? — Und was würde mir geboten? Ist diese Geburt des gräßlich kreißenden 1848sten Jahres eine Krone? Das Ding, von dem wir reden, trägt nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, drückt nicht den Stempel ‚von Gottes Gnaden' aufs Haupt, ist keine Krone." — — —

Dieselbe Ansicht hatte der König bereits zuvor mit dem kräftigsten Nachdruck in seinem berühmten Briefe vom 12. Dezember 1848 an Bunsen ausgesprochen, in dem es heißt:

„Die Krone, welche die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich auch ein Hohenzoller tragen. Die aber, die Sie meinen, verunehrt überschwenglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848. Einen solchen imaginären Reif aus Dreck und Letten (Thon, Kot) gebacken, soll ein legitimer König, und nun gar ein König von Preußen, sich geben lassen?"

Der König hatte seine Meinung inzwischen nicht geändert. Doch ließ er sich jetzt unter dem Druck der Verhältnisse in Unterhandlungen ein und beschloß, die Kaiserbotschaft nicht kurzer Hand abzuweisen. In einem am 2. April 1849 stattfindenden Ministerrate gab endlich der König seine Willensmeinung in dieser Angelegenheit kund. Sie ging in den Hauptpunkten dahin: Vor allem sei zu erstreben, durch Beratung mit den deutschen Fürsten, einschließlich Österreich, der Neugestaltung Deutschlands eine sichere Grundlage zu geben. Die Bildung des deutschen Bundesstaates, wie sie in Frankfurt aufgefaßt sei, könne nicht gelingen, wenn sich ihr die deutschen Könige entzögen. Die Annahme des Kaisertitels halte er unter allen Umständen für unangemessen.

An demselben Tage trafen die Überbringer der Volksbotschaft aus Frankfurt in Berlin ein. Begeisterter Jubel des Volkes tönte ihnen als Willkommensgruß entgegen. Am folgenden Tage wurden sie vom Könige unter Anwesenheit der sämtlichen Prinzen des Königlichen Hauses, der Minister und des Hofstaates im Rittersaale des Schlosses feierlich empfangen und mit herzlichen Worten begrüßt. In bewegter, ergreifender Rede übermittelte der Führer der Kaiserdeputation, Präsident Simson, dem Könige den Beschluß des deutschen Parlaments, und mit fester, klarer Stimme antwortete der König darauf im Sinne des tags zuvor gefaßten Entschlusses:

„Ich erkenne“, sagte er, „in dem Beschluß der Nationalversammlung die Stimme der Vertreter des deutschen Volkes. Ich bin bereit, durch die That zu beweisen, daß die Männer sich nicht geirrt haben, welche ihre Zuversicht auf meine Hingebung, meine Treue und Liebe zum gemeinsamen Vaterlande stützen. Aber ich würde ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte ich mit Verletzung heiliger Rechte und meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherungen ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und Freien Städte Deutschlands, eine Entschließung fassen, welche für sie und die von ihnen regierten deutschen Stämme die entscheidendsten Folgen haben muß. An den Regierungen der deutschen Stämme wird es jetzt sein, in gemeinsamer Beratung zu

prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen wie dem Ganzen frommt. — Dessen aber möge Deutschland gewiß sein, und das, meine Herren, verkündigen Sie in allen Gauen: bedarf es des preußischen Schildes und Schwertes gegen äußere oder innere Feinde, so werde ich auch ohne Ruf nicht fehlen. Ich werde dann getrost den Weg meines Hauses und meines Volkes gehen, den Weg der deutschen Ehre und Treue."

Die Antwort war eine ausweichende, nicht durchaus ablehnende, aber auch nicht zustimmende. Der König machte die Annahme der Krone von der Zustimmung der deutschen Fürsten abhängig. Man hätte sie so auffassen können, als wollte der König zu so wichtigem Schritt Bedenkzeit gewinnen. Allein die Mehrzahl der Frankfurter Beauftragten erblickten eine Ablehnung darin und berichteten, den Grundsatz der Volkssouveränität aufrecht erhaltend, am 4. April dem Reichsministerium, da der König die Verfassung, auf Grund deren ihm die Kaiserkrone angeboten sei, nur als einen der Revision bedürftigen Entwurf betrachte, müsse ihre Sendung als gescheitert angesehen werden. Mit beklommenem Herzen trat die Gesandtschaft ihre Rückreise nach Frankfurt an. Wie ein drückender Alp legte sich die Nachricht von des Königs Entscheidung auf die Herzen des Volkes. Die freudigen Hoffnungen, welche man auf einen glücklichen Ausgang der deutschen Einheitssache gesetzt hatte, waren vernichtet.

Zwar wurden noch vermittelnde Versuche gemacht; doch dieselben führten zu keinem günstigeren Ergebnis. Das Reichsministerium ließ durch eins seiner Mitglieder, den dem Könige persönlich werten Herrn von Beckerath, neue, den Wünschen des Königs auf halbem Wege entgegenkommende Vorschläge unterbreiten. Der Sendbote nahm bei der ihm gewährten Unterredung mit dem Könige die ganze Kraft seiner Beredsamkeit zusammen, um den König zur Annahme dieser Vorschläge zu bewegen, indem er unter anderm nochmals auf die große Gefahr hinwies, die mit einer Ablehnung verbunden sei, die Gefahr aber nach den Worten Ernst Moritz Arndts für Preußen stets eine sieglockende Sonne gewesen sei. Doch vergebens! Der König stand auf, ging erregt im Zimmer auf und ab, blieb dann vor dem Redner stehen und sagte: „Wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den

Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann gewesen; ich bin kein großer Regent". Es boten auch die Minister, sowie besonders der Prinz und die Prinzeß von Preußen ihren Einfluß auf, den König für die Annahme zu gewinnen; doch es war alles vergebens. Der König vermochte sich zu einem andern Entschlusse nicht aufzuraffen.

Zwar war die Aufgabe, die dem Könige mit der Übernahme der Kaiserkrone gestellt wurde, eine große und schwere; er hätte den Kampf aufnehmen müssen mit einer Reihe deutscher Fürsten im Zusammenwirken mit den revolutionären Volksmassen, der republikanischen Partei, vor allem aber mit dem von Rußland unterstützten Österreich, welches gutwillig dem neuen Oberhaupte nie die erste Stelle in Deutschland eingeräumt hätte. Dies alles aber hätte ein Held wie Friedrich der Große mit dem tapfern Preußenvolke im Bunde mit einer Schar von Hunderttausenden begeisterter deutscher Vaterlandsfreunde vielleicht siegreich durchgeführt. Allein Friedrich Wilhelm IV. war leider kein Friedrich der Große. Es stand zum Unheil Preußens und Deutschlands im entscheidenden Augenblick der unrechte Mann an der rechten Stelle.

Das Schicksal der deutschen Sache war damit besiegelt. Die deutsche Nationalversammlung, die einst mit jubelndem Zuruf des Volks in die alte Kaiserstadt am Main eingezogen war, löste sich nach kurzem Todeskampfe auf. Die gemäßigten Elemente verließen die Versammlung und überließen der radikalen Linken das Feld. Diese hatte zwar im entscheidenden Augenblicke gegen die Annahme der Reichsverfassung gestimmt, das hinderte sie aber nicht, jetzt das Volk zu einem bewaffneten Aufstande zur Durchführung des Verfassungsplanes anzustacheln. Durch die Verhältnisse genötigt, verlegte das „Rumpfparlament" seine Sitzungen nach Stuttgart, um dort bald darauf durch Truppenmacht, welche der liberale Minister Römer aufbieten ließ, auseinandergejagt zu werden.

Das war das Ende des ersten deutschen Parlaments. Über die Arbeit desselben urteilte sechsundvierzig Jahre später, am 21. April 1895, der greise, achtzigjährige Einiger Deutschlands, Fürst Bismarck, in einer Ansprache an die Vertreter der deutschen Burschenschaft also:

„Von den Mitteln, die der Burschenschaft zur Verfügung standen, um ihre Ziele zu verwirklichen, wurde irrtümlich angenommen, die so-

fortige Inswerksetzung könnte den Klotz, unter dem wir lebten — das Gebirge, will ich lieber sagen, unter dem wir lebten — irgendwie rühren und erschüttern. Das ist im Grunde doch auch vierzig Jahre später — soviel war es ja ungefähr, nein, nicht ganz — im Frankfurter Parlament auch wieder zu Tage gekommen. Die Redner von Frankfurt vergriffen sich in den Mitteln, mit denen die Sache gemacht werden konnte, d. h. mit denen das nationale Ziel, welches der Mehrheit der Gebildeten als erreichenswert vorschwebte, wenn nicht sofort, so doch in kurzer Zeit erreicht werden konnte. Sie wandten sich an die Denker; sie glaubten, mit Reden und öffentlicher Meinung ließe sich alles machen und bestätigten das alte Sprichwort: ‚Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Dinge!‘ Was sich hart stieß, war die Militärmacht, die fürstliche Macht.“

Ein gewaltiger Staatsmann mit der Kraft eines Herkules, eines Atlas, wie er dem deutschen Volke später in Otto von Bismarck erwuchs, hätte damals vielleicht den „Klotz“, das „Gebirge“, unter dem das Vaterland ächzte, aufzuheben und Befreiung zu bringen vermocht. Dies wurde auch damals schon erkannt, und der Dichter J. G. Fischer gab dem Verlangen in ergreifenden Worten Ausdruck, indem er sang:

„Erheb' dich wie aus *einem* Munde,
Du Schrei der Not nach einem Mann!
Das deutsche Fahrzeug geht zu Grunde,
Es fängt schon tief zu sinken an.
Schon bog es hoffend um die Klippe,
Schon nach dem Hafen ging der Zug;
Da fiel auf der Bemannung Sippe
Der Wahn, wie er noch keinen schlug.“



XI.

Des Königs Mann.

„Solch teure Wahrheit ward verfochten,
Und überwunden ist sie nicht.
Euch, Kämpfer, ist kein Kranz geflochten,
Wie der beglückte Sieg ihn flicht:
Nein, wie ein Fähnrich wund und blutig
Sein Banner rettet im Gefecht,
So blickt ihr tief gekränkt, doch mutig
Und stolz auf das gewahrte Recht."

Ludwig Uhland.

Fast wunderbar erscheint das Verhalten, welches der deutschen Bewegung jener Zeit gegenüber der Mann einnahm, der von der Vorsehung berufen war, das Werk zu vollenden, welches damals an der Ungunst der Verhältnisse so kläglich scheiterte. Otto von Bismarck war gewiß stets ein begeisterter Vaterlandsfreund und ist im Herzen ein eigentlicher Gegner des deutschen Einheitsstrebens nie gewesen. Aber von der damaligen unklaren, wirren Bewegung vermochte er eine günstige Lösung der großen Fragen der Zeit nicht zu erhoffen; darum stand er an der Seite der Männer, welche den Glanz der preußischen Königskrone der neuen deutschen Kaiserkrone unter den gebotenen Bedingungen nicht zum Opfer bringen wollten.

Als in den Tagen der Entscheidung über Annahme oder Ablehnung der vom Frankfurter Parlament dargebotenen Kaiserkrone zahlreiche Kundgebungen aus dem Volke zum Throne Friedrich Wilhelms IV.

drangen, wurden auch in der preußischen Abgeordnetenkammer Schritte gethan, um auf die Entschließung des wankelmütigen Königs einzuwirken. Von Rodbertus und seinen liberalen Parteigenossen wurde am 20. April 1849 ein dringender Antrag auf Anerkennung der in Frankfurt vereinbarten Reichsverfassung und Annahme der Kaiserkrone gestellt. In der Sitzung des folgenden Tages wurde der Antrag beraten. Mit begeisterten Worten mahnte der Abgeordnete von Vincke die Regierung, den Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, der die Geschicke des ganzen deutschen Volkes in Preußens Hand gelegt. Die Regierung des Königs hatte ihre Entscheidung bereits getroffen; in ihrem Namen erklärte Graf Brandenburg, daß sich die Minister außer stande sähen, dem Könige die Annahme der Reichsverfassung zu raten, da die Einwendungen der Regierungen gegen dieselbe vom Parlament unberücksichtigt geblieben seien. „Ich erkenne die Macht der öffentlichen Meinung an,“ hieß es in der Rede des Ministerpräsidenten, „aber man darf nicht rücksichtslos das Schiff den Winden und Strömungen überlassen, sonst wird es niemals den sichern Hafen erreichen, — niemals, niemals, niemals!“

Diesen Standpunkt vertrat auch Otto von Bismarck, der zu den entschiedenen Gegnern des Antrages gehörte. Ihm schien die Stellung, welche die auf der breiten Grundlage der Volkssouveränität beruhende Frankfurter Verfassung dem Reichsoberhaupt anwies, eines Königs von Preußen nicht würdig. Die Radikalen, so meinte er, würden bald genug vor den neuen Kaiser mit dem Reichswappen in der Hand hintreten und ihm zurufen: „Glaubst du, daß dir dieser Adler geschenkt sei?“

„Meine Herren!“ sagte er weiter in seiner Rede, „ich habe als Abgeordneter die Ehre, die Kur- und Hauptstadt Brandenburg zu vertreten, welche dieser Provinz, der Grundlage und Wiege der preußischen Monarchie, den Namen gegeben hat, und ich fühle deshalb mich um so stärker verpflichtet, mich der Diskussion eines Antrages zu widersetzen, welcher darauf ausgeht, das Staatsgebäude, welches Jahrhunderte des Ruhmes und der Vaterlandsliebe errichtet haben, welches von Grund aus mit dem Blute unserer Väter gekittet ist, zu untergraben und einstürzen zu lassen. Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch

das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde."

Im weitern Verlaufe des Redekampfes bezeichnete Vincke den Standpunkt, auf den sich Bismarck mit seinen Ausführungen gestellt, als einen antediluvianischen (vorsintflutlichen). Ihm, mit dem er vor kurzer Zeit gegen den Ansturm des Radikalismus noch Schulter an Schulter gestritten, erwiderte der Vertreter Brandenburgs:

„Was den antediluvianischen Standpunkt betrifft, auf dem ich stehen soll, so ist es derselbe, auf dem der geehrte Abgeordnete vor etwa vier Wochen und noch vor kürzerer Zeit stand. Mag er eine innere Sintflut erlebt haben, an mir ist sie vorübergegangen; ich bin mir treu geblieben. Mein preußischer Patriotismus und mein antediluvianischer Standpunkt ist mir noch ebenso lieb als das Asyl in der Arche Noah, in welcher der verehrte Abgeordnete seine Ansichten jetzt unterzubringen sucht."

Das Ergebnis dieser sturmvollen Redeschlacht am 21. April 1849 war, daß die Rechtsgültigkeit der Frankfurter Verfassung mit einhundertfünfundsiebzig gegen einhundertneunundfünfzig Stimmen angenommen wurde. Die Hoffnung der Liberalen auf den Sturz des Ministeriums und die Verwirklichung ihres Antrages seitens des Königs erfüllte sich nicht. Das Ministerium Brandenburg-Manteuffel blieb am Ruder, die Kammer aber wurde am 27. April aufgelöst, und am nächsten Tage erfolgte die endgültige Ablehnung der Kaiserkrone.

Als am 7. August die neugewählte Abgeordnetenkammer zusammentrat, entbrannte der Kampf um die Lösung der deutschen Frage um so heißer. Preußen war inzwischen eifrig bemüht gewesen, dem deutschen Volke für das Scheitern des Frankfurter Verfassungswerkes Ersatz zu bieten. Unter dem Einflusse seines vertrauten Ratgebers, des geistvollen und mit glänzender Rednergabe ausgestatteten Generals von Radowitz entschloß sich der König, mit einem neuen Entwurfe zur Lösung der Wirren hervorzutreten. Zu diesem Zwecke verband er sich nach Niederwerfung der in verschiedenen Gegenden Deutschlands durch die Ablehnung der Kaiserkrone hervorgerufenen Volksaufstände mit den Kabinetten der

deutschen Mittelstaaten, um eine neue Reichsverfassung zu vereinbaren, welche unter Anlehnung an die Frankfurter Beschlüsse dem Volke möglichst weite Rechte gewähren, den Regierungen der einzelnen Staaten und dem Oberhaupte aber größere Macht einräumen sollte. Ein „Dreikönigsbündnis“ zwischen Preußen, Hannover und Sachsen sollte diesen Bestrebungen den nötigen Nachdruck geben. Die Vorschläge Preußens wurden von den gemäßigten Elementen des aufgelösten Frankfurter Parlamentes beifällig begrüßt. Sie hofften, daß auf diese Weise dennoch das gescheiterte Werk einer Einigung Deutschlands zu stande kommen würde. Auf Antrieb Gagerns, Dahlmanns und Mathys versammelte sich im Juni eine Anzahl der früheren Mitglieder der deutschen Nationalversammlung in Gotha, welche beschloß, für die Durchführung der von Preußen dargebotenen Pläne nach Kräften zu wirken.

Im preußischen Abgeordnetenhause waren die Vertreter der deutschen Sache gleichfalls bemüht, die Regierung in diesen Bestrebungen zu unterstützen und sie auf dem betretenen Wege vorwärts zu drängen. In einer glänzenden Rede legte der General von Radowitz die Absichten der Regierung dar.

„Preußen hegt keine selbstsüchtigen Pläne,“ sagte er unter anderm, „sondern es erfüllt schwere Pflichten: es will nicht nehmen, sondern geben; es bedarf keiner Hilfe, keiner Stärkung. Sein Staatsleben ist stark genug gewesen, nicht bloß um die größten innern Gefahren durch seine eigne Kraft zu bewältigen, sondern auch um seinen bedrängten Genossen, den dankbaren wie den undankbaren, die rettende Hand zu bieten. Es hat dies vermocht, als es allein stand; es würde es ferner vermögen, wenn der deutsche Bundesstaat nicht gelänge, nach dem wir mit allen Kräften ringen werden, die uns zu Gebote stehen, sei es im Verein mit allen deutschen Staaten oder mit vielen oder wenigen. — Preußen will das Recht des kleinsten deutschen Staates wahren, aber auch das gute Recht der großen deutschen Nation.“

Otto von Bismarck beharrte auf seinem Standpunkte, daß eine Lösung der deutschen Frage auf Kosten der starken, unbeschränkten Preußenkrone nie zum Segen des Ganzen ausfallen könne. Er vertrat seine Ansicht jetzt auch mutig den Männern der Regierung gegenüber,

wie er sie bisher in der Kammer verfochten hatte. Einen Antrag Camphausens, welcher bezweckte, dem Ministerium die Zustimmung der Volksvertretung zu der eingeschlagenen Politik zu gewinnen, bekämpfte er mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit. In der Sitzung vom 6. September 1849 sagte er:

„Ich bin der Ansicht, daß die bewegenden Prinzipien des Jahres 1848 viel mehr sozialer als nationaler Natur waren. Die nationale Bewegung wäre auf wenige, aber hervorragende Männer in engeren Kreisen beschränkt geblieben, wenn nicht dadurch der Boden unter unseren Füßen erschüttert worden wäre, daß das soziale Element in die Bewegung hineingezogen, daß durch falsche Vorspiegelungen die Begehrlichkeit des Besitzlosen nach fremdem Gut, der Neid des minder Begüterten gegen den Reichen aufgestachelt wurde, und diese Leidenschaften nur um so leichter Boden gewannen, je mehr durch eine langjährige, von oben genährte Freigeisterei die sittlichen Elemente des Widerstandes in den Herzen der Menschen vernichtet waren. Ich glaube nicht, daß diese Übelstände durch demokratische Konzessionen oder durch deutsche Einheitsprojekte werden gehoben werden: die Krankheit sitzt tiefer. Das aber bestreite ich, daß in dem preußischen Volke das Bedürfnis nach nationaler Wiedergeburt nach dem Muster der Frankfurter Theorieen irgendwo vorhanden gewesen ist. Es ist hier mehrfach die Politik Friedrichs des Großen erwähnt, und diese ist sogar identifiziert worden mit dem Antrage auf Behauptung der Union. Ich glaube vielmehr, Friedrich II. hätte sich an die hervorragendsten Eigentümlichkeiten preußischer Nationalität, an das kriegerische Element in ihr gewandt und nicht ohne Erfolg. Er würde gewußt haben, daß noch heute wie zu den Zeiten unserer Väter der Ton der Trompete, die zu den Fahnen des Landesherrn ruft, seine Reize für ein preußisches Ohr nicht verloren hat, mag es sich um eine Verteidigung unserer Grenzen, mag es sich um Preußens Ruhm und Größe handeln. Er hätte die Wahl gehabt, sich nach dem Bruch mit Frankfurt an den alten Kampfgenossen, an Österreich, anzuschließen, dort die glänzende Rolle zu übernehmen, welche der Kaiser von Rußland gespielt hat, im Bunde mit Österreich den gemeinsamen Feind, die Revolution, zu vernichten, oder es hätte ihm freigestanden, mit demselben

Rechte, mit welchem er Schlesien eroberte, nach Ablehnung der Frankfurter Kaiserkrone den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein solle auf die Gefahr hin, das Schwert in die Wagschale zu werfen. Das wäre eine nationale preußische Politik gewesen! Sie hätte Preußen in Gemeinschaft mit Österreich oder für sich allein die richtige Stellung gegeben, um Deutschland zu der Macht zu helfen, die ihm in Europa gebührt. Der Entwurf zur Unionsverfassung aber vernichtet das spezifische Preußentum."

Als darauf Herr von Radowitz einwendete, daß die Frankfurter Versammlung doch so manches Gefahrvolle von Preußen abgewendet habe, erwiderte ihm Bismarck:

„Es ist mir nicht das Mindeste derart bekannt. Ich weiß nur, daß das preußische 38. Regiment am 18. September 1848 das von uns abgewendet hat, was das Frankfurter Parlament samt dem Vorparlament über uns heraufbeschworen hatte. Was uns gehalten hat, war gerade das spezifische Preußentum. Es war der Rest des verketzerten Stockpreußentums, der die Revolution überdauert hatte, die preußische Armee, der preußische Schatz, die Früchte langjähriger intelligenter preußischer Verwaltung und die lebendige Wechselwirkung, die in Preußen zwischen König und Volk besteht. Es war die Anhänglichkeit der preußischen Bevölkerung an die angestammte Dynastie; es waren die altpreußischen Tugenden von Ehre, Treue, Gehorsam und Tapferkeit, welche die Armee, von deren Knochenbau, dem Offizierkorps, ausgehend, bis zu dem jüngsten Rekruten durchziehen. Die Armee hegt keine dreifarbigen Begeisterungen; in ihr wird man ebensowenig als in dem übrigen preußischen Volke das Bedürfnis nach einer nationalen Wiedergeburt finden. Sie ist zufrieden mit dem Namen Preußen. Diese Scharen, sie folgen dem schwarz-weißen Banner, nicht dem dreifarbigen; unter dem schwarz-weißen sterben sie mit Freuden für ihr Vaterland. Das dreifarbige haben sie seit dem 18. März als Feldzeichen ihrer Gegner kennen gelernt. Unter ihnen sind die Töne des Preußenliedes, des Dessauer und des Hohenfriedberger Marsches wohl gekannt und beliebt, aber ich habe noch keinen preußischen Soldaten singen hören: ‚Was ist des Deutschen Vaterland?‘ Das Volk, aus dem diese Armee

hervorgegangen ist, dessen wahrster Repräsentant die Armee ist, hat kein Bedürfnis, sein preußisches Königtum verschwimmen zu sehen in der fauligen Gährung süddeutscher Zuchtlosigkeit. Seine Treue haftet nicht an einem papiernen Reichsvorstand, nicht an einem Sechstel-Fürstenrat, sie haftet an dem lebendigen und freien König von Preußen, dem Erben seiner Väter. Dieses Volk, meine Herren, was es will, das wollen wir auch mit ihm. — Wir alle wollen, daß der preußische Adler seine Fittiche von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite; aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen Regensburger Reichstag*) und nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt, von der wir sehr wohl uns erinnern, daß sie in Gotha zu einem friedlichen Instrumente umgeschmiedet wurde, während sie wenige Wochen vorher in Frankfurt als drohende Waffe gegen das Preußentum und gegen die Verordnungen unseres Königs geschwungen worden ist. Preußen sind wir, und Preußen wollen wir bleiben. Ich weiß, daß ich mit diesen Worten das Bekenntnis der Mehrzahl meiner Landsleute ausspreche, und ich hoffe zu Gott, daß wir auch noch lange Preußen bleiben werden, wenn dieses Stück Papier vergessen sein wird wie ein dürres Herbstblatt."

Bismarck hatte sich in den politischen Kämpfen bereits damals zu einem Meister der Redekunst ausgebildet. Wenn sein Vortrag jedesmal zu Anfang noch immer etwas Stoßendes hatte, so war er doch nicht mehr stockend wie in den ersten Zeiten des Vereinigten Landtages. Er hatte stets unter der Überfülle seiner Gedankenflut zu kämpfen, aber wenn der Eifer für die von ihm vertretene Sache ihn erst in Glut gebracht hatte, so rauschte seine Rede dahin wie ein gewaltiger Strom. Die Macht und Eigenart seiner Sprache stand in harmonischem Einklange mit seiner ganzen Erscheinung, welche damals das Bild männlicher Vollkraft bot. Die Haltung seiner hünenhaften Gestalt, welche bei aller Straffheit der anmutigen Ungezwungenheit nicht entbehrte, hatte in solchen Momenten etwas ungemein Achtunggebietendes; seine Gebärden und der scharfe, leuchtende Blick seines blaugrauen Auges

*) In Regensburg hielt von 1663 bis 1806 der Reichstag des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation seine Sitzungen ab.

brachten den trutzigen Mut des für seine Überzeugung kämpfenden Helden zu lebhaftem Ausdruck.

Schon damals begann man, Bismarcks gewaltige Redekraft in Versen zu preisen. Außer dem Gedichte, das als Leitgedanke dem neunten Kapitel vorangesetzt worden ist (am 27. April 1849 in der „Kreuzzeitung" erschienen und von „einer Preußin" als Verfasserin unterzeichnet), brachte das genannte Organ der konservativen Partei noch zwei andere poetische Verherrlichungen des politischen Redekämpfers Bismarck. Im ersten hieß es:

„Sonst schlug man sich mit Lanz' und Schwert,
Jetzt ist das Wort die Lanze.
Bismarck-Schönhausen hochverehrt,
Dein Wort gleicht Wellenlanze
Und schlägt und trifft gleich Wetterstrahl." —

Im zweiten:

„Vor einem Wasserfall faßt uns Erstaunen,
Des Sturz erdonnert gleich Gerichtsposaunen;
Von dessen Kraft die Erde ringsum dröhnt,
Indes aus tiefster Brust ein „Göttlich!" tönt.

So faßte mich, o Bismarck, deine Rede,
Als links du warfst den Handschuh hin zur Fehde,
Ein zweiter Bayard ohne Furcht und Tadel.
Ein wahrer Mensch, so durch und durch von Adel!

So fährt der Blitz aus Feuerwolken nieder,
Und reiniget die Luft von Dünsten wieder,
Wie du gesprochen hast aus treuer Brust,
Gabst du aufs neu den Treuen Lebenslust."

Bismarcks große Rede am 6. September 1849 machte auf alle Mitglieder der Versammlung, auf Freund und Feind, einen gleich tiefen Eindruck. Die Gemäßigten unter seinen Gegnern beklagten, daß eine solche Kraft der guten Sache des Vaterlandes entgegenwirkte. Der Abgeordnete Beckerath sagte mit Bezug hierauf am folgenden Tage in der Sitzung: „Wo viel Licht ist, da ist viel Schatten; das große deutsche Vaterland muß auch einen verlornen Sohn haben."

In der That bietet die damalige Haltung Bismarcks den deutschen Einheitsbestrebungen gegenüber eine seltsame Erscheinung. Ihm, dessen scharfem Blicke die Dinge stets im klarsten Lichte erschienen, konnten die in den damaligen Wirren der deutschen Zustände unternommenen

hervorgegangen ist, dessen wahrster Repräsentant die Armee ist, hat kein Bedürfnis, sein preußisches Königtum verschwimmen zu sehen in der fauligen Gährung süddeutscher Zuchtlosigkeit. Seine Treue haftet nicht an einem papiernen Reichsvorstand, nicht an einem Sechstel-Fürstenrat, sie haftet an dem lebendigen und freien König von Preußen, dem Erben seiner Väter. Dieses Volk, meine Herren, was es will, das wollen wir auch mit ihm. — Wir alle wollen, daß der preußische Adler seine Fittiche von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite; aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen Regensburger Reichstag*) und nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt, von der wir sehr wohl uns erinnern, daß sie in Gotha zu einem friedlichen Instrumente umgeschmiedet wurde, während sie wenige Wochen vorher in Frankfurt als drohende Waffe gegen das Preußentum und gegen die Verordnungen unseres Königs geschwungen worden ist. Preußen sind wir, und Preußen wollen wir bleiben. Ich weiß, daß ich mit diesen Worten das Bekenntnis der Mehrzahl meiner Landsleute ausspreche, und ich hoffe zu Gott, daß wir auch noch lange Preußen bleiben werden, wenn dieses Stück Papier vergessen sein wird wie ein dürres Herbstblatt."

Bismarck hatte sich in den politischen Kämpfen bereits damals zu einem Meister der Redekunst ausgebildet. Wenn sein Vortrag jedesmal zu Anfang noch immer etwas Stoßendes hatte, so war er doch nicht mehr stockend wie in den ersten Zeiten des Vereinigten Landtages. Er hatte stets unter der Überfülle seiner Gedankenflut zu kämpfen, aber wenn der Eifer für die von ihm vertretene Sache ihn erst in Glut gebracht hatte, so rauschte seine Rede dahin wie ein gewaltiger Strom. Die Macht und Eigenart seiner Sprache stand in harmonischem Einklange mit seiner ganzen Erscheinung, welche damals das Bild männlicher Vollkraft bot. Die Haltung seiner hünenhaften Gestalt, welche bei aller Straffheit der anmutigen Ungezwungenheit nicht entbehrte, hatte in solchen Momenten etwas ungemein Achtunggebietendes; seine Gebärden und der scharfe, leuchtende Blick seines blaugrauen Auges

*) In Regensburg hielt von 1663 bis 1806 der Reichstag des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation seine Sitzungen ab.

brachten den trutzigen Mut des für seine Überzeugung kämpfenden Helden zu lebhaftem Ausdruck.

Schon damals begann man, Bismarcks gewaltige Redekraft in Versen zu preisen. Außer dem Gedichte, das als Leitgedanke dem neunten Kapitel vorangesetzt worden ist (am 27. April 1849 in der „Kreuzzeitung“ erschienen und von „einer Preußin“ als Verfasserin unterzeichnet), brachte das genannte Organ der konservativen Partei noch zwei andere poetische Verherrlichungen des politischen Redekämpfers Bismarck. Im ersten hieß es:

„Sonst schlug man sich mit Lanz' und Schwert,
Jetzt ist das Wort die Lanze.
Bismarck-Schönhausen hochverehrt,
Dein Wort gleicht Wellentanze
Und schlägt und trifft gleich Wetterstrahl.“ —

Im zweiten:

„Vor einem Wasserfall faßt uns Erstaunen,
Des Sturz erdonnert gleich Gerichtsposaunen;
Von dessen Kraft die Erde ringsum dröhnt,
Indes aus tiefster Brust ein „Göttlich!“ tönt.

So faßte mich, o Bismarck, deine Rede,
Als links du warfst den Handschuh hin zur Fehde,
Ein zweiter Bayard ohne Furcht und Tadel.
Ein wahrer Mensch, so durch und durch von Adel!

So fährt der Blitz aus Feuerwolken nieder,
Und reiniget die Luft von Dünsten wieder,
Wie du gesprochen hast aus treuer Brust,
Gabst du aufs neu den Treuen Lebenslust.“

Bismarcks große Rede am 6. September 1849 machte auf alle Mitglieder der Versammlung, auf Freund und Feind, einen gleich tiefen Eindruck. Die Gemäßigten unter seinen Gegnern beklagten, daß eine solche Kraft der guten Sache des Vaterlandes entgegenwirkte. Der Abgeordnete Beckerath sagte mit Bezug hierauf am folgenden Tage in der Sitzung: „Wo viel Licht ist, da ist viel Schatten; das große deutsche Vaterland muß auch einen verlornen Sohn haben.“

In der That bietet die damalige Haltung Bismarcks den deutschen Einheitsbestrebungen gegenüber eine seltsame Erscheinung. Ihm, dessen scharfem Blicke die Dinge stets im klarsten Lichte erschienen, konnten die in den damaligen Wirren der deutschen Zustände unternommenen

Schritte wenig Aussicht auf eine glückliche Lösung der verwickelten Fragen bieten. Es erscheint Bismarcks politische Thätigkeit in jener Zeit fast als der Ausfluß eines Instinktes, der ihn trieb, dem Gefährt der vorwärtsdrängenden deutschen Bewegung in die Speichen zu greifen, damit er es aufhalte, um sich im rechten Augenblick auf den Sitz zu schwingen und es als Führer zum rechten Ziele zu lenken.

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Dieses Goethesche Wort läßt sich auf Bismarcks Streben und Handeln in jener gährenden Zeit anwenden. Nur zu bald zeigte sich, daß auch die preußischen Unionspläne unter den gegebenen Verhältnissen kläglich scheitern mußten und zu weiter keinem Ergebnis in der deutschen Sache führten als zu einer neuen schmachvollen Demütigung der Krone des Hohenzollernstaates.

Kräftig schritt Preußen anfangs auf dem betretenen Wege, die deutschen Regierungen zu gemeinsamem Handeln um sich zu scharen, vorwärts. Allein die alte Uneinigkeit und Eifersüchtelei der Deutschen baute bald wieder unübersteigbare Hindernisse auf. Bevor noch die Wahlen zu dem auf Grund des neuen Verfassungsentwurfes in Aussicht genommenen Reichstag angeordnet wurden, zogen sich Sachsen und Hannover von dem Dreikönigsbunde zurück und ließen Preußen mit einer Anzahl kleiner Staaten allein. Dennoch hielt die preußische Regierung an der Union fest und schrieb mit seinen Genossen die Wahlen zum Volkshause des Reichstages, der in Erfurt zusammentreten sollte, für den 31. Januar 1850 aus.

So wenig Otto von Bismarck mit den preußischen Unionsbestrebungen einverstanden war, hielt er es dennoch für seine Pflicht, einem Rufe, als Volksvertreter in dem Parlament in Erfurt mitzuwirken, Folge zu leisten. Als seine alten Wähler in Rathenow eine darauf bezügliche Frage an ihn richteten, antwortete er sogleich in bejahendem Sinne, indem er schrieb:

„Es scheint mir gerade dort sehr notwendig, daß Preußen, welches die einzige gesunde Grundlage einer engern Einigung Deutschlands bilden kann, gegen die auflösenden und schwächenden Angriffe der sogenannten

Großdeutschen und Frankfurter verteidigt werde. Wir laufen dort Gefahr, die erheblichsten Opfer an unserer Macht und namentlich an unserer Steuerkraft zu bringen, ohne etwas anderes als eine Verminderung unserer Selbständigkeit zu gunsten der kleinen Staaten zu erreichen."

Bismarck wurde gewählt und zog nach Erfurt, wo am 20. März das sogenannte Unionsparlament eröffnet wurde. Welch ein Bild bot dieser Reichstag im Gegensatz zu der Frankfurter Nationalversammlung! Österreich, die süddeutschen Staaten und zum Teil auch die Mittelstaaten waren in demselben gar nicht vertreten. Auch fehlten die alten Kämpen der ehemaligen Linken in der Frankfurter Paulskirche. Dagegen erblickte man in der Augustinerkirche zu Erfurt jetzt auf der äußersten Rechten die Männer der preußischen Kreuzzeitungspartei, die Stahl, von Gerlach, Kleist-Retzow, Bismarck-Schönhausen, die entschiedenen Gegner aller Einheitsbestrebungen.

Den Standpunkt dieser Partei kennzeichnete der Abgeordnete Stahl, der Führer der Konservativen, in der Sitzung vom 8. April mit folgenden Worten: „Darum ist unsere Losung: nicht Bundestag um jeden Preis, sondern Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis." Ein andermal rief er: „Die Fittiche des preußischen und des österreichischen Adlers müssen gleichzeitig über Deutschland schweben."

Diese Worte waren Otto von Bismarck aus der Seele gesprochen. Er schrieb ersteres am 24. April in Stahls Album. Er wurde als eins der jüngsten Mitglieder des Hauses neben andern zum Schriftführer gewählt. Als der Präsident Dr. Eduard Simson die Liste der gewählten Schriftführer verlas und dabei auch Bismarck-Schönhausen nannte, sagte dieser, welcher gerade vor der Tribüne stand, zu August Reichensperger: „Mein seliger Vater würde sich dreimal im Grabe herumdrehen, wenn er hörte, daß ich der Schreiber eines jüdischen Gelehrten geworden bin."

Der für die Unionsidee begeisterte General von Radowitz legte bei der Eröffnung des Erfurter Reichstages die Absichten der verbündeten Regierungen in beredten Worten dar.

„Deutschland," sagte er, „darf und muß fordern, daß ein wahrhaftes Gesamtwesen seine einzelnen Staaten umschließe, seine einzelnen

Glieder zu einem lebendigen Körper verbinde. Dieses Bedürfnis ist lange verkannt und den selbstsüchtigen Bestrebungen ausschließlich freier Spielraum gelassen worden. Ich möchte nicht schmerzliche Erinnerungen hier berühren oder die Anklagen wiederholen, von denen jedes Glied des Ganzen betroffen wird; ich sage jedes! Einmal erweckt, ist der Geist nicht mehr zu bannen; er kann zeitweise schlummern, zumal, wenn er sich eben in wildem Rausche kundgegeben; aber er wird immer wieder erwachen. Die nationale Bewegung kann rückläufig werden; aber, wenn Sie mir das mathematische Beispiel erlauben, die rückläufige Bewegung ist nur scheinbar, sie gehört einer geschlossenen Kurve an, sie muß ihre Bahn von der Sonnenferne wieder hinlenken zur Sonnennähe, so gewiß es ein höheres Gesetz im Leben der Nationen giebt."

Die Wahrheit dieser Worte ist in der Folgezeit glänzend erwiesen worden. Hat sich der Schöpfer der wirklichen Einigung Deutschlands später, als er die nationale Bewegung zur Sonnennähe führte, jenes Ausspruchs des geistreichen Vertreters der zweifelhaften Unionsidee erinnert? Damals vermochte er sich mit dem Inhalt der blendenden Worte nicht zu befreunden. Er sah es klar im Geiste, daß die eingeschlagene Bahn der nationalen Bewegung zu harten Kämpfen und neuer Schädigung seines preußischen Vaterlandes sich wenden mußte. Dies sprach er in seiner Rede am 15. April 1850 also aus:

„Es ist mir ein schmerzliches Gefühl gewesen, hier Preußen zu sehen, und nicht nur nominelle Preußen, die dieser Verfassung anhängen, die diese Verfassung mit Wärme verteidigt haben. Es ist mir — und so würde es Tausenden und aber Tausenden meiner Landsleute gewesen sein — ein demütigendes Gefühl gewesen, mir gegenüber die Vertreter von Fürsten, die ich in ihrem Rechtskreise ehre, die aber nicht meine Landesherren sind, mit obrigkeitlicher Gewalt bekleidet zu sehen, ein Gefühl, dessen Bitterkeit bei Eröffnung dieser Versammlung dadurch nicht gemindert wurde, daß ich die Sitze, auf denen wir tagen, mit Farben geschmückt sah, die nie die Farben des Deutschen Reiches gewesen sind, wohl aber die Farben des Aufruhrs und der Barrikaden, Farben, die in meinem Vaterlande neben dem Demokraten nur der Soldat in

trauerndem Gehorsam trägt. Meine Herren! wenn Sie dem preußischen, dem altpreußischen Geiste — nennen Sie ihn stockpreußisch, wenn Sie wollen — nicht mehr Konzessionen machen, als bis jetzt in dieser Verfassung geschehen ist, dann glaube ich nicht an eine Verwirklichung derselben, und wenn Sie sich bemühen, diese Verfassung dem preußischen Geiste aufzuzwängen, so werden Sie in ihm einen Bucephalus finden, der den gewohnten Reiter und Herrn mit mutiger Freude trägt, den unberufenen Sonntagsreiter aber mitsamt seiner schwarz-rot-goldenen Zäumung auf den Sand setzt. Einen Trost gegen diese Eventualitäten finde ich indessen in dem festen Glauben: es wird nicht lange Zeit vergehen, so werden die Parteien zu dieser Verfassung stehen, wie in einer Lafontaineschen Fabel zwei Ärzte zu dem Patienten, dessen Leiche sie verlassen: Der eine sagt: Er ist tot; ich habe es gleich gesagt. Der andere: Hätte er meinen Rat befolgt, so würde er noch leben."

Was Bismarck vorausgesehen, geschah. Wohl wurde der Entwurf zur Reichsverfassung am 13. April vom Volkshause und bald darauf auch vom Staatenhause fast unverändert angenommen; aber selbst die für die deutsche Sache glühend begeisterten Volksvertreter hatten keine rechte Freude an dem vollendeten Werke, und mit wenig Hoffnung auf einen glücklichen Verlauf der Einheitsbestrebungen kehrten sie, als am 29. April der Erfurter Reichstag nach vollbrachter Arbeit aufgelöst wurde, in die Heimat zurück.

Schon während der Verhandlungen in Erfurt hatte sich die Feindseligkeit Österreichs, das die aufständischen Völkerschaften in seinem buntscheckigen Gebiete mit Hilfe Rußlands siegreich wieder unterjocht hatte, wie drohende Wetterwolken am politischen Horizonte gezeigt. Unter dem Banne dieser heranziehenden Gefahr erwiesen sich mehrere der verbündeten Regierungen auf dem bald nach Schluß des Erfurter Reichstages in Berlin tagenden Fürstenkongresse wenig geneigt, den preußischen Unionsplänen bis zur äußersten Grenze zu folgen, und Preußens Eifer für dieselben erlahmte endlich selbst.

Unter diesen Umständen zog Österreich mit wachsendem Mute gegen die preußischen Bestrebungen ins Feld. Seine durch Schwarzenberg geleitete Politik ging jetzt auf nichts Geringeres als auf Wieder-

errichtung des Bundes und Wiedereinsetzung des Bundestages in Frankfurt a. M. Der österreichische Staatsmann erließ am 11. Mai 1850 eine Aufforderung an die deutschen Regierungen, Vertreter zu einer Plenarversammlung des Bundes nach Frankfurt zu entsenden, und bald darauf erging eine Einladung zur Wiedereröffnung des Bundestages, welche auf den 1. September angesetzt war. Dieses Vorgehen Österreichs reizte Preußen zu neuem thatkräftigen Handeln in der von ihm vertretenen Unionssache.

Die alte Zerrissenheit und Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse war wieder da. Drohend standen sich bald die beiden Großmächte Deutschlands gegenüber, und die Einheitssache spitzte sich mehr und mehr zu einer Machtfrage zwischen Österreich und Preußen zu. Die deutschen Staaten teilten sich in zwei große Heerlager, ein österreichisches und ein preußisches. In dem einen stritt man für die Wiederherstellung der alten verrotteten Bundeszustände, in dem andern schrieb man statt der vom deutschen Volke ersehnten Einigung und Freiheit eine lose Union auf das Banner. Mit blutendem Herzen sahen die deutschen Patrioten die Dinge sich entwickeln. Im Volke erlosch unter diesen Wirren die noch vor kurzem so hell flammende Begeisterung für die große vaterländische Sache mehr und mehr. Lauter denn je ließen jetzt Dichter und Volksführer ihre Stimmen erschallen, die Gluten durch feurige Reden und Lieder wieder zu entfachen.

„Fieberträumend liegst du da;
Schüttle dich, Germania!"

sang Graf Strachwitz in jenen Tagen.

Die Entwickelung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit und ein in Kurhessen ausgebrochener Verfassungsstreit trugen dazu bei, die allgemeine Verwirrung zu erhöhen und die Spannung zwischen den beiden deutschen Großmächten auf die äußerste Spitze zu treiben.

Preußens Heer, das, wie wir wissen, dem bedrängten deutschen Bruderstamme in den Elbherzogtümern zu Hilfe gekommen war, hatte unter Wrangels Führung die Dänen vom Festlande vertrieben und auf seine Inseln zurückgedrängt. Die stammverwandten Lande waren frei von ihrem schmachvollen und drückenden Joche. Da fanden die Dänen

in ihrer Not an dem Kaiser von Rußland einen mächtigen Freund und Beschützer. Im Einverständnis mit andern Großmächten Europas hatte er Preußen zu einem Waffenstillstande mit Dänemark gezwungen; der Krieg war dann durch deutsche Bundestruppen mit Erfolg fortgesetzt worden. Nun drohte der Einspruch des Zaren wieder, sodaß zu fürchten stand, die Schleswig-Holsteiner würden unter den traurigen Verhältnissen in Deutschland ihren Unterdrückern abermals überliefert werden müssen.

In dem Kurfürstentum Hessen hatte der Landesherr Friedrich Wilhelm schon lange das Gelüst gehegt, zu gunsten seiner zahlreichen aus einer illegitimen Ehe hervorgegangenen, von der Erbfolge rechtlich ausgeschlossenen Kinder eine Änderung der Verfassung herbeizuführen. Bisher daran gehindert, glaubte er jetzt, in den Wirren der damaligen Zustände den Versuch mit Erfolg machen zu können. Ein treffliches Werkzeug dazu erlangte er in dem ehemals preußischen Gerichtspräsidenten Hassenpflug, den er zum Minister berief. Dieser, bald „der Hessen Fluch" genannt, verstand in dem trüben Wasser der Zeit meisterhaft zu fischen. Mit frecher Hand brach er einen Streit mit den Volksständen vom Zaun und verhängte dann mitten im Frieden den Kriegszustand über das Hessenvolk, welches darob natürlich in hellen Zorn geriet und sich gegen solche Gewaltthat aufbäumte. Nun flüchtete sich Hassenpflug mit seinem Kurfürsten unter den Schutz des Bundestages, der inzwischen in Frankfurt a. M. wirklich wieder zum Leben erwacht war, wenn er sich auch noch durch das ablehnende Verhalten Preußens und der Unionsstaaten zur völligen Unthätigkeit verdammt sah.

Diese hessische Angelegenheit wurde zu einem neuen Streitobjekt zwischen den beiden deutschen Großmächten. Österreich ergriff Partei für den Kurfürsten, während Preußen für das Volk eintrat, umsomehr da die hessische Regierung durch den Eintritt in den Bund einen Treubruch an der Union, der sie bis dahin angehört, beging. Die Sache schien bald einen ernsten Verlauf zu nehmen. Als Österreich und seine Anhänger den Beschluß faßten, zur Unterwerfung des Volkes ein Heer in Hessen einrücken zu lassen, da rüstete auch Preußen mit kühnem Entschluß eine Streitmacht, um sie in das bedrohte Land zu senden und dasselbe vor Vergewaltigung zu schützen. Damit war

13*

das Signal zu einem allgemeinen Kampf in den beiden Heerlagern Deutschlands gegeben. Der Ausbruch des Bruderkrieges schien unvermeidlich; auf beiden Seiten wurden die Rüstungen eifrig betrieben, und schon rückten einzelne Heeresabteilungen gegen Hessens Grenzen heran, als plötzlich eine Wendung in der Streitsache eintrat.

Preußen hatte so lange nicht ernstlich an ein thatkräftiges Vorgehen Österreichs und Genossen geglaubt, als der Kaiser von Rußland sich gleichgültig dieser Angelegenheit gegenüber verhalten. Nun aber gab derselbe zu erkennen, daß er in dem hessischen Verfassungsstreit eine widerrechtliche Auflehnung des Volkes gegen seinen Landesherrn erblicke, und deshalb nahm er öffentlich Partei für den letztern und somit für Österreich und die Bundesexekution. Nun wurde die Lage für Preußen kritisch. Die Regierung beschloß, alle Mittel aufzubieten, um den Kaiser von Rußland für die von ihr vertretene Sache zu gewinnen. Der Kaiser Nikolaus hatte sich zu einem längern Aufenthalt nach Warschau begeben; dorthin wurde Graf Brandenburg am 19. Oktober 1850 gesandt, um mit demselben in jener Sache persönlich zu verhandeln.

Das Ergebnis war ein für Preußen wenig günstiges. Der Kaiser zeigte sich den preußischen Unionsbestrebungen gegenüber äußerst kühl, hielt dagegen die Wiederaufrichtung des Bundes für zweckmäßig und versprach, sich in die deutschen Angelegenheiten weiter nicht mischen zu wollen, nur daß er die baldige Wiederherstellung der Ordnung in Hessen und die Einstellung der Feindseligkeiten gegen Dänemark in der schleswig-holsteinischen Sache für dringend notwendig erachtete. Wer diesen Wünschen des Kaisers nicht Rechnung trüge, fügte er seinen Ausführungen hinzu, würde ihn zum Feinde haben.

Die Sympathien des russischen Kaisers waren somit entschieden auf Österreichs Seite. Dadurch wurden Preußens Gegner immer kühner gemacht, und Graf Brandenburg hatte einen schweren Stand Schwarzenberg gegenüber, der mit seinem Kaiser Franz Joseph ebenfalls nach Warschau kam, um an den Verhandlungen teilzunehmen. Als der Vertreter Preußens am 31. Oktober aus Warschau heimkehrte, stand bei ihm der Entschluß fest, den König zum Friedensschluß mit Österreich um jeden Preis zu bewegen.

Bereits am 24. Oktober hatte Graf Brandenburg eine Depesche nach Berlin gesandt, worin er vor einem voreiligen Handeln in der kurhessischen Streitfrage warnte und die möglichst schnelle friedliche Lösung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit im Einvernehmen mit der Frankfurter Versammlung, ohne indes diese anzuerkennen, dringend empfahl.

Der König befand sich in jenen Tagen in dem berühmten Jagdgebiet von Letzlingen. Dorthin berief er seinen nach der Rückkehr aus dem Seebade in Schönhausen weilenden tapfern Ritter Otto von Bismarck, um in diesen verhängnisvollen Fragen auch seine Meinung neben der seiner Minister und vertrauten Ratgeber zu vernehmen. In Bezug auf seine Reise nach Letzlingen schrieb Bismarck am 21. Oktober an Hermann Wagner, dem damaligen Herausgeber der „Kreuzzeitung", folgenden Brief voll charakterischen Humors: „Ich bin zur Jagd und sonderbarer Weise schon tags zuvor nach Letzlingen befohlen. Irgend etwas außerhalb meiner Jagdpassion liegt wahrscheinlich vor, denn ich gehöre nicht zu den gewöhnlichen Jagdnachbarn und bin nicht wie diese für eine Jagd, sondern für die ganze Zeit und den Tag vorher befohlen. Ich habe mich seit Erfurt so gar nicht um die Politik ernsthaft bekümmert, daß ich schlecht bestehen werde, wenn man mich etwa katechisieren sollte. Ich muß mir erst noch Ansichten verschaffen, ehe ich vor hohen Herren von Fach auftreten kann; augenblicklich bin ich harmlos unwissend und nebelhaft wie ein Crefelder Sammetwirker und kann jeden, der mich fragt, nur auf die Leitartikel einer kleinen, aber mächtigen Partei (natürlich der Kreuzzeitung) verweisen, die ich bis dahin nochmals gründlich durchlesen will, für den Fall, daß ich den advocatus diaboli bezüglich der Kanonisierung des St. Radovitius zu spielen berufen sein sollte."

Zwei Tage, am 24. und 25. Oktober, weilte Bismarck in Letzlingen. In der Beratung der entscheidenden Fragen stand er auf der Seite der Minister Manteuffel und Stockhausen, welche für die Befolgung der Ratschläge des Grafen Brandenburg waren. Die entgegengesetzte Meinung vertrat Radowitz, dessen Überredungskunst es gelang, den König für seine Ansicht zu gewinnen und zu entschiedenem Handeln

mit fortzureißen. Am 25. Oktober erhielt der Oberbefehlshaber der nach Hessen entsandten Truppen, General Gröben, die Weisung, sich dem Einmarsch der Bayern nötigenfalls mit Waffengewalt zu widersetzen, und vier Tage darauf, nachdem der Bundestag in Frankfurt beschlossen, die bayrischen Truppen in Hessen einrücken zu lassen, faßte das preußische Ministerium den einstimmigen Beschluß, dem König die Mobilmachung des gesamten preußischen Heeres zu raten.

Dieser Beschluß rief in ganz Preußen Jubel hervor. Doch in den feurigen Wein mutiger Kriegsstimmung goß der zurückkehrende Ministerpräsident jäh abkühlendes Wasser. Denn in letzter Stunde hatte Fürst Schwarzenberg dem Vertreter Preußens noch ein Zugeständnis gemacht, auf dessen Grundlage eine weitere friedliche Verhandlung ohne allzutiefe Demütigung Preußens möglich war. Österreich erklärte sich bereit, die von Preußen geforderten freien Konferenzen in Dresden oder Wien zur gemeinsamen Beratung der deutschen Einigungsfrage zu bewilligen.

Im Kronrate des Berliner Kabinetts gab es nun stürmische Verhandlungen, zwei Tage lang stritten die verschiedenen Meinungen gegeneinander. Graf Brandenburg riet auf das entschiedenste die Fortsetzung der friedlichen Verhandlung mit Österreich, eindringlich warnte er vor einem Kriege wegen dieser Händel, da Preußen ohne jeglichen kampffähigen Bundesgenossen Gegnern wie Österreich, Süddeutschland, Rußland, vielleicht auch das beutegierige Frankreich, das ein Heer von vierzigtausend Mann jenseit des Rheines kampfbereit halte, unmöglich mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten könne. Er faßte seine Ratschläge am 2. November in den Entwurf einer Depesche an das Wiener Kabinett, worin erklärt wurde, daß Preußen die Bundesexekution in Hessen zu dulden bereit sei, falls über die Dauer und den Zweck der Besetzung Kurhessens und die Sicherheit der preußischen Etappenstraßen Gewähr geleistet, die in Dresden abzuhaltenden freien Konferenzen genehmigt und die kriegerische Rüstung eingestellt werde.

Die Meinung des Grafen Brandenburg bekämpften der Prinz Wilhelm von Preußen und besonders der General von Radowitz, welche zu einem thatkräftigen, entschlossenen Handeln rieten. Die Wider-

streitenden richteten ihre Blicke auf den König, damit dieser den Ausschlag gebe. Friedrich Wilhelm überließ die Entscheidung den Ministern, indem er erklärte, daß er sich dem Beschlusse der Mehrheit unterwerfen wolle. Diese Mehrheit entschied sich für die Absendung der Brandenburgschen Depesche. Infolgedessen reichte Radowitz sogleich seine Entlassung ein, die ihm auch gewährt wurde.

Bismarck, welcher an dem phaetonischen Gedankenfluge des geistreichen Generals nie Gefallen gefunden hatte und ihn später einmal den „Garderobier der Phantasie des Königs“ nannte, war hocherfreut über diesen Verlauf der Dinge. In einem Briefe, den er aus Reinfeld am 7. November an Wagner schrieb, gab er seinem Gefühl in folgender Weise Ausdruck:

„Ich bin vorgestern abend bei Lesung Ihres Montagsblattes vor Freude auf meinem Stuhle rund um den Tisch geritten, und manche Flasche Sekt ist diesseit des Gollenberges auf die Gesundheit des Herrn von Radowitz getrunken worden. Zum erstenmal fühlt man Dank gegen ihn und wünscht ihm ohne Groll glückliche Reise. Mir selbst ist das Herz recht frei geworden, und ich fühle ganz mit Ihnen; lassen Sie jetzt Krieg werden, wo und mit wem man will, und alle preußischen Klingen werden hoch und freudig in der Sonne blitzen; mir ist wie ein Alp vom Herzen gefallen.“

Den Grafen Brandenburg hatten diese Vorgänge derart erregt, daß er in eine heftige Krankheit verfiel, die ihn in wenigen Tagen dahinraffte. Die allzugeschäftige Volksphantasie hat das Ende des preußischen Staatsmannes zu einem bewegt dramatischen umgestaltet, indem sie erzählt, daß demselben, als er sich gegen seine Überzeugung den friedfertigen Wünschen seines Königs habe fügen müssen, der Schmerz über das Schicksal seines Vaterlandes das Herz gebrochen und er noch in den Fieberträumen seiner Krankheit nach Helm und Schwert gerufen habe. Erwiesen dagegen ist, daß gerade Graf Brandenburg der preußischen Politik im entscheidenden Zeitpunkt die Wendung zu nachgiebigem Frieden gegeben hat.*)

*) Vergleiche „Die Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I.“ von H. v. Sybel, Bd. II. Seite 4.

Die Absendung der Brandenburgschen Depesche nach Wien hatte keineswegs die erhoffte Wirkung. Zwar ging Österreich auf die Vorschläge Preußens zunächst ein, ließ sich indes in seinen Rüstungen zum Kriege durchaus nicht stören. Da glaubte sich auch Preußen nicht mehr an die gestellten Bedingungen gebunden, und das Ministerium bewirkte die Mobilmachung der Armee. Am 8. November kam es bei Bronnzell in Hessen zwischen den Preußen und den Exekutionstruppen zu einem blutigen Zusammenstoß, bei dem sechs bayrische Jäger verwundet und — ein preußischer Trompeterschimmel getötet wurde.

Jetzt ergriff Rußland offen die Partei Österreichs, indem es den Frankfurter Bundestag anerkannte. In Frankreich ließ Louis Napoleon ein Heer gegen die Ostgrenze marschieren. Trotzdem aber verharrte Preußen in seiner mutig-kriegerischen Stimmung noch — eine Weile. In der Thronrede, womit am 20. November die Kammern eröffnet wurden, sprach der König zu den ihm jubelnd zustimmenden Vertretern des Volkes die stolzen Worte:

„In der Nähe unserer Grenzen haben Truppenzusammenziehungen stattgefunden, durch welche die Sicherheit der Monarchie bedroht wird. Da habe auch Ich das lange Beanstandete nicht länger aufschieben dürfen; Ich habe die volle Kriegsstärke des Landes aufgerufen. Mit Stolz und Freude sehe Ich, daß Mein wehrhaftes Volk sich allenthalben erhebt wie Ein Mann und sich Meinem in Tapferkeit und Treue bewährten Heere anschließt. In kürzester Zeit werden Wir stärker gerüstet dastehen als jemals in alten und neuen Zeiten. Wir suchen nicht den Krieg; Wir wollen niemandes Rechte schmälern, niemand Unsere Vorschläge aufzwingen, aber Wir fordern eine Einrichtung des Gesamtvaterlandes, die Unserer gegenwärtigen Stellung in Deutschland und Europa angemessen ist und der Summe der Rechte entspricht, welche Gott in Unsere Hand gelegt hat. Wir haben ein gutes Recht, das wollen Wir verteidigen und solange in kräftiger Rüstung unter Waffen bleiben, bis Wir der Geltung dieses Rechtes gewiß sind. Das sind Wir Preußen, das sind Wir Deutschland schuldig!"

Leider war diese kriegerische Begeisterung ein Strohfeuer, das so schnell verloderte, wie es schon mehrmals vorher geschehen, als der König

in hochtönenden Worten die Lösung der deutschen Frage durch Preußens Schwert verheißen. Drei Tage nachher schickte der an Stelle Brandenburgs zum Ministerpräsidenten berufene Freiherr von Manteuffel einen Boten nach Wien, um den Fürsten Schwarzenberg zu einer persönlichen Unterredung an irgend einem passenden Orte einzuladen.

Fürst Schwarzenberg nahm die Einladung an und der preußische Ministerpräsident unternahm am 27. November 1850 jene Reise nach Olmütz, welche für Preußen eine so verhängnisvolle werden sollte. Nach längeren Verhandlungen Manteuffels und Schwarzenbergs kam es am 29. November zur Unterzeichnung eines Vergleichs zwischen Österreich und Preußen. Nach demselben sollte die Einstellung der gegenseitigen Feindseligkeit und die Abrüstung der Heere erfolgen, Preußen den Einspruch gegen die Bundesexekution in Hessen und sein Unionswerk aufgeben und die Ordnung der deutschen Verfassungsangelegenheit einer in Dresden zusammentretenden Konferenz von Bevollmächtigten aller deutschen Staaten unter Österreichs Vorsitz überlassen. Das Ergebnis dieser Dresdener Ministerberatung war dann die Wiederaufrichtung des Deutschen Bundes mit dem alten Bundesrat ohne Volksvertretung beim Bunde und der Eintritt Gesamtösterreichs in den Bund.

Das war das klägliche Ende der deutschen Einheitsbewegung und der preußischen Unionsbestrebungen. Die Schmach, welche Preußen durch seine Schwäche und Nachgiebigkeit damals erlitt, erfüllte mit tiefem Grimm und Schmerz die Herzen der Unterthanen, nicht minder die vieler Tausende der deutschen Brüder.

Die Niederlage Preußens, als es sich in Olmütz dem Willen Österreichs kampflos unterwarf und die deutsche Sache schnöde preisgab, war tiefer als einst der Fall bei Jena. Und doch war der König, und zwar bis an seinen Tod, der Meinung, Preußen habe über Österreich einen Sieg davon getragen. Als eine glückliche Lösung der Streitfrage sah in jenen Tagen auch Bismarck den Vertrag von Olmütz an, bis ihm später die Augen aufgingen, und er seinen Irrtum einsah. Er hätte jetzt mehr Ursache gehabt, jenen vielberufenen Ausruf: „Finis Borussiae!“ zu thun als damals bei der Annahme der preußischen Verfassung am 31. Januar 1849. Eine seltsame Ironie

der Geschichte fügte es, daß ihm eine der schwersten und undankbarsten Aufgaben jener Zeit zufiel. Als treuer Vasall seines Königs ließ er sich herbei, den Olmützer Vertrag auf die Bitte des bedrängten Ministeriums vor dem preußischen Abgeordnetenhause zu rechtfertigen. Seine Rede vom 3. Dezember 1850 gehört zu seinen glänzendsten Leistungen, und es ist tief zu bedauern, daß seiner Beredsamkeit nicht ein würdigerer Gegenstand gegeben ward. Nachdem der Ministerpräsident von Manteuffel, durch den Berichterstatter des Adreßausschusses, von Bodelschwingh, zur Rechtfertigung der damaligen Politik aufgefordert, in seiner Verteidigungsrede jenen zum geflügelten Worte gewordenen Ausspruch gethan: „Der Starke weicht wohl einen Schritt zurück, behält aber das Ziel fest im Auge!“ ergriff Bismarck das Wort. Er schilderte die Schrecken des allgemeinen Weltbrandes, der entstanden sein würde, wenn Preußen nicht den Ausweg des Friedens vorgezogen hätte.

„Es ist leicht für einen Staatsmann,“ sagte er, „sei es im Kabinett oder in der Kammer, mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu stoßen und sich dabei an seinem Kaminfeuer zu wärmen oder von dieser Tribüne donnernde Reden zu halten und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm verwirklicht oder nicht. Es ist nichts leichter als das; aber wehe dem Staatsmann, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Grunde zum Kriege umsieht, der auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist. —

„Wenn Sie nach einem solchen Kriege rückwärts durch eine lange Perspektive von Schlachtfeldern und Brandstätten, Elend und Jammer, von hunderttausend Leichen und hundert Millionen Schulden blicken, werden Sie dann den Mut haben, zu dem Bauer auf der Brandstätte seines Hofes, zu dem zusammengeschossenen Krüppel, zu dem kinderlosen Vater hinzutreten und zu sagen: Ihr habt viel gelitten, aber freut euch mit uns, die Unionsverfassung ist gerettet! Freut euch mit uns, Hassenpflug ist nicht mehr Minister, unser Bayrhofer regiert in Hessen? — Zeigen Sie mir ein des Krieges würdiges Ziel, und ich will Ihnen beistimmen. Die preußische Ehre besteht nach meiner Überzeugung nicht darin, daß Preußen überall den Don Quixote spielt für gekränkte

Kammercelebritäten, welche ihre lokale Verfassung für gefährdet halten. Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor allem sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie fern halte, daß Preußen in der vorliegenden wie in allen Fragen nicht zugebe, daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung. — Ein Krieg, für die Union von Preußen geführt, könnte mich nur lebhaft an jenen Engländer erinnern, der ein siegreiches Gefecht mit einer Schildwache bestand, um sich in dem Schilderhause hängen zu können, ein Recht, welches er sich und jedem freien Briten vindizierte. Sollten wir trotzdem dahin getrieben werden, für die Idee der Union Krieg zu führen, meine Herren, es würde nicht lange dauern, daß den Unionsmännern von kräftigen Fäusten die letzten Fetzen des Unionsmantels heruntergerissen würden, und es würde nichts bleiben als das rote Unterfutter dieses leichten Kleidungsstückes. — Sollte niemand im Lande den Krieg verlangen als die Majorität der Kammer, so ist dies meiner Meinung nach kein Grund zum Kriege mit Österreich, sondern zum Kriege mit dieser Kammer."

Es berührt uns heute gar seltsam, den nachmaligen Vertreter der Politik von Blut und Eisen hier in solcher Weise reden zu hören. Er mußte noch durch eine hohe Schule gehen, ehe ihm die Augen aufgingen über das, was dem deutschen Vaterlande wahrhaft frommte, und er zu der Meisterschaft der Staatskunst gelangte, daß er das zu herrlicher Vollendung zu führen vermochte, was damals mit so heißem Bemühen erstrebt wurde, aber nicht erreicht werden konnte: des geeinten Reiches Zepter und Krone.



XII.

Dornröschen Germania.

„O deutsches Land, o Vaterland,
Germania, du armes Weib!
Wer löst dich aus dem Zauberbann,
Der lang' umstrickt den schönen Leib?
Wann kommt der kühne Wölsungsohn,
Der dich mit starkem Arm befreit
Und neu errichtet deinen Thron
Auf Deutschlands Stammeseinigkeit?
O Vaterland, Dornröschen gleich,
Wer macht dich wieder groß und reich,
Wen wirst du Siegfried heißen?“

Hermann Hoffmeister.

Wie der Zauberspruch der bösen Fee wirkte der Vertrag von Olmütz auf unser deutsches Vaterland. Dornröschen Germania, von der verderblichen Spindel der Zwietracht geritzt, versank in einen todesähnlichen Schlaf. Das zuvor so frische, blühende vaterländische Leben schien ganz erstorben; Erstarrung und ohnmächtige Schwäche hielt alle Kräfte umfangen; üppig aber umwucherten die Dornen und Schlingpflanzen der politischen Verwirrung die Königsburg deutscher Einheit, Macht und Freiheit. Wie eine verklungene Sage ging bald die Erinnerung an die lebensvolle Zeit der deutschen Frühlingstage durch die Herzen der Vaterlandsfreunde, welche kaum noch zu hoffen wagten, daß uns je ein Erretter aus der Not und Schmach erscheinen werde.

Und doch lebte der, welcher dereinst den Dornwall deutscher Zwietracht und Ohnmacht durchbrechen und die schlafende Germania zu neuem Leben und nie geahnter Herrlichkeit erwecken sollte, mitten unter seinem Volke. Freilich hatte Deutschlands neuer Siegfried selbst noch keine Ahnung von dem großen Erlösungswerke, für welches ihn der Genius unseres Vaterlandes ausersehen hatte. Noch mußte derselbe auf des Lebens Wanderfahrt reifen und erstarken, in der Zauberschmiede des Frankfurter Bundestages die Waffen fertigen lernen, die zu seiner rettenden That erforderlich waren; vor allem aber mußte ihm dort die Erkenntnis dessen, was notthat, aufgehen und sein Charakter in der Flut der Lebenserfahrung fest und eisenhart werden.

Nur noch kurze Zeit wirkte Otto von Bismarck nach seiner Verteidigungsrede auf die Olmützer Abmachungen in der preußischen Kammer. Schon in den nächsten Monaten wurde er auf einen Posten gerufen, der für ihn zu einer hohen politischen Schule werden sollte. Mannhaft und mutig focht er als Volksvertreter bis zum letzten Augenblick für seine Überzeugung und die Partei, welcher er angehörte, wie für seinen Stand als preußischer Edelmann. Letzteren gegen ungerechte und böswillige Angriffe zu verteidigen, fand er Gelegenheit in der Landtagssitzung vom 8. April 1851.

Der Abgeordnete für Königsberg, Dr. Simson, hatte die Ansicht ausgesprochen, daß es niemand im preußischen Staate gebe, der sich dazu rechne, wenn von einer Gattung des Junkertums die Rede sei. Darauf entgegnete Bismarck in längerer geharnischter Rede.

„Ich muß in Bezug auf meine Person dieser Behauptung widersprechen," sagte er. „Wenn die Rede vom Junkertum ist, so glaube ich, dasselbe Recht zu haben, diesen Ausdruck auf mich und meine politischen Freunde zu beziehen, welches beispielsweise ein pflichttreuer Offizier hat, sich gemeint und geehrt zu finden, wenn Demokraten von Söldlingen und dergleichen reden. — Auch in der neuesten Zeit dürfen Sie die Verdienste dieses Standes, sei es innerhalb des Offizierkorps der Armee, sei es in denjenigen Stellungen, welche ihm der Grundbesitz anweist, um Unterdrückung der Anarchie und um Rettung Preußens von der schmählichsten Tyrannei nicht zu gering anschlagen. Preußens

Adel hat unter diesen Verhältnissen im ganzen keine Seide gesponnen. Nichtsdestoweniger werden Sie die Söhne dieses Standes stets unter den treuesten Dienern des Vaterlandes finden. Es ist wahr, der preußische Adel hat sein Jena; er hat in Gemeinschaft mit den politischen Glaubensgenossen derer, welche ihn heute angreifen, seinen Zweiten Vereinigten Landtag gehabt; aber wenn ich im großen und ganzen auf seine Geschichte zurückblicke, so glaube ich, findet sich kein gerechter Anlaß zu Angriffen, wie sie hier gehört worden sind, und ich glaube, es ist nicht nötig, daran zu zweifeln, daß sich innerhalb dieses Standes würdige Mitglieder einer preußischen Pairie finden können. Ich bin stolz darauf, ein preußischer Junker zu sein und fühle mich durch diese Benennung geehrt. Die Whigs und Tories waren auch Ausdrücke, die ursprünglich etwas Geringschätziges bedeuteten, und seien Sie versichert, wir werden unsrerseits den Namen des Junkertums auch noch zu Ehren und Ansehen bringen!"

Erfrischung und Erholung von den Erregungen und Anstrengungen des politischen Kampfes fand Bismarck im geselligen Verkehr mit seinen Freunden und in seinem Heim, das ihm seine sanfte, liebevolle Johanna zu einer Stätte traulicher Freude gestaltete, und welches durch das Dasein zweier lieblichen Kinder noch höheren Wert erhielt.

Am 21. August 1848 war dem Bismarckschen Paare eine Tochter, Marie Elisabeth Johanna, und am 28. Dezember 1850 ein Sohn geboren worden. Letzterer hatte in der durch den Prediger Goßner in Berlin vollzogenen Taufe die Namen Nikolaus Heinrich Ferdinand Herbert erhalten.

Einen interessanten Blick in die Freuden und Leiden des jungen Familienvaters gewähren uns zwei mit köstlichem Humor geschriebene, die Vorbereitungen zu einer Badereise schildernde Briefe an die Schwester, Frau von Arnim. Der erste, in Schönhausen am 28. Juni 1850 geschrieben, lautet:

„Einen feierlichen Gratulationsbrief schreibe ich Dir zu Deinem, wie mich dünkt, vierundzwanzigsten (ich sage es nicht weiter!) Geburtstag. Du bist nun wirklich majorenn oder würdest es doch sein, wenn Du nicht das Unglück hättest, dem weiblichen Geschlecht anzugehören, dessen Glieder

nach Ansicht der Juristen selbst dann nicht, wenn sie Mütter der dicksten Hänse sind, aus der Minderjährigkeit heraustreten. Warum dies trotz seiner anscheinenden Ungerechtigkeit eine sehr weise Einrichtung sei, werde ich Dir auseinandersetzen, wenn ich Dich hoffentlich in etwa vierzehn Tagen à portée de voix humaine*) vor mir habe. Johanna, welche augenblicklich noch in den Armen des Leutnants Morpheus ruht, wird Dir geschrieben haben, was mir bevorsteht. Der Junge in Dur brüllend, das Mädchen in Moll, zwei singende Kindermädchen, zwischen nassen Windeln und Milchflaschen ich als Familienvater. Ich habe mich lange gesträubt; aber da alle Mütter und Tanten darüber einig waren, daß nur Seewasser und Luft dem armen Mariechen helfen können, so würde ich, wenn ich mich weigerte, bei jedem Schnupfen, der das Kind bis in sein siebzigstes Jahr befällt, meinen Geiz und meine väterliche Barbarei anklagen hören mit einem: ‚Siehst du wohl, ach, wenn das arme Kind hätte die See gebrauchen können!‘ Das kleine Wesen leidet übrigens seit einigen Tagen sehr an den Augen, die ihm thränig und verklebt sind. Vielleicht kommt es von den Salzbädern, die sie braucht, vielleicht von Augenzähnen. Johanna ist über Gebühr beunruhigt davon, und ich habe zu ihrer Genugthuung heute den Dr. Bünger aus Stendal zitiert, den Fanninger der Altmark. Wir setzen voraus, daß Ihr einheimisch seid im nächsten Monat und nicht etwa selbst eine Exkursion vorhabt; in dem Falle würden wir unsern Besuch bis zur Heimreise verschieben. — Ich habe mich sehr ungern entschlossen, meine ländliche Faulheit hier aufzugeben; nun es aber geschehen ist, gewinne ich der Sache auch eine rosenfarbene Seite ab und freue mich herzlich, Euch in der Höhle aufzusuchen, die ich nur erst, zehn Fuß über der Erde ragend, kenne, um demnächst den Küstenhering eigenhändig in den Tiefen des Baltischen Meeres zu greifen. Johanna liegt noch im Schlaf, sonst würde sie gewiß viel grüßen; ich stehe nämlich jetzt aus Gesundheitsrücksichten um sechs Uhr auf. In der Hoffnung, Dich bald zu sehen, wünsche ich Dir nochmals Gottes Segen für Dich und die Deinen in diesem Jahre und in allen folgenden!“

---

*) Behufs mündlicher Mitteilung.

Adel hat unter [illegible] aus ge-
Nichtsdestowe[illegible]
den treuest[illegible] aber desto mehr
preußische [illegible] oder wenigstens zeit-
Glauben[illegible] den Kindern auf dem
Verein[illegible] allerlei kindlichen Be-
seine [illegible] geniert sich, dem
laß [illegible] Frau, dann Legitimations-
ist [illegible] auf dem Stettiner Bahn-
[illegible] die Pferde warten, einpacken,
[illegible] nach Külz? Wenn wir in
[illegible] wäre schauderhaft. Ich habe das
[illegible] ihrem Schreien durchgemacht. Ich
[illegible] diese Aussichten, daß ich positiv ent-
[illegible] aufzugeben, und ich ging noch mit dem
[illegible] gerade durchzufahren ohne irgend an-
[illegible] man nicht um den lieben Hausfrieden? Die
[illegible] müssen sich kennen lernen, und wer weiß,
[illegible] einmal wiedersieht; sie hat mich in der Nacht
[illegible] dem Arme überfallen und mit allen Künsten,
[illegible] brachten, natürlich erreicht, daß alles beim
[illegible] ich komme mir vor, wie einer, dem furchtbar Un-
[illegible] Im nächsten Jahre muß ich sicher mit **drei** Wiegen,
[illegible] und Bettstücken reisen. Ich wache schon um sechs Uhr
[illegible] auf und kann nicht schlafen vor allen Reisebildern, die
[illegible] mir in den schwärzesten Farben ausmalt bis zu den
[illegible] in den Dünen von Stolpmünde. Und wenn man dafür
[illegible] bekäme; aber die Trümmer eines ehemals glänzenden Ver-
[illegible] mit Säuglingen zu verreisen — ich bin sehr unglücklich!" —

Von den Freunden, welche damals in dem einfachen, gemütlichen [illegible] Bismarcks während der winterlichen Kammerverhandlungen in Berlin Dorotheenstraße 37 verkehrten, sind besonders André, von Kleist-Retzow und Savigny zu nennen. Daß er auch in dem vertraulichen Umgange mit diesen Freunden gern den Ton des frischen Humors

anschlug, beweist ein Gelegenheitsgedicht, welches er dem pommerschen Landsmanne, einem unverbesserlichen Junggesellen, Kleist-Retzow, mit der gleichzeitigen Übersendung einer großen braunen Kaffeetasse zu seinem Geburtstage widmete. Dasselbe lautet:

„Nicht ganz so schwarz wie Ebenholz,
Doch braun wie Mahagonig,
Wünsch ich Dir, aller Pommern Stolz,
Ein Leben süß wie Honig.
Wenn Wenzel Dich gelangweilt hat,
Schwerin den Zorn erregt in Dir,
Wenn übel Dir vom Beckerath,
Dann, Hans, erhole Dich bei mir.

Wenn dann der Kaffee Dir behagt
Und Du, um streng Dich zu kastein,
Die zweite Tasse Dir versagt,
Dann, Hans, laß mich die erste sein!
Und schein' ich Dir zu groß und weit
Für ein so kleines Landrätlein,
So denk': es ist die höchste Zeit,
Dir eine Gattin anzufrei'n.

Ihr trinkt aus mir dann alle beide
Kaffee, Chok'lade oder Thee
Zu Tante Adelgundens Freude
In Kiekow auf dem Kanapee.
Geliebter Onkel Schievelbein,
Schaff' bald uns eine Tante,
Dann wirst Du alles hoch erfreu'n,
Was jemals Hans Dich nannte!"

Neun Monate nach der Zeit, da Otto von Bismarck in Stolpmünde zur Badekur seiner Sprößlinge weilte und „in den Tiefen des Baltischen Meeres eigenhändig den Küstenhering fing," ward die Dresdener Ministerkonferenz beendet. Bald darauf, ausgangs Mai 1851, wurde der alte Bundestag, von den deutschen Mächten allseitig anerkannt, wieder eröffnet. Nach heißen Geisteskämpfen und blutigem Ringen im Schlachtendonner war Deutschland genau wieder auf dem Punkt angekommen, auf dem es am 1. Februar 1848 beim ersten Aufbrausen der freiheitlichen Völkerflut gestanden hatte. Welch ein Triumph für den alten Fürsten Metternich, der mit innerem Frohlocken den Bewegungen von seinem Schloß Johannisberg am Rhein aus gefolgt war. Er konnte nicht umhin, seiner Befriedigung über die Wiedererstehung

des Bundes, der Schöpfung seines Geistes, in einer Denkschrift Ausdruck zu geben, die er einige Jahre darauf, am 10. November 1855, veröffentlichte, und worin er sagte:

„Alle Strebungen, welche der Parteigeist gegen den Begriff des Bundes in seiner gesetzlichen Gestaltung in den Jahren 1848 und 1849 bis zum heutigen Tage gerichtet hat, haben sich als schale, der Natur der Dinge entgegenstehende Unternehmen erwiesen. Die Fragen, welche sich das österreichische Kabinett im Jahre 1813 stellte, waren damals und werden in allen Zeiten die allein prinzipiell denkbaren und keiner andern praktischen Lösung fähig sein als derjenigen, welche dieselben in der Bundesakte gefunden haben."

Es hatte den Anschein, als sollte der alte Wetterprophet von Johannisberg mit seiner bösen Weissagung recht behalten. Der deutsche Bund begann nach der Ruhe seines dreijährigen Winterschlafes eine so rüstige Kraft zu entwickeln, daß es schien, als werde er in seiner Verjüngung nun zu einem ewigen Erbübel für das deutsche Vaterland bestehen bleiben. Besonders in dem Bestreben, „den demokratischen und liberalen Schmutz des Jahres der Schande," wie sich König Friedrich Wilhelm IV. ausdrückte, aus den Verfassungen der Einzelstaaten zu entfernen, bewies er einen Eifer, den ihm, nach seinen früheren Lebensregungen beurteilt, niemand zugetraut hatte.

Überall wurde danach getrachtet, die errungenen Rechte und Freiheiten so viel wie möglich auszutilgen und die Völker in das Joch unumschränkter Herrschergewalt und willkürlicher Polizeimacht zu zwängen. Allen deutschen Staaten voran schritt Österreich, wo Fürst Schwarzenberg die Zügel auf das straffste anzog in der Meinung, daß eine Staatsordnung nur insofern als brauchbar anzuerkennen sei, als sie die Unterthanen zu unbedingtem Gehorsam nach militärischem Muster verpflichte. Um einer strengen absolutistischen Landesverwaltung möglichst festen Halt zu geben, wurden an den Orten, wo der Belagerungszustand in dem Kampfe mit der Revolution nicht verkündet worden war, die Militärbehörden mit weitreichenden Vollmachten zur Sicherung allgemeiner Botmäßigkeit versehen. Zu gleichem Zwecke wurde in noch stärkerem Maße die Macht der katholischen Kirche mit herangezogen, das Heer

der Jesuiten und Ligorianer in das Reich zurückgerufen, das ganze Schulwesen der Aufsicht der Bischöfe unterstellt und das weltliche Beamtentum zu kräftiger Unterstützung der kirchlichen Gewalt und Sittenzucht angewiesen. So handelte Fürst Schwarzenberg nach dem Grundsatze Napoleons I., welcher da sagte: „Mit meinen Soldaten, Polizisten und Klerikern thue ich im Lande, was ich will.“

Dem Beispiele Österreichs folgten die kleineren Mächte. In Mecklenburg-Schwerin wurde die alte Adelsgewaltherrschaft wiederhergestellt. In Sachsen löste die Regierung die Kammern auf, erklärte die Gesetze von 1848 für erloschen und führte die Verfassung von 1831 wieder ein. Ebenso verfuhr man in Württemberg; die Volksvertretung wurde nach Hause geschickt und die Verfassung von 1819 von neuem in Kraft gesetzt. Auch in den übrigen Klein- und Mittelstaaten wütete die Reaktion auf das empörendste.

Nach Berlin ließ die kaiserliche Regierung in Wien im September 1851 die dringende Mahnung gelangen, auf dieselbe Weise auch in Preußen den Erzeugnissen der Revolution den Garaus zu machen und vor allen Dingen die Verfassung von 1850 wieder aus der Welt zu schaffen. In der That waren hier, wenn auch nicht in amtlicher Weise im Ministerium, so doch in der persönlichen Umgebung des Königs Erwägungen über dergleichen Schritte bereits gepflogen worden. Ein königlicher Freibrief sollte an die Stelle der vertragsmäßig vereinbarten und vom König durch feierliches Gelöbnis besiegelten Verfassung treten. Indessen trug der fromme König Friedrich Wilhelm IV. doch Bedenken, seinem Volke den Verfassungseid zu brechen, obwohl er in seinem Herzen für das System des Vereinigten Landtages von 1847 noch immer mehr Sympathie hegte als für die unter dem Drängen der freiheitlichen Volksbewegung erlassene Verfassung. In seiner Gewissensnot wandte sich der König an einen seiner liberalen Freunde, an Bunsen, den einsichtsvollen Gesandten in London, dem er die Frage zur Begutachtung vorlegen ließ. Bunsen riet auf das dringendste von einem Staatsstreich ab, der mit einem Eidbruch beginnen und durch seine Schöpfungen den innern Frieden von Grund aus aufwühlen mußte.

„Wie mir aus zuverlässiger Quelle berichtet wird,“ schreibt Heinrich von Sybel hierüber*), „gaben damit die Advokaten des Staatsstreiches ihren Plan noch nicht auf. Sie sprachen dem „liberalen Schwätzer“ in London jede Urteilsfähigkeit in der Sache ab; sie fanden, es sei tugendhafter, einen sündhaften Eid zu brechen als ihn zu halten. Sie fragten: Wenn König Herodes sein der Herodias eidlich gegebenes Versprechen, ihr den Kopf des Täufers zu schenken, gebrochen hätte, wäre das vor Gott eine Sünde gewesen? Gegen sie aber erhob sich ein Royalist reinsten Wassers, ein Mann, welcher damals bei allen Liberalen als Gegner aller Freiheit verrufen war: der Oberpräsident der Provinz Sachsen, Freiherr Senfft von Pilsach. Er schrieb dem Könige in ehrfürchtigen und ernsten Worten, Majestät möge sich durch kein frommes Sophisma von dem graden Wege der Ehre und Treue verlocken lassen; niemals würde unser norddeutsches, bedächtiges und kräftiges Volk einen Eidbruch seines Königs verwinden und vergessen. Der König entschied, das sei die Wahrheit, und von dem Freibrief war keine Rede mehr.“ —

Allein die Männer der Reaktion, welche jetzt wie Pilze aus dem Boden wuchsen, fanden auch ohne den vereitelten Staatsstreich Mittel und Wege, ihr Ziel zu erreichen. Eine gewissenlose Auslegung bestimmter Artikel der Verfassung von allgemeiner Bedeutung, welche erst durch spezielle Ausführungsgesetze bindende Kraft erhalten sollten, gab dem Minister des Innern, Herrn von Westphalen, eine schneidige Waffe in die Hand, womit auch in Preußen die errungenen Volksrechte und Freiheiten auf das kleinste Maß zugestutzt wurden. Den wichtigsten Abschnitten der Verfassungsurkunde: der Gleichheit vor dem Gesetz, der Aufhebung der Standesvorrechte, der Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Aufhebung gutsherrlicher Polizei, wurde durch spitzfindige Deutung und willkürliche Ausführung die gesetzliche Kraft entzogen. Beamtentum, Adel und Kirche waren bald wetteifernd bemüht, die Geschäfte der finstersten Reaktion zu betreiben. Verwaltungs- und Polizeibehörden griffen nach den Weisungen ihres obersten Leiters auf das empfindlichste in die Rechte der freien Selbstverwaltung der Ge-

*) Vergleiche: „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.,“ Bd. 2, Seite 105 u. 106.

meinden ein, die Preßfreiheit wurde auf das engste eingeschnürt, indem man mißliebigen Buchhändlern die Konzession entzog; den Großgrundbesitzern wurde die alte, oft harte und willkürliche Polizeigewalt in möglichst weitem Maße wieder eingeräumt, und, was die Hauptsache war, die bisher wählbare erste Kammer verwandelte man durch eine jener zweifelhaften Gesetzesauslegungen, welche die Rückwärtsschrauber so meisterhaft verstanden, in ein Herrenhaus, in welchem feudale Grafen, Freiherren und Rittergutsbesitzer ein ganz entschiedenes Übergewicht erhielten. An die Kirche, die evangelische wie die katholische, lieferte der Staat ein hohes Maß von seinen Rechten aus und ließ dieselbe in demselben reaktionären Geiste wirken, der die Völker Österreichs knechtete.

Überhaupt waren in der Unterdrückung der Freiheit die beiden großen feindlichen Brüder Deutschlands, Österreich und Preußen, von selten gesehener Einmütigkeit. Die Völker der Mittel- und Kleinstaaten mußten dies bald ebenso schmerzlich fühlen als die eignen Unterthanen. Die vom Bunde eingesetzte Zentralgewalt legte sich nach willkürlichem Ermessen der Großmächte mit schwerer Hand auf alle freiheitlichen Regungen, wo immer solche in irgend einem Winkel Deutschlands auftauchten. Am fühlbarsten hatte das arme Hessenvolk darunter zu leiden, das durch österreichische Eingriffe mit so grausamer, roher Gewalt wieder unter das Joch seines entflohenen Tyrannen gebeugt wurde, daß selbst Preußen, von Mitleid ergriffen, dem schändlichen Treiben Einhalt zu gebieten versuchte, wenn auch erfolglos. Daß unter solchen Verhältnissen Mutter Germania, die ihre rechten Kinder also mißhandeln ließ, auch für die von den Dänen auf das ärgste gepeinigten Stiefkinder Schleswig und Holstein keinen Schutz und keine Hilfe hatte, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Welcher deutsche Vaterlandsfreund hätte es in den Tagen des Völkerfrühlings von 1848 wohl für möglich gehalten, daß die vor den gewaltigen Märzstürmen zitternden Fürsten schon nach drei Jahren wieder zu solcher Gewalt über die Völker gelangen würden, vor deren souveränem Willen sie damals im Staube lagen? Das deutsche Volk hatte durch seine Handlungen während jener sturmvollen Zeit dargethan,

daß es noch nicht fähig und würdig war, ein größeres Maß von Recht und Freiheit zu ertragen und gedeihlich zu verwerten. Es mußte noch im Feuer der Trübsal geläutert, in harter Schule des Schicksals erzogen werden, bis es zur politischen Reife gelangte, wie auch der Held, der es nach dem Willen der Vorsehung aus seiner Schmach und Not erlösen, es auf seinem Wege zur Einheit, Macht und Größe führen sollte, noch in der Schule des Lebens geistig wachsen und darin geläutert werden mußte, ehe er zum Retter seines Volkes berufen und auserwählt wurde.

Otto von Bismarck war während der Vertagung der Kammerverhandlungen in den Osterferien 1851 zum Besuche seiner Schwiegereltern nach Reinfeld in Pommern gereist. Hier traf ihn ganz unerwartet eine Nachricht von höchster Bedeutung. Der Ministerpräsident von Manteuffel richtete die vorläufige Anfrage an ihn, ob er geneigt wäre, das Amt eines Bundestagsgesandten in Frankfurt a. M. zu übernehmen. In diesem Falle möge er nach Potsdam kommen, um seinen Entschluß dem Könige persönlich mitzuteilen. Diese Botschaft erregte Bismarck in hohem Maße. So ehrenvoll ein solcher Ruf seines Königs für ihn auch sein mochte, die Übernahme des wichtigen, verantwortungsvollen Postens mußte für ihn, der auf diplomatischem Gebiete durchaus Neuling war, mit den größten Schwierigkeiten verknüpft sein. Indessen Otto von Bismarck war keine Natur, die leicht vor einem Wagnis zurückschreckte. Die ihm gestellte Aufgabe reizte seine Thatkraft. Nach reiflicher Erwägung und Beratung mit seinen Anverwandten und Freunden kam er zu der Entscheidung, zustimmend zu antworten. Alsbald machte er sich zur Abreise bereit und begab sich auf den Weg nach Berlin.

Bei der Wahl Bismarcks für den Gesandtschaftsposten in Frankfurt waren den maßgebenden Persönlichkeiten folgende Gründe ausschlaggebend gewesen: Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte schon seit längerer Zeit mit Wohlgefallen die hohe politische Begabung seines treuen Ritters wahrgenommen, hatte ihm zu wiederholten Malen seine Ergebenheit und sein Vertrauen bewiesen und sich vorgesetzt, den mutigen Kämpfer für das preußische Königtum von Gottes Gnaden zu hoher

Bestimmung heranzubilden. „Er hielt mich für ein Ei, aus dem er einen Minister ausbrüten wollte,“ äußerte Bismarck später selbst einmal.

Nun galt es für den als Gesandten an den Petersburger Hof zurückkehrenden General von Rochow, der einstweilen die Geschäfte Preußens am Bundestage zu Frankfurt zu vertreten hatte, Ersatz zu finden. Dazu bedurfte man einer Persönlichkeit, welche die Interessen Preußens zu wahren im stande war und zugleich Gewähr dafür bot, daß bei den Beratungen der deutschen Angelegenheiten das gute Einvernehmen mit Österreich nicht getrübt würde, eine Aufgabe, die bei dem gegenseitigen Verhältnisse der beiden deutschen Großmächte höchste Vorsicht und Thatkraft zugleich erforderte.

Trotz aller scheinbaren Eintracht beider Regierungen in gewissen Fragen war doch der alte Eifersuchtsstreit um die Führerrolle in Deutschland nicht erloschen. Ja, Schwarzenberg hatte nach dem Triumph Österreichs über Preußen in Olmütz sich die völlige Verdrängung des preußischen Einflusses in Deutschland zum Ziel seiner Politik gesetzt und das Wort: „Preußen muß erst erniedrigt und dann vernichtet werden!“ zur Losung erwählt. Wohl waren die beiden Nachbarmächte Europa gegenüber auf gegenseitige Freundschaft angewiesen; aber auf deutschem Boden waren ihre Lebensinteressen unvereinbar, und in den wichtigsten Beziehungen war der Streit unvermeidlich. Dies wußte der König von Preußen sehr wohl; hatte ihm sein kaiserlicher Bruder, Franz Joseph, doch auf seine Klagen über das oft feindselige Verhalten Österreichs gegen seine Regierung geschrieben: „Die Dinge sind stärker als die Menschen . . .“

So mußte Preußen denn trotz aller Hinneigung des Königs zur Freundschaft mit Österreich doch stets auf der Hut sein, um sich vor den Intriguen desselben zu schützen. Die Vertretung Preußens am Bundestage gehörte also nach allen Erwägungen zu den wichtigsten und schwersten Aufgaben der Regierung. Allen Anforderungen, die an eine zu dem bedeutungsvollen Posten in Frankfurt a. M. ausersehene Persönlichkeit gestellt werden mußten, schien der junge Deichhauptmann von Schönhausen, der ritterliche Verteidiger des Vertrages von Olmütz am meisten gewachsen zu sein, obwohl derselbe in diplomatischen Dingen wie im Staatsdienste überhaupt ohne Erfahrung war.

des Bundes, der Schöpfung seines Geistes, in einer Denkschrift Ausdruck zu geben, die er einige Jahre darauf, am 10. November 1855, veröffentlichte, und worin er sagte:

„Alle Strebungen, welche der Parteigeist gegen den Begriff des Bundes in seiner gesetzlichen Gestaltung in den Jahren 1848 und 1849 bis zum heutigen Tage gerichtet hat, haben sich als schale, der Natur der Dinge entgegenstehende Unternehmen erwiesen. Die Fragen, welche sich das österreichische Kabinett im Jahre 1813 stellte, waren damals und werden in allen Zeiten die allein prinzipiell denkbaren und keiner andern praktischen Lösung fähig sein als derjenigen, welche dieselben in der Bundesakte gefunden haben.“

Es hatte den Anschein, als sollte der alte Wetterprophet von Johannisberg mit seiner bösen Weissagung recht behalten. Der deutsche Bund begann nach der Ruhe seines dreijährigen Winterschlafes eine so rüstige Kraft zu entwickeln, daß es schien, als werde er in seiner Verjüngung nun zu einem ewigen Erbübel für das deutsche Vaterland bestehen bleiben. Besonders in dem Bestreben, „den demokratischen und liberalen Schmutz des Jahres der Schande,“ wie sich König Friedrich Wilhelm IV. ausdrückte, aus den Verfassungen der Einzelstaaten zu entfernen, bewies er einen Eifer, den ihm, nach seinen früheren Lebensregungen beurteilt, niemand zugetraut hatte.

Überall wurde danach getrachtet, die errungenen Rechte und Freiheiten so viel wie möglich auszutilgen und die Völker in das Joch unumschränkter Herrschergewalt und willkürlicher Polizeimacht zu zwängen. Allen deutschen Staaten voran schritt Österreich, wo Fürst Schwarzenberg die Zügel auf das straffste anzog in der Meinung, daß eine Staatsordnung nur insofern als brauchbar anzuerkennen sei, als sie die Unterthanen zu unbedingtem Gehorsam nach militärischem Muster verpflichte. Um einer strengen absolutistischen Landesverwaltung möglichst festen Halt zu geben, wurden an den Orten, wo der Belagerungszustand in dem Kampfe mit der Revolution nicht verkündet worden war, die Militärbehörden mit weitreichenden Vollmachten zur Sicherung allgemeiner Botmäßigkeit versehen. Zu gleichem Zwecke wurde in noch stärkerem Maße die Macht der katholischen Kirche mit herangezogen, das Heer

der Jesuiten und Ligorianer in das Reich zurückgerufen, das ganze Schulwesen der Aufsicht der Bischöfe unterstellt und das weltliche Beamtentum zu kräftiger Unterstützung der kirchlichen Gewalt und Sittenzucht angewiesen. So handelte Fürst Schwarzenberg nach dem Grundsatze Napoleons I., welcher da sagte: „Mit meinen Soldaten, Polizisten und Klerikern thue ich im Lande, was ich will.“

Dem Beispiele Österreichs folgten die kleineren Mächte. In Mecklenburg-Schwerin wurde die alte Adelsgewaltherrschaft wiederhergestellt. In Sachsen löste die Regierung die Kammern auf, erklärte die Gesetze von 1848 für erloschen und führte die Verfassung von 1831 wieder ein. Ebenso verfuhr man in Württemberg; die Volksvertretung wurde nach Hause geschickt und die Verfassung von 1819 von neuem in Kraft gesetzt. Auch in den übrigen Klein- und Mittelstaaten wütete die Reaktion auf das empörendste.

Nach Berlin ließ die kaiserliche Regierung in Wien im September 1851 die dringende Mahnung gelangen, auf dieselbe Weise auch in Preußen den Erzeugnissen der Revolution den Garaus zu machen und vor allen Dingen die Verfassung von 1850 wieder aus der Welt zu schaffen. In der That waren hier, wenn auch nicht in amtlicher Weise im Ministerium, so doch in der persönlichen Umgebung des Königs Erwägungen über dergleichen Schritte bereits gepflogen worden. Ein königlicher Freibrief sollte an die Stelle der vertragsmäßig vereinbarten und vom König durch feierliches Gelöbnis besiegelten Verfassung treten. Indessen trug der fromme König Friedrich Wilhelm IV. doch Bedenken, seinem Volke den Verfassungseid zu brechen, obwohl er in seinem Herzen für das System des Vereinigten Landtages von 1847 noch immer mehr Sympathie hegte als für die unter dem Drängen der freiheitlichen Volksbewegung erlassene Verfassung. In seiner Gewissensnot wandte sich der König an einen seiner liberalen Freunde, an Bunsen, den einsichtsvollen Gesandten in London, dem er die Frage zur Begutachtung vorlegen ließ. Bunsen riet auf das dringendste von einem Staatsstreich ab, der mit einem Eidbruch beginnen und durch seine Schöpfungen den innern Frieden von Grund aus aufwühlen mußte.

„Wie mir aus zuverlässiger Quelle berichtet wird," schreibt Heinrich von Sybel hierüber*), „gaben damit die Advokaten des Staatsstreiches ihren Plan noch nicht auf. Sie sprachen dem „liberalen Schwätzer" in London jede Urteilsfähigkeit in der Sache ab; sie fanden, es sei tugendhafter, einen sündhaften Eid zu brechen als ihn zu halten. Sie fragten: Wenn König Herodes sein der Herodias eidlich gegebenes Versprechen, ihr den Kopf des Täufers zu schenken, gebrochen hätte, wäre das vor Gott eine Sünde gewesen? Gegen sie aber erhob sich ein Royalist reinsten Wassers, ein Mann, welcher damals bei allen Liberalen als Gegner aller Freiheit verrufen war: der Oberpräsident der Provinz Sachsen, Freiherr Senfft von Pilsach. Er schrieb dem Könige in ehrfürchtigen und ernsten Worten, Majestät möge sich durch kein frommes Sophisma von dem graden Wege der Ehre und Treue verlocken lassen; niemals würde unser norddeutsches, bedächtiges und kräftiges Volk einen Eidbruch seines Königs verwinden und vergessen. Der König entschied, das sei die Wahrheit, und von dem Freibrief war keine Rede mehr." —

Allein die Männer der Reaktion, welche jetzt wie Pilze aus dem Boden wuchsen, fanden auch ohne den vereitelten Staatsstreich Mittel und Wege, ihr Ziel zu erreichen. Eine gewissenlose Auslegung bestimmter Artikel der Verfassung von allgemeiner Bedeutung, welche erst durch spezielle Ausführungsgesetze bindende Kraft erhalten sollten, gab dem Minister des Innern, Herrn von Westphalen, eine schneidige Waffe in die Hand, womit auch in Preußen die errungenen Volksrechte und Freiheiten auf das kleinste Maß zugestutzt wurden. Den wichtigsten Abschnitten der Verfassungsurkunde: der Gleichheit vor dem Gesetz, der Aufhebung der Standesvorrechte, der Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Aufhebung gutsherrlicher Polizei, wurde durch spitzfindige Deutung und willkürliche Ausführung die gesetzliche Kraft entzogen. Beamtentum, Adel und Kirche waren bald wetteifernd bemüht, die Geschäfte der finstersten Reaktion zu betreiben. Verwaltungs- und Polizeibehörden griffen nach den Weisungen ihres obersten Leiters auf das empfindlichste in die Rechte der freien Selbstverwaltung der Ge-

*) Vergleiche: „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.," Bd. 2, Seite 105 u. 106.

meinden ein, die Preßfreiheit wurde auf das engste eingeschnürt, indem man mißliebigen Buchhändlern die Konzession entzog; den Großgrundbesitzern wurde die alte, oft harte und willkürliche Polizeigewalt in möglichst weitem Maße wieder eingeräumt, und, was die Hauptsache war, die bisher wählbare erste Kammer verwandelte man durch eine jener zweifelhaften Gesetzesauslegungen, welche die Rückwärtsschrauber so meisterhaft verstanden, in ein Herrenhaus, in welchem feudale Grafen, Freiherren und Rittergutsbesitzer ein ganz entschiedenes Übergewicht erhielten. An die Kirche, die evangelische wie die katholische, lieferte der Staat ein hohes Maß von seinen Rechten aus und ließ dieselbe in demselben reaktionären Geiste wirken, der die Völker Österreichs knechtete.

Überhaupt waren in der Unterdrückung der Freiheit die beiden großen feindlichen Brüder Deutschlands, Österreich und Preußen, von selten gesehener Einmütigkeit. Die Völker der Mittel- und Kleinstaaten mußten dies bald ebenso schmerzlich fühlen als die eignen Unterthanen. Die vom Bunde eingesetzte Zentralgewalt legte sich nach willkürlichem Ermessen der Großmächte mit schwerer Hand auf alle freiheitlichen Regungen, wo immer solche in irgend einem Winkel Deutschlands auftauchten. Am fühlbarsten hatte das arme Hessenvolk darunter zu leiden, das durch österreichische Eingriffe mit so grausamer, roher Gewalt wieder unter das Joch seines entflohenen Tyrannen gebeugt wurde, daß selbst Preußen, von Mitleid ergriffen, dem schändlichen Treiben Einhalt zu gebieten versuchte, wenn auch erfolglos. Daß unter solchen Verhältnissen Mutter Germania, die ihre rechten Kinder also mißhandeln ließ, auch für die von den Dänen auf das ärgste gepeinigten Stiefkinder Schleswig und Holstein keinen Schutz und keine Hilfe hatte, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Welcher deutsche Vaterlandsfreund hätte es in den Tagen des Völkerfrühlings von 1848 wohl für möglich gehalten, daß die vor den gewaltigen Märzstürmen zitternden Fürsten schon nach drei Jahren wieder zu solcher Gewalt über die Völker gelangen würden, vor deren souveränem Willen sie damals im Staube lagen? Das deutsche Volk hatte durch seine Handlungen während jener sturmvollen Zeit dargethan,

daß es noch nicht fähig und würdig war, ein größeres Maß von Recht und Freiheit zu ertragen und gedeihlich zu verwerten. Es mußte noch im Feuer der Trübsal geläutert, in harter Schule des Schicksals erzogen werden, bis es zur politischen Reife gelangte, wie auch der Held, der es nach dem Willen der Vorsehung aus seiner Schmach und Not erlösen, es auf seinem Wege zur Einheit, Macht und Größe führen sollte, noch in der Schule des Lebens geistig wachsen und darin geläutert werden mußte, ehe er zum Retter seines Volkes berufen und auserwählt wurde.

Otto von Bismarck war während der Vertagung der Kammerverhandlungen in den Osterferien 1851 zum Besuche seiner Schwiegereltern nach Reinfeld in Pommern gereist. Hier traf ihn ganz unerwartet eine Nachricht von höchster Bedeutung. Der Ministerpräsident von Manteuffel richtete die vorläufige Anfrage an ihn, ob er geneigt wäre, das Amt eines Bundestagsgesandten in Frankfurt a. M. zu übernehmen. In diesem Falle möge er nach Potsdam kommen, um seinen Entschluß dem Könige persönlich mitzuteilen. Diese Botschaft erregte Bismarck in hohem Maße. So ehrenvoll ein solcher Ruf seines Königs für ihn auch sein mochte, die Übernahme des wichtigen, verantwortungsvollen Postens mußte für ihn, der auf diplomatischem Gebiete durchaus Neuling war, mit den größten Schwierigkeiten verknüpft sein. Indessen Otto von Bismarck war keine Natur, die leicht vor einem Wagnis zurückschreckte. Die ihm gestellte Aufgabe reizte seine Thatkraft. Nach reiflicher Erwägung und Beratung mit seinen Anverwandten und Freunden kam er zu der Entscheidung, zustimmend zu antworten. Alsbald machte er sich zur Abreise bereit und begab sich auf den Weg nach Berlin.

Bei der Wahl Bismarcks für den Gesandtschaftsposten in Frankfurt waren den maßgebenden Persönlichkeiten folgende Gründe ausschlaggebend gewesen: Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte schon seit längerer Zeit mit Wohlgefallen die hohe politische Begabung seines treuen Ritters wahrgenommen, hatte ihm zu wiederholten Malen seine Ergebenheit und sein Vertrauen bewiesen und sich vorgesetzt, den mutigen Kämpfer für das preußische Königtum von Gottes Gnaden zu hoher

Bestimmung heranzubilden. „Er hielt mich für ein Ei, aus dem er einen Minister ausbrüten wollte," äußerte Bismarck später selbst einmal.

Nun galt es für den als Gesandten an den Petersburger Hof zurückkehrenden General von Rochow, der einstweilen die Geschäfte Preußens am Bundestage zu Frankfurt zu vertreten hatte, Ersatz zu finden. Dazu bedurfte man einer Persönlichkeit, welche die Interessen Preußens zu wahren im stande war und zugleich Gewähr dafür bot, daß bei den Beratungen der deutschen Angelegenheiten das gute Einvernehmen mit Österreich nicht getrübt würde, eine Aufgabe, die bei dem gegenseitigen Verhältnisse der beiden deutschen Großmächte höchste Vorsicht und Thatkraft zugleich erforderte.

Trotz aller scheinbaren Eintracht beider Regierungen in gewissen Fragen war doch der alte Eifersuchtsstreit um die Führerrolle in Deutschland nicht erloschen. Ja, Schwarzenberg hatte nach dem Triumph Österreichs über Preußen in Olmütz sich die völlige Verdrängung des preußischen Einflusses in Deutschland zum Ziel seiner Politik gesetzt und das Wort: „Preußen muß erst erniedrigt und dann vernichtet werden!" zur Losung erwählt. Wohl waren die beiden Nachbarmächte Europa gegenüber auf gegenseitige Freundschaft angewiesen; aber auf deutschem Boden waren ihre Lebensinteressen unvereinbar, und in den wichtigsten Beziehungen war der Streit unvermeidlich. Dies wußte der König von Preußen sehr wohl; hatte ihm sein kaiserlicher Bruder, Franz Joseph, doch auf seine Klagen über das oft feindselige Verhalten Österreichs gegen seine Regierung geschrieben: „Die Dinge sind stärker als die Menschen . . ."

So mußte Preußen denn trotz aller Hinneigung des Königs zur Freundschaft mit Österreich doch stets auf der Hut sein, um sich vor den Intriguen desselben zu schützen. Die Vertretung Preußens am Bundestage gehörte also nach allen Erwägungen zu den wichtigsten und schwersten Aufgaben der Regierung. Allen Anforderungen, die an eine zu dem bedeutungsvollen Posten in Frankfurt a. M. ausersehene Persönlichkeit gestellt werden mußten, schien der junge Deichhauptmann von Schönhausen, der ritterliche Verteidiger des Vertrages von Olmütz am meisten gewachsen zu sein, obwohl derselbe in diplomatischen Dingen wie im Staatsdienste überhaupt ohne Erfahrung war.

Von den vertrauten Ratgebern des Königs war es besonders der General Leopold von Gerlach, welcher die Ernennung Bismarcks zum Gesandten am Bundestage dringend empfohlen hatte. „Bismarcks Anstellung ist ganz mein Werk," heißt es an gegebener Stelle in Gerlachs Tagebuch.*) Auch der Minister von Manteuffel hatte die Wahl befürwortet. Mit diesem hatte Bismarck, als er nach Berlin zurückgekehrt war, am 6. Mai im Auswärtigen Amt eine Unterredung, und er erfuhr nun, daß er zunächst als Rat der preußischen Gesandtschaft am Bundestage den General von Rochow nach Frankfurt am Main begleiten sollte, um später, nachdem er sich in die Geschäfte eingearbeitet, ihn nach jeweiligem Ermessen an Rochows Stelle zum Bundestagsgesandten aufrücken zu lassen. Bismarck erklärte sich auch unter dieser Bedingung bereit, das Anerbieten anzunehmen, und begab sich nach Sanssouci, um sich dem Könige vorzustellen.

Als der König Bismarcks kurzen Entschluß, die ihm zugedachte Stelle anzunehmen, erfuhr, zeigte er sich doch verwundert und sprach demselben sein Erstaunen über seinen Mut auch unverhohlen aus. Bismarck aber erwiderte: „Eure Majestät können es ja mit mir versuchen; geht es nicht, so ist es ja leicht, die Ernennung rückgängig zu machen. Wenn indessen," fügte er hinzu, „Eure Majestät den größeren Mut haben, mich zu diesem Amte zu berufen, so hoffe ich auch, mit Gott die Kraft zu finden, meinen Beruf auszufüllen."

In dem Tone Bismarcks lag eine so entschiedene Entschlossenheit und feste Zuversicht auf das Gelingen seines ihm bevorstehenden Werkes, daß der König ebenfalls von Vertrauen erfüllt wurde. In huldvoller Freundlichkeit sagte er: „Versuchen Sie es mit Gott!"

Der König ernannte Otto von Bismarck sodann am 8. Mai 1851 zunächst zum ersten Sekretär der Bundestagsgesandtschaft mit dem Titel eines Geheimen Legationsrates. Wenige Tage später begab er sich mit Herrn von Rochow auf die Reise nach Frankfurt.

Wie Bismarcks Gegner auf dem politischen Kampfplatze seine Ernennung aufnahmen, hat er später, in der Reichstagssitzung vom

---

*) General von Gerlach: Denkwürdigkeiten. Bd. I. S. 648.

21. Februar 1879, selbst geschildert, als er sich gegen die Angriffe auf seine Befähigung in Sachen der Wirtschaftspolitik verteidigte.

„Ich bin, ehe ich überhaupt in das Amt trat," sagte er, „in derselben Weise beurteilt worden auf jede politische Befähigung, wie ich jetzt beurteilt werde in Bezug auf mein Recht, ich möchte sagen, meine Pflicht, in wirtschaftlichen Dingen mitzureden. Ich erinnere mich, wie ich nach Frankfurt als Bundestagsgesandter berufen wurde, kam in den liberalen Blättern die Bemerkung über mich: Dieser Mensch würde, wenn man ihm das Kommando einer Fregatte anvertraute oder eine chirurgische Operation zumutete, sagen: Nun, ich habe es noch nicht probiert: ich will es einmal versuchen. Das war die Schilderung, mit der man mich den Frankfurter Kollegen und vor allen den österreichischen in den liberalen Blättern empfahl. Nun, meine Herren, diese chirurgische Operation ist nachher zu Ihrer Zufriedenheit, wie ich glaube, vollzogen worden."

Über die Persönlichkeit unseres Helden, wie sich dieselbe damals beim Beginn seiner diplomatischen Laufbahn in körperlicher und geistiger Beziehung den Herren in Frankfurt darstellte, giebt ein berufener Beurteiler, Heinrich von Sybel, eine Schilderung, aus welcher hier die nachstehenden Sätze Platz finden mögen.*)

„Bismarck stand damals mit sechsunddreißig Lebensjahren in der vollen Blüte des kräftigsten Mannesalters. Eine hohe Gestalt, welche die Mehrzahl der Menschenkinder um eine Kopfeslänge überragte, ein gesundheitstrahlendes Antlitz, ein von Intelligenz belebter Blick, um Mund und Kinn der Ausdruck unbeugsamen Willens, so erschien er damals den Zeitgenossen, in jedem Gespräch erfüllt von originellen Gedanken, farbigen Bildern, frappanten Wendungen, von gewinnender Liebenswürdigkeit im geselligen, von schneidender Überlegenheit im geschäftlichen Verkehr. Sein Bildungsgang war großenteils der eines Autodidakten gewesen; die frische Ursprünglichkeit seiner Natur hatte er weder durch mechanische Schulung noch durch äußerlichen Dienstzwang einschnüren noch umschleifen lassen. —

*) Siehe: „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.", Bd. 2, S. 142 ff.

„Vor allem hatte er sich, wie nach einem Vorgefühl des künftigen Wirkens, historischen Studien gewidmet. Nach der eignen weitern Erfahrung sprach er später einmal den Grundsatz aus, für jeden Staatslenker sei ein richtig geleitetes Studium der Geschichte die wesentliche Grundlage des Wissens; hier allein sei zu lernen, was bei der Verhandlung mit andern Staaten in jeder Frage erreichbar sei; in der Befähigung aber, die Grenzen des Erreichbaren zu erkennen, sei die höchste Aufgabe der diplomatischen Kunst bezeichnet. —

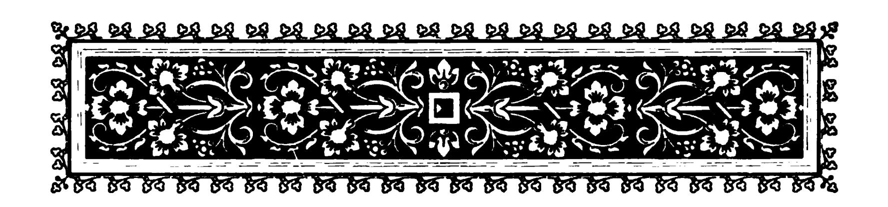
„Ganz im Sinne des Königs hat man oft von Bismarcks Frankfurter Lehrjahren geredet, ungefähr ebenso passend, wie wenn man von der Schwimmschule eines jungen Fisches sprechen wollte. Gewiß, er, der bisher niemals im diplomatischen Dienste sich geübt hatte, trat hier in eine ihm fremde Welt und hatte manche Kenntnis von Personen und Sachen sich erst anzueignen. Aber nachdem er sich binnen wenigen Wochen auf dem neuen Boden orientiert hatte, entwickelte er seit den ersten Schritten seines Wirkens seine politische Meisterschaft. Er war ein Staatsmann von Geburt. Eine freigebige Natur hatte ihn mit allen Erfordernissen des Herrscherberufes ausgestattet, mit rascher und durchdringender Auffassung aller Verhältnisse, mit scharfer Erkenntnis der Stärken und Schwächen jeder Position, mit sicherem Blick für die Brauchbarkeit der verschiedensten Menschen zur Förderung seiner Zwecke. Mit einer unerschütterlichen Willenskraft in der Verfolgung seiner Absichten verband er eine niemals versagende Elastizität des Geistes in der wechselnden Anwendung des jedesmal zweckmäßigen Verfahrens. Ohne jemals einen systematischen Unterricht durchgemacht zu haben, besaß er die Fähigkeit, welche Thucydides von Themistokles rühmt, durch die Macht seiner Natur in kurzem Nachdenken das Erforderliche sofort zu treffen. —

„Alle diese Züge werden bereits in seiner Frankfurter Korrespondenz gleich deutlich wie in seinem späteren Wirken auf höherer Stufe sichtbar. Überall bewundert man die Umsicht der jede Frage allseitig beleuchtenden Erörterung, den Mut in der Aufstellung des anzustrebenden Ziels, die unerschöpfliche Fülle immer neuer, den Gegner überraschender und verwirrender Evolutionen und dabei den festen

Pulsschlag einer stets vom Verstande geleiteten Energie. Noch befand er sich nicht in der leitenden Stellung, sondern hatte den Befehlen der vorgesetzten Behörde zu gehorchen; aber stets traf der Gang seiner Berichte in thatsächlicher Begründung und zwingender Logik so unwiderstehlich zum Zweck, daß sich nur in seltenen Fällen dem Minister die Möglichkeit einer abweichenden Auffassung darbot. Herr von Manteuffel brummte wohl in aufkeimender Eifersucht: ‚Der junge Schönhäuser scheint ja seiner Sache sehr gewiß zu sein!‘ — schrieb dann aber sein ‚Einverstanden‘ unter den Bericht.

„Durch die Frühreife des Talents und die indirekte Beherrschung der Vorgesetzten erinnert Bismarck lebhaft an das Auftreten des Generals Bonaparte im Jahre 1796. In allem übrigen aber erscheint neben der Ähnlichkeit der tiefste Gegensatz der Charaktere zwischen beiden Männern. Statt der kolossalen, jedes andere Gefühl erdrückenden Selbstsucht des korsischen Imperators zeigt sich bei dem preußischen Beamten die patriotische Hingabe an den Staat, die unbedingte Pflichttreue gegen König und Vaterland. Seine Seele war erfüllt von dem Berufe, Preußen zu Macht und Blüte zu erheben; jeder Schritt seines Wirkens war abhängig von dieser einzigen und beherrschenden Aufgabe.“ —

Also erschien damals das Bild des ritterlichen Helden, der berufen war, Dornröschen Germania aus dem bösen Zauberbanne zu erlösen.



XIII.

Jung Siegfried.

„Und als er ging im dunklen Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.
Da sah er Eisen und Stahl genug,
Ein lustig Feuer Flammen schlug.
O Meister, lieber Meister mein,
Laß du mich deinen Gesellen sein,
Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!"

Am 14. Mai 1851 traf Otto von Bismarck in Frankfurt am Main ein. Er begann mit diesem Schritte seine Laufbahn als Diplomat, eine Laufbahn von hoher weltgeschichtlicher Bedeutung. Ja, es kann der Tag, an dem Bismarck in Frankfurt ankam, als ein Wendepunkt in der Geschichte unsers Vaterlandes bezeichnet werden.

Der Weg, den der geniale Mann damals betrat, und welcher jetzt bis zu seinem Ausgange vor den Blicken der Welt liegt, war voll glänzender Siege und Ehren; denn er war ein Pfad, auf welchem fast jeder Tritt vorwärts unter Kämpfen und Ringen gethan werden mußte.

Bismarck, der den Verhältnissen gemäß einstweilen ohne Familie nach Frankfurt gekommen war, bezog zunächst eine Wohnung in der Hochstraße Nr. 45. Seine Stellung war, trotzdem er sich dem Bundestagsgesandten unterordnen mußte, von Anfang an insofern eine selbständige, als ihm laut Anweisung des Ministerpräsidenten von Manteuffel die Leitung der Preßstation übertragen wurde, wodurch ihm die Aufgabe

zufiel, die Frankfurter Zeitungen, insbesondere in Bezug auf die schwebenden Handelsfragen, in ausgiebiger Weise zu benützen.

Welch eine Welt war es, die sich vor den scharfen Blicken des jungen märkischen Edelmannes hier in Frankfurt aufthat! Das Heer der hier versammelten Staatsmänner bildete im Grunde nur die Schar der Meister und Gesellen einer großen Ränkeschmiede, wie es in der Diplomatie der alten Schule Herkommens war. Auf diesem Gebiete herrschte stets ein reges Treiben, während sonst der neuerweckte Bundestag dem im Jahre 1848 selig entschlafenen in Bezug auf seine sprichwörtlich gewordene Geschäftsträgheit, öde Langeweile und winzige Kleinigkeitskrämerei vollkommen gleich war. Wie seltsam mußte dies Leben der geraden, offenen, von frischer Thatenlust erfüllten Siegfriednatur Bismarcks anmuten!

In einem Briefe, den Bismarck am 18. Mai an seine Gemahlin schrieb, schilderte er mit seinem charakteristischen Humor das Treiben in der Frankfurter Zauberschmiede:

„Frankfurt ist gräßlich langweilig. Ich bin so verwöhnt mit viel Liebe um mich und viel Geschäften und merke erst, wie undankbar ich gegen so manche Leute in Berlin immer gewesen bin. Denn von Dir und Zubehör will ich ganz absehen; aber selbst das kühlere Maß von landsmannschaftlicher und Parteizuneigung, das mir in Berlin wurde, ist ein inniges Verhältnis zu nennen gegen den hiesigen Verkehr, der im Grunde nichts als gegenseitiges Ausspionieren ist. Und wenn man noch etwas auszuspionieren und zu verbergen hätte! Es sind lauter Lappalien, mit denen die Leute sich quälen, und diese Diplomaten sind mir schon jetzt mit ihrer wichtigthuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher als der Abgeordnete der Zweiten Kammer im Gefühl seiner Würde. Wenn nicht äußere Ereignisse zutreten, und die können wir superklugen Bundestagsmenschen weder leiten noch vorherbestimmen, so weiß ich jetzt ganz genau, was wir in einem, zwei oder fünf Jahren zu stande gebracht haben, und will es in vierundzwanzig Stunden zu stande bringen, wenn die andern nur einen Tag lang wahrheitsliebend und vernünftig sein wollen. Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie alle mit Wasser kochen; aber eine solche nüchterne, einfältige Wasser-

suppe, in der auch nicht ein Fettauge zu spüren ist, überrascht mich. Schickt den Schulzen X. oder Herrn von ?arski aus dem Chausseehause her, wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen. In der Kunst, mit vielen Worten gar nichts zu sagen, mache ich reißende Fortschritte, schreibe Berichte von vielen Bogen, die sich nett und rund wie Leitartikel lesen, und wenn Manteuffel, nachdem er sie gelesen hat, sagen kann, was drin steht, so kann er mehr als ich. Jeder von uns stellt sich, als glaubte er vom andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe stecke, wenn er's nur aussprechen wollte, und dabei wissen wir alle zusammen nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird, als Dutken Sommer. Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat glaubt es, was für Charlatanerie und Wichtigthuerei in dieser Diplomatie hier steckt." — —

„Über Politik und einzelne Personen kann ich Dir nicht viel schreiben," heißt es an andrer Stelle, „weil die meisten Briefe geöffnet werden. Wenn sie Deine Adresse auf meinen und Deine Hand auf Deinen Briefen erst kennen, werden sie sich's wohl begeben, da sie nicht Zeit haben, Familienbriefe zu lesen."

Die diplomatischen Ränkeschmiede schraken bei ihrem Geschäfte des Ausspionierens vor keinem Mittel zurück; selbst das Briefgeheimnis war ihnen nicht heilig. Das Netz ihrer Intriguen spann sich über Länder und Meere, so daß oft heimliche Dinge, welche an weit entfernten Orten gesprochen wurden, zu ihren Ohren drangen. Eine Stelle in einem andern Briefe Bismarcks an seine in einem Seebade weilende Gattin deutet darauf hin. Er schrieb am 3. Juli:

„Sei vorsichtig in Deinen Reden gegen alle dort ohne Ausnahme, nicht bloß gegen X., namentlich in Urteilen über Personen; denn Du glaubst nicht, was man in dieser Art erlebt, wenn man erst Gegenstand der Beobachtung wird. Sei darauf gefaßt, daß hier oder in Sanssouci mit Sauce aufgewärmt wird, was Du etwa in den Bassalken oder in der Badehütte flüsterst. Verzeih, daß ich so ermahnend bin, aber nach Deinem letzten Brief muß ich etwas die diplomatische Heckenschere zur Hand nehmen. Wenn die *** und andere Leute in unserm Lager



Otto von Bismarck als Bundestagsgesandter.

Nach dem Oelgemälde von Prof. Jakob Becker im Besitze Sr. Durchlaucht des Fürsten Bismarck.

Gezeichnet von Reinh. Hoberg.

Mißtrauen säen können, so erreichen sie damit einen Hauptzweck ihrer Briefdiebstähle.“ —

Allein alle Vorsicht schien nutzlos zu sein. Bismarck sah sich bald genötigt, auf andre Mittel zu sinnen, um seine Briefe und Depeschen vor geheimer Ausschnüffelei zu sichern. Er fand endlich einen Weg, der ebenso eigenartig war, wie er sich als zweckmäßig erwies.

Auch der Vertreter Hannovers glaubte, annehmen zu müssen, daß seine Briefschaften auf einem geheimen, aber durchaus nicht mehr ungewöhnlichen Wege zur Kenntnis des Bundestags-Präsidiums kamen. Er richtete eines Tages an seinen preußischen Genossen die Frage, wie er es nur anfange, daß seine Briefe und Depeschen ungeöffnet durch die gefährliche Straße der Späherei gelangten. Bismarck forderte seinen Leidensgefährten, dem er Vertrauen schenken durfte, auf, ihn auf einem Spaziergange zu begleiten. Er führte ihn in eine entlegene Gasse, wo nur kleine Leute und Gewerbetreibende der bescheidensten Art ihre Wohnung hatten. Dort angelangt, zog er zum Erstaunen seines Begleiters Handschuhe an und trat dann mit ihm in einen Krämerladen. „Habt ihr hier auch Seife?“ fragte er den Ladendiener. — „Ja wohl.“ — „Welche Sorten?“ — Der Ladendiener nannte verschiedene und legte Bismarck einige Stücke vor, von denen dieser ein besonders stark riechendes wählte und in seine Tasche gleiten ließ. Dann fragte er nach Briefumschlägen, und der Verkäufer legte ihm einige der gewöhnlichsten Art vor. Darauf zog Bismarck eine Depesche aus der Brusttasche seines Rockes, steckte sie in den Briefumschlag, forderte Tinte und Feder und fing an, die Adresse zu schreiben. Aber mit den Handschuhen ging das nicht; er bat daher den Handlungsdiener, diese Arbeit für ihn zu besorgen, und der junge Mann that dies willig genug. Nun steckte Bismarck den Brief in die Tasche zu der Seife und sagte auf der Straße zu dem Hannoveraner: „So, unter dieser Aufschrift und diesem aus den Düften von Seife, Heringen, Talg und Käse zusammengesetzten Parfüm sollen sie nun einmal meine Depesche herausschnüffeln.“

Die Thätigkeit, welche Bismarck von seiten seines Vorgesetzten zugewiesen erhielt, war keineswegs so bedeutend und reich, daß seine Natur

darin Genüge finden konnte. Obwohl Herr von Rochow nicht gerade die Absicht hatte, seinen diplomatischen Lehrling von den Amtsgeschäften fern zu halten, so lag es doch in den Verhältnissen, daß dieser anfangs sehr wenig dazu kam, seine Arbeitslust sattsam zu bethätigen.

Bismarck schrieb hierüber am 5. Juni an seinen Freund Hermann Wagner:

„Ich langweile mich hier unglaublich. Mir ist noch nicht zu Mute, als ob ich hier lange bleiben würde; ich fühle mich hier ziemlich ad acta gelegt und meiner Freiheit ohne Zweck beraubt, wenn es nicht sehr bald anders wird.“

An den Ministerpräsidenten in Berlin konnte er indessen nach einigen Tagen schon, am 12. Juni, in einem vertraulichen Bericht mitteilen:

„Herr von Rochow ist seit einigen Tagen mitteilender in geschäftlichen Beziehungen gegen mich, was sonst nicht in seiner Art und Weise liegt, indem er die vorkommenden Fragen gelegentlich schnell und mündlich mit dem Grafen Thun abmacht, ein Verfahren, bei welchem sein ‚diplomatischer Säugling‘, wie mich die Kölnische Zeitung nannte, um seine Rechnung kommt.“

In demselben Sinne äußerte sich Bismarck auch am 22. Juni in einem Briefe an den General von Gerlach, worin es heißt:

„Was vorgeht, geht ohne mich, und ich habe die Empfindung eines Junkers in einer Sinekure, das drückendste, welches das Gewissen eines Abgaben bewilligenden Volksvertreters belasten kann. Wenn nun auch die robuste Thätigkeit besagten Gewissens jener Last für die Zeit vollkommen gewachsen sein dürfte, welche höhern Orts (und von mir selbst) notwendig erachtet wird, so glaube ich doch, daß es für die Regierung von keinem Nutzen sein kann, wenn meine jetzige Stellung eine dauernde werden sollte.“

Das schale, nichtige Leben, das unehrliche Treiben der Frankfurter diplomatischen Welt mußte einen ernstdenkenden und tieffühlenden Mann, wie Otto von Bismarck es war, wohl anwidern! Er suchte demselben, so oft es nur seine Amtspflichten gestatteten, zu entfliehen. Er erfrischte und erquickte seine Seele wieder im Genusse der freien, schönen Gottesnatur,

indem er häufig Ausflüge in die Umgegend: in die bewaldeten Höhen und Thäler des Taunus, des Neckargebietes, des Odenwaldes oder des Schwarzwaldes, an die rebumkränzten Ufer des herrlichen Rheinstromes machte. Welche Stimmungen dabei oft sich seines Gemütes bemächtigten, das offenbaren die Briefe an seine Gattin.

„Die Exkursionen mit der Eisenbahn," schreibt er in dem oben bereits angeführten Briefe vom 3. Juli, „sind noch das Beste hier. Nach Heidelberg, Baden-Baden, Odenwald, Homburg, Soden, Wiesbaden, Bingen, Rüdesheim, Niederwald kann man bequem in einem Tage, fünf bis sechs Stunden dableiben und abends wieder hier sein. — — Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden bei ** und habe mit einem Gemüt von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner einundzwanzigjähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen ** und Miß ** jetzt leben? Wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte! Wie hat meine Weltanschauung doch in den vierzehn Jahren seitdem so viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles ist ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserm innern Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder vierzehn Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe. Sollte ich jetzt leben wie damals ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder, — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde, und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben. Wenn ich mich bei dem einzelnen frage, was er für Grund bei sich haben kann, weiter zu leben, sich zu mühen und zu ärgern, zu intriguieren und zu spionieren, ich weiß es wahrlich nicht. Schließe nicht aus diesem Geschreibsel, daß ich

gerade besonders schwarz gestimmt bin; im Gegenteil, es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet: gesund, heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wüste, Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt. Statt dessen muß ich nun langweilige ** besuchen und endlose Ziffern über deutsche Dampfkorvetten und Kanonenjollen lesen, die in Bremerhaven faulen und Geld fressen." —

„Gestern und heute wollte ich gern an Dich schreiben," heißt es in einem folgenden Briefe, vom 8. Juli, an seine Gemahlin, „kam aber vor allem Geschäftswirrwarr nicht eher dazu, als jetzt spät am Abend, wo ich von einem Spaziergang zurückkomme, auf dem ich in reizender Sommernachtluft, Mondschein und Pappelblättergeschwirr den Aktenstaub des Tages abgestreift habe. — Am Sonnabend bin ich nachmittags nach Rüdesheim gefahren. Da nahm ich mir einen Kahn, fuhr auf den Rhein hinaus und schwamm im Mondschein, nur Nase und Augen über dem lauen Wasser, bis nach dem Mäuseturm bei Bingen, wo der böse Bischof umkam. Es ist etwas seltsam Träumerisches, so in stiller, warmer Nacht im Wasser zu liegen, vom Strom langsam getrieben und den Himmel mit Mond und Sternen und seitwärts die waldigen Berggipfel und Burgruinen im Mondlicht zu sehen und nichts als das leise Plätschern der eignen Bewegung zu hören. Ich möchte alle Abende so schwimmen. — Am andern Morgen fuhr ich nach Koblenz und kehrte auf demselben Wege nach Frankfurt zurück, wo ich abends eintraf. Ich unternahm die Expedition eigentlich in der Absicht, den alten Metternich auf Johannisberg zu besuchen, der mich hat einladen lassen, aber der Rhein gefiel mir so, daß ich lieber spazieren fuhr und den Besuch verschob . . . ."

Der denkende Leser findet in dem hier am Schlusse so einfach und natürlich erzählten Vorgange eine wunderbare Symbolik. Der junge preußische Staatsmann, der die Geschicke seines Vaterlandes mit starker Hand höchsten Zielen zuzuführen von der Vorsehung berufen ist, läßt sich, einem unwiderstehlichen dunklen Triebe in seiner Brust folgend, von den Fluten des deutschen Rheinstromes forttragen weitabseits von dem eigentlichen Zwecke seiner Ausfahrt. Der Weg des

neuen zukunftreichen Preußen, durch den jungen genialen Frankfurter Staatsmann verkörpert, führte nicht zu Metternich, dem greisen, abgethanen Vertreter des altersschwachen, die Einheit und Freiheit Deutschlands hemmenden Österreich.

Bismarck war mit dem Gefühl aufrichtiger Zuneigung für Österreich nach Frankfurt gekommen. Er hielt die österreich-freundliche Politik Preußens, welche dem Könige am Herzen lag und die er selbst als Abgeordneter in Berlin und in Erfurt eifrig vertreten hatte, für die richtige. Es war seine Überzeugung, daß zu einer gesunden Entwicklung der deutschen Staatsverhältnisse das feste Zusammenhalten der beiden Großmächte Deutschlands notwendig sei. Darauf richtete sich auch die Instruktion, welche der Ministerpräsident, Freiherr von Manteuffel, den Vertretern Preußens am Bundestage gegeben hatte, dahin zu wirken, daß über alle politischen Schritte, die unternommen werden sollten, vorher die Verständigung zwischen den Höfen in Berlin und Wien herbeigeführt werde, um den kleineren Staaten nicht das Schauspiel einer Spaltung zwischen den beiden führenden Mächten des Bundes zu geben.

Die Vertreter Preußens handelten dieser Weisung gemäß; allein der friedlichen preußischen Politik fehlte die Gegenleistung Österreichs. Der Leiter der österreichischen Staatskunst, Fürst Schwarzenberg, hatte durchaus nicht die Absicht, die Gleichberechtigung Preußens in Deutschland anzuerkennen; er war vielmehr, wie bereits weiter oben ausgeführt worden ist, bestrebt, den Herrscher des Nachbarstaates zu einem Vasallen Österreichs herabzuwürdigen. Für diese Politik fand er in dem Präsidialgesandten am Bundestage ein williges Werkzeug.

Der Graf Thun war in all seinen Lebensäußerungen genau das Abbild seines Vorgesetzten in Wien, des im Privatverkehr äußerst leichtfertigen, in Amtsgeschäften aber strengen und rücksichtslosen Fürsten Schwarzenberg. Bismarck, dem für seine Lehrzeit zunächst „Zurückhaltung in amtlichen Beziehungen“ anempfohlen worden war, dessen Auge aber um so schärfer die Dinge beobachtete, entwirft von dem Präsidialgesandten in seinem ersten Bericht an den Freiherrn von Manteuffel ein anschauliches Bild. Er schreibt unterm 26. Mai 1851:

„Der Graf Thun trägt in seinem Äußern etwas von burschikosem Wesen zur Schau, gemischt mit einem Anflug von Wiener Roué. Die Sünden, die er in letzterer Eigenschaft begehen mag, sucht er durch strenge Beobachtungen der Vorschriften der katholischen Kirche in seinen oder doch in den Augen der Gräfin aufzuwiegen. Er spielt auf dem Klub bis vier Uhr morgens Hazard (macao), tanzt von zehn bis fünf Uhr ohne Pause und mit sichtlicher Leidenschaft, genießt dabei reichlich kalten Champagner und macht den hübschen Frauen der Kaufmannschaft mit einer Ostentation den Hof, die glauben läßt, daß es ihm ebenso sehr um den Eindruck auf die Zuschauer als um das eigne Vergnügen zu thun ist. Unter dieser äußerlichen Richtung birgt Graf Thun, ich will nicht sagen, eine hohe politische Thatkraft und geistige Begabung, aber doch einen ungewöhnlichen Grad von Klugheit und Berechnung, die mit großer Geistesgegenwart aus der Maske harmloser Bonhomie hervortritt, sobald die Politik ins Spiel kommt. Ich halte ihn für einen Gegner, der jedem gefährlich ist, der ihm ehrlich vertraut, anstatt ihm mit gleicher Münze zu zahlen. Wie ich höre, ist Graf Thun in Beobachtung der löblichen Disziplin, welche der österreichischen Diplomatie eigen ist, gewissenhaft bemüht, das treueste Organ der Absichten des Fürsten Schwarzenberg zu sein, und beweist in dieser Beziehung eine nachahmenswerte Genauigkeit und Pflichttreue. Wenn ich mir bei der Neuheit meiner Erfahrungen ein Urteil erlauben darf, so ist von den österreichischen Staatsmännern und der Schwarzenbergschen Schule niemals zu erwarten, daß sie das Recht aus dem alleinigen Grunde, weil es das Recht ist, zur Grundlage ihrer Politik nehmen oder behalten werden; ihre Auffassung scheint mehr die eines Spielers zu sein, der die Chancen wahrnimmt, in ihrer Ausbeutung zugleich Nahrung für Eitelkeit sucht und zu letzterem Behufe die Drapierung der kecken und verachtenden Sorglosigkeit eines eleganten Kavaliers aus leichtfertiger Schule zu Hilfe nimmt. Man kann von ihnen mit jenem herabstürzenden Dachdecker sagen: „Ça va bien, pourvu que cela dure!“*)

Es gehörte damals nach dem Tage von Olmütz in Frankfurt zum guten Ton der Gesellschaft, die Sympathie für Österreich offen an den

*) „So geht's gut, wenn's nur von Bestand wäre!“

Tag zu legen. Die österreichischen Farben spielten eine hervorragende Rolle, selbst in den Schleifen und Bändern der Damen. In der preußenfeindlichen Gesinnung leisteten die meisten Vertreter der Klein- und Mittelstaaten der österreichischen Diplomatie willig Heeresfolge. Das zeigte sich bei allen Gelegenheiten. Bismarcks Bericht läßt auch in diese damaligen Verhältnisse einen interessanten Einblick thun. Er schreibt:

„Die hiesige Geselligkeit hat mir am vorigen Freitag ein Lebenszeichen von sich gegeben, wo bei Lord Cowley ein Zauberfest zu Ehren der Königin Viktoria stattfand. Die Herzogin-Witwe von Nassau (geb. Prinzeß von Württemberg) war mit ihrer unverheirateten Prinzessin dort. Letztere tanzte mit allen vertretenen Mächten, nur mit keinem Preußen. Die hiesige Diplomatie ist eine springlustige; nicht nur Thun, sondern der mehr als fünfzigjährige Tallenay (französischer Gesandter) und der Vertreter Belgiens, Graf Briey, sowie Lord Cowley selbst tanzten und nahmen an einem zweistündigen Kotillon als ordentliche Mitglieder teil. Die Räume waren mit Farben aller Staaten sehr bunt dekoriert, und dem englischen Wappentransparent gegenüber hing das des Deutschen Bundes: Der Doppeladler ohne Krone."

Herr von Rochow war nicht die Persönlichkeit, der österreichischen Anmaßung mit gebührender Festigkeit entgegenzutreten. Sein schwächliches Verhalten den Österreichern gegenüber erregte selbst im Berliner Kabinett bald Mißfallen, trotzdem man dort eine nachgiebige Politik empfohlen hatte. Wie Bismarck über den Verkehr seines Vorgesetzten mit den österreichischen Genossen dachte, nachdem er die Dinge durchschaut hatte, geht aus seinen Briefen hervor.

Am 11. Juni äußerte er in einem Berichte an Manteuffel: „Ich habe mich darüber gefreut, daß Ew. Excellenz mit der Art und Weise, wie die Dinge hier gehen, nicht einverstanden sind. Bei allen vorzüglichen Eigenschaften meines jetzigen verehrten Chefs glaube ich doch nicht, daß es seiner Natur entspricht, den schwierigen Fragen mit einer kräftigen Initiative auf den Leib zu gehen, namentlich nicht, wenn eine Art von passivem Widerstande Österreichs zu überwinden ist, es sei denn, daß ihm der bestimmte und in den einzelnen Fragen detaillierte

Befehl dazu von Ew. Excellenz zuginge. Mich über Herrn von Rochows Auffassung der Politik und Geschäfte näher auszulassen, tadelnd oder lobend, glaube ich mir nicht gestatten zu dürfen, falls Ew. Excellenz es nicht ausdrücklich befehlen."

In einem Briefe an Hermann Wagener schreibt er in mißbilligendem Tone über die verworrene, der herkömmlichen preußischen Strammheit wenig entsprechende Geschäftsführung, welche unter der Leitung Rochows in der eignen Gesandtschaft herrschte:

„Beneidenswert ist die Disziplin, welche in Österreich und seinen Vertretern alles, was vom Kaiser bezahlt wird, nach gleichem Takt sich bewegen läßt. Bei uns singt jeder seine eigne Melodie, verleumdet den andern und schreibt Spezialberichte nach Berlin. Wir haben hier mindestens drei Zivil- und Militärdiplomaten nebeneinander. Über meinen Chef mag ich mich schriftlich nicht äußern; wenn ich hier selbständig werden sollte, so werde ich mein Feld vom Unkraut säubern oder urplötzlich wieder nach Hause gehen."

Die Geschäftsführung des Herrn von Rochow am Frankfurter Bundestage dauerte glücklicherweise nur kurze Zeit. Er wurde auf seinen Posten als Gesandter in Petersburg zurückberufen, um Otto von Bismarck Platz zu machen, der zum Heile Preußens und Deutschlands seine Stelle in Frankfurt einnahm. Die Verhandlungen darüber dauerten indes länger, als es dem nach Bethätigung seiner Kraft verlangenden Diplomaten-Lehrlinge lieb war.

Am 29. Juni sandte Bismarck an Manteuffel wieder einen längern Bericht, in dem er über die Bundesversammlung in Frankfurt in schärfster und klarster Weise urteilte. Er sagte:

„Meine Erwartungen von den Ergebnissen der Bundestagsverhandlungen waren nicht hoch, als ich herkam, aber sie haben sich seitdem vermindert; wir müssen ohne Zweifel, wie Ew. Excellenz in Ihrem Schreiben andeuten, die Probe durchmachen, und ich will in aufrichtigen Bemühungen dazu, soviel an mir liegen kann, nicht nachlassen; aber ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß wir, abgesehen von dem außer der Berechnung liegenden Einfluß unvorhergesehener Ereignisse, über kurz oder lang dahin kommen werden, den Bundestag

zwar als eine zweckmäßige Handhabe für gewisse allgemeine politische und militärische Maßregeln zu betrachten, auf eine organische Entwicklung deutscher Politik in ihm aber zu verzichten und eine Befriedigung unserer Bedürfnisse in letzterer Beziehung mehr auf dem Wege der Separatverträge über Zölle, Gesetzgebung und Militärwesen zu suchen innerhalb des uns durch die Natur angewiesenen geographischen Gebietes. Eine richtige Würdigung der gemeinsamen Interessen der deutschen Regierungen und der dadurch bedingten Notwendigkeit des Anschlusses an- und der Unterordnung untereinander ist hier so wenig vorhanden, daß der Bundestag eher das Bild eines bellum omnium contra omnes bei genauer Prüfung bietet, als das einer Verbindung zu anerkannt gemeinsamen Zwecken. Diese, wie ich glaube, unzweifelhafte Disposition der übrigen Staaten, einschließlich Österreichs, setzt uns in die Notwendigkeit, jenseitigen Wünschen aller Art niemals aus Gefälligkeit, sondern nur gegen gleichwertige Zugeständnisse zu entsprechen, auch dann, wenn ersteres ohne Bequemlichkeit für uns geschehen könnte."

Am Schlusse dieses Berichtes berührte Bismarck seinem ersten Vorgesetzten gegenüber auch die Frage seiner Anstellung, indem er bemerkte:

„Herr von Rochow sagt mir, daß er am 1. Juli seinen Bericht und seine Vorschläge wegen fernerer Gestaltung unserer hiesigen Vertretung machen werde, und daß er einige Wochen später von hier abzugehen glaube. Wenn es noch in Sr. Majestät Absicht liegt, mich zu seinem Nachfolger zu ernennen, und ich habe bisher nicht Veranlassung, das Gegenteil anzunehmen, so würde demnächst die Wahl des übrigen Personals der Gesandtschaft Ew. Excellenz Erwägung anheimfallen."

Am 3. Juli traf der Prinz von Preußen auf der Durchreise in Frankfurt ein. Auch zwischen ihm und dem Herrn von Rochow wurde die Anstellung Bismarcks verhandelt; höchst bemerkenswert ist die Äußerung, welche der Prinz über den Mann machte, der dazu ausersehen war, das Werkzeug zu werden, durch welches er später als König und Kaiser Wilhelm I. so große Thaten vollbringen sollte. In einer vertraulichen Mitteilung berichtete Rochow am 11. Juli an den Ministerpräsidenten über die betreffenden Vorgänge:

„Herrn von Bismarck haben Se. K. Hoheit sehr freundlich begrüßt: als ich mit Hochdemselben zum Hotel fuhr, fragte Sie: ‚Und dieser Landwehr-Leutnant soll Bundestagsgesandter werden?‘ — ‚Allerdings,‘ entgegnete ich, ‚und ich glaube, die Wahl ist gut. Herr von Bismarck ist frisch, kräftig und wird gewiß allen Anforderungen Ew. K. Hoheit entsprechen.‘ Der Prinz konnte darauf nichts erwidern und hatte im allgemeinen eine gute Meinung von diesem ausgezeichneten Vorkämpfer für Recht und wahre preußische Gesinnung. Ich glaube Se. K. Hoheit wünschen Herrn von Bismarck mehrere Jahre und graue Haare. — Ob man mit diesen Attributen gerade die Ansprüche des Prinzen durchführen kann, wage ich nicht zu entscheiden.“

Es gereicht dem Herrn von Rochow gewiß zur Ehre, daß er in dieser rühmenden Weise über seinen Nachfolger urteilte. Dieser erfuhr allerdings einstweilen noch nichts von alledem und blieb auch noch längere Zeit in Ungewißheit über seine nächste Zukunft. An demselben Tage, als die denkwürdige Begegnung mit dem Prinzen stattfand, schrieb er an seine Gattin:

„Über meine Ernennung oder Nichternennung weiß ich gar nichts, als was man bei meiner Abreise sagte; alles andre sind Möglichkeiten oder Vermutungen. Das Schiefe in der Sache ist bisher nur das Stillschweigen auf seiten der Regierung mir gegenüber, indem es billig wäre, mich nachgerade wissen zu lassen, ob ich mit Frau und Kind im nächsten Monat hier oder in Pommern wohnen werde.“

Es wäre für Bismarck eine große Demütigung gewesen, wenn seine Ernennung zum Bundestagsgesandten ausgeblieben wäre, umsomehr, als sich bereits die Öffentlichkeit der Sache bemächtigt hatte. Der Faden seiner Geduld wurde äußerst straff gespannt, als die Entscheidung noch immer hinausgezogen wurde. Er drohte aber zu reißen, als gar das Gerücht auftauchte, ein andrer, (Lecoq, Unterstaatssekretär im Ministerium des Auswärtigen), solle zum Nachfolger Rochows in Frankfurt ernannt werden. Mit Bezugnahme hierauf hatte Bismarck schon am 22. Juni an den General von Gerlach geschrieben:

„Ich bin bei weitem nicht so ehrgeizig, als Ihr Bruder von mir anzunehmen pflegt; ich würde sehr gern Landrat im Schönhauser Kreise

geworden und geblieben sein, und in diesem Frühjahre würde meine Ernennung zu dem geringsten deutschen Geschäftsträgerposten als Lehrlingsschaft meine Erwartungen überstiegen haben; aber nachdem die Nachricht von meiner beabsichtigten Anstellung als Bundestagsgesandter auf glaubwürdige Weise in das Publikum gelangt und im Parteisinn aufgefaßt und beleuchtet worden ist, würde in einer Änderung dieser Absicht die Deutung liegen, daß man sich wenigstens einstweilen von meiner Unreife zu dieser Stellung überzeugt habe, eine Auffassung, von der ich mit Hamlet sagen möchte: ‚Das alles ist ohne Zweifel sehr wahr, und ich glaube festiglich daran; aber ich halte es nicht für schön, es so gedruckt zu sehen.‘ Das hieße: l'appétit vient en mageant,*) und jetzt lege ich allerdings einen ehrgeizigen Wert auf meine Ernennung, und ihr Ausbleiben würde mich schmerzen. Ich bescheide mich aber, daß Rücksicht auf persönliche Wünsche politischen Gründen gegenüber nicht maßgebend sein kann, und würde auch im schlimmsten Falle die Rolle eines gekränkten Staatsmannes jederzeit für eine geschmacklose halten.“

Die Angelegenheit drängte zur Entscheidung, und Mitte Juli erfolgte dieselbe denn auch. Herr von Rochow machte jetzt in einem Bericht den Ministerpräsidenten darauf aufmerksam, daß die Übergangsfrist, während welcher er die Geschäfte in Frankfurt zu führen bestimmt sei, abgelaufen wäre, und er nach Ordnung seiner Nachfolgerschaft seinem Petersburger Gesandschaftsposten wieder zueilen möchte.

„Da nach Sr. Majestät huldreichen Äußerungen,“ fährt er fort, „die fernere Wahl für den hiesigen Posten schon feststeht, so dürfte es nicht bloß überflüssig, sondern sogar anmaßend scheinen, wollte ich mich noch erkühnen, mir in dieser Beziehung unvorgreifliche Andeutungen zu erlauben. — Der ausgezeichnete Mann, welchen des Königs Majestät für die hiesige dornenvolle Aufgabe aus der Zahl mehrerer wahrer und hingebender Patrioten auszuersehen geruhte, besitzt so hervorleuchtende Verstandes- und Charaktereigenschaften, daß er das, was ihm vielleicht für den nächsten Moment an Erfahrung noch abgehen möchte, durch andre überwiegend nützliche Eigenschaften und selten anzutreffende

*) Der Appetit kommt mit dem Essen.

Gaben hinreichend ersetzt. Derselbe ist ganz unstreitig eine Zierde der preußischen Ritterschaft, ein Stolz derjenigen Wohlgesinnten, welche mit Mut und Hingebung für den Glanz der Krone sowie für die Ehre und Sicherheit des Vaterlandes unablässig arbeiten; ja, ich möchte nicht anstehen, die Behauptung auszusprechen, daß eine solche Persönlichkeit in vieler Hinsicht für den hiesigen Posten zu gut ist, insofern nämlich so bewährte Eigenschaften mehr für ein thatkräftiges Einschreiten, für eine höchste Stelle im Innern des Vaterlandes vorzugsweise berufen zu sein scheinen."

Das war ein glänzendes Zeugnis, welches Herr von Rochow seinem „diplomatischen Säugling" und zugleich seinem eignen staatsmännischen Scharfsinn ausstellte. Auch noch weitere lobende Urteile fielen ins Gewicht, daß die Entscheidung nicht mehr hinausgeschoben wurde. Des Königs damaliger Vertrauter, General von Gerlach, schrieb unter dem 9. Juli in sein Tagebuch!*) „Auf einen Brief von Manteuffels habe ich ihm geantwortet, ich sei völlig damit einverstanden, daß Bismarck sofort Bundestagsgesandter würde. Wer schwimmen lernen will, muß in das Wasser gehen. Wir sind viel zu ängstlich gewesen mit Anstellungen: wo die Hauptsache vorhanden ist, wird sich das andre schon finden." Und in einer andern Tagebuchbemerkung des Generals heißt es: „Nach einem Briefe des Prinzen von Preußen an Se. Majestät zieht dieser seinen Vorgänger Rochow in jeder Hinsicht vor; er hält ihn für tüchtiger und kräftiger als diesen."

Die Entscheidung wurde am 15. Juli im Kabinett des Königs vollzogen. Bismarck erfuhr freilich einstweilen noch nichts davon, obwohl er um diese Zeit, nach Berlin befohlen, zweimal vom Könige empfangen wurde, und dieser sich auf das huldreichste mit ihm unterhielt.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, machte er anfangs August dem alten Metternich auf Schloß Johannisberg seinen Besuch, von dem er bereits in einem früheren Briefe an seine Gattin gesprochen hatte. Der Jünger der Frankfurter Diplomatenschule gab dort einen Beweis von seiner ungewöhnlichen Begabung für die feine Staatskunst. Es gelang ihm, die Zuneigung des ehemaligen Meisters europäischer Diplomatie im

*) Gerlach: Denkwürdigkeiten I. 648.

Sturme zu erobern, sodaß der alte Herr ihn gar nicht wieder von dannen lassen wollte. Aus den politischen Gesprächen, welche der alte und der junge Diplomat miteinander führten, ist besonders ein Ausspruch Metternichs höchst merkwürdig, den Bismarck später in einem vertraulichen Berichte an Manteuffel kundgab. In dem Schreiben heißt es:

„Fürst Metternich machte in Johannisberg zu mir die Äußerung: ‚Preußen sei noch kein saturierter (gesättigter) Staat; es liege in Österreichs Interesse, daß Preußen saturiert werde, dann werde es imstande und geneigt sein, aufrichtig und ohne Rivalität mit Österreich zu gehen.‘ Gewiß ein sehr wahres Wort, wenn man in Wien nur danach handeln wollte.“

In wunderbarer Weise hat Otto von Bismarck dieses Prophetenwort des alten Staatsmannes zur Erfüllung gebracht, als er im Kriege von 1866 Preußen sättigte und dann später das Bündnis mit Österreich schloß.

Welches Mittel Bismarck angewendet hatte, den Alten von Johannisberg so ganz für sich einzunehmen, erfahren wir aus einem Gespräch, das Graf Thun kurze Zeit nach diesem Besuch mit ihm führte.

„Was haben Sie nur dem alten Fürsten angethan,“ fragte ihn der Graf eines Tages, „der hat ja in Sie wie in einen goldenen Kelch hineingeschaut und meinte: Wenn Sie mit dem nicht zurecht kommen, so weiß ich nicht.“ — „Ja,“ erwiderte Bismarck, „das will ich Ihnen erklären: ich habe seine Geschichten ruhig mit angehört und nur manchmal die Glocke angestoßen, daß sie weiter klang. Das gefällt solchen alten redseligen Leuten.“

Es war gewiß eine denkwürdige Begegnung, als diese beiden Staatsmänner am Ufer des deutschen Rheinstromes zusammentrafen: der eine das geschwätzige Alter, die Verkörperung der schmachvollen, trüben Vergangenheit Deutschlands, der andere die verheißungsvolle, schweigende Zukunft, in seinem geheimnisvoll schaffenden Geiste die Einheit, Freiheit und Herrlichkeit des Vaterlandes tragend! Unbewußt muß der alte Diplomat, der weiland ränkevolle Hagen des deutschen Volkes, dem jungen Siegfried, dem Wiedergewinner des Nibelungenschatzes, der Kaiserkrone, seine Huldigung darbringen! — —

Am 13. August schrieb Bismarck von Frankfurt aus an seine Gattin:

„Gestern habe ich einen langen und einsamen Spaziergang gemacht im Gebirge bis tief in die wundervolle Mondnacht hinein. Ich hatte von acht bis fünf Uhr gearbeitet, dann gegessen und schwelgte in der frischen Abend- und Bergluft des Taunus, nachdem ich das staubige Nest hier vermittelst einer halbstündigen Eisenbahnfahrt nach Soden um zwei Meilen hinter mir gelassen hatte. Der König reist den 19. hier durch und kommt über Ischl und Prag den 7. September nach Berlin zurück. Ich werde ihm wohl nach Coblenz entgegenfahren. Bringt er meine Ernennung mit, wie ich voraussetze, so nehme ich gleich ein Quartier, und dann können wir von Deiner Herreise sprechen."

Bismarcks Vermutung traf ein; der König brachte die Ernennung mit. Am 19. August 1851 erfolgte die amtliche Berufung Otto von Bismarcks zum Gesandten am Bundestage.

Die geräuschvollen Tage dieser Festwoche, in welcher außer dem Könige von Preußen auch der Kaiser von Österreich und andre Fürstlichkeiten in Frankfurt zusammentrafen, schilderte Bismarck am 23. August in einem Briefe an seine Gemahlin.

„Über alle Geschäfte ist die Poststunde heran, und ich will Dir doch lieber flüchtig schreiben als gar nicht. Seit Montag bin ich immer unterwegs. Zuerst großes Galadiner hier für den Kaiser von Österreich, wobei für zwanzigtausend Thaler Uniformen goldbeladen am Tische saßen, dann nach Mainz, den König zu empfangen; er war sehr gnädig für mich, seit langer Zeit zum erstenmal wieder harmlos und heiter mit mir spaßend. Großes Souper, dann Arbeit mit Manteuffel bis gegen zwei, dann Zigarre mit dem lieben alten Stollberg, um halbsechs wieder auf Parade, hier große Vorstellung, ich mit nach Darmstadt, dort Diner, nachher ging der König nach Baden, ich nach drei langweiligen Stunden mit dem dortigen ** am Abend wieder hierher. Mittwoch, noch im Bett, wurde ich zum Herzog von Nassau nach Biberich geholt, aß dort. Spät abends kam ich zurück, um am andern Morgen sehr früh von Präsident G. und J. geweckt zu werden, die mich nach Heidelberg entführten, wo ich die Nacht blieb und reizende

Stunden mit ihnen auf dem Schlosse Wolfsbrunn und Neckarsteinach verlebte; gestern Abend kam ich erst zurück von diesem Exzeß. G. war liebenswürdiger als je; er stritt gar nicht, schwärmte, war poetisch und hingebend. Auf dem Schlosse sahen wir vorgestern einen Sonnenuntergang wie unsern vom Rigi, gestern frühstückten wir oben, gingen zu Fuß nach Wolfsbrunn, wo ich an demselben Tische Bier trank wie mit Dir, fuhren dann den Neckar aufwärts nach Steinach und trennten uns am Abend in Heidelberg."

Charakteristisch und von sinnbildlicher Bedeutung für das Lebenswerk Otto von Bismarcks war die Übernahme seines Amtes in Frankfurt. Es wird berichtet, daß Herr von Rochow bei seiner plötzlich erfolgenden Abreise dem Nachfolger eine grüne Mappe übersandt habe, die angeblich die Aktenstücke über die laufenden Geschäftsangelegenheiten enthalten sollte. Als Bismarck diese grüne Mappe öffnete, fand er sie leer. Er begab sich nun sogleich auf den Bahnhof, wo er Herrn von Rochow, eben zur Abfahrt bereit, noch traf. In fein gewählten Worten dankte Bismarck seinem Vorgänger für alle ihm erwiesene Güte und fügte hinzu, daß er dieselbe wohl lediglich der Freundschaft zuzuschreiben habe, in welcher Rochow mit seinem seligen Vater gestanden habe. So schnell als möglich bestieg der greise General den Eisenbahnwagen, um sich der Verlegenheit zu entziehen, welche ihm diese unerwartete Freundlichkeit des jungen Diplomaten bereitete.

Bismarck berichtete über diese Vorgänge in einem Schreiben an Manteuffel später, am 6. September, folgendes:

„Bei Herrn von Rochows Abreise hat er mir keinerlei Mitteilungen über die Lage der schwebenden Angelegenheiten gemacht, nicht einmal eine Übergabe fand statt. Er gab mir den Termin seiner Abreise noch am Abend vorher um vierundzwanzig Stunden später an, als er sie beschlossen hatte, und schickte mir am andern Morgen ein Abschiedsschreiben, worin er erklärte, daß er sich wegen des schönen Wetters entschlossen habe, einen Tag früher zu fahren. Ich konnte ihn nur noch einige Minuten auf dem Bahnhofe sehen und übernahm dann von Amtswegen die Geschäfte, ohne Mitteilung über deren Lage von seiten meines Vorgängers."

Die feierliche Einführung Bismarcks als Gesandter Preußens in die Bundesversammlung fand am 27. August 1851 statt. Das Feld, welches er zur Bearbeitung vorfand, war vollständig Neuland für ihn. Doch sein klarer, sicherer Blick hatte schon erkannt, wie dasselbe zu behandeln sei, und mit frischem Mute und rüstiger Thatkraft ging er ans Werk. Als Gehilfen standen ihm in seinem Amte zur Seite der Legationsrat Otto Wentzel und die Gesandtschafts-Attachés Graf zu Lynar und Graf Theodor zu Stolberg-Wernigerode.

Der Vertreter Österreichs versuchte auch im amtlichen Verkehr, dem preußischen Gesandten die Überlegenheit seiner Regierung fühlen zu lassen. Doch hiermit hatte er bei Otto von Bismarck, dem mutigen Verteidiger des Preußentums und der Preußenehre, keinen Erfolg. Dieser erkannte bald genug, daß seine Vorsätze, Österreich mit schonender Freundlichkeit zu behandeln, nicht durchzuführen waren. Er war nicht der Mann, Anmaßung und Überhebung gleichmütig zu ertragen. Er duldete keinerlei Zurücksetzung, am allerwenigsten an der Würde und den Rechten des von ihm vertretenen Staates. Das Verhalten seiner Genossen erforderte ein festes, trutziges Auftreten. Damit war seine fernere Haltung denselben gegenüber entschieden.

Die Art und Weise, wie Otto von Bismarck Aufgeblasenheit und Überhebung zurückzuweisen verstand, kennzeichnet ein heiterer Vorgang, der sich in den ersten Sitzungen des Militärausschusses abspielte. Dieser Militärausschuß, die wichtigste Körperschaft in der Gliederung des Bundestages, bestand aus den Gesandten Österreichs, Preußens, der vier Königreiche Bayern, Hannover, Württemberg, Sachsen, und Hessen-Darmstadts. Nun war in den Verhandlungen desselben zur Sitte oder besser Unsitte geworden, daß der Herr Präsidialgesandte während der Sitzung rauchte und mit brennender Havanna aus seiner Wohnung in das Versammlungszimmer zu kommen pflegte, während die übrigen Mitglieder des Ausschusses sich den Genuß des edlen Tabakkrautes aus Respekt vor der hohen Präsidialmacht versagen zu müssen glaubten. Selbst der bisherige Vertreter Preußens, General von Rochow, hatte sich, obwohl er ein leidenschaftlicher Raucher war, diese Entsagung auferlegt, sei es aus gleichem Respektsgefühl oder aus

Achtung vor den ernsten Geschäftsverhandlungen, welche dem pflichtstrengen preußischen Beamten innewohnte. Bismarck aber war andrer Meinung. Er sah in diesem Benehmen des österreichischen Gesandten ein prinzipiell ausgeübtes Vorrecht, das er nicht zu dulden gesonnen war. In der nächsten Sitzung nahm er eine Zigarre hervor und ließ sich von der Präsidialmacht Feuer geben. Für diesmal rauchten nur die beiden Großmächte des Deutschen Bundes. Verblüfft sahen diesen Vorgang die kleineren Mächte, denen nun erst ein Verständnis davon aufging, was Österreichs Rauchen zu bedeuten hatte.

„Die Herren," so erzählte Bismarck später, (am 22. September 1870 in Ferrières*), „hielten das augenscheinlich für so wichtig, daß sie darüber nach Hause berichteten. Auch nach Berlin muß man's geschrieben haben, denn es erfolgte eine Anfrage vom Hochseligen, der selber nicht rauchte und die Sache vermutlich nicht nach seinem Geschmacke fand. Die Sache erforderte reifliche Überlegung an den kleinen Höfen, und es dauerte wohl ein halbes Jahr, daß nur die beiden Großmächte rauchten. Darauf begann auch Schrenkh, der bayrische Gesandte, die Würde seiner Stellung durch Rauchen zu wahren. Der Sachse Nostiz hatte gewiß auch große Lust dazu, aber wohl noch keine Erlaubnis von seinem Minister. Als er indes das nächste Mal sah, daß der Hannoveraner Bothmer sich eine genehmigte, muß er, der eifrig österreichisch war — er hatte drei Söhne in der Armee, — sich mit Thun verständigt haben; denn er zog jetzt ebenfalls vom Leder und dampfte. Nun waren noch der Württemberger und der Darmstädter übrig, und die rauchten überhaupt nicht. Aber die Ehre und die Bedeutung ihrer Staaten erforderten es gebieterisch, und so langte richtig das folgende Mal der Württemberger eine Zigarre heraus — ich sehe ihn noch, es war ein langes, dünnes, hellgelbes Ding, Kouleur Roggenstroh — und rauchte sie mit mürrischer Entschlossenheit als Brandopfer für das Vaterland wenigstens halb. Nur Hessen-Darmstadt enthielt sich, wahrscheinlich in dem Bewußtsein, zur Rivalität nicht groß genug zu sein."

Eine andere Zigarrengeschichte, die sich wohl kurz vor jener zugetragen haben mag, erzählte Bismarck bei derselben Gelegenheit:

*) Busch: „Graf Bismarck und seine Leute." Bd. I. S. 194.

„Ich kam zum Grafen Thun, als er arbeitete und dazu rauchte. Er bat mich, einen Augenblick zu verziehen. Ich wartete eine Weile; als es mir aber zu lange wurde, und er mir keine Zigarre anbot, nahm ich mir eine und ersuchte ihn um Feuer, das er mir mit etwas verwundertem Gesicht auch gab.“

Übrigens bedurfte es noch stärkerer Mittel, dem Grafen Thun die formlose mißachtende Art, in welcher er mit seinen Bundesgenossen zu verkehren beliebte, abzugewöhnen. Er präsidierte in der Bundesversammlung, wie Bismarck berichtet, „in einer kurzen Jacke von hellem Sommerzeug, die zugeknöpft den Mangel einer Weste verdeckte, mit einer geringen Andeutung von Halsbinde, übrigens Nanking, den Vortrag im Konversationston haltend,“ ließ selbst Männer wie Bismarck im Vorzimmer warten, um ihnen dann zu sagen, er habe einen sehr interessanten Besuch eines englischen Zeitungs-Korrespondenten gehabt, stand nie von seinem Stuhl auf, um jemand zu empfangen, und bot auch keinem einen Stuhl an, während er selbst sitzen blieb und stark rauchte.

Bismarck nahm dann Gelegenheit, dem Präsidialgesandten in einer sehr offenen und rückhaltslosen persönlichen Erörterung seinen Standpunkt über die Art und Weise klarzumachen, wie er ihm durch Mangel an Rücksicht und Höflichkeit die Beziehungen zu ihm erschwere und dem Räderwerk ihres gegenseitigen Verkehrs das Öl der sozialen Formen versage. Der Herr Graf war für Bismarcks Offenheit über Erwarten empfänglich und versprach Abstellung der Beschwerden.

Die Zurechtweisung that ihre Wirkung, Thun war fortan rücksichtsvoller gegen Bismarck, wenn auch die Formen seiner Geschäftsführung noch manches zu wünschen übrig ließ. Am 25. Dezember 1857 schrieb Bismarck an Gerlach in Bezug hierauf: „Es ist nicht zu erwarten, daß alles gerade so geht, wie wir wollen, aber es ist zu erwarten, daß man sich davor hütet, wichtige Beschlüsse zu fassen, bei denen Preußen in protestierender Minderheit ist. Bei der unvermeidlichen Reaktion unsrerseits gegen ein solches Überfüttern Preußens thut mir Thun leid. Er ist an kollegialen Geschäftsbetrieb und Disziplin von früher nicht gewöhnt, dabei nervös und von Migräne geplagt wie eine Dame. Ich habe ihn eigentlich persönlich lieb, trotz der Bauern-

pfiffigkeit, die unser gnädigster Herr spanische Praktiken tituliert. Er sucht den Grund der Differenzen dann viel eher in persönlichen Stimmungen und Vorurteilen als in der Geschichte Deutschlands."

Die lustigen Rauchscharmützel waren das Vorspiel zu ernsten Kämpfen, wozu die Anmaßung und Überhebung Österreichs oder dessen feindliche Absichten den Vertreter Preußens herausforderten. Einen der ersten Anlässe, die Rechte und die Würde Preußens der Präsidialmacht gegenüber zu wahren, bot sich Bismarck in folgender Frage:

Durch die Beschlüsse der Frankfurter Nationalversammlung war Ost- und Westpreußen mit in das Bundesgebiet eingefügt worden. Zur Herstellung der rechtlichen Grundlage seiner europäischen Selbständigkeit beantragte die preußische Regierung beim Bunde jetzt die Wiederausscheidung der genannten Provinz. Dieser Antrag kam aber Österreich, das die Einfügung seiner sämtlichen außerdeutschen Gebiete in den Bund erstrebte, durchaus ungelegen. Es wirkte daher im Verein mit seinen Genossen am Bundestage eifrig dahin, die Absichten Preußens zu vereiteln. Als Bismarck dies merkte, trat er mit voller Entschlossenheit für den Antrag seiner Regierung ein. Mit welchem Nachdruck dies geschah, zeigt ein Gesuch an Manteuffel, in welchem er die Erlaubnis zu einer Erklärung verlangte, daß Preußen die von ihm beabsichtigte Maßregel selbständig durchführen würde, wenn die gegnerische Partei bei ihrem Widerspruch beharre. Es bedurfte indes dieses Mittels nicht, da durch Bismarcks thatkräftiges Einwirken die Genehmigung des Antrages seitens der Mehrheit der Bundestagsmitglieder sehr bald erlangt wurde.

Gleichen Erfolg erzielte Bismarck in einer andern Streitsache, bei welcher Gelegenheit wiederum die am Bundestage herrschende preußenfeindliche Stimmung hervortrat. Auf Österreichs Betreiben war ein besondrer Ausschuß zu dem Zwecke eingesetzt worden, die Sitzungsprotokolle einer Prüfung zu unterziehen und zu bestimmen, inwieweit der Inhalt derselben zur Veröffentlichung geeignet sei. Die erste Arbeit dieses Ausschusses, in welchem der preußische Gesandte keinen Platz erhalten hatte, zeigte sogleich, daß sich Österreich hier ein Organ geschaffen habe, um in seinem Interesse zu ungunsten Preußens wirken

zu können. Auch diesem Beginnen trat Bismarck sowohl öffentlich in der Presse, als durch eine geharnischte Erklärung in der Versammlung entgegen, was zur Folge hatte, daß die Wiederholung des Verfahrens unterblieb.

Die ganze Jämmerlichkeit des Deutschen Bundes sowie die Unnatur und Zweckwidrigkeit seiner Einrichtung zeigte sich in dem Streit um die Erhaltung und Verwaltung der deutschen Kriegsflotte, welche teils aus Beträgen freiwilliger Opfergaben des Volkes, teils aus Beiträgen der Regierungen im Jahre 1848 geschaffen worden war. Preußen war an der Aufbringung der Kosten in hervorragendem Maße beteiligt gewesen, während Österreich und eine Anzahl der Binnenstaaten mit ihren Beiträgen ganz oder teilweise im Rückstande geblieben waren. Nun handelte es sich darum, die Summen herbeizuschaffen, welche zur Erhaltung und Verstärkung dieser Flotte, die in den Häfen der Nordsee „faulte und Geld fraß“, wie Bismarck schrieb, nötig waren. Darüber entstand bald ein Feilschen und Zanken unter den Bundesmitgliedern, ebenso unerquicklich für die Beteiligten wie beschämend für das deutsche Volk.

Preußen erklärte sich zur Opferung weiterer Mittel bereit, wenn man die deutsche Flotte mit seiner eignen Marine dergestalt in Verbindung brächte, daß der König der gemeinsame Kriegsherr würde. Das glaubten die andern Staaten aber nicht dulden zu dürfen; es wurden daher eine Reihe andrer Vorschläge für die Verwendung der Flotte gemacht, über welche ebensowenig eine Einigung erzielt werden konnte. Da verfügte der Bund auf Beschluß der Mehrheit seiner Mitglieder im Februar 1852 die Auflösung der Flotte, falls bis zum April desselben Jahres sich nicht, wie in Aussicht genommen war, ein engerer Staatenverein zur Erhaltung derselben gebildet haben würde. Dieser Verein kam aber nicht zu stande, und so erlebte das deutsche Volk die Schmach, daß seine Kriegsflotte, für deren Erbauung manches Herz in Begeisterung geschlagen hatte und wofür so große Opfer gebracht worden waren, — unter den Hammer kam. Der oldenburgische Staatsrat Hannibal Fischer hatte die traurige Ehre, auf Grund eines Bundestagsbeschlusses vom 2. April die Schiffe in Bremerhaven öffentlich zu versteigern.

Bismarck bewies auch in dieser Frage seinen Scharfblick und seine große staatsmännische Begabung. Ihm, dem Vertreter Preußens, galt es vor allen Dingen, die Rechte und Vorteile seines Staates wahrzunehmen, sowohl dem Bunde als auch Österreich gegenüber. Er wirkte dahin, daß die Nordseeflotte nicht als allgemeines Bundeseigentum betrachtet, sondern daß sie eine norddeutsche, beziehungsweise Flotte des Zollvereins unter einer vom Bunde getrennten Verwaltung, bei der Preußens vollständiger Einfluß gesichert blieb, gemacht werde. In einem Berichte vom 19. November 1851 erklärte er dem Minister, „daß diese Wendung der Sache die geeignetste zu einer praktischen Lösung der Flottenfrage sei.“ In demselben Berichte kennzeichnete er die Absichten Österreichs in folgenden Worten: „Meines Erachtens hat sich Graf Thun die Aufgabe gestellt, der Entwicklung dieser Frage eine solche Wendung zu geben, daß die Nordseeflotte dem unmittelbaren oder, soweit dies möglich, doch dem von der Präsidialmacht zu übenden mittelbaren Einflusse Österreichs unterworfen bleibt, ohne daß der Kaiserstaat für die Vergangenheit oder die Zukunft Geldopfer bringt.“ Als er sah, daß unter den obwaltenden Verhältnissen die Frage in einer für Preußen günstigen Weise unmöglich gelöst werden könne, da willigte er in den Verkauf.

Seine damaligen Ansichten über diese Angelegenheit hat Bismarck dreiundvierzig Jahre später, am 26. Mai 1895, in einer Ansprache an die Schleswig-Holsteiner in Friedrichsruh kundgegeben, indem er sagte: „Wir konnten mit gewaltthätiger Entschlossenheit sehr viel damals nicht durchsetzen in Bezug auf Schleswig-Holstein, und die Frage der deutschen Marine, die damit untrennbar verkuppelt war, die konnte nicht gelöst werden, solange sieben, oder ich glaube acht souveräne Staaten sich in die deutsche Seehoheit und maritime Kriegsberechtigung teilten; — es waren Hannover, Oldenburg, drei Hansastädte, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Preußen. Zwischen denen eine Einigung derartig zu stande zu bringen, wie sie notwendig ist, um eine nationale Flotte weit über das Weltmeer in einem einheitlichen Zusammenhange zu führen, das war eine Aufgabe, die zu überwinden ich mir, waghalsig wie ich damals war, nicht getraute. Ich habe im ersten Augenblicke kein festes

Vertrauen auf die Möglichkeit einer deutschen Flotte unter den sieben Ufer-Souveränen gehabt, und ich bin mitthätig gewesen beim Verkauf der angeblichen deutschen Flotte. — Ich brauche Ihnen nur den Preis zu nennen: es wurden sechs schwere Fahrzeuge für zweihundertdreißigtausend Thaler verkauft. — Das war der Rest der deutschen Flotte. Es gelang mir, als Bundestagsmitglied, für Preußen zwei von den Schiffen, von Sachkundigen ausgewählt, für uns in Sicherheit zu bringen. Das war das einzige, noch einigermaßen preiswürdig Verwendbare. Aber ich sagte mir: ohne Schleswig-Holstein keine deutsche Flotte!" — — —

Bismarcks oben erwähnter Bericht vom 19. November 1851 an den Minister schließt mit folgendem denkwürdigen Urteile über den Bundestag: „Ich glaube nicht, daß der Bundestag in seiner jetzigen Gestaltung das letzte Wort unsrer Politik sein könne; vielmehr sehe ich in demselben nur eine Schale, innerhalb welcher sich das, was in der Unionspolitik an gesunden und praktischen Elementen lag, auszubilden hat, und welche von selbst abfällt, wenn der Kern reif ist."

Um sich das Frankfurter Leben erträglicher zu machen, beeilte sich Bismarck nach seiner endgiltigen Übernahme des Gesandtschaftspostens, Frau und Kinder nachkommen zu lassen. In einer von Gartenanlagen umgebenen Villa an der Bockenheimer Landstraße (Nr. 40, jetzt 104) hatte er ein Heim gemietet und eingerichtet.

Am 6. Oktober 1851 führte er die Seinen, denen er bis Kassel entgegenreiste, in das Frankfurter Heim ein. Welch Glück der gemütvolle Mann in der Wiedervereinigung mit seinen Lieben, an denen er mit ganzer Seele hing, empfand, erfahren wir aus seinen Briefen, welche er an seinen Vorgesetzten, Minister von Manteuffel, und an den General von Gerlach richtete. An ersteren schrieb er unter dem 9. Oktober:

„Seit ich Frau und Kinder hier habe, sehe ich Frankfurt mit viel mehr Behagen an, soweit mich die vielen Handwerker, die ich im Hause habe, dazu kommen lassen."

In dem Briefe an Gerlach vom 26. November hieß es:

„Ew. Excellenz haben mich tief beschämt durch Ihr gütiges Schreiben, welches mir gestern zuging, nachdem es drei Tage bei Halle im Schnee

gefühlt worden war. Sie würden mich aber nachsichtig beurteilen, wenn Sie wüßten, wie jemand zu Mute ist, nachdem er zwölf Jahre ein unabhängiger Landjunker, d. h. bodenlos faul gewesen ist, nun plötzlich vom Aufstehen bis zum Niederlegen galérien (Sklave) des Dienstes sein muß. Eine Viertelstunde bei meiner Frau zu sitzen und mit väterlichem Wohlgefallen dem Gebrüll der beiden unnützigsten Kinder der Welt zuzuhören, ist mir ein seltener Genuß, wenn aus dem schrecklichen Gewühle ein sehr bekannter Ton mich zieht."

Das Haus des preußischen Gesandten wurde zum Sammelpunkt einer auserlesenen Gesellschaft. Vereinigte der Graf Thun in seinem Hause vorzugsweise den gut österreichisch gesinnten hohen Geburts- und Geldadel, so wußte Bismarck mehr die Vertreter der geistigen Aristokratie an sich zu ziehen, bei welcher das Landhaus an der Bockenheimer Landstraße Nr. 40 bald für das gastfreieste von ganz Frankfurt galt. Hier verkehrten Maler, Bildhauer, Musiker, Schriftsteller und Gelehrte. Eines besonders vertraulichen Umganges wurde der Maler Jakob Becker von Worms mit seiner Frau und seinen anmutigen Töchtern gewürdigt. Bald kamen auch Gäste von hohem Rang und Stand in diesen Kreis, wie der Prinz Georg von Preußen, der später unter dem Namen Georg Konrad als Dichter rühmlich hervorgetreten ist, und die einflußreiche und geistvolle Großfürstin Helene von Rußland, geborne Prinzeß von Württemberg, Witwe des Großfürsten Michael Pawlowitsch, welche sich gleichfalls von der durch das Bismarcksche Haus wehenden eigenartigen, frischen Geistesatmosphäre angezogen fühlte.

Bismarck verstand es wie selten einer, die Kunst einer edlen Gastfreundschaft zu üben. In ungezwungener und ungekünstelter Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entfaltete er seinen Gästen gegenüber den ganzen Reichtum seines tiefen Gemütes und den Glanz seines genialen Geistes. Dem Humor, diesem reinen Ausfluß der echten deutschen Herzlichkeit, wurde in dem geselligen Verkehr nicht selten ein bedeutender Platz eingeräumt. Die edle, sanfte Erscheinung der Frau von Bismarck trug das ihrige dazu bei, den Aufenthalt in dem gastfreien Hause zu einem angenehmen zu machen.

Schon in den ersten Monaten nach dem Amtsantritt Bismarcks wurde von Berlin aus einer der Vertrauten des Königs nach Frankfurt mit dem Auftrage entsandt, zu erkunden, welche Stellung der Vertreter Preußens am Bundestage sich in gesellschaftlicher und amtlicher Beziehung erworben habe. Es war der alte Graf Stolberg, welcher einen äußerst günstigen Bericht über seine Wahrnehmungen erstattete. Gerlach schreibt darüber in seinem Tagebuch am 6. November 1851: „Stolberg erzählt, Bismarck habe in Frankfurt endlich mit Mühe über die österreichische Arroganz und Schlumpigkeit den ihm zustehenden Platz erobert; er wäre dicht an den Pistolen gewesen, jetzt sei alles gut. Rochow habe sich alles gefallen lassen und dadurch Bismarck die Sache sehr schwer gemacht. Frau von Bismarck gefalle sehr und trete ganz passend auf.“

Bismarck hatte hier auch die Freude, einen alten Jugendfreund aus der Göttinger Studienzeit in seinem Hause zu beherbergen. Es war der Amerikaner Dr. John Lothrop Motley, der nachmalige Gesandte in London, welcher den Besuch bei seinem ehemaligen Genossen in einem Briefe in die Heimat also schilderte:

„Ich kann in Worten nicht ausdrücken, wie herzlich er mich empfing. Wenn ich sein Bruder statt seines Freundes gewesen wäre, so hätte er nicht wärmere und liebevollere Freude bezeugen können. Ich finde, daß ich ihn noch weit lieber habe, als ich glaubte, und Du weißt am besten, was für eine hohe Meinung ich immer von seinen Talenten und Überzeugungen hatte. Es ist ein Mann von ungemein starkem Charakter und im Besitze außerordentlicher Geisteskräfte. Der hervorragende Platz, den er als Staatsmann einnimmt, suchte ihn auf; er wurde ebensowenig wie ein anderes Amt von Bismarck aufgesucht. Der Standpunkt, auf welchen er sich im Jahre 1848 stellte, brachte ihn gleich allen Parteien als einen der leitenden Charaktere Preußens vor Augen. Die größte Änderung an Bismarck ist in Bezug auf seine Körperfülle vor sich gegangen; er ist wohlbeleibter geworden, was ihm bei seiner mächtigen Gestalt zum Vorteil gereicht. Seine Stimme und sein Benehmen dagegen sind in ganz auffälliger Weise unverändert geblieben . . . . Eine solche Ehrlichkeit, einen solchen Mut der Überzeugung, ein solches

hohes Ehrgefühl und einen solchen tiefen religiösen Glauben, verbunden mit merkwürdigen und hervorragenden Talenten, findet man selten an einem Hofe in einem Manne vereinigt. Ich hege keinen Zweifel, daß er bestimmt ist, Premierminister zu werden, wenn sonst nicht seine nicht zu unterdrückende Geradheit und Ausgesprochenheit für ihn, wie gewöhnlich für Politiker, zum Stein des Anstoßes wird und ihm den Weg verlegt."

Das Leben und Treiben im Bismarckschen Hause beschreibt der Amerikaner in folgender Weise:

„Es ist eins derjenigen Häuser, wo jeder thut, was er will. Die von der Familie benutzten Räume, ein Salon und das Speisezimmer, sind nach hinten hinaus gelegen und haben die Aussicht in den Garten. Hier ist alles versammelt: jung und alt, Großeltern und Kinder und Hunde; da wird gegessen, getrunken, geraucht, Pfand gespielt und Pistolen geschossen, alles zu gleicher Zeit. Es ist eins derjenigen Häuser, wo einem alles angeboten wird, was auf Erden immer gegessen und getrunken werden kann: Portwein, Sodawasser, Lagerbier, Champagner, Burgunder, Bordeauxwein sind immer vorhanden; und jeder raucht beständig nur die besten Havanna-Zigarren."

Einen äußerst reizvollen Einblick in Bismarcks Charakter sowie in die damaligen Verhältnisse seines häuslichen Lebens gewähren die Aufzeichnungen eines preußischen Kavallerie-Offiziers, welcher eine Zeitlang der Gesandtschaft in Frankfurt als Attaché beigegeben war.*) Der junge Diplomat stellte sich eines Tages dem königlich preußischen Bundestagsgesandten vor und bat ihn, empfohlen durch gemeinsame Bekannte, um Befürwortung einer amtlichen Berufung in dessen Umgebung. Dieser empfing den Besucher mit der ihm eignen gelassen artigen, etwas überlegnen Liebenswürdigkeit und nahm die Bitte desselben mit wohlwollender Miene auf. Aber je unverkennbarer dieses Wohlwollen sich zu äußern schien, um so überraschender war die Antwort, welche der Bittende erhielt:

„Ich habe mich aufrichtig gefreut," sagte Bismarck, „Sie kennen zu lernen, und werde thun, was in meinen Kräften steht, um die Er-

*) Kapitel aus einem bewegten Leben. Von . . . dw . ., Kölnische Zeitung vom 6. November 1892.

füllung Ihres Wunsches zu — hintertreiben — das wundert Sie," fuhr der Gesandte fort, bevor sein Gast sich seines Schreckens recht bewußt geworden war, „aber setzen Sie sich in meine Lage. Sie haben mir ja nichts zuleide gethan. Warum also sollte ich eine Hoffnung Ihnen lassen, die ich in einem andern bereits selbst genährt habe. Versuchen Sie jedoch wider mich Ihr Glück, und sehe ich Sie dann nochmals hier, so sollen Sie mir herzlich willkommen sein."

Dieses Wiedersehen fand nicht lange Zeit darauf in der That statt, und Bismarck hielt Wort. Die dienstlichen Obliegenheiten des jungen Diplomaten regelte er sogleich bei dessen Antrittsmeldung in seiner charakteristischen Weise. Auf die Anrede „Excellenz" sagte Bismarck:

„Excellenz? Nein, mein Lieber, die übliche Hausexcellenz mag hier am Orte mir zustehen, der König hat mir diese Bezeichnung noch nicht verliehen. Darum meine ich, wir halten es so: Sie sind Herr . . ., ich Herr von Bismarck, und außer dem Dienst sind wir gute Kameraden. Im Dienst," fügte er in einem Tone zwischen Ernst und Munterkeit hinzu, „im Dienst will ich Sie schon fassen." Begütigend aber, als er die betroffene Miene seines Untergebenen sah, schloß er dann: „Nehmen Sie nur ja meine harmlose Bemerkung nicht schwerer, als sie gemeint ist; nein, nur etwa so wie den Zuruf Ihres Rittmeisters vor der Front: Bitte um eine halbe Pferdelänge mehr in die Richtung."

Dieser Eröffnung gemäß gestaltete sich der Dienst des jungen Diplomatiebeflissenen denn auch durchaus. Derselbe mußte eines Rufes in das Arbeitszimmer seines Vorgesetzten zu jeder Stunde gewärtig sein, ja, es kam wohl vor, daß er, zwischen Mitternacht und Morgen von einem Balle oder dessen Epilog am Bierkrug heimkehrend, alle seine Müdigkeit bei dem Hut und den Kotillonschleifen lassen und die eilends hervorgesuchte Feder einen Dauerwalzer ohne Pausen nach dem Diktat des schon damals oft schlummerlosen Herrn Gesandten lehren mußte. Bei solchen Anlässen früh oder spät fielen dann mancherlei Winke. Eine geschichtliche Ungenauigkeit hatte die Frage zur Folge: „Sollte Ihnen ein oder das andere Blatt in Beckers Weltgeschichte etwa bisher noch entgangen sein?" Auf die Erkundigung nach einer

fürstlichen Verwandtschaft in nicht eben hochstehender Familie hieß die Antwort: „Das wissen Sie nicht? Der junge Diplomat muß den Gothaer Hofkalender auswendig wissen; denn die Beziehungen, welche seinen Inhalt bilden, spielen eine große Rolle in der Politik."

Den geselligen Bismarck kannten, fürchteten oder verwöhnten alle, meint jener Diplomat, den arbeitenden sahen staunend die dazu Berufenen, den schnellen und zugleich unermüdlichen. Es mußte sich in die Seele prägen, wie er seine Berichte diktierte. Im großgemusterten Hausrock aus grünem Seidendamast, die Hände in den Taschen desselben, sein Studierzimmer auf- und niederwandelnd, schien er laut in ungeduldig gewaltsam hervorsprudelnden Sätzen zu denken, um den Schreibenden zu jäher Hast nötigend und durch irgend eine eingestreute Bemerkung ihm die Feder aus der Hand zwingend, damit die Erschütterung der Lachmuskeln nicht etwa einen Tintenfleck zur Folge habe. Zuweilen geschah es, daß Frau von Bismarck den Fleißigen mit einer häuslichen Frage unterbrach, und drollige Zwischenfälle pflegten die Folge davon zu sein. So geschah es einmal, daß über den bequemen Sitz neubeschaffter seiner Hemden eine Anfrage an den Schreibtisch gebracht wurde. Der Hausherr, welcher eben eines aus diesem Dutzend trug, erklärte sich im allgemeinen befriedigt, im besondern aber tadelte er die Höhe der Vatermörder und gab durch einen raschen Gebrauch der Papierscheere oberhalb seiner Kravatte artig lächelnd das wünschenswerte Maß der Verkürzung an.

„Es währte nicht lange," erzählt unser Diplomat, „bis ich auch der Herrin des Hauses vorgestellt und schon in den ersten Stunden meiner Bekanntschaft gestimmt war, die von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr mehr sich vertiefende Verehrung zu empfinden, welche Frau von Bismarck stets den Bewunderern ihres Mannes und den Freunden ihrer Familie eingeflößt hat.

„Wo Bismarck in den Kreis trat, empfing ihn das nicht immer willige und neidlose Aufmerken der Herren, die Neugier und die kokettierende Kampflust der Damenwelt, und heiter und schlagfertig, scheinbar sorglos nach beiden Richtungen hin stand er seinen Mann. So auch, wenn er voll genußfrohen Dankes in gastlicher Theestunde nicht gerade

die erste Silbe betonte. Wie erging sich der zu jener Zeit vierzigjährige Mann in ruhiger und dennoch sprühender Laune! ‚Er sagt immer das Unerwartete,‘ behaupteten die schönen Lippen um ihn her, und allerdings, es war nicht das geistreichelnde Spiel eines geschulten Salontalentes, sondern die aus unerschöpflichen Quellen fort und fort sich frisch erneuernde Urwüchsigkeit, die als solche ihren Inhaber kaum weniger denn die übrigen Zuhörer überrascht und den Geber zu einem harmlos mit genießenden Empfänger macht.

„Als der gleiche Eine, ganz wie aus einem Guß, gab sich der übermütige, gastfreie wie der gemütvolle Bismarck im Kreise seiner Angehörigen, dessen munteres Tischgespräch bald nach Kniephof führte zu den Entenjagden auf beschilftem Weiher, die der träumende Shakespearefreund unterbrach, um, die Büchse schußfertig rechts, die entkorkte Champagnerflasche links im Nachen neben sich, Hamlet zu lesen, bald wieder in die Tage, da der junge Referendar zu Aachen oder sonst wo lästige Nachbarn aus seiner Nähe fortgraulte. Auch abends am Klavier seiner Gemahlin, deren seelenvollen Kunst er rauchend und andächtig versunken lange zuhören konnte, dann und wann einen Liebling unter ihren Musikstücken sich ausbittend. Oft war in solchen Feieraugenblicken der Maler Jakob Becker, genannt Becker von Worms, mit seiner liebenswürdigen Gattin zugegen, der Schwester des rheinischen Poeten Müller von Königswinter, und den zwei anmutigen Töchtern, die der Pinsel des Vaters schön und vielfach und dennoch niemals ihm selbst zur Befriedigung darstellen konnte. Besonders anziehend gestaltete sich aber die Hausmusik, so oft dort Rudolf von Keudell, der spätere Botschafter, zum Besuche sich einfand, zuweilen im Geleite seines Freundes, Herrn von Diest, später Regierungspräsident in Merseburg. Dann wechselten Piano und Cello, Gesang und fröhliche Rede fast immer als Geister, die von keiner Geisterstunde abhängig waren.“

Es ist leicht erklärlich, daß die Erscheinung Bismarcks in den Kreisen der Bundestags-Diplomatie wie in der Frankfurter Gesellschaft überhaupt nicht geringes Aufsehen erregte. Seine originelle Art des geselligen Verkehrs war den Damen und Herren in der Stadt am blauen Main etwas ganz Ungewöhnliches. Geradezu verblüffend wirkte

oft seine rücksichtslose Offenheit und Ehrlichkeit, die bisher noch an keinem Diplomaten bemerkt worden war. Den Denkenden und namentlich den Edeldenkenden mißfiel das feste und ritterliche Auftreten desselben durchaus nicht; es trug im Gegenteil außerordentlich dazu bei, das verachtete Preußentum wieder zu Ehren zu bringen.

So begann Preußen durch Bismarcks Verhalten schon damals, in Deutschland moralische Eroberungen zu machen, ein Streben, welches später unter der Regierung König Wilhelms in das Programm der preußischen Politik mit aufgenommen wurde. Man fing an, der Gesandtschaft Preußens in Frankfurt in höherem Maße Beachtung zu teil werden zu lassen. Durchreisende Staatsmänner und Würdenträger deutscher und auswärtiger Mächte versäumten nicht, bei Bismarck vorzufahren und ihm ihre Aufwartung zu machen. Mit seinem Bestreben, die Herzen zu erobern, hatte Bismarck besonders auch in den militärischen Kreisen, den höheren wie den niederen, Erfolge. Dazu trug vor allem die Veranstaltung von Festlichkeiten bei, welche vaterländische Gedenktage, besonders den Geburtstag des Königs am 15. Oktober, verherrlichen sollten. Dann erschien Bismarck mit dem ganzen Personal der Bundestags-Gesandtschaft beim Gottesdienst, der vormittags in der großen Reformierten Kirche am Kornmarkt stattfand, dem dann mittags ein glänzendes Festmahl folgte, und am Abend verschmähte er es nicht, auch den preußischen Soldaten, welche in Frankfurt in Garnison lagen, bei ihren Festlichkeiten einen Besuch abzustatten und mit ihnen in leutseliger Weise zu verkehren. Noch mehr Verwunderung als der Verkehr Bismarcks mit Malern, Bildhauern, Schriftstellern und Soldaten erregte die Feier gewisser häuslicher Feste, von denen man in Frankfurt bisher keine Ahnung gehabt hatte, die ihm aber auch niemand nachmachte. So gab er z. B. nach Art der pommerschen oder märkischen Gutsherren seiner Dienerschaft jedes Jahr zur Fastnacht ein Fest, bei welchem nach der heimatlichen Sitte auch die „Pannkauken“ nicht fehlten. „Seine Exzellenz der Herr Leutnant von Bismarck“ so pflegten die preußischen Soldaten den Vertreter ihres Staates am Bundestage zu nennen; ihre freudestrahlenden Blicke leuchteten ihm entgegen, wenn er in seiner Uniform als Landwehrleutnant, die Brust

mit der Rettungsmedaille geschmückt, bei Paraden und Truppenvorstellungen erschien. Die wackeren Söhne des Vaterlands liebten ihn, weil sie fühlten, daß er jeden preußischen Soldaten liebte.

Die ersten Erfolge, welche die preußische Politik am Bundestage erzielte, die scharfsinnigen Berichte des Gesandten an den Minister ließen Otto von Bismarcks hohe diplomatische Begabung immer glänzender hervortreten. Das Berliner Kabinett richtete denn bald auch bei allen wichtigen Fragen die Blicke auf den einsichtsvollen jungen Diplomaten in Frankfurt, und nach höherer Weisung machte dieser in der folgenden Zeit gar oft die Reise vom Main zur Spree, um in politischen Dingen mit raten zu helfen. Auf besondern Wunsch des Königs nahm Bismarck anfangs Dezember 1851 seinen Sitz in der Zweiten Kammer wieder an, und seit dieser Zeit wird er genötigt, die freundliche Sphäre seiner Häuslichkeit wieder und wieder zu verlassen, um beschwerliche Reisen zu machen, so daß er nach seinen eignen Worten manchmal zwischen Frankfurt und Berlin hin- und hergehen mußte, wie der Pendel der Uhr.

Mit welchen Unannehmlichkeiten diese Fahrten oft verbunden waren, schildert Bismarck in einem Briefe von Halle aus, worin er am 7. Januar 1852 seiner Gattin über seine Erlebnisse auf der tags zuvor angetretenen Reise nach Berlin mit köstlichem Humor berichtet:

„Von hier habe ich Dir, soviel ich weiß, noch nicht geschrieben und hoffe, daß es auch künftig nicht wieder vorkommt. Ich habe mich so viel besonnen, ob gestern doch nicht am Ende Freitag war, als ich abreiste; ein dies nefastus*) (N. N. wird Dir sagen, was das heißt) war es sicherlich. In Gießen kam ich in ein hundekaltes Zimmer mit drei nicht schließenden Fenstern, zu kurzes, zu schmales Bett, schmutzig, Wanzen, infamer Kaffee, noch nie gekannt so schlecht. In Guntershausen kamen Damen in die erste Klasse, und das Rauchen hörte auf, eine höhere Geschäftsdame (N. N. wird Dir sagen, was das ist) mit zwei Kammerjungfern, Zobelpelz; sprach abwechselnd mit russischem und englischem Accent deutsch, sehr gut französisch, etwas englisch, war aber meiner Ansicht nach aus der Reezenjasse in Berlin und die eine

*) Unglückstag.

Kammerfrau ihre Mutter oder ältere Geschäftsfreundin (N. N. ꝛc.). Zwischen Guntershausen und Gerstungen platzte ganz sanft eine Röhre an der Lokomotive, das Wasser lief aus; da saßen wir einundeinhalb Stunden lang im Freien, recht hübsche Gegend und warme Sonne. Ich hatte mich in die zweite Klasse gesetzt, um zu rauchen; da fiel ich einem Berliner Kammer- und Geh.-Rats-Kollegen in die Hände, der jetzt vierzehn Tage Homburg getrunken hatte und mich im Beisein einiger Meßjuden fragte und zur Rede stellte, bis ich verzweifelt wieder zur Prinzessin aus der Reezenjasse heimkehrte. Durch den Aufenthalt kamen wir drei Stunden zu spät nach Halle, der Berliner Zug war lange fort; ich muß hier schlafen und morgen früh per Güterzug um einhalbeins reisen und um zwei (nachmittags) ankommen. Hier am Bahnhof sind zwei Gasthöfe; aus Versehen bin ich in den falschen geraten; ein Gensdarm ging im Saal auf und ab und musterte bedenklich meinen Bart, während ich ein müffiges Beefsteak aß. Ich bin sehr unglücklich, werde aber nun noch den Rest Spickgans zu mir nehmen, etwas Portwein trinken und dann zu Bette gehen."

Nachdem Bismarck in den Tagen vom 21. bis 24. Februar desselben Jahres abermals in Berlin gewesen war, traf er Mitte März zum drittenmal daselbst ein, um seine parlamentarische Thätigkeit in der Zweiten Kammer wieder aufzunehmen. Diese Thätigkeit Bismarcks ist dadurch von besondrer Bedeutung geworden, daß sie die letzte in der Art war und zu einem heftigen Kampfe mit dem liberalen Abgeordneten von Vincke führte, der nicht nur mit Worten, sondern auch mit den Waffen in der Hand ausgefochten wurde.

In der Kammersitzung vom 20. März, in welcher über eine von der Linken befürworteten Verminderung des Besoldungsetats der Truppen beraten wurde, hatte der Abgeordnete Harkort der Bevölkerung der großen Städte ein besondres Lob gezollt. Dem trat Bismarck entgegen, um in scharfer Rede die Tüchtigkeit des preußischen Offizierstandes und die treuen Elemente des preußischen Volkes im Gegensatz zu der Demokratie der großen Städte hervorzuheben. Er gab hierbei dieselbe Ansicht kund, welche er schon im Jahre 1848 in der Kreuzzeitung zum Aus-

druck gebracht hatte, indem er sagte, daß das wahre preußische Volk in den großen Städten nicht zu finden sei.

„Letzteres wird vielmehr," fuhr er fort, „wenn die großen Städte sich wieder einmal erheben sollten, sie zum Gehorsam zu bringen wissen, und sollte es sie vom Erdboden vertilgen."

Dieser Ausspruch erregte das Blut der liberalen Abgeordneten gewaltig; aber mehr noch wurde dasselbe erhitzt, als er zur Warnung vor den voreiligen Abstrichen vom Militärbesoldungsetat an die Herren von Vincke und Harkort, welche beide als Landwehroffiziere, Harkort sogar als Ritter des Eisernen Kreuzes der Befreiungskriege, der Armee angehörten, die Worte richtete:

„Es ist möglich, daß trotz der friedlichen Neigungen aller Staaten Europas wir vielleicht innerhalb sechs Monate in Verhältnisse kommen, in welcher die Herren Gelegenheit haben können, ihre militärischen Talente auf einem andern Felde als hier darzuthun."

In heftiger Erregung erhob sich Herr von Vincke sogleich, um dem Vorredner die Worte entgegenzuschleudern:

„Ich ersuche Herrn von Bismarck, dessen witzige Talente ja hinreichend bekannt sind, endlich einmal neue Witze zu erfinden, statt zum fünftenmal den alten Kammerwitz vorzutragen, man möge sich an der Grenze wiedersehen. — Denkt man etwa die Landwehr dazu zu benutzen, bei einem diplomatischen Rückzuge, wie dem von Olmütz, Parade zu machen, oder mutet man ihr Schlachten zu, wie die bei Bronnzell?"

Mit überlegener Ruhe antwortete hierauf Bismarck, daß es ihm durchaus ferngelegen habe, Witze zu machen; denn er halte die Lage des Abgeordneten Vincke, wenn derselbe ins Feld ziehen müßte, für eine sehr ernste.

„Wer übrigens heute, wenn ich richtig rechne, zum neunzehntenmal den müdegerittenen Trompeterschimmel von Bronnzell zur Verhöhnung der Armee hier getummelt hat, dem kann ich das Recht nicht einräumen, sich über alte abgetragene Witze zu beklagen."

Hiermit war für diesmal die Sache erledigt; allein diesem auf das persönliche scharf zugespitzten Redescharmützel folgte zwei Tage später eine Hauptschlacht. Vincke eröffnete in der Sitzung vom 22. März den

persönlichen Kampf aufs neue. Er begründete die Verweigerung einer Etatsforderung von einhunderttausend Thalern für die Wiederherstellung der Burg Hohenzollern damit, daß er ausführte, man werde die geforderte Summe vielleicht in nächster Zukunft für Kriegszwecke notwendiger gebrauchen. Es sei ja von einem „namhaften Diplomaten" neulich ausgesprochen worden, daß es vielleicht nach sechs Monaten schon Krieg geben werde. „Wenn aus einem solchen Munde", fuhr er im Tone bittern Spottes fort, „von einem Diplomaten, bei der notwendigen diskreten Zurückhaltung uns dies von der Tribüne und in diesem Hause gesagt wird, so muß die Besorgnis eines europäischen Krieges weit näher liegen, als wir alle bisher angenommen haben."

Die Wirkung dieser Bemerkung blieb nicht aus: die Heiterkeit, welche sie im Hause bis über die Grenze der Linken hinaus erregte, bewies dem Redner, daß er seinem Gegner von neulich einen kräftigen Hieb versetzt habe. Allein die heiteren Mienen der Abgeordneten verwandelten sich sogleich in den Ausdruck erregter Spannung, als sich der Angegriffene erhob, um den Schlag zu parieren.

„Ich bin daran gewöhnt," entgegnete Bismarck, „daß meine Worte dem Abgeordneten Vincke anders ins Ohr fallen, als sie aus des Redners Munde hervorgehen. Ich habe nicht gesagt, es sei nicht unwahrscheinlich, daß in sechs Monaten Krieg sein werde, sondern ich habe geäußert, trotz der unzweifelhaft friedfertigen Neigung aller europäischen Mächte sei es nicht unmöglich. Ich glaube, durch diese Äußerung die Diskretion, welche mein Amt mir auferlegt, nicht verletzt zu haben, so wenig als dadurch, daß ich hinzufüge, daß meiner festen Überzeugung nach *wir in sechs Monaten entweder Krieg haben oder Frieden.*"

Ein Ausbruch größter allgemeiner Heiterkeit folgte dieser hohnvollen Wendung, wodurch Vincke derart gereizt wurde, daß er sofort wieder das Wort ergriff und in heftigem Tone einen neuen Schlag gegen Bismarck führte, indem er rief:

„Ich kann nur annehmen, daß der persönlich gereizte Ton, wozu der Herr Abgeordnete keine Veranlassung hatte, da ich seine Leistungen dankbar anerkannt habe, nur aus verletzter Bescheidenheit herrühre, weil

ich ihn einen namhaften Diplomaten geheißen habe. Ich will daher, um ihn zu befriedigen, diese Äußerung hiermit förmlich zurücknehmen, da allerdings alles, was ich von seinen diplomatischen Leistungen weiß, sich nur auf die bekannte brennende Zigarre beschränkt."

Dieser Ausfall erschien auch dem Präsidenten, Grafen Schwerin, zu grob, und er ermahnte den ihm befreundeten Redner, „die Diskussion in dieser Weise nicht weiter zu führen". Bismarck aber nahm noch einmal das Wort zu einer persönlichen Bemerkung, und mit dem Ausdruck tiefster Verletzung entgegnete er:

„Ich bestreite, mit dem Abgeordneten für Aachen in gereiztem Tone gesprochen zu haben. Vielleicht finde ich Gelegenheit, mit ihm in diesem Tone zu sprechen. Seine letzte Äußerung überschreitet die Grenze nicht nur der diplomatischen, sondern derjenigen privaten Diskretion, deren Beobachtung ich von einem Mann von guter Erziehung erwarten zu dürfen glaubte."

Vergebens suchte der Präsident die Wogen des erregten Wortkampfes zu beschwichtigen; trotz seiner Mahnung, daß es „doch ein Ende geben müsse der persönlichen Bemerkungen", sprang Vincke auf und rief Bismarck in aufbrausender Heftigkeit die Worte zu:

„Ich bin jetzt vollständig zu Ende und freue mich, daß der Schluß der Erwiderung mir Veranlassung giebt, mit dem Herrn Abgeordneten in dem Tone zu sprechen, den er soeben bezeichnet hat."

Hier endete dieser Zweikampf mit den Waffen des Worts. Bismarck sandte dem Gegner seine Erwiderung in der Form einer Herausforderung zu einem Waffengang mit Pistolen. Über diesen Zweikampf, der in den nächstbeteiligten Kreisen große Aufregung hervorrief, sind durch die Veröffentlichungen des Generals von Gerlach genaue und zuverlässige Angaben bekannt geworden, die nicht nur durch die Schilderung des spannenden Vorgangs, sondern auch durch den Einblick, den sie in das Seelenleben unsres Helden gewähren, das größte Interesse erwecken. Gerlach schreibt in seinem Tagebuch unter dem 23. März 1852*):

---

*) Gerlach: „Denkwürdigkeiten." Bd. I.

„Es kommt nun doch zum Duell von Vincke und Bismarck. Gestern abend war Bismarck bei mir, sehr liebenswürdig über sein Duell; vorher Stolberg, der davon sehr bewegt, es dennoch für notwendig erklärte — Büchsel (der Hofprediger) hatte Bismarck das heilige Abendmahl verweigert — Bismarck war mit Hans Kleist bei ihm gewesen; ich kann das nicht richtig finden. Er ist im Stande der Notwehr und gerechten Krieges. Kleist hat Büchsel vergebens zugeredet. Heute morgen schrieb ich an Alvensleben, um auf Schulenburg-Wolfsburg (Vinckes Schwiegervater) zu wirken, und an Eberhard Stolberg, Bismarcks Sekundant, um dem, was von dort kommen könnte, eine günstige Aufnahme zu verschaffen.“

Unter dem 28. März heißt es in dem Tagebuch:

„Seitdem ist Bismarcks Duell, ohne daß etwas herausgekommen, vorübergegangen, und zwar am 25. März. Büchsel hat ihm das heilige Abendmahl am Tage vorher morgens gereicht, und er hat vor dem ersten Schuß ein Gebet gesprochen. Auf Vincke soll dies doch Eindruck gemacht haben.“

Ergreifend wirken diese Aufzeichnungen in ihrer Einfachheit. Wir haben Otto von Bismarcks frommen, gläubigen, tief religiösen Sinn schon aus seinen Briefen an die Gattin, deren Einfluß die seelische Wandlung desselben wohl in erster Linie zuzuschreiben ist, kennen gelernt. Des tiefen Eindrucks wird sich niemand erwehren können, wenn wir den charakterstarken, mutigen Bismarck eifrigst bemüht sehen, vor dem verhängnisvollen Schritt, zu dem ihn die Verhältnisse zwingen, das heilige Abendmahl zu empfangen, und wenn er vor dem Beginn des Kampfes zu seinem Gott betet.

Herr von der Schulenburg, der Schwiegervater Vinckes, hatte diesen erfolglos davon zu überzeugen gesucht, daß der Ehrenhandel keinen blutigen Verlauf nehmen dürfe; was diese Vorstellungen nicht vermocht hatten, führte das fromme Gebet des Gegners herbei. Vincke hatte als Geforderter den ersten Schuß; unter dem Eindruck des eben Gesehenen gab er seiner Kugel die Richtung, daß sie keinen Schaden anrichtete. Hierauf verfehlte auch der zielsichere Bismarck absichtlich seinen Gegner.

Mit jenem Wortstreit beendete Bismarck seine parlamentarische Thätigkeit als Abgeordneter der Zweiten Kammer. Er hat nach dem 22. März in jener Tagung das Wort nicht wieder ergriffen, und im Herbst 1852 lehnte er die Wiederwahl in seinem alten Wahlkreise Westhavelland ab. Dieser Entschluß war das Ergebnis reiflicher Überlegung. Schon im Mai des genannten Jahres hatte er der Gattin von Berlin aus geschrieben:

„Es liegt etwas recht Entsittlichendes in der Kammerluft; die besten Leute werden eitel, ohne daß sie es merken, und gewöhnen sich an die Tribüne, wie an ein Toilettenstück, mit dem sie vor dem Publikum sich produzieren. — — Ich habe es recht herzlich satt und sehne mich nach dem Tage der Abreise. Die Kammerintriguen finde ich über die Maßen schal und unwürdig; wenn man immer darin lebt, so täuscht man sich darüber und hält sich für wunder was. Wenn ich von Frankfurt unbefangen herkomme, so ist mir wie einem Nüchternen, der unter Betrunkene gerät."

An Gerlach schrieb er unter dem 6. November von Frankfurt aus: „Ich richte mich nach dem feinsten Politiker, den ich auf den jüngsten Jagden — in Letzlingen — kennen gelernt habe, dem Fuchs, der ruhig im Bau sitzen bleibt, wenn er schlechtes Wetter voraussieht. Ich habe mich deshalb sobald wie möglich in mein Malepartus zurückgezogen und bin nicht nach Berlin gegangen, habe auch die Wahl zur Kammer abgelehnt. Seine Majestät waren sehr unzufrieden damit, daß ich die Wahl abgelehnt hatte. Ich halte es aber, ganz abgesehen von der persönlichen Abneigung, die ich habe, mich jetzt in die Berliner Verhältnisse zu mischen, mit meinem hiesigen Dienst nicht für verträglich. Meine häufige Abwesenheit von hier machen mir denjenigen Zusammenhang mit meinen Kollegen unmöglich, der bei einer kollegialisch eingerichteten Körperschaft, wie der Bundestag notwendig ist, um im Einfluß und au fait der Geschäfte zu bleiben, und in der Kammer selbst hat ein bruchstückweises und deshalb ununterrichtetes Eingreifen nicht minder nachteilige Folgen für das politische Gewicht dessen, der sich darauf einläßt. Ich würde sehr gern bereit sein, mich abzunützen, wenn ich für den Dienst Sr. Majestät irgend

einen erheblichen Vorteil davon unter den jetzigen Umständen absehen könnte."

Wenn auch nicht mehr durch parlamentarische Pflichten, so wurde Bismarck doch noch oft genug aus seinem diplomatischen Wirkungskreise und aus seiner trauten Häuslichkeit gerissen, um im Dienste seines Königs und der hohen Politik weite, beschwerliche Reisen zu machen. Um den Genuß der ungestörten häuslichen Ruhe brachte ihn zur Herbstzeit des genannten Jahres zudem noch ein mit unangenehmen Nebenumständen verknüpfter Wohnungswechsel.

In seinem alten Heim an der Bockenheimer Landstraße aber beglückte ihn noch ein freudiges Familienereignis, das am 2. August eintrat. An diesem Tage gab Frau Johanna von Bismarck einem zweiten Sohne das Leben. Die Geburt desselben zeigte der glückliche Vater dem General von Gerlach in einem Briefe an, in dem es heißt:

„Der Sohn ist geboren gerade, als es zum letztenmal Mitternacht schlug. Ist das am 1. oder 2. August? Darüber muß abgestimmt werden; er schrie in dem Uhrschlage."

An den Minister von Manteuffel, der bei dem Neugeborenen Patenstelle zu übernehmen sich bereit erklärt hatte, berichtete er: „Der junge Herr wird Wilhelm Otto Albrecht (nach dem Bären) getauft werden. — — Se. K. H. der Prinz von Preußen will die Gnade haben, gleichfalls die Bürgschaft für die christliche Erziehung des Täuflings zu übernehmen und sogar der heiligen Handlung in Person beiwohnen."

Letzteres wurde allerdings nicht ausgeführt, da der Prinz am Tage der Taufe, welche am 20. September 1852 stattfand, verhindert war, nach Frankfurt zu kommen; er ließ sich, wie auch Manteuffel und Graf Stolberg, vertreten. Die Taufzeugen, welche persönlich erschienen, waren Frau von Scherff, Gattin des niederländischen Bundestagsgesandten, der Kommandant General von Kessel (welcher den Minister Manteuffel vertrat), dessen Gemahlin und Herr von Canitz.

Kurze Zeit vor der Tauffeier war das Haus, in dem Bismarck wohnte, plötzlich verkauft worden, und er hatte nun mitten in dringenden wichtigen Amtsgeschäften und unter den schwierigen häus-

lichen Verhältnissen die Sorge um ein neues passendes Heim und den Umzug.

Mit welchen Widerwärtigkeiten dies verbunden war, erfahren wir aus einem Schreiben Bismarcks vom 14. September an den Minister Manteuffel:

„Ich bin durch Verkauf meines Hauses in eine unbehagliche Lage versetzt. Die sonderbarsten Umstände mußten zusammentreffen, mich zu delogieren. Ein Westfale, namens Lehmkuhl, mußte nach Kuba gehen, dort, obschon selbst häßlich, eine schöne Spanierin heiraten, mit dieser hierher kommen, an meinem Hause ein sonderbares Gefallen finden und dem Eigentümer einen übermäßigen Preis dafür bieten. Kauf bricht hier die Miete; ich muß schleunigst räumen, und in der ganzen Stadt ist kein geeignetes Quartier zu haben. Dazu kommt, daß die wenigen, die überhaupt zu haben sind, gleichzeitig zum Verkauf stehen, und es sich da wiederholen kann, daß ich ein Jahr lang baue und einrichte und dann ausziehen muß. Ich bin in einiger Verzweiflung über diese meine Obdachlosigkeit bei Eintritt des Winters. Dazu kommt, daß ich seit mehreren Wochen an Grippe und Ruhr leide. Zu völliger Herstellung möchte ich gerne noch in der nächsten Woche in ein englisches Seebad gehen.“

Der Urlaub wurde zwar gewährt, aber Bismarck konnte ihn nur benutzen, um die Seinigen auf der Reise nach Kröchlendorf zur Schwester bis Berlin zu begleiten, von wo aus er sich zu den königlichen Jagden nach Letzlingen begab. Nach Frankfurt zurückgekehrt, fand er in dem Hause des Bankiers Seufferheld, in der Großen Gallusstraße Nr. 19, eine Wohnung. Diese beschreibt er dem General Gerlach in einem Briefe vom 16. Oktober in seiner launigen Weise:

„Ich bin nach mehrtägiger Obdachslosigkeit durch die Not in ein Quartier getrieben worden, welches ich einstweilen mit einem Dutzend verschiedener Handwerker teile, und schreibe Ihnen in einem unheizbaren Gartensalon. Es giebt hier nur drei oder vier vermietbare, für Gesandte, wie Ihr Freund und Diener einer ist, brauchbare Häuser. Wird mir das jetzige wieder über den Kopf verkauft, so muß ich Se. Majestät bitten, mir statt der Mietsentschädigung ein Zelt überweisen zu lassen,

welches ich auf dem preußischen Exerzierplatze aufschlagen kann, sonst läuft Allerhöchstdero Gesandter Gefahr, wegen Obdachslosigkeit ausgewiesen zu werden."

Diese Befürchtungen trafen nicht ein. Bismarck bewohnte mit seiner Familie das Haus in der Gallusstraße bis zum Jahre 1858, kurz vor seiner Abberufung aus Frankfurt. Die Gäste, welche dort aus- und eingingen, schildern dasselbe, dank den guten Geistern, die darin walteten, als eines der freundlichsten und behaglichsten.

Hier war es, wo das Bismarcksche Paar neben andern hohen Gästen auch den Prinzen Wilhelm von Preußen zu bewirten die Ehre hatte. An diesen Besuch knüpft sich ein heiterer Vorgang, welchen Bismarck später einmal, am 3. Oktober 1870, im Schlosse Rothschilds zu Ferières in Frankreich selbst also erzählte*):

„Der alte Rothschild gab übrigens Diners, die seinem Reichtum alle Ehre machten. Ich erinnere mich: einmal war der jetzige König (damals noch Prinz von Preußen) bei mir, und ich lud ihn zu Tische. Darauf hatte ihn Rothschild auch einladen wollen. Der Prinz aber hatte ihm gesagt, das möchte er mit mir ausmachen, er äße sonst ebenso gern bei ihm als bei mir. Rothschild kam nun und wollte, ich sollte ihm Seine Königliche Hoheit abtreten, ich könnte ja bei ihm mitessen. Ich schlug's ihm ab. Da hatte er die Naivität, zu meinen, sein Diner könnte ja zu mir ins Haus gebracht werden, er äße doch nicht mit — er genoß nämlich nur Koscheres. Ich lehnte auch diesen Vorschlag zur Güte ab — natürlich, obwohl sein Diner ohne Zweifel besser war als das meinige."

In den Räumen des Hauses Gallusstraße 19 war es, wo Otto von Bismarck während stiller Dämmer- oder Nachtstunden in genialer Gedankenarbeit die Pläne zu schmieden begann, welche verwirklicht später zu den großen Erfolgen seiner Staatskunst führten. Hier ereigneten sich die wunderbaren Scenen, welche jener oben erwähnte Gesandtschaftsattaché als einziger Zeuge zu belauschen Gelegenheit hatte, und die derselbe nachmals so anziehend geschildert hat.**) Oft nach

*) Moritz Busch: „Graf Bismarck und seine Leute." Bd. I. S. 218.
**) „Kapitel aus einem bewegten Leben." Von . . . dw . .

aufgehobener Tafel pflegte der Gesandte seinen diplomatischen Lehrling und Hausgast aufzufordern, eine kaum angebrochene Flasche edlen Rheinweins am Kamin des gelben Kabinetts mit ihm gemeinschaftlich des weiteren um ihren Inhalt zu befragen. Dieser geräumige Kamin nahm eine der Schmalseiten eines handtuchartig langen Gemaches ein. Im rechten Winkel zu ihm standen, gleich den Sitzen in einem Pferdebahnwagen, zwei bequeme Kanapees, einfach gelbe Tapeten bekleideten die Wände. An der Feuerstelle aber knisterte, wenn die Jahreszeit danach war, die züngelnde Flamme; der Kaminsims reichte aus für Flasche und Glas, und gegenüber dem Wirte saß sein beglückter Gast, ein zwiefacher: seines Hauses und seines Geistes. Dieser Geist, welchem so häufig seither die Natur und die geistige Anschauungsweise des Künstlers zugesprochen worden sind, offenbarte diese hier unzweifelhaft, ja man dürfte in erhöhter Bezeichnung sagen: er bethätigte einen Hauch von Seherkraft. Denn Bismarck, anfänglich an den vor ihm Sitzenden Fragen richtend, schien bald diesen zu vergessen oder wenigstens nicht mehr eine ihn selbst beeinflussende, seinen Gedankengang weiterleitende Antwort desselben zu erwarten. Vielmehr gab er, wie unbekümmert nach außen hin, in die blauen Ringe des Dampfes seiner Zigarre mit lebendiger Schilderung das Bild der Dinge, die ihn bewegten, und knüpfte daran seine Folgerungen für die nähere oder fernere Zukunft der werdenden Geschichte, genannt Politik. Der Pariser Friedenskongreß und die Neuenburger Wirren, Schleswig-Holstein und Polen, vor allem auch Österreich als deutsche Vormacht, oder als eben diese nicht lange mehr, zogen an dem stummen Gaste vorüber bei solchem „Gespräch“. — „Dann wird vermutlich die Sache so kommen, und darum wird man dann das machen müssen, aber wahrscheinlich unterlassen ...“ So etwa sann, vernehmbar dem schweigenden Zeugen, der vor sich, in sich und um sich Blickende und sorgte dabei selbst für die zur Fortspinnung seines Denkens ihm willkommenen Einwendungen ....

Der überwältigte Zuhörer meinte später, sich genau daran zu erinnern, daß er das Wesentliche von dem, was im Laufe der Zeit, vom Frankfurter Fürstentage begonnen, im Kriege mit Dänemark fortgesetzt und mit Schicksalsnotwendigkeit über Königgrätz bis zur Kaiserherrlich-

keit in Versailles führend, Großes geschehen, schon damals vor den zusammensinkenden und rot wieder auflodernden Scheiten des Zimmerfeuers hier in den Stunden seiner Empfängnis in der Innenwelt jenes Zukunftsmannes erlebte.

In der Zauberschmiede des Frankfurter Bundestages lernte Deutschlands neuer Siegfried die Waffen schmieden, gewann er die eisenharte Festigkeit, welcher er bedurfte, um das gewaltige Werk seines Lebens zu vollbringen. Er selbst bekundete dies als achtzigjähriger Altreichskanzler am 24. Februar 1895 in Friedrichsruh dem Verfasser dieses Buches gegenüber, als er sagte:

„Ich bin als Staatsmann keineswegs wie Minerva aus dem Haupte Jupiters gesprungen. In Frankfurt habe ich erst kennen gelernt, wie eine amtliche Depesche aussieht; aber als ich von da nach sieben Jahren schied, da war ich politisch fertig."



XIV.

Die Frankfurter Zauberschmiede.

„Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt;
Er schlug den Amboß in den Grund.
Er schlug, daß laut der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang.
Und von der letzten Eisenstang'
Macht er ein Schwert so breit und lang:
Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andre Ritter wert.
Nun schlag ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

Ludwig Uhland.

Ein Jahr war verflossen, seit Otto von Bismarck in Frankfurt a. M. eingezogen. Mit erstaunlicher Schnelligkeit hatte sich der „diplomatische Säugling" entwickelt: in wenigen Wochen schon war er seinem Pfleger über den Kopf gewachsen, um dann stetig an genialer Kraft zuzunehmen. Eine Reihe glänzender Erfolge hatte er vermöge seines scharfblickenden Geistes, seines thatkräftigen Handelns der preußischen Staatskunst errungen, und das Vertrauen, das sein König in ihn gesetzt hatte, war immer mehr befestigt worden.

Im Juni 1852 wurde Bismarck mit einer wichtigen diplomatischen Sendung nach Wien betraut. Es handelte sich um den Ausgleich eines ernsteren Zerwürfnisses, das durch eine handelspolitische Frage zwischen Österreich und Preußen herbeigeführt worden war.

Preußen hatte, wie wir wissen, durch die Gründung und Erhaltung des Zollvereins ein gemeinsames nationales Band um die Mehrzahl der deutschen Staaten auch in der Zeit der ärgsten Zerklüftung Deutschlands gewebt. Ein wohlthätiger Einfluß war hierdurch von ihm auf die beteiligten Völker ausgeübt worden. Zwar hatte es in diesem Bündnisse nicht an dem alten Erbübel, der Zwietracht, ganz gefehlt, so daß Hannover, Oldenburg und Braunschweig 1834 zu einem besondern Steuerverein zusammengetreten. Aus diesem war Braunschweig bereits im Jahre 1841 geschieden, um sich dem Zollverein anzuschließen. Durch besondere Verhältnisse begünstigt, gelang es den Bemühungen Preußens zehn Jahre später, 1851, auch Hannover und Oldenburg zu bewegen, ihre Sonderstellung aufzugeben. Am 7. September 1851 schloß Preußen mit den genannten Mächten einen geheimen Vertrag, in welchem sich dieselben verpflichteten, am 1. Januar 1854 dem Zollverein beizutreten.

Dieser Vertrag, der am 11. September öffentlich bekannt gegeben wurde, erregte die zornige Erbitterung nicht nur Österreichs, sondern auch der süddeutschen Mittelstaaten, welche im Fahrwasser der Präsidialmacht segelten. Derselbe war auch ein arger Querstrich durch die österreichische Politik des Fürsten Schwarzenberg, der eben den Plan, eine Zolleinigung Deutschlands mit dem gesamten Länderbesitze des Kaiserstaates herbeizuführen, zu verwirklichen gedachte. Diesem Beginnen seines alten Gegners mußte Preußen thatkräftig entgegentreten, weil mit dem Eintritt desselben in den Zollverein nicht nur seine Machtstellung beeinträchtigt worden wäre, sondern die zerrütteten Finanzverhältnisse Österreichs hohe Schutzzölle zur Folge haben und so den freien Handel in Deutschland beeinträchtigen mußten. Die alte Zuneigung einer Anzahl der Klein- und Mittelstaaten zu Österreich schien dessen Politik den gewünschten Erfolg in Aussicht zu stellen, namentlich da nach dem Tode des Fürsten Schwarzenberg im April 1852 Graf Buol-Schauenstein an das Ruder kam und die Sache mit frischer Kraft und neuem Eifer betrieb. Die Lage Preußens wurde bedenklich; die Regierung entschloß sich, Österreich möglichst weitgehende Zugeständnisse zu machen, fand aber hier wenig Entgegenkommen. Da entsandte der König seinen treuen Ritter Otto von Bismarck nach Wien mit

dem Auftrage, dort am Kaiserlichen Hofe für einen Ausgleich des Streites thätig zu sein.

Wie sehr dem Könige eine gütliche Beilegung des Zwistes am Herzen lag, und welche Hoffnung er auf die Sendung Bismarcks und dessen persönliches Wirken in dieser Sache setzte, geht aus einem Briefe hervor, den er demselben als Empfehlung an den Kaiser von Österreich mit auf den Weg gab. Dieses später in authentischer Fassung bekannt gewordene*), denkwürdige Königliche Handschreiben, das ein hohes Lob für unsern Helden in sich schließt, lautet:

„Ew. Kaiserliche Majestät

Wollen es mir gütig gestatten, daß ich den Überbringer dieses Blattes mit meinen eigenhändigen Schriftzügen an Ihrem Hoflager introduziere.**) Es ist der Herr von Bismarck-Schönhausen. Er gehört einem alten Rittergeschlecht an, welches, länger als mein Haus in den Marken seßhaft, von jeher und besonders in ihm seine alten Tugenden bewährt hat. Die Erhaltung und Stärkung der erfreulichen Zustände unseres platten Landes verdanken wir mit seinen furchtlosen und energischen Mühen in der bösen Zeit der nun verflossenen Jahre. Ew. Majestät wissen, daß Herr von Bismarck die Würde meines Bundestagsgesandten bekleidet. Da jetzt der Gesundheitszustand meines Gesandten an Ew. Majestät Kaiserlichem Hofe, des Grafen von Arnim, dessen zeitweilige Abwesenheit nötig gemacht hat, das Verhältnis unserer Höfe aber eine subalterne Vertretung nicht zuläßt, so habe ich Herrn von Bismarck ausersehen, die Vices für Graf Arnim***) während dessen Abwesenheit zu versehen. Es ist mir ein befriedigender Gedanke, daß Ew. Majestät einen Mann kennen lernen, der bei uns im Lande wegen seines ritterlich freien Gehorsams und seiner Unversöhnlichkeit gegen die Revolution bis in ihre Wurzeln hinein von vielen verehrt, von manchen gehaßt wird. Er ist mein Freund und treuer Diener und kommt mit dem frischen, lebendigen und sympathischen Eindruck meiner Grundsätze, meiner Handlungsweise, meines Willens, und ich setze hinzu, meiner Liebe zu Österreich und Ew. Majestät nach Wien. Er kann, wenn es der Mühe wert gefunden wird, Ew. Majestät und Ihren höchsten

*) In den Grenzboten. — **) einführe. — ***) dessen Stelle zu vertreten.

Räten über viele Gegenstände Rede und Antwort geben, wie wohl wenige im stande sind; denn wenn nicht unerhörte, lang vorbereitete Mißverständnisse zu tief eingewurzelt sind, was Gott in Gnaden verhüte, kann die kurze Zeit der Amtsführung in Wien wahrhaft segensreich werden. Herr von Bismarck kommt aus Frankfurt, wo das, was die rheinbundschwangeren Mittelstaaten mit Entzücken die „Differenzen Österreichs und Preußens“ nennen, jederzeit seinen stärksten Widerhall und oft seine Quelle gehabt hat, und er hat diese Dinge, das Treiben daselbst mit scharfem und richtigem Blick beobachtet. Ich habe ihm befohlen, jede darauf gerichtete Frage Ew. Majestät und Ihrer Minister so zu beantworten, als hätte ich sie selbst an ihn gerichtet. Sollte es Ew. Majestät gefallen, von ihm Aufklärung über meine Auffassung und meine Behandlung der hessischen Verfassungsangelegenheit zu verlangen, so lebe ich der Gewißheit, daß mein Betragen in diesen Dingen, wenn auch vielleicht nicht das Glück Ihres Beifalls, doch sicher Ihre Achtung erringen wird. Die Anwesenheit des teuern und herrlichen Kaisers Nikolaus ist mir eine wahre Herzstärkung gewesen. Die gewisse Bestätigung meiner alten und starken Hoffnung, daß Ew. Majestät und ich in der Wahrheit einig sind: daß unsere dreifache, unerschütterliche, gläubige und thatkräftige Eintracht allein Europa und das unartige und doch so geliebte Teutsche Vaterland aus der jetzigen Krise retten könne, erfüllt mich mit Dank gegen Gott und steigert die alte treue Liebe zu Ew. Majestät. Bewahren auch Sie, mein teuerster Kaiser, mir Ihre Liebe aus den fabelhaften Tagen von Tegernsee, und stärken Sie Ihr Vertrauen und Ihre so wichtige und so mächtige, dem gemeinsamen Vaterlande so unentbehrliche Freundschaft zu mir! Dieser Freundschaft empfehle ich mich aus der Tiefe meines Herzens als Ew. Majestät innigst ergebenster Onkel, Bruder und Freund.“

Das Datum des Briefes ist der 5. Juni 1852.

„Die Dinge sind stärker als die Menschen!“ Dieses Wort hätte Kaiser Franz Joseph auch den mit so herzlichen Worten ausgesprochenen Wünschen seines königlichen Oheims gegenüber wiederum sagen können. Ehe noch der preußische Gesandte seinen Empfehlungsbrief dem in der Hauptstadt Ungarns weilenden Kaiser überreichen konnte, hatten die

Vertreter der österreichischen Politik in Wien ihre Grundsätze bereits kundgegeben, welche für die fernere Behandlung der Frage maßgebend werden sollten.

Am 9. Juni wurde Bismarck durch den Grafen Arnim dem Ministerpräsidenten Grafen Buol vorgestellt. Die nun folgende Unterhandlung nahm einen ziemlich heftigen Verlauf. Graf Buol erklärte, Österreich lasse sich von Deutschland nicht als Ausland behandeln. Dies aber würde geschehen, wenn man ihm einen bloßen Handelsvertrag statt der völligen Zolleinigung anböte. Übrigens gehöre die Behandlung dieser Dinge vor den Bundestag, und er müsse bedauern, fügte er in eben nicht höflicher Weise hinzu, daß in diesem Augenblicke, in dem Graf Thun wichtige Instruktionen erhalten habe, Herr von Bismarck sich nicht auf seinem Posten in Frankfurt am Main befinde.

Es läßt sich ermessen, unter welchen Gefühlen Bismarck die folgenden Tage in Wien verlebte. Selbst die Schönheit der Kaiserstadt und seine freundliche Aufnahme bei verschiedenen hohen Persönlichkeiten, bei dem Altkanzler Metternich, der Erzherzogin Sophie u. a., vermochten seine trübe Stimmung nicht wieder zu erhellen. Dieser Empfindung gab er Ausdruck in einem Briefe an seine Gemahlin, mit welcher er im Jahre 1847 auf seiner Hochzeitsreise Wien und Umgegend besucht hatte. Er schreibt am 16. Juni 1852:

„'s g'fallt mir hier gar net, wie Schrenk (der bayrische Gesandte) sagt, obschon es so nett war Anno 47 mit Dir; aber nicht bloß Du fehlst mir, sondern ich finde mich hier überflüssig, und das ist schlimmer als ich Deinem unpolitischen Gemüt verständlich machen kann. Wenn ich wie damals nur zum Vergnügen hier wäre, so könnte ich nicht klagen; alle, die ich bisher kennen gelernt habe, sind bemerkenswert liebenswürdig, und die Stadt ist zwar heiß und engstraßig, aber doch eine ausgezeichnete Stadt. Im Geschäft dagegen herrscht große Flauheit. Die Leute haben entweder nicht das Bedürfnis, sich mit uns zu arrangieren, oder sie setzen es bei uns in höherem Grade voraus, als es vorhanden ist. Ich fürchte, die Gelegenheit der Verständigung geht ungenützt vorüber. Das wird bei uns einen bösen Rückschlag üben; denn man glaubt, einen sehr versöhnlichen Schritt durch meine Sendung gethan zu haben,

und sie werden sobald nicht wieder einen herschicken, der so geneigt ist, sich zu verständigen, und dabei so freie Hand hat wie ich. Verzeih', daß ich Dir Politik schreibe; aber wes das Herz voll ist u. s. w. Ich trockne geistig ganz auf in diesem Getriebe, und ich fürchte, ich bekomme noch einmal Geschmack daran. — Gestern war ich in Schönbrunn und gedachte an unsere abenteuerliche Mondscheinexpedition beim Anblick der himmelhohen Hecken und der weißen Statuen in den grünen Büschen, besah mir auch das heimliche Gärtchen, in das wir zuerst gerieten." —

Am 23. Juni fuhr Bismarck zu Schiffe die Donau hinauf nach Ofen, wo er am folgenden Tage beim Kaiser sehr freundliche Aufnahme fand. Über die Fahrt, seinen Aufenthalt in der Ungarnhauptstadt und seine Ausflüge in die Umgegend berichtet er in mehreren Briefen an seine Gemahlin, die des Interessanten und Bedeutenden so viel enthalten, daß einige Stellen daraus hier Platz finden mögen. Er schreibt am Tage der Ankunft in Ofen:

„Soeben komme ich vom Dampfschiff und weiß den Augenblick, der mir bleibt, bis Hildebrandt mit meinen Sachen nachfolgt, nicht besser anzuwenden, als indem ich Dir ein kleines Lebenszeichen von dieser sehr östlich gelegenen, aber sehr schönen Welt schicke. Der Kaiser hat die Gnade gehabt, mir ein Quartier in seinem Schlosse anzuweisen, und ich sitze hier in einer großen, gewölbten Halle am Fenster, zu dem die Abendglocken von Pest hereinläuten. Der Blick hinaus ist reizend. Die Burg liegt hoch, unter mir zuerst die Donau, von der Kettenbrücke überspannt, dahinter Pest und weiterhin die endlose Ebene über Pest hinaus in blaurotem Abendduft verschwimmend. Neben Pest links sehe ich die Donau aufwärts; weit, sehr weit links von mir, d. h. auf dem rechten Ufer, ist sie zuerst von der Stadt Ofen besäumt, dahinter Berge, blau und blauer, dann braunrot im Abendhimmel, der dahinter glüht. In der Mitte beider Städte liegt der breite Wasserspiegel wie bei Linz, von der Kettenbrücke und einer waldigen Insel unterbrochen. Auch der Weg hierher, wenigstens von Gran bis Pest, würde Dich gefreut haben. Die Schattenseite der Fahrt war die Sonnenseite; es brannte nämlich, als ob Tokayer auf dem Schiffe wachsen sollte, und die Menge der Reisenden war groß; aber denke Dir, nicht e i n Engländer; die müssen

Ungarn noch nicht entdeckt haben. — Wärst Du doch einen Augenblick hier und könntest jetzt auch die mattsilberne Donau, die dunklen Berge auf blaßrotem Grund und die Lichter sehen, die unten aus Pest heraufscheinen; Wien würde sehr bei Dir im Preise sinken gegen Buda-Pest, wie der Ungar sagt. Du siehst, ich bin ein Naturschwärmer." —

In dem am folgenden Tage fortgesetzten Schreiben heißt es:

„Das Dampfschiff fuhr gestern dem Vertreter des Königs zu Ehren unter großer preußischer Flagge, und dank dem Telegraphen wartete die kaiserliche Equipage am Landungsplatz. Sage das nicht N. N., sonst schreibt er Artikel darüber. — Ich habe heut viel Uniform getragen, in förmlicher Audienz dem jungen Herrscher dieses Landes meine Kreditive überreicht und einen sehr wohlthuenden Eindruck erhalten. Nach der Tafel wurde vom ganzen Hofe eine Exkursion ins Gebirge gemacht zur ‚schönen Schäferin', die aber lange tot ist. Der König Mathias Corvinus liebte sie vor etlichen hundert Jahren. Ein Volksfest hatte Tausende hinangeführt, die den Kaiser, der sich unter sie mischte, mit tobenden Eljen (Hochrufen) umdrängten, Csardas tanzten, walzten, sangen, musizierten, in die Bäume kletterten und den Hof drängten. Auf einem Rasenabhange war ein Soupertisch von etwa 20 Personen, nur auf einer Seite besetzt, die andere für die Aussicht auf Wald, Burg, Stadt und Land freigelassen; über uns hohe Buchen mit kletternden Ungarn in den Zweigen, hinter uns dichtgedrängtes und drängendes Volk in nächster Nähe, weiterhin Hörnermusik mit Gesang wechselnd, wilde Zigeunermelodien. Beleuchtung: Mondschein und Abendrot, dazwischen Fackeln durch den Wald. Du siehst, das Gemälde war reich an Kontrasten. Dann fuhren wir unter Fackeleskorte im Mondschein nach Hause. — — — Eben erhielt ich eine telegraphische Depesche aus Berlin; sie enthielt nur vier Buchstaben: ‚Nein'. Ein inhaltschweres Wort!"

Dieses „inhaltschwere" Nein war die Antwort auf die Entscheidungsfrage, welche Bismarck in seinem eigenhändigen Bericht vom 22. Juni dem Minister von Manteuffel gestellt hatte. Hannover und Sachsen, so rechnete Bismarck aus, würden wahrscheinlich die Fassung des Vergleichs vorschlagen: Preußen schließe, um die nötigen Erfahrungen in

Bezug auf eine Zollunion mit Österreich zu sammeln und den künftigen Abschluß derselben zu ermöglichen und anzubahnen, nachdem dieselbe jetzt nicht möglich sei, folgenden Handelsvertrag. Wenn er sich nun bereit erkläre zu versprechen, daß Preußen in der Art nach en bloc-Annahme des Zollvereins- und September-Vertrages mit Hannover abschlösse, so wolle man letztern herbeiführen. „Halten Ew. Excellenz," so lautete Bismarcks Frage nun, „dergleichen für unthunlich, so würde ich umgehend um ein telegraphisches ‚Nein' bitten."

Dem Bescheid des Ministers gemäß erklärte Bismarck dem Grafen Buol nun: Preußen müsse bei seinen am 7. Juni ausgesprochenen Entschließungen beharren, also eine Zolleinigung mit Österreich unbedingt ablehnen und könne über einen Handelsvertrag mit Österreich erst dann verhandeln, wenn die Erneuerung des Zollvereins gesichert sei.

Nach mancherlei weiteren Verhandlungen kam es am 19. Februar 1853 zur Unterzeichnung des von Preußen vorgeschlagenen Handelsvertrages zwischen den beiden Mächten, und am 8. April schloß darauf Preußen einen Vertrag mit den Staaten des Zollvereins ab, der diesen auf weitere zwölf Jahre hinaus verlängerte, und dem auch die Staaten des früheren Steuervereins beitraten.

Zu diesem für Preußen günstigen Ergebnisse hatte Bismarcks Sendung wesentlich beigetragen; aber auch die Kunst seiner Diplomatie wäre wohl an der Hartnäckigkeit des österreichischen Kabinettes gescheitert, wenn dieselbe nicht durch die Einwirkung anderer Umstände kräftig unterstützt worden wäre.

Von Westen her zogen drohende Wetterwolken am europäischen Himmel herauf. Prinz Louis Napoleon, der Neffe des großen Korsen, war aus den Wirren des Jahres 1848 als Präsident der Republik Frankreich hervorgegangen. Er hatte seither Schritt auf Schritt zu den Stufen des Kaiserthrones hinangethan und stand nun im Begriff, unter der Gunst des Volkes auch den letzten entscheidenden Schritt zu wagen, trotz der Verträge von 1815, welche das Haus Bonaparte für immer von dem französischen Throne ausschlossen. Die Gefahr, welche eine etwaige Thronbesteigung Napoleons für die Nachbarmächte, vor allem für Deutschland im Gefolge haben mußte, hielt Österreich davon

zurück, einen förmlichen Bruch mit Preußen herbeizuführen, zumal da auch der Kaiser von Rußland, zum Frieden mahnend, sich einmischte.

So hatte Österreich, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe“, sich zu einer Verständigung mit Preußen bewegen lassen. Den diplomatischen Erfolg, den Preußen in dieser Angelegenheit erzielte, bezeichnete der General Gerlach am 28. Februar 1853 in einem Briefe an Bismarck also:

„Der Handelsvertrag mit Österreich ist das Kompliment für Olmütz und kann große Dinge zur Entwicklung bringen.“

Daß durch den Vertrag die Risse in dem Verhältnis zwischen den beiden deutschen Großmächten nur verklebt und keineswegs geheilt worden waren, sollte sich in einer Sache zeigen, welche bald darauf die Völker Europas in heftige Bewegung brachte. Es war die orientalische Frage, welche im Jahre 1852 den politischen Horizont wie eine Wetterwolke umzog.

Zu derselben Zeit, als in Frankreich das gefürchtete Ereignis eingetroffen, der dritte Bonaparte sich auf den Kaiserthron geschwungen hatte, trat der Selbstherrscher aller Reußen mit dem Plane hervor, das alte Gebiet des moskowitischen Ehrgeizes, das osmanische Reich, unter sein Zepter zu bringen. Der Zeitpunkt schien ihm günstig für sein Vorhaben, da er die Verhältnisse des übrigen Europas nach seinen Weisungen leidlich geordnet, die Türkenherrschaft in Europa aber infolge innerer Zerrüttung dem Falle nahe glaubte. Er bedrohte den Sultan unter dem Vorwande, die im Türkenreiche lebenden zwölf Millionen Christen zu befreien, mit Krieg. Wirklich hätte der „Kranke Mann“ am Bosporus sich einer Radikalkur seitens seines Nachbarn unterwerfen müssen, wenn sich nicht gute Freunde gefunden hätten, die sich seiner Not annahmen. Napoleon III. sah in dieser Frage eine willkommene Gelegenheit, durch Eingreifen in den Streit dem Ehrgeiz der Franzosen ein Ziel und so seinem neugezimmerten Kaiserthrone die nötige Festigkeit zu geben. Er setzte sich mit England, dessen Interessen im Mittelmeere durch das Vorgehen Rußlands bedroht wurden, in Verbindung, und die beiden europäischen Westmächte warfen sich, indem sie die Idee der Zivilisation auf ihre Fahnen schrieben, zu Schutzherren der be-

drohten ottomanischen Pforte auf. Sie entsandten im Oktober 1853 ihre Flotten nach dem Bosporus, und bald drangen die Nachrichten von blutigen Türkenschlachten zu Wasser und zu Lande in die Welt.

Dieser Krieg, der zumeist die Küsten der Krim zum Schauplatz hatte, setzte auch die Gemüter in Deutschland in lebhafte Erregung. Zunächst kamen freilich nur wichtige Lebensinteressen Österreichs in Betracht, dessen Nord- und Ostgrenzen von Rußland bereits umfaßt wurden und das in Gefahr stand, auch im Süden durch dieselbe Riesenmacht umklammert zu werden. Wohl war Österreich dem Kaiser von Rußland Dank schuldig, da es mit dessen Hilfe in den Sturmjahren die Empörung in Ungarn zu unterdrücken vermocht hatte, und der junge Kaiser Franz Joseph blieb sich dieser Pflicht wohl bewußt. Die Verhältnisse drohten indessen auch in diesem Falle wieder stärker zu werden als der menschliche Wille. „Die Welt wird staunen über Österreichs Undankbarkeit“, hatte Schwarzenberg einst im Hinweis auf die Vergeltung der russischen Hilfe geäußert. Dies Wort sollte sich jetzt erfüllen. Graf Buol hatte sich in allen Dingen die losen Grundsätze Schwarzenbergs zu eigen gemacht. Ihm bereitete die Dankbarkeitspflicht gegen Rußland nur wenig Gewissenspein, als es galt, aus der Notlage des Nachbarn für Österreich Vorteile zu ziehen. Sein Streben richtete sich daher auf Anschluß an die Westmächte, um mit diesen im Bunde Rußland anzugreifen. Allerdings legten ihm die innern finanziellen und politischen Verhältnisse seines Landes Einschränkungen auf. Er mußte darauf bedacht sein, sich für den Kriegsfall außer der Bundesgenossenschaft der weit entfernten Westmächte auch den Beistand des nahen Preußens und Deutschlands zu sichern. Hier stießen seine Pläne aber auf mannigfachen Widerstand.

Wohl gab es in Preußen sowohl als auch in Deutschland eine große Partei, welche in lebhafter Erinnerung an das Verhalten Rußlands der deutschen Bewegung gegenüber und in der Sache Schleswig-Holsteins für einen Krieg mit Rußland unter den obwaltenden Verhältnissen begeistert eintrat. Die Regierungen aber gaben schließlich in Erwägung der wirklichen Verhältnisse weder den Wünschen des österreichischen Kabinetts noch dem romantischen Gedankenfluge der russen-

feindlichen deutschen und preußischen Volkselemente Raum. Sie bewahrten nach längeren heftigen Verhandlungen herüber und hinüber in dieser Streitsache, welche ihre Interessen durchaus unberührt ließ, strenge Neutralität.

Diese Politik vertrat Bismarck sowohl der preußischen Regierung als auch dem Bundestage gegenüber. Seine Meinung gründete sich auf folgende Erwägungen: Für die Westmächte bringt der Kampf keine erhebliche Gefahr, der Sieg aber höchst fruchtbaren Gewinn. Für Preußen ist das Umgekehrte der Fall. Auf Preußen würde die Hauptlast des Kampfes drücken: auch nach dem glorreichsten Siege bietet sich ihm kein Vorteil. Was haben wir im Orient zu suchen? Um so mehr haben wir Grund, unsere freundlichen Beziehungen zu Rußland zu schonen, die in der Zukunft uns vielleicht äußerst wertvoll, ja unentbehrlich werden könnten. Unser einziger Gegner, wie Zollverein und Bundestag fortdauernd darthun, ist Österreich und zugleich die einzige Macht, deren Einschränkung uns wirklichen Nutzen bringen kann. Müßte durchaus gekämpft werden, so hätten wir auf die Österreich feindliche Seite zu treten; es wäre denn, daß der Wiener Hof uns wichtige Einräumungen in den deutschen Angelegenheiten machte. Einstweilen aber ist eine festbewehrte Neutralität das Beste, zumal sie auch dem Wunsche aller andern deutschen Staaten entspricht.

Das waren die Grundsätze, welche der von ihm empfohlenen Politik Preußens die Richtung gaben. Der junge Diplomat zeigte sich auch hier als der weitschauende, streng nur mit den Verhältnissen der Wirklichkeit rechnende und dieselben greifbaren Zwecken nutzbar machende Staatsmann, der nachmals auf diesem Wege so überaus Großes erreicht hat. Namentlich hat sich das, was er damals in Bezug auf Preußens Verhältnis zu Rußland sagte, in der Folge als durchaus zutreffend erwiesen.

Den festen und thatkräftigen Einwirkungen Bismarcks auf den Ministerpräsidenten sowohl als auf den König, der im Drange seines überschwenglichen Gefühls zwischen seinen Neigungen zu Rußland und zu Österreich hin und her schwankte, ist es zu verdanken, daß Preußen damals vor einem für ihn unter allen Umständen verhängnisvollen

Kriege bewahrt blieb. Eine spätere Äußerung Bismarcks deutet auf die Standhaftigkeit hin, welche die Vertreter der Neutralität in der preußischen Regierung den allseitigen Verlockungen und Drohungen gegenüber damals bewahren mußten. Er sagte in der Reichstagssitzung am 19. Februar 1878: „Ich weiß, welche Kunst der Überredung und Drohung bei Preußen angewendet wurde, uns hineinzutreiben wie einen Hatzhund in einen fremden Krieg." Die gefährliche Lage, in welche Preußen gekommen wäre, wenn es diesen Einwirkungen Gehör gegeben hätte, kennzeichnete Bismarck in folgendem Ausspruche: „Von dem Augenblicke an, wo wir den ersten Schuß gethan hätten, wäre der Krieg der unsrige geworden, und alle hinter uns und neben uns hätten eine gewisse Erleichterung empfunden und uns gesagt, wenn es genug gewesen wäre."

Den regsten Eifer und eine erstaunliche Arbeitskraft entwickelte Bismarck in den vielfach sehr schwierigen Verhandlungen über die orientalischen Wirren. Nicht weniger als einhundertfünfundachtzig seiner Berichte an den Ministerpräsidenten von Manteuffel und achtundfünfzig ausführliche Briefe an den Vertrauten des Königs, den General-Adjutanten von Gerlach, behandeln jene Angelegenheiten. Außerdem wurde Bismarck mehrmals zum Könige beschieden, um in wichtigen Beratungen einzelner Fragen seinen Rat persönlich mit in die Wagschale zu legen. Eine Fülle staatsmännischer Weisheit offenbart sich in diesen Berichten und Briefen, und die Treffsicherheit des Urteils, welche der junge Frankfurter Diplomat darin beweist, setzt geradezu in Erstaunen.

Seinen ersten Bericht über die orientalische Verwickelung schrieb Bismarck am 15. Juli 1853 von Frankfurt aus. Darin heißt es:

„Ich fürchte auch, daß wir in der orientalischen Frage wiederum Österreich unsern vollsten, ehrlichsten Beistand leisten, ohne uns den mindesten Dank auszubedingen, und doch sind die Fälle, wo Österreich in der europäischen Politik unsrer bedarf oder uns fürchtet, die einzigen, wo wir in der deutschen Politik Fortschritte machen können. Wenn ich doch Sr. Majestät dieses wie ein: „Herr, gedenke der Athener!"*)

*) So ließ sich der Perserkönig Darius I. durch einen Diener täglich dreimal bei Tafel zurufen, als er ein Heer zu einem Rachezuge gegen Athen, wo seine Gesandten mißhandelt worden waren, rüstete.

alle Tage vorhalten dürfte. Ich sehe in der That nicht, warum wir ohne zwingende Ursache und starke Lockung überhaupt voreilig Partei nehmen müssen. Eine bewaffnete Neutralität, womöglich mit den andern deutschen Staaten und Belgien, würde eine unsern Interessen entsprechende und würdige Stellung sein, die unserm Einflusse im außerösterreichischen Deutschland einen neuen Schwung gäbe. Österreich muß sich freie Entschließung bewahren; es ist zu nahe am Schauplatz; aber die andern deutschen Staaten haben bei uns das gleiche Interesse, in Ruhe gelassen zu werden."

Mit den schärfsten Worten kennzeichnete er in einem Briefe vom 9. Juli 1853 an Gerlach den Standpunkt, welchen er Österreich gegenüber einnahm:

„Gegen Österreich kann ich mich des Mißtrauens nicht erwehren; ich bin überzeugt, daß es unaufrichtig gegen uns verfährt; es wird uns nach Bedürfnis ohne Gegenleistung benützen und beiseite werfen und uns die Rolle zuteilen, wie Don Juan dem Leporello bei der Bauernprügelei, ohne auch nur Schöndank zu sagen. Ich will meinen Kopf zum Pfande setzen, daß das heutige Österreich nie unser ehrlicher Bundesgenosse sein wird."

Die Ereignisse bestätigten Bismarcks scharfsinnige Voraussagungen gar bald. Österreich suchte mit eifrigem Bemühen die Bundesgenossenschaft Preußens, und nach längern Verhandlungen wurde wirklich ein Bündnisvertrag zwischen den beiden deutschen Großmächten unter folgenden Bedingungen vereinbart: Die Verbündeten gewährleisten sich ihren gesamten Besitzstand, doch nur für die Dauer des gegenwärtigen Krieges, verpflichten sich auch zum Schutze der Rechte und Interessen Deutschlands insoweit, daß jede der beiden Mächte Angriffe auf ihre Gebiete abwehren hilft, auch in dem Falle, wenn die eine von ihnen sich veranlaßt sehen sollte, aktiv vorzugehen, doch bedarf es für diesen Fall der vorherigen besondern Verständigung zwischen beiden. Ebenso soll die Bereitstellung einer etwa erforderlichen Kriegsmacht erst nach gegenseitiger Vereinbarung der Bundesgenossen erfolgen. Die deutschen Bundesstaaten werden aufgefordert, dem Bündnisse beizutreten. Während der Dauer desselben ist es keiner der Mächte gestattet, mit andern

Mächten einen Vertrag zu schließen, der mit diesem Bündnis nicht in vollem Einklang steht.

Trotz der weit auseinandergehenden Meinungen und der Verschiedenheit ihrer Interessen schlossen nach längern Verhandlungen die beiden deutschen Großmächte am 20. April 1854 dieses Bündnis zu gegenseitigem Schutz und Trutz ab. Es war freilich auch ein Vertrag seltsamster Art: „Herzliche Einigkeit unter größter Vorsicht, brüderliches Vertrauen unter allseitigen Verwahrungen." Für Österreich lag der Hauptzweck des Bündnisses in dem Schutz seines Gebietes bei etwaigem Vorgehen gegen Rußland; Preußen aber suchte darin die Sicherung seiner Neutralität und die Deckung gegen hervortretende Gelüste Frankreichs und gegen die drohende Revolution im Westen. Zudem glaubte der König, durch diesen Vertrag Österreich für eine russenfreundliche Haltung gewonnen zu haben. Diejenigen seiner Ratgeber, welche sich dieser Politik entgegengesetzt hatten, traf nun die königliche Ungnade. Der Kriegsminister von Bonin wurde plötzlich entlassen, der preußische Gesandte in London, Baron von Bunsen, abberufen und der Prinz von Preußen von allen seinen militärischen Ämtern beurlaubt, ja sogar wegen seiner thatkräftigen Opposition gegen die Pläne des königlichen Bruders mit Festungshaft bedroht.

Bismarck erfuhr erst von dem Abschlusse des Bündnisses, als dasselbe bereits zur Thatsache geworden war. Als er den Inhalt des Vertrages kennen gelernt hatte, fand er nichts dagegen einzuwenden, ja er beglückwünschte sogar den Ministerpräsidenten. In einem Bericht vom 25. April gab er demselben seine Ansicht darüber kund, wie er sich die Verwertung der Vertragsbedingungen dachte:

„Das Bündnis vom 20. ist wesentlich ein pactum de contrahendo*), durch welches wir den Vorteil erreichen, Österreich den Vorwand zum Drängen zu eignen leichtsinnigen Beschlüssen zu nehmen und für uns Zeit zu weiterer Beobachtung der Ereignisse zu gewinnen. Wenn Ew. Excellenz mir gestatten, das Ziel zu formulieren, welches mir vorschwebt, so ist es: 1. durch alle Mittel uns einem kriegerischen Vorgehen gegen Rußland zu entziehen, weil wir mit dem ersten preußischen Kanonen-

*) Verabredung über einen künftig abzuschließenden Vertrag.

schuß gegen die Russen abhängig werden von den Möglichkeiten einer Verständigung zwischen Paris und Petersburg. 2. Zusammenhalten der preußisch-österreichisch-deutschen Staatenmasse unter Bedingungen, die uns mindestens ein wirksames Veto in betreff der gemeinsamen Politik sichern. Das Bündnis vom 20. bietet eine vortreffliche Handhabe zu diesem System. — Die Mehrzahl der deutschen Regierungen wird uns dabei thatsächlich unterstützen, wenn auch nicht mit der Absicht, die Entscheidung in Preußens Hand zu legen. Jedenfalls werden sie ein wirksamer Hemmschuh für die vorzeitige Kriegslust Österreichs sein."

An Gerlach, mit dem er sich in Handhabung des Vertrages eines Sinnes wußte, schrieb er am 28. April:

„Ich habe nicht nur bonne mine (gute Miene) gemacht, sondern Manteuffel meinen Glückwunsch zu seinem ausgezeichneten Erfolge dargebracht, diesen Gefühlsausbruch aber natürlich auf eine Auslegung ganz scharf in unserm Sinne gegründet und gar nicht gethan, als ob eine andere unter Leuten außerhalb der Charité und namentlich unter Preußen möglich wäre. Majestät müssen durchaus darauf halten, daß Allerhöchst Ihre Minister mehr Sekt trinken; ohne eine halbe Flasche im Leibe dürfte mir keiner der Herren in das conseil kommen, dann würde unsere Politik bald eine achtbare Farbe annehmen."

Die Regierungen der deutschen Bundesstaaten, deren Vertreter sich in einer Konferenz zu Bamberg über die von ihnen zu beobachtende Haltung geeinigt hatten, erklärten am 24. Juli 1854 ihren Beitritt zu dem Vertrage der Großmächte.

Als der Leiter der österreichischen Politik die Bundesgenossenschaft Preußens und der deutschen Bundesstaaten erlangt hatte, begann er schnödes Spiel sowohl mit diesen als mit andern beteiligten Mächten. Ohne sich um die Vertragsbestimmungen zu kümmern, erwirkte Graf Buol den Abschluß eines Bündnisses Österreichs mit der Türkei und ließ österreichische zugleich mit türkischen Truppen in die unter russischem Schutze stehenden Donaufürstentümer einrücken. In gleicher Weise traf Österreich ein Abkommen mit den Westmächten, nach welchem es in Gemeinschaft mit denselben am 10. August 1854 in Petersburg eine

Reihe von Forderungen stellte, von deren Erfüllung die Beendigung des Krieges abhängig gemacht werden sollte.

Hatte man in Wien gemeint, durch dieses eigenmächtige, den Vertragsbedingungen stracks zuwiderlaufende Vorgehen die Bundesgenossen zu kriegerischen Unternehmungen gegen Rußland fortzureißen, so sah man sich getäuscht. Sowohl Preußen als auch die Bundesstaaten blieben fest und bewahrten strenge Neutralität.

Bismarck setzte seine ganze Kraft und allen Einfluß ein, diese Politik trotz der österreichfreundlichen Anwandlungen des Königs bei der eignen Regierung, wie auch am Bundestage, wo die sächsischen und bayrischen Staatslenker, Herr von Beust und von der Pfordten, die österreichischen Pläne mit großem Nachdruck unterstützten, durchzuführen. Fort und fort wirkte er schriftlich und mündlich dahin, daß die österreichischen Zumutungen, ob sie als Drohungen oder Lockungen hervortraten, abgewiesen wurden.

Wahrhaft herzerfrischend sind die kraftvollen Berichte und Briefe an Manteuffel und Gerlach, durch welche er zu jener Zeit das Ministerium sowie den König zu einer festen, mannhaften Politik zu stärken suchte. Schon im April 1854 schrieb er an Gerlach:

„Eine feige Politik hat noch immer Unglück gebracht; daß wir unsre Kraft wie ein gutmütiger Narr dem Eigennutze Österreichs hingeben, um uns schließlich von ihm bemogeln zu lassen, ist noch das wenigste. — Eine nachhaltige Verständigung mit Österreich wäre ein großes und leicht zu erreichendes Glück, wenn der Kaiserstaat nicht ‚holter' so herunter wäre. Der Bankerott ist vor der Thür, und im Kriege werden außerhalb der Grenzen nicht große Armeen zu verwenden sein. Wir übernehmen also keine leichte Aufgabe, wenn wir Hand in Hand mit Österreich unser Jahrhundert in die Schranken fordern. Aber ich würde nie dazu raten, Gefahren zu scheuen, wenn sie nur etwas einbringen: nur keine sentimentalen Bündnisse, bei denen das Bewußtsein der guten That den Lohn edler Aufopferung zu bilden hat."

Als Österreich am 2. Dezember 1854 eigenmächtig ein Schutz- und Trutzbündnis mit den Westmächten geschlossen und nun Preußen und

den Deutschen Bund zu bewegen suchte, demselben gleichfalls beizutreten, schrieb Bismarck an Manteuffel:

„Ich würde überhaupt nicht beitreten, schon deshalb, weil jeder sieht, daß wir es aus Furcht thun würden, und daß es also nützlich ist, mehr Furcht in uns zu erwecken, um mehr von uns zu erreichen. Der Anstand scheint es mir zu verbieten. Eine solche Ablehnung ist aber ein Bruchstück aus einem politischen System, dessen übrige Folgerungen auch dazu gehören. — Man kann über Stimmings und über Kohlhasenbrück nach Potsdam kommen; man kann aber nicht teils auf dem einen, teils auf dem andern Wege streckenweis gehen. Es muß uns Söhnen Teuts erst einmal sehr schlecht gehen, ehe wir Kourage haben; so lange wir noch etwas zu verlieren haben, fürchten wir uns; sind wir ausgezogen und durchgeprügelt, so ist jeder ein Löwe."

Ferner schrieb Bismarck an Manteuffel unter dem 19. Dezember: „Es ist mir eine wahre Herzstärkung gewesen, daß Eure Excellenz die Frage über unsern Beitritt zum Bündnis (mit den Westmächten) und unsre sogenannte Isolierung mit kühler Würde und ohne Leidenschaft behandeln. So lange wir den Ausdruck unbefangener Furchtlosigkeit bewahren, hat man auch sicher Achtung vor uns und wird sich hüten, Drohungen zu gebrauchen oder gar auszuführen. Wenn nur in Österreich der Glaube an die Möglichkeit zu wecken wäre, daß unsre Geduld und Bruderliebe nicht unerschöpflich ist, und wir den Weg nach Mähren noch nicht vergessen haben, so glaube ich noch immer, daß Österreichs Furcht vor uns förderlicher zum Frieden wirkt, als Österreichs Rechnung auf unsern Beistand."

„Kommt es zum Frieden," führt er dem Minister endlich aus, „so ist es meiner Rechnung nach ein großer Gewinn für uns, daß wir in dieser Zeit nach diesem Frieden in besseren, Österreich und die Bamberger (die kleineren, österreichisch gesinnten Bundesstaaten) aber in schlechteren Beziehungen zu Rußland stehen, als vor dem Kriege. Der Tag der Abrechnung bleibt nicht aus, wenn auch einige Jahre darüber hingehen. Österreich hat sich als eine für jetzt unübersteigbare Barriere in den Weg Rußlands geschoben; die Spitze der Politik des

letzteren wird sich für die Zukunft naturgemäß gegen diese Barriere richten. Durch diese Änderung der Konstellation können wir nur an Gewicht und Freiheit gewinnen."

Daß Bismarck keineswegs auch für die nichts weniger als aufrichtig freundliche Gesinnung, welche Rußland gegen Preußen und Deutschland hegte und so oft zum Nachteile für dieselben bethätigt hatte, blind war, beweist folgende Äußerung, welche er in einem Schreiben an Manteuffel vom 8. Dezember 1854 that:

„Meine hauptsächliche Besorgnis ist, daß wir allmählich durch den Strom der Ereignisse zu einem Kriege gegen Rußland im österreichischen Interesse geführt werden könnten. Ich gehöre nicht zu denen, welche die russischen Interessen mit den unsern identifizieren, im Gegenteil, Rußland hat vieles an uns verschuldet. So ernst ein Krieg mit letzterem auch für uns sein mag, würde ich doch nicht dagegen zu raten versuchen, wenn dabei ein würdiger Kampfspreis für uns in Aussicht stände. Mir schwebt nur der Gedanke als Schreckbild vor, daß wir die Anstrengungen und Gefahren im Dienste Österreichs übernehmen könnten, für dessen Sünden der König so viel Nachsicht hat, als ich mir von unserm Vater im Himmel für die meinigen wünsche."

Dank den eifrigen und thatkräftigen Einwirkungen Bismarcks wies sowohl die preußische Regierung als auch der Deutsche Bund die selbstsüchtigen Zumutungen Österreichs zurück.

Am 5. Januar 1855 lehnte Preußen den Beitritt zum Bündnis mit den Westmächten und damit die Teilnahme an kriegerischen Unternehmungen gegen Rußland endgiltig ab, und dieser Schritt war maßgebend für die Bundesstaaten, welche sich in dieser Angelegenheit der willensstarken Führung Preußens vertrauensvoll anheimgaben.

Am 8. Februar beschloß der Bundestag, den Antrag Österreichs auf Mobilmachung der deutschen Bundestruppen abzulehnen.

So erhielt Österreich, das nun auf seine abenteuerlichen Kriegspläne verzichten mußte, das zweite Kompliment für Olmütz.

Freilich blieb das Gebaren Österreichs in jenen Wirren nicht ohne Rückschlag auf die allgemeinen deutschen Verhältnisse. Die schwankende Politik Österreichs, welche in dem Kriege der Nachbarn ohne viele

Mühe und Opfer möglichst große Beute zu erhaschen strebte, bald nach dieser, bald nach jener Seite das Bündel Heu zu erschnappen trachtete und mit Preußen und den Bundesstaaten sein hinterhaltiges Spiel weiter trieb, verhinderte es, daß Deutschland zu der einmütigen Machtentfaltung gelangte, welche nötig war, um in der europäischen Streitfrage ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Österreich entblödete selbst sich nicht, mit Frankreich wegen des Durchmarsches einer Truppenmacht durch deutsches Gebiet nach dem Kriegsschauplatze zu verhandeln, so daß es Preußens hartnäckigen Widerstand erforderte, diesen gefährlichen Plan Frankreichs zu verhindern.

Die Stellung, welche Preußen zu diesem anmaßenden Unterfangen einzunehmen hatte, kennzeichnet Bismarck in einem Schreiben vom 11. Februar 1855 an Manteuffel, worin es heißt:

„Die Südwestspitze ist eine Art Schlußstein des deutschen Gebäudes, dessen Fall von schwerer Bedeutung werden kann und der der Stütze deshalb ebenso wert als bedürftig erscheint. Für das sicherste Mittel, französischen Demonstrationen vorzubeugen, halte ich eine ruhige, aber sehr entschlossene Sprache Preußens, die gar keinen Zweifel darüber läßt, daß Preußen und der Bund sofort mobil machen würden. Wenn die französischen Absichten, Truppen durch Deutschland zu führen, praktisch näher treten, so ist meine Ansicht die, daß man ihnen Marsch- und Operationslinien durch Baden, Württemberg u. s. w. unter keinen Umständen gestatten kann: lieber das Bajonett fällen; denn es würde daraus ohne Zweifel bald die militärische Herrschaft Frankreichs in diesen Ländern, halb mit Liebe, halb mit Gewalt, sich entwickeln, und der Bund wäre damit schon als Gesamtheit entarmiert und paralysiert. Für den Bund, für dieses Glashaus, in dem allein die Existenzen der meisten deutschen Staaten möglich bleiben, schlagen sie sich unter Umständen doch, wenn sich alles regelmäßig und verfassungsmäßig dazu entwickelt. Die Bundesakte ist das Brett unter ihren Füßen auf der stürmischen See von Europa; sie klammern sich daran und fürchten nur, daß Preußen es selbst aus den Fugen stoßen könnte."

Diese „ruhige, aber sehr entschlossene Sprache" führte Bismarck selbst. Der französische Gesandte in Berlin, Marquis de Moustier,

erwies dem einflußreichen preußischen Bundestagsgesandten, während er vom 8. bis 20. Januar 1855 in Berlin weilte, um mit dem Ministerpräsidenten und dem Könige persönlich zu beraten, die Ehre eines Besuchs; denn schon lange hatte man in Paris Monseigneur de Bismarck als die eigentliche Triebfeder der den österreichisch-französischen Plänen widerstrebenden Politik Preußens erkannt. Marquis de Moustier unterließ denn auch nicht, Bismarck Vorstellungen über seine Haltung Frankreich gegenüber zu machen, um mit den Worten zu schließen: „Diese Politik wird Sie nach Jena führen.“ — „Warum nicht nach Leipzig oder Waterloo?“ entgegnete Bismarck mit überlegener Schlagfertigkeit.

Der französische Gesandte berichtete diese Äußerung Bismarcks sogleich nach Paris, und dort beeilte man sich, dieselbe beschwerdeführend dem Könige Friedrich Wilhelm zu melden. Der Herrscher aber billigte nicht bloß die schneidige Abfertigung des Franzosen, sondern hatte seine besondre Freude an der geistreichen Schlagfertigkeit seines treuen Ritters.

Nun suchten die österreichischen und französischen Staatsmänner die Stellung des lästigen Gegners durch Ränke und Verleumdungen zu erschüttern. Am Bundestage in Frankfurt war vor drei Jahren Herr von Prokesch dem Grafen Thun als Präsidialgesandter gefolgt. Bismarck pflegte denselben seines unwahrhaftigen Wesens wegen nur den Armenier zu nennen. In diesem sah man in Wien ein geeignetes Werkzeug, dem preußischen Bundestagsgesandten ein Bein zu stellen und ihn zu Falle zu bringen. Der Armenier erdichtete eine Äußerung Bismarcks über die Besetzung von Bundesfestungen, die für Österreich herausfordernd und beleidigend gewesen sein sollte. Diese Äußerung nahm Graf Buol als Vorwand, eine Depesche nach Berlin zu richten, worin Bismarck für unwürdig erklärt wurde, die Stimme Österreichs am Bundestage, wie es zeitweilig geschah, zu vertreten, „weil die Richtung, welche Herr von Bismarck persönlich seiner Thätigkeit giebt, und welcher er durch nur zu notorisch gewordene Äußerungen selbst im Verkehr mit Gesandten nichtdeutscher Mächte geradezu das Gepräge der Feindseligkeit gegen Österreich aufgedrückt hat, eine Vertretung durch Herrn von Bismarck uns unthunlich erscheinen läßt“.

Mit fester Entschiedenheit nahm der preußische Ministerpräsident den Verleumdeten in Schutz, indem er dem Grafen Buol durch den Gesandten in Wien erklären ließ, daß die Anschuldigung Bismarcks lediglich auf Erfindung beruhe. „Wie es daher," hieß es in der Erklärung weiter, „eine dringende Pflicht für mich ist, einen ausgezeichneten und treuen Diener Sr. Majestät des Königs, den sein Monarch mit besondrem Vertrauen beehrt, gegen unverdiente Anklagen zu schirmen, so sind wir andrerseits dem kaiserlichen Kabinett schuldig, die erhobene Beschwerde durch entschiedene Ablehnung der ihr zu Grunde liegenden Beschuldigung vollständig zu beseitigen. Ist Herr von Bismarck bei einem Widerstreit der Ansichten und Interessen beider Höfe in dem Falle gewesen, die Rechte seiner Regierung pflichtschuldig vertreten zu müssen, so ist gewiß das Wiener Kabinett das letzte, ihm hieraus einen Vorwurf machen zu wollen."

Am 28. Februar 1855 sprach Bismarck dem Vorgesetzten seinen Dank in einem eigenhändigen Privatschreiben aus. In demselben macht er seinem Gefühl gegen die damaligen österreichischen Staatsleiter in den folgenden bittern Worten Luft:

„Es ist in der That ein eigentümliches Verlangen, daß ich mich in meiner Stellung zu besonderem Wohlwollen für die dermalige Politik Österreichs angeregt fühlen soll. Es ist für jeden angenehmer, seinen Dienst in Frieden thun zu können, aber es ist nur das Wiener Kabinett selbst, welches dem Vertreter Preußens die unwillkommene Pflicht auferlegt, in fortwährend wachsamer Opposition offenen und verdeckten Übergriffen in der Bundespolitik entgegenzutreten. Ich war gewiß kein grundsätzlicher Gegner Österreichs, als ich herkam vor vier Jahren, aber ich hätte jeden Tropfen preußischen Blutes verleugnen müssen, wenn ich mir auch nur eine mäßige Vorliebe für das Österreich, wie seine gegenwärtigen Machthaber es verstehen, hätte bewahren wollen."

Einen zweiten, von französischer Seite ausgehenden Versuch, Bismarcks Stellung zu untergraben oder doch wenigstens seine freimütige und thatkräftige Art der Berichterstattung durch Einschüchterung zu beseitigen, wies Manteuffel der Öffentlichkeit gegenüber ebenso entschieden zurück: aber da es sich wiederum um eine Äußerung handelte, durch

die Bismarck Anstoß erregt haben sollte, so erhielt derselbe im geheimen einen Verweis in Form der Mahnung, künftig seine Äußerungen so einzurichten, daß sie vor Entstellungen und Übertreibungen gesichert wären. Da von diesem heimlichen Verweise doch etwas hindurchsickerte und die französische Zeitung „Moniteur“ eine Nachricht darüber brachte, so forderte Bismarck energisch Genugthuung; diese wurde ihm auch, indem Manteuffel die Nachricht des „Moniteur“ widerlegte.

Der Urheber der Verleumdungen Bismarcks, Herr von Prokesch, grub sich, indem er Bismarck zu Falle zu bringen suchte, selbst die Grube. Er wurde für Buols eigne ungeschickte Politik verantwortlich gemacht und abberufen.

Österreichs Unzuverlässigkeit als Bundesgenosse erwies sich noch in mancherlei andern Fragen, in denen dasselbe eigenmächtig handelte und seine eignen selbstsüchtigen Zwecke verfolgte, ohne sich um die Interessen Deutschlands zu kümmern. Das Ergebnis war, daß unter den deutschen Völkern zu jener kritischen Zeit eine Uneinigkeit herrschte, die in jedem Falle verhängnisvoll werden mußte. Dies zeigte sich so recht fühlbar beim Abschluß des Krieges, in dem Österreich trotz aller kriegerischen Gelüste und wiederholter Anläufe zu einem thätigen Eingriff mit den Waffen nicht kam.

Am 2. März 1855 starb der Kaiser Nikolaus von Rußland. Das tragische Ende des einst so gewaltigen Zaren, der nach einer langen ehrenvollen Regierung am Abende seines Lebens sein Riesenreich dem Einsturze nahe sehen und den Schmerz über den Undank, die feindliche Haltung Österreichs, des Genossen in der 1815 geschlossenen Heiligen Alliance, erfahren mußte, führte eine schnelle Entscheidung des Kampfes herbei. Am 23. September des ebengenannten Jahres fiel die stolze, zwölf Monate lang ruhmreich verteidigte Krimfeste Sebastopol. Damit hatte sich der Waffenruhm der Westmächte glänzend bewährt und war namentlich der Ehrsucht des französischen Volkes Genüge geschehen. Napoleon III. gab am Schlusse einer Pariser Weltausstellung im Herbst desselben Jahres seinem frühern Ausspruche: „Das Kaiserreich ist der Friede“, durch feierliche Erklärung seiner friedlichen Gesinnung von neuem Nachdruck, und bald darauf eilten die Bevollmächtigten der

Großmächte nach Paris, um dort über den Abschluß des Friedenswerkes zu beraten.

Der Zustand der Ohnmacht, in welchen Deutschland durch die Uneinigkeit seiner Völker von neuem gesunken war, zeigte sich jetzt wieder in so recht beschämender Weise. Während Frankreich, das sich dem Abenteurer Napoleon in die Arme geworfen, mit stolzer Überlegenheit die Geschicke zweier Weltteile mit entscheiden half, kam Deutschland in den Friedensverhandlungen fast gar nicht zur Geltung. Österreich wurde zufolge seiner hinterhaltigen Politik von beiden Parteien geradezu schnöde behandelt. Es hatte Rußlands Freundschaft verscherzt und sich bei den Westmächten keine Sympathie erworben; so stand es allein da und erlitt namentlich in seinen italienischen Interessen zu gunsten Sardiniens schwere Einbuße.

Preußen war anfangs infolge englischer Intriguen zu der Friedenskonferenz gar nicht eingeladen worden. Erst vierzehn Tage später erfolgte sein Eintritt in die Beratungen, und nun zeigten sich die Früchte der Behauptung seiner Neutralität. Es stand in warmer Freundschaft mit Petersburg, während sich Frankreich sichtlich um seine Gunst bemühte. Auch am Bundestage hatte es durch sein Verhalten den Einfluß Österreichs bei weitem überflügelt.

Mehr denn je machte sich jetzt wieder der Ruf nach einer Reform der Bundesverhältnisse im deutschen Volke geltend. Mit tiefer Beschämung hatte man gesehen, welche Rolle Deutschland auf dem Pariser Friedenskongresse gespielt hatte. „Wie sollte ein Volk, ob es in seiner Gesamtheit auch noch so mächtig war, bei dem Elend seiner Zersplitterung, bei dem Mangel jedes einheitlichen und kräftigen Organs, bei der erdrückenden Masse von Trägheit, Feigheit und Eifersucht auch zur Geltung kommen?“ *)

Von neuem brach sich die Einsicht bei den Vertretern der deutschen Einheitsidee Bahn, daß unter dem Einflusse Österreichs Deutschland nie zu einer gesunden Entwickelung seiner Machtverhältnisse gelangen könne. Wieder richteten sich die Blicke der wahren Vaterlandsfreunde auf

*) Sybel: Die Begründung des Deutschen Reichs. Bd. II. Seite 234.

Preußen als den Retter aus dieser Not. Von Österreich war für die deutsche Sache nichts zu hoffen. „Kein Gedanke ist verruchter als der der deutschen Einheit", hatte Metternich einst gesagt. Derselben Meinung war Fürst Schwarzenberg gewesen. Als im Jahre 1851 der Herzog Ernst von Koburg mit ihm eine Unterredung über die Entwickelung Deutschlands zu beginnen versuchte, fiel er ihm ins Wort und sagte: „Reden wir überhaupt nicht von Deutschland; es existiert nicht; niemand kennt es." Desgleichen hielt sein Nachfolger Graf Buol den deutsch-nationalen Gedanken für Chimäre. Die Hoffnung der Vaterlandsfreunde aber wuchs, je mehr die Spannung der beiden Großmächte zunahm, indem sie meinten, daß endlich Preußen den gordischen Knoten der deutschen Wirrungen mit seinem guten Schwerte zerhauen und seine nationale Mission erfüllen werde.

Die feindliche Gesinnung Österreichs gegen Preußen mußte freilich immer mehr zu diesem Ziele führen. Bei keiner Veranlassung empfand Preußen den seine Interessen schädigenden Einfluß Österreichs in dem Maße wie in den Verwickelungen, in die es im Jahre 1856 mit der Schweiz wegen des Ländchens Neuenburg geriet. Dieser schweizerische Kanton war seit 1707 mit der preußischen Krone rechtlich vereinigt gewesen; im Jahre 1848 hatten die Bewohner das Band gewaltsam zerrissen und waren der Eidgenossenschaft beigetreten. Der König von Preußen hatte zwar gegen diese Losreißung Verwahrung eingelegt, hatte aber sein Recht auf das Land nicht weiter geltend gemacht, selbst dann nicht, als die preußischen Truppen 1849 in dem Badener Aufstande siegreich bis an den Bodensee gedrungen waren. Nachdem nun Preußens Recht auf Neuenburg 1852 im Londoner Protokoll von den europäischen Großmächten anerkannt worden war, brachten die Anhänger an das preußische Königshaus durch einen kühnen Handstreich die Regierung des Kantons zu Fall, bemächtigten sich des Neuenburger Schlosses und pflanzten daselbst das Hohenzollernsche Banner auf. Aber schweizerische Truppen unterdrückten diese Erhebung der Königstreuen in Neuenburg gewaltsam; die Urheber des Aufstandes wurden gefangen gesetzt und sollten als Rebellen verurteilt werden, während alle der preußischen Gesinnung Verdächtigen im Lande harte Unbilden zu erdulden hatten. Der König,

empört über dies Verfahren, entschloß sich, seinen Getreuen zu Hilfe zu kommen.

Die Verhandlungen, welche die preußische Regierung in dieser Streitfrage mit den beteiligten europäischen Großmächten pflog, führten zu seltsamen, überraschenden Ergebnissen. Österreich, welches sonst stets so schnell bereit war, wenn es galt, irgendwo revolutionäre Regungen zu unterdrücken, zeigte sich in dieser Sache kühl bis ans Herz hinan, ja, nahm bald für die Schweizer Demokraten offen Partei. Eine gleiche Haltung zeigte England.

Unter solchen Umständen wuchs dem kleinen Volk der Schweizer, damals von der radikalen Partei beherrscht, der Mut gewaltig. Der Bundesrat erklärte sich zur Erfüllung der Forderungen des preußischen Gesandten in Bern auf Niederschlagung des Prozesses gegen die gefangenen Königstreuen nur unter der Bedingung bereit, daß die Krone Preußens vorher auf alle Rechtsansprüche auf Neuenburg verzichte. Die Schweizer Zeitungen führten eine kühne, herausfordernde Sprache gegen Preußen, dessen König sie mit groben Schmähungen überhäuften. Man berief sich auf das Beispiel der Waldstädter Kantone. Wie diese einstmals die österreichischen Vögte und Ritter mit blutigen Köpfen heimgeschickt, so würden jetzt die Söhne Tells und Winkelrieds den Preußen, falls dieselben mit bewaffneter Macht kämen, ein zweites Sempach bereiten.

Auf diese Sprache hätte es nun für Preußen nur eine würdige Antwort geben dürfen, die der Waffen. In der That war die Regierung auch entschlossen, mit einem Heere von hundertundsechzigtausend Mann eine Schweizerreise zu unternehmen. Schon hatte man sich mit den süddeutschen Staaten wegen Durchzugs und Verpflegung der Truppen verständigt.

Ein gefühlvoller Brief, den König Friedrich Wilhelm IV. an Kaiser Napoleon, wie es in dem Schreiben hieß, „mit blutendem Herzen, die Thränen in den Augen“ geschrieben, hatte diesen tief gerührt, so daß er dem Unternehmen Preußens nicht nur keine Hindernisse zu bereiten, sondern die gerechten Ansprüche des Königs nach Kräften mit zur Geltung bringen zu helfen versprach. Durch öster-

reichisches und englisches Ränkespiel aber wurden der preußischen Politik auf Schritt und Tritt Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Die Preußenfeindlichkeit machte das österreichische Kabinett geradezu blind, so daß es, um Preußen zu schaden, eigne Vorteile für die Zukunft außer acht ließ. Statt die süddeutschen Staaten zu ermutigen, die militärischen Maßregeln Preußens gegen die Schweiz zu unterstützen und sich auf diese Weise für einen zukünftigen Kampf um seine außerdeutschen Besitzungen in Italien eine thatkräftige Mithilfe der deutschen Bundesgenossen zu sichern, suchte Österreich jetzt beim Bundestage dahin zu wirken, daß Preußen der Durchzug seines Heeres durch süddeutsches Gebiet verweigert werde. Zwar hätte die preußische Regierung durch einen Mehrheitsbeschluß ihre Sache durchbringen können; aber der Vertreter Preußens am Bundestage, Herr von Bismarck, riet in weitschauender weiser Voraussicht entschieden von der Herbeiführung eines solchen Beschlusses ab. Preußen zog seinen Antrag, der keine Aussicht auf einstimmige Annahme hatte, zurück, um für künftige Fälle ähnlichen Anträgen dem feindlichen Österreich gegenüber freie Hand zu behalten.

Bismarck, welcher in dieser Zeit manch harten Strauß mit den Gegnern am Bundestage zu bestehen hatte, wurde im Frühjahr 1857 in der Neuenburger Angelegenheit vom Könige mit einer geheimen diplomatischen Sendung nach Paris betraut. Er sollte mit dem Kaiser Napoleon wegen Durchzugs preußischer Truppen durch Elsaß-Lothringen verhandeln. Napoleon zeigte sich, wie Bismarck später erzählte,*) auch jetzt dem Sendboten des preußischen Königs gegenüber sehr nett und liebenswürdig. Zwar könne er in den Wunsch des Königs, durch französisches Gebiet seine Truppen marschieren zu lassen, nicht willigen, da das in Frankreich zuviel Aufregung hervorrufen würde. Sonst aber billige er das Unternehmen vollkommen. Es könne ihm nur lieb sein, wenn das Nest der Demokraten ausgenommen würde.

Die bewaffnete Schweizerreise Preußens unterblieb. Durch Napoleons kräftiges Miteingreifen in die Streitsache zu gunsten Preußens gab der schweizerische Bundesrat endlich nach. Der Prozeß gegen die Anhänger des Königs in Neuenburg wurde niedergeschlagen; der König

*) Busch, „Graf Bismarck und seine Leute“, Bd. II. S. 47.

verzichtete dagegen auf seine Hoheitsrechte in dem Ländchen; eine ihm dafür gebotene Geldentschädigung wies er mit Würde zurück.

Während seines Aufenthaltes in Paris, im April 1857, erhielt Bismarck von seiten Napoleons den Beweis eines seltenen Vertrauens. Der Kaiser würdigte den preußischen Diplomaten einer Unterredung unter vier Augen, um ihm seine geheimen Wünsche und Pläne für die Zukunft zu offenbaren und seine Mithilfe zur Anbahnung eines freundschaftlichen Verhältnisses zu Preußen zu gewinnen. Dieses Gespräch ist für die Folgezeit von weittragendster Bedeutung geworden. Es hat Bismarck die Richtschnur für seine ganze Politik bis zum Jahre 1870 gegeben.

Napoleon führte in dem Gespräch aus, daß die Annahme, er strebe nach Erwerbung des linken Rheinufers, eine durchaus irrige sei. Dieses Unternehmen könne Frankreich, das dann folgerichtigerweise auch Belgien und Holland zu erwerben gezwungen sei, nur verhängnisvoll werden, da eine solche Machterweiterung von Europa als unerträglich empfunden werden würde. Eroberungsgelüste, welche an Napoleon I. erinnerten, wären für die gegenwärtigen Verhältnisse gefährlich; man würde sagen, Frankreichs Hand sei gegen jedermann, und darum werde jedermanns Hand gegen Frankreich sein. Zur Befriedigung des Nationalstolzes werde er vielleicht eine kleine Abrundung der Ostgrenze verlangen, es ginge nötigenfalls aber auch ohne dieselbe. Zweckmäßiger sei es, Gebietserwerbungen in der Richtung nach Italien zu suchen, das er in ein Verhältnis der Intimität und Abhängigkeit zu Frankreich zu bringen hoffe. Dieses Programm durchführen zu können, bedürfe er der Freundschaft Preußens. Beide Nachbarstaaten seien auf einander angewiesen. Er halte es für einen Fehler, daß Preußen 1806 nicht wie andere deutsche Mächte zu Napoleon gehalten hätte. Es sei für Preußen Bedürfnis, sein Gebiet durch Erwerbung Hannovers und der Elbherzogtümer einheitlich zu gestalten: darum sei es notwendig, daß Preußen seine Flotte verstärke. Es fehle an Seemächten zweiten Ranges, deren Streitkräfte, mit den französischen vereinigt, das jetzt erdrückende Übergewicht Englands aufzuheben im stande wären. — Für den Fall, daß er mit Österreich in Krieg geraten sollte, wünschte

er sich zunächst Preußens Neutralität zu versichern. Bismarck möge, das sei der Zweck der Unterredung, über diese Dinge die Meinung des Königs erforschen.

Vor Bismarcks scharfblickendem Geiste that sich bei dieser Offenbarung der geschichtliche Entwicklungsgang der Zukunft auf eine Reihe von Jahren hinaus auf. Er bewies in jenem hochbedeutsamen Augenblick, daß er bereits damals ein Meister der Staatskunst war, indem er vermied, durch einen vorzeitigen Ausruf den köstlichen Schatz, der wie durch geheime Zaubermacht ihm vor Augen trat, versinken zu lassen. Seine Antwort war der Ausdruck hoher diplomatischer Weisheit.

Er sei doppelt erfreut, antwortete er dem Kaiser, daß derselbe diese Andeutungen gerade ihm gemacht habe, einmal, weil er darin einen wertvollen Beweis des Vertrauens erblicke, und zweitens, weil er vielleicht der einzige deutsche Diplomat sei, der es auf sich nehmen würde, diese ganze Eröffnung zu Hause, auch seinem Könige gegenüber, zu verschweigen. Dringend bitte er den Kaiser, diese Pläne aufzugeben; denn es liege außer aller Möglichkeit, daß der König von Preußen auf dergleichen eingehe; eine ablehnende Antwort sei zweifellos, wenn demselben die Eröffnung gemacht würde. Dabei bleibe im letzern Falle die große Gefahr einer Indiskretion, einer vielleicht gar nicht übel gemeinten vertraulichen Äußerung darüber, wie groß die Versuchungen gewesen, denen Preußen widerstanden habe. Wenn irgend eine andere deutsche Regierung in die Lage versetzt würde, über dergleichen Äußerungen nach Paris zu berichten, so werde das für Preußen so wertvolle gute Vernehmen mit Frankreich gestört werden.

Am Schlusse der Unterredung dankte Napoleon seinem Gaste für diese offene Erklärung. Dreizehn Jahre lang hat Bismarck das Geheimnis dieses Gesprächs, das den Schlüssel giebt zu seiner nachmaligen meisterhaften Politik Frankreich gegenüber, bewahrt. Erst im Jahre 1870, während der Belagerung von Paris, hat er es in Versailles einer hochgestellten Persönlichkeit mitgeteilt.

Der König Friedrich Wilhelm IV. war besonders durch Österreichs Verhalten in der Neuenburger Sache auf das tiefste gekränkt worden;

es sollte aber noch nicht der letzte Verdruß sein, den ihm Österreich bereitete. Bald brach wegen der Unterhaltung und der Besatzung der Bundesfestung Rastatt ein neuer Streit aus.

Wieder hatte Graf Buol einen Plan ersonnen, Preußens wachsenden Einfluß im deutschen Bunde zu schwächen. Nach geheimer Verabredung mit dem badischen Minister von Meysenberg brachte er im Mai 1857 den Antrag beim Bundestage ein, die Besatzung der Bundesfestung Rastatt, die infolge eines Beschlusses vom Jahre 1841 bisher aus zweitausendfünfhundert Mann badischer Truppen bestand, zu verdoppeln und durch österreichische Mannschaften zu ersetzen. Bismarck erkannte in diesem Antrage alsbald die wahre Absicht Österreichs und hielt dieselbe um so gefährlicher für Preußen, als er darin ein Zeichen dafür erblickte, daß sich Baden seit einiger Zeit den österreichischen Interessen anschließe, eine Bewegung, welche auf politischem Gebiete sich schon in der Neuenburger Durchmarschfrage geltend gemacht hatte. Er riet daher seiner Regierung, den Antrag Österreichs mit vollster Entschiedenheit zu bekämpfen. Preußen würde durch Zustimmung zu dem Antrage Österreich für alle Zeiten ein militärisches, auf fünftausend Mann guter Truppen und auf den Besitz der einzigen Festung des Landes gestütztes Übergewicht in Baden einräumen. Die österreichische Besatzung könne nur aus dem Grunde einer Vorsichtsmaßregel gegen Frankreich gerechtfertigt werden, welche aber durch die besondern Umstände fast den Charakter einer Demonstration gewinne und darum für Preußen, das zu Frankreich freundliche Beziehungen unterhalten müsse, doppelt bedenklich sei. Preußen verlangte auf Bismarcks Rat das Mitbesetzungsrecht in Rastatt und stellte außerdem den Antrag, daß die Sache nur durch Einstimmigkeit des Bundestagsbeschlusses erledigt werden könne.

Als die Abstimmung des Bundestages über die Anträge Preußens bevorstand, durch welche dasselbe voraussichtlich eine beispiellose Vergewaltigung erfahren mußte, erklärte Bismarck, daß er für den Fall bei seiner Regierung beantragen werde, Preußen stelle zu Protokoll fest, daß es die Bundesverträge als verletzt ansehe und der preußische Bundestagsgesandte sich der weitern Teilnahme an den Beratungen der Bundesversammlung enthalten müsse.

Hierauf machte Graf Buol einen Einlenkungsversuch, indem er Manteuffel in einem vertraulichen Schreiben erklärte, daß Österreich bereit sei, einen Verzicht auf die am Bunde bevorstehende Entscheidung in der Rastatter Sache bei der badischen Regierung zu „bevorworten und die weiteren Verhandlungen darüber abzusetzen, wenn Preußen und der Bund dagegen die Gesamtgarantie des Besitzstandes Österreichs übernähmen".

Der Minister ersuchte Bismarck um seine Meinung über den Brief des Grafen Buol. Wenn man sich den kraftvollen Vertreter Preußens am Bundestage vergegenwärtigt, wie er von dem ungeheuerlichen Verlangen des Österreichers Kenntnis nimmt, so sieht man förmlich das grimmige Behagen auf seinem Gesicht. „Hab' ich dich endlich!" so hört man ihn unwillkürlich ausrufen. Das spricht sich auch deutlich in dem Antwortschreiben aus, welches er am 5. Juli 1858 an Manteuffel sendet. Er sagt darin:

„Daß Österreich uns die fragliche Zumutung früher oder später machen würde, war zu erwarten. Die gegenwärtige Wiener Politik hat keinen Boden unter den Füßen, wenn sie nicht auf unsern Beistand voll und sicher rechnen kann. Ich habe mich gewundert, daß nicht eher Versuche der Art gemacht worden sind, und es mir dadurch erklärt, daß Graf Buol entweder wirklich annimmt, Preußen könne vorkommenden Falls doch keine andere Wahl treffen, oder bisher das Wort, daß man unsrer bedarf, nicht über die Lippen zu bringen vermochte. Man braucht einen Anknüpfungspunkt; die Rastatter Sache war kein ganz geeigneter; aber ein besserer stand nicht in naher Aussicht, und bei geschickter Darstellung kann man auch bei dieser den Schein behaupten, als handle es sich mehr um die Interessen des Bundes und um Preußens Stellung in demselben als um die Österreichs. Schwerlich ist der Buolsche Brief Österreichs letztes Wort in der Sache. Es hat uns wohl nicht für so ‚schwach oder dumm', nach Ew. Excellenz Worten, gehalten, daß es sofortigen Zuschlag von uns erwartet hat. Aber es probiert, wie weit unser Mut und unsre Weisheit reichen, und ob wir nicht durch Überrumpelung, Zureden Dritter und Bangemachen wohlfeil für österreichische Zwecke zu haben sind."

„Der ‚Bund im Frieden'", heißt es weiter, „das ist der Mittelstaaten eigentliches Element, wo sie wie die Fische im Wasser sich fühlen; sie haben darin eine Behaglichkeit und Wichtigkeit, die ihnen niemals werden kann, wenn sie nackt, ohne den Bund, in der europäischen Politik stünden. Der Bund sowohl als der Friede würden sich durch den Garantievertrag auf Kosten Preußens befestigen. — Der Bund aber würde alsdann dem Ideal der österreichischen Partei in der Bundesversammlung ziemlich nahe kommen. Der Dualismus wäre verschwunden, Preußens auswärtige Politik mediatisiert, von der Wiener abhängig, und nur diese durch die Mehrheitsbeschlüsse einigermaßen bedingt. Preußen hätte an europäischer Bedeutung nicht um eines Haares Breite vor Bayern voraus. — Wir hätten dann nur noch die Natur einer Reserve, bestimmt, die Thorheiten oder Überhebungen des Grafen Buol gutzumachen oder zu bezahlen.

„Die Annahme des Vorschlages ist so unmöglich, daß man mit dem angestrengtesten Nachdenken schwerlich etwas ausfinden könnte, was gegenwärtig unmöglicher für Preußens Politik nach innen und außen wäre. Die stärkste Unverfrorenheit in dem Vorschlage liegt darin, daß man uns anbietet, einen Verzicht auf die Entscheidung der Rastatter Sache in Karlsruhe zu ‚bevorworten' und in diesem ‚Vorwort' ein Äquivalent dafür zu finden, daß wir unserer Selbständigkeit entsagen und das Gesamtkapitel der preußischen Macht und Existenz für die ehrgeizigen und leichtsinnigen Spekulationen des Grafen Buol zur Verfügung stellen sollen, nachdem Österreich uns seit acht Jahren schlecht behandelt und noch vor kurzem in der orientalischen Verwicklung gezeigt hat, wie es einen solchen Garantievertrag auszubeuten versteht, und wie es dafür zu danken gesonnen ist. Je ruhiger und höflicher Ew. Excellenz Zurückweisung dieser dreisten Zumutung gehalten ist, um so fester können wir in der Sache sein."

Ganz in diesem Sinne wurde der plumpe Schachzug Buols abgeschlagen, und Bismarck drängte nun in der Bundesversammlung auf baldige Entscheidung über seinen Antrag, das preußische Mitbesetzungsrecht in Rastatt betreffend, dem nachträglich noch die Forderung, denselben an die Militärkommission zur technischen Begutachtung zu ver-

weisen, hinzugefügt worden war. Wohl wußte Bismarck, daß Österreich durch geheime Rundschreiben die Mittelstaaten für seine Pläne zu werben gesucht hatte, und daß eine Niederstimmung Preußens in sicherer Aussicht stand; aber er forderte kühn dies Ergebnis heraus. „Österreich bedarf des Waffenstillstandes am Bunde, nicht wir", damit motivierte er dem Minister gegenüber seine Schritte.

Am 29. Juli 1858 sollte die Abstimmung erfolgen. Die Gegner Preußens waren keineswegs kampfesfroh; sie suchten im Gegenteil mit kleinmütigem Zagen die Entscheidung zu umgehen, indem sie Bismarck unter Führung des Präsidialgesandten Grafen Rechberg förmlich baten, seine Forderung der Abstimmung zurückzunehmen. Bismarck aber blieb fest, und als nun Preußens Anträge mit zwölf gegen fünf Stimmen (Preußen, Kurhessen, die sächsischen Herzogtümer, Mecklenburg und die 15. Kurie) verworfen wurden, da waren die siegreichen Gegner, wie Bismarck berichtete, in einer gedrückten Stimmung, und vielleicht keiner unter den Anwesenden, dem es jetzt nicht lieber gewesen wäre, wenn man den preußischen Antrag von Hause aus angenommen hätte, anstatt sich auf österreichische Rundschreiben durch Zusagen für das Gegenteil zu binden. „Namentlich bei dem Grafen Rechberg war das Gefühl lebendig, daß er seine Regierung zu einem politischen Fehler verleitet hat."

Seltsam waren die Folgen dieses Sieges, den Österreich hier im Bunde über Preußen davongetragen hatte. Graf Buol setzte sein Einlenkungsverfahren um so eifriger fort, indem er empfahl, die endgiltige Schlußfassung in der Rastatter Besatzungsfrage auszusetzen und den gegenwärtigen Zustand in der genannten Bundesfestung einstweilen beizubehalten. Was Bismarck seit Jahr und Tag vorausgesagt hatte, traf nun ein: Österreich strich vor der festen, zielbewußten Politik Preußens die Segel. Preußens Niederlage wandelte sich in einen glänzenden Sieg. Für diesen gebührte in erster Linie Bismarck der Dank. Der preußische Ministerpräsident bethätigte diesen, indem er Bismarck einlud, nach Berlin zu kommen, um über die weitern Schritte in der Rastatter Angelegenheit seine Ratschläge persönlich zu erteilen.

Die Antwort, welche Manteuffel an Buol auf seine Vermittlungsvorschläge am 16. August erteilte, trug den Stempel Bismarckschen Geistes. Der kraftvollen Sprache Preußens gegenüber bot Österreich den Frieden an, indem Graf Buol erklärte, daß die Aussetzung aller weitern Schritte in der Streitfrage das Natürlichste und Korrekteste sei. „Darum keine bittern Ausfälle mehr, wie Herr von Bismarck sie dann und wann vorbringt, und auch keine Depesche mehr, wie die vom 16. August, auf die wir nicht antworten könnten, ohne neue Aufregung hervorzubringen“, rief der Leiter der österreichischen Politik in seiner Friedensmahnung aus.

Würdig und gemessen war die Antwort des preußischen Ministers, in welcher es u. a. hieß: „Ew. Excellenz rufen aus: Keine Depesche mehr wie die vom 16. August! Ich möchte die Formel für meinen Ausruf dahin fassen: Keine Vorgänge mehr wie die in der Bundestagssitzung vom 29. Juli und was ihr voranging. Die Depesche vom 16. ist nur der unverhüllte Ausdruck diesseitiger Eindrücke, Erwägungen und Entschließungen. Verübelt man uns dies, will man in Wien nicht wissen, wie wir denken und eintretenden Falls handeln werden, so braucht man uns dies nur zu sagen; wir werden dann recht gern schweigen; aber darüber, ob man uns am Handeln wird hindern können, wird nicht im Wege diplomatischer Depeschen entschieden werden.“

Nach weitern Friedensverhandlungen äußerte Österreich gemeinschaftlich mit Baden in der Bundestagssitzung vom 23. Dezember, auf die Vorschläge Preußens eingehend, der Versammlung den Wunsch, „die weitere Verhandlung über den von ihnen gestellten Antrag einstweilen auf sich beruhen und jede Erörterung über die Besatzungsverhältnisse von Rastatt bis auf erneute Anregung ausgesetzt zu lassen.“

Die erneute Anregung ist nie erfolgt. So wurde nach einundeinhalbjährigen Verhandlungen der Streit um Rastatt zu gunsten Preußens zwar friedlich entschieden, aber zu einem dauernden Frieden zwischen den beiden feindlichen Brüdern in Deutschland sollte es noch lange nicht kommen.

Den in seiner Gesundheit geschwächten König Friedrich Wilhelm IV. bewegte die dauernde Feindseligkeit des benachbarten Bundesstaates, dessen

Kaiserhaus ihm nahe verwandt war und zu dem ihn wahre Herzensneigung trotz allen bittern Erfahrungen immer wieder hinzog, so sehr, daß er sich entschloß, nach Wien zu reisen, um, wenn möglich, durch persönliche friedliche Einwirkung bessere Beziehungen herzustellen. Die Hoffnung, mit welcher er abreiste, war freilich nicht groß; aber in völliger Enttäuschung kehrte er zurück. Erfüllt von ahnungsschweren, trüben Gedanken kam er nach Dresden, wo ihm die Intriguen des sächsischen Ministerpräsidenten Herrn von Beust neue bittere Enttäuschung bereiteten. Solchen Stürmen des Gemütes war seine Kraft nicht mehr gewachsen. Ein Schlaganfall, der ihn mitten in einem Gespräch traf, warf ihn nieder. Er erholte sich zwar von demselben; aber die Folge war ein schweres Gehirnleiden, das seinen Geist endlich ganz umnachtete.

Diese Vorgänge mußten wohl die Zuneigung, welche Otto von Bismarck einst in seinem Herzen für Österreich gehegt, nicht nur gänzlich zerstören, sondern geradezu in das Gegenteil umwandeln. Das Verlangen, für das schnöde Verhalten der nachbarlichen Großmacht Vergeltung an derselben zu üben, durchglühte seit längerer Zeit seine Seele. Diesem Gefühle suchte er, wo sich ihm Gelegenheit dazu bot, auch offen Ausdruck zu geben, sei es in Form des Spottes oder im freimütigen Kampf der Rede.

So schon im Dezember 1855, als ihn ein Auftrag seiner Regierung nach München führte. Während seiner Anwesenheit in der bayrischen Hauptstadt fand daselbst zu Ehren eines österreichischen Erzherzogs eine Heerschau statt, welcher er in der Uniform als preußischer Landwehroffizier beiwohnte. Die schlichte Rettungsmedaille war nicht mehr der einzige Ordensschmuck auf seiner Brust. Der Kaiser von Österreich hatte ihm den Orden der eisernen Krone, der Großherzog von Hessen das Großkreuz des Ordens Philipps des Großmütigen verliehen, und für seine erfolgreichen Unterhandlungen in dem Erbfolgestreit zwischen dem Herzog von Augustenburg und Dänemark war er vom dänischen Könige durch Verleihung des Danebrogordens geehrt worden. Der Erzherzog begrüßte Bismarck, und auf dessen Orden deutend, die derselbe zu Ehren des Tages angelegt hatte, richtete er mit einer boshaften Anspielung auf die Neutralität Preußens während des Krimkrieges an

ihn die Frage: „Schaun S' Excellenz, alle vorm Feinde erworben?" — Augenblicklich versetzte Bismarck dem vorlauten Herrn den Gegenhieb, indem er erwiderte: „Ja, Kaiserliche Hoheit, alle vorm Feinde, alle in Frankfurt am Main erworben."

Mit drei Hauptgegnern hatte sich Bismarck während seiner Frankfurter Zeit herumzuschlagen. Es waren die Präsidialgesandten Graf Thun, Herr von Prokesch-Osten und Graf Rechberg, welche Österreich nacheinander am Bundestage vertraten. Bismarck charakterisiert diese Herren in folgender Weise: „Mit Thun war auszukommen," erzählte er später einmal*), „der war ein anständiger Mensch. Rechberg war im ganzen auch nicht übel, wenigstens persönlich ehrlich, wenn auch sehr heftig und aufbrausend — einer von den hitzigen Hochblonden — als österreichischer Diplomat damaliger Schule freilich durfte er's mit der Wahrheit nicht genau nehmen. — Der dritte aber, Prokesch, war gar nicht mein Mann. Der hatte aus dem Orient die ärgsten Intriguen mitgebracht. Die Wahrheit war ihm ganz gleichgiltig. Ich entsinne mich, einmal (im Februar 1853) in einer großen Gesellschaft wurde von irgend einer österreichischen Behauptung gesprochen, die nicht mit der Wahrheit stimmte (trotzdem aber in ein amtliches Protokoll aufgenommen worden war). Da sagte er, daß ich's hören sollte, mit erhobener Stimme: ‚Wenn das nicht wahr wäre, da hätte ich ja im Namen der kaiserlichen Regierung — er betonte das Wort stark — gelogen!' — Dabei sah er mich an. Ich sah ihn wieder an und sagte gelassen: ‚Allerdings, Excellenz!' Er war offenbar erschrocken, und als er sich umblickte und lauter niedergeschlagenen Augen begegnete und einem tiefen Schweigen, das mir recht gab, wendete er sich still ab und ging ins Speisezimmer, wo gedeckt war. Nach Tische aber hatte er sich erholt. Da kam er auf mich zu — mit einem gefüllten Glase; sonst hätte ich gedacht, er wollte mich fordern — und sagte: ‚Na, lassen Sie uns Frieden machen!' — ‚Warum denn nicht?' sagte ich. ‚Aber das Protokoll muß doch geändert werden.' — ‚Sie sind unverbesserlich', erwiderte er lächelnd, und damit war's gut. Das Protokoll wurde geändert und damit anerkannt, daß es die Unwahrheit enthalten hatte."

*) Busch, „Graf Bismarck und seine Leute", Bd. II. S. 87.

Die Vertreter der Mittel- und Kleinstaaten am Bundestage charakterisiert, wenigstens ihrer Mehrzahl nach, treffend ein Vorgang, welcher sich kurz nach Beendigung des Krimkrieges zutrug. Der österreichische Ministerpräsident Graf Buol verweilte auf seiner Reise zur Pariser Friedenskonferenz kurze Zeit in Frankfurt. Die Herren Diplomaten, welche zur österreichischen Politik schwuren, wollten die Gelegenheit, dem Herrn Minister einen Beweis ihrer Ergebenheit zu geben, nicht vorübergehen lassen. Auf ihre Anfragen hatten sie von Rechberg erfahren, daß der Herr Graf Buol zwar, ermüdet von der Reise, keine offiziellen Besuche zu empfangen geneigt, zu einer bestimmten Stunde aber bei sich im Hause behufs einer „zufälligen Begegnung und vertraulichen Unterredung" anzutreffen sein werde. Bismarck erhielt, ohne daß er danach gefragt hätte, eine Andeutung derselben Art. Dieser aber meinte, daß es durchaus nicht in seiner Absicht läge, die kostbare Zeit des Grafen Buol irgendwie in Anspruch zu nehmen. Zur bestimmten Stunde fanden sich denn die Gesandten der deutschen Staaten mit Ausnahme des preußischen pünktlich im Vorzimmer des Grafen Rechberg ein, wo der österreichische Ministerpräsident die Huldigungen der Herren Bundesdiplomaten mit Würde und Hoheit entgegennahm. Das Verhalten des preußischen Gesandten mußte dem österreichischen Ministerpräsidenten doch wohl mehr Achtung abgenötigt haben als das seiner Genossen. Er ließ sich trotz seiner Erschöpfung von der Reise dazu herbei, Herrn von Bismarck in seiner eignen Wohnung einen Besuch abzustatten.

Den Verlauf einer charakteristischen Sitzung des hohen Bundestages zu jener Zeit schildert Bismarck in einem Briefe ohne Datum an seine Frau Schwester und gießt darin die Schale seines Spottes über die ehrenwerte Gesellschaft aus, welche damals die Geschicke des deutschen Vaterlandes in Händen hielt.

„Während ich genötigt bin," schreibt er, „in der Sitzung einen ganz unglaublich langweiligen Vortrag eines hochgeschätzten Kollegen über die anarchischen Zustände in Ober-Lippe anzuhören, dachte ich darüber nach, wie ich diesen Moment utilisieren könnte, und als hervorragendstes Bedürfnis meines Herzens stellte sich ein Erguß brüder-

ihn die Frage: „Schaun S' Excellenz, alle vorm Feinde erworben?“ — Augenblicklich versetzte Bismarck dem vorlauten Herrn den Gegenhieb, indem er erwiderte: „Ja, Kaiserliche Hoheit, alle vorm Feinde, alle in Frankfurt am Main erworben.“

Mit drei Hauptgegnern hatte sich Bismarck während seiner Frankfurter Zeit herumzuschlagen. Es waren die Präsidialgesandten Graf Thun, Herr von Prokesch-Osten und Graf Rechberg, welche Österreich nacheinander am Bundestage vertraten. Bismarck charakterisiert diese Herren in folgender Weise: „Mit Thun war auszukommen,“ erzählte er später einmal*), „der war ein anständiger Mensch. Rechberg war im ganzen auch nicht übel, wenigstens persönlich ehrlich, wenn auch sehr heftig und aufbrausend — einer von den hitzigen Hochblonden — als österreichischer Diplomat damaliger Schule freilich durfte er's mit der Wahrheit nicht genau nehmen. — Der dritte aber, Prokesch, war gar nicht mein Mann. Der hatte aus dem Orient die ärgsten Intriguen mitgebracht. Die Wahrheit war ihm ganz gleichgiltig. Ich entsinne mich, einmal (im Februar 1853) in einer großen Gesellschaft wurde von irgend einer österreichischen Behauptung gesprochen, die nicht mit der Wahrheit stimmte (trotzdem aber in ein amtliches Protokoll aufgenommen worden war). Da sagte er, daß ich's hören sollte, mit erhobener Stimme: ‚Wenn das nicht wahr wäre, da hätte ich ja im Namen der kaiserlichen Regierung — er betonte das Wort stark — gelogen!‘ — Dabei sah er mich an. Ich sah ihn wieder an und sagte gelassen: ‚Allerdings, Excellenz!‘ Er war offenbar erschrocken, und als er sich umblickte und lauter niedergeschlagenen Augen begegnete und einem tiefen Schweigen, das mir recht gab, wendete er sich still ab und ging ins Speisezimmer, wo gedeckt war. Nach Tische aber hatte er sich erholt. Da kam er auf mich zu — mit einem gefüllten Glase; sonst hätte ich gedacht, er wollte mich fordern — und sagte: ‚Na, lassen Sie uns Frieden machen!‘ — ‚Warum denn nicht?‘ sagte ich. ‚Aber das Protokoll muß doch geändert werden.‘ — ‚Sie sind unverbesserlich‘, erwiderte er lächelnd, und damit war's gut. Das Protokoll wurde geändert und damit anerkannt, daß es die Unwahrheit enthalten hatte.“

*) Busch, „Graf Bismarck und seine Leute“, Bd. II. S. 87.

Die Vertreter der Mittel- und Kleinstaaten am Bundestage charakterisiert, wenigstens ihrer Mehrzahl nach, treffend ein Vorgang, welcher sich kurz nach Beendigung des Krimkrieges zutrug. Der österreichische Ministerpräsident Graf Buol verweilte auf seiner Reise zur Pariser Friedenskonferenz kurze Zeit in Frankfurt. Die Herren Diplomaten, welche zur österreichischen Politik schwuren, wollten die Gelegenheit, dem Herrn Minister einen Beweis ihrer Ergebenheit zu geben, nicht vorübergehen lassen. Auf ihre Anfragen hatten sie von Rechberg erfahren, daß der Herr Graf Buol zwar, ermüdet von der Reise, keine offiziellen Besuche zu empfangen geneigt, zu einer bestimmten Stunde aber bei sich im Hause behufs einer „zufälligen Begegnung und vertraulichen Unterredung" anzutreffen sein werde. Bismarck erhielt, ohne daß er danach gefragt hätte, eine Andeutung derselben Art. Dieser aber meinte, daß es durchaus nicht in seiner Absicht läge, die kostbare Zeit des Grafen Buol irgendwie in Anspruch zu nehmen. Zur bestimmten Stunde fanden sich denn die Gesandten der deutschen Staaten mit Ausnahme des preußischen pünktlich im Vorzimmer des Grafen Rechberg ein, wo der österreichische Ministerpräsident die Huldigungen der Herren Bundesdiplomaten mit Würde und Hoheit entgegennahm. Das Verhalten des preußischen Gesandten mußte dem österreichischen Ministerpräsidenten doch wohl mehr Achtung abgenötigt haben als das seiner Genossen. Er ließ sich trotz seiner Erschöpfung von der Reise dazu herbei, Herrn von Bismarck in seiner eignen Wohnung einen Besuch abzustatten.

Den Verlauf einer charakteristischen Sitzung des hohen Bundestages zu jener Zeit schildert Bismarck in einem Briefe ohne Datum an seine Frau Schwester und gießt darin die Schale seines Spottes über die ehrenwerte Gesellschaft aus, welche damals die Geschicke des deutschen Vaterlandes in Händen hielt.

„Während ich genötigt bin," schreibt er, „in der Sitzung einen ganz unglaublich langweiligen Vortrag eines hochgeschätzten Kollegen über die anarchischen Zustände in Ober-Lippe anzuhören, dachte ich darüber nach, wie ich diesen Moment utilisieren könnte, und als hervorragendstes Bedürfnis meines Herzens stellte sich ein Erguß brüder-

licher Gefühle heraus. Es ist eine sehr achtungswerte, aber wenig unterhaltende Tafelrunde, die mich an einem grünbehangenen, etwa zwanzig Fuß im Durchmesser haltenden, kreisrunden Tisch im Parterre des Taxisschen Palais mit Aussicht auf den Garten umgiebt. Der durchschnittliche Schlag ist etwa der von N. N. und Z. in Berlin; die haben ganz bundestäglichen pli. — — Ich gewöhne mich daran, im Gefühle gähnender Unschuld die Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit in mir vorherrschend werden zu lassen, nachdem ich, den Bund allmählich mit Erfolg zum Bewußtsein des durchbohrenden Gefühls seines Nichts zu bringen, nicht unerheblich beigetragen zu haben mir schmeicheln darf. Das Lied von Heine: „O Bund, du Hund, du bist nicht gesund“ 2c. wird bald durch einstimmigen Beschluß zum Nationalliede der Deutschen erhoben werden. — — Endlich hat Darmstadt zu lesen aufgehört, und ich stürze gerührt in Deine Arme.“

Im April 1856, nach seiner Rückkehr aus Paris, legte Bismarck in einer Denkschrift, die Herr von Manteuffel einen „Prachtbericht“ nannte, der Regierung seine Gedanken über die politische Lage Preußens dar, stellte darin den mutmaßlichen Entwicklungsgang der europäischen Staatenverhältnisse fest und wies schon damals die Notwendigkeit eines Kampfes zwischen Österreich und Preußen nach.

„Nach der Wiener Politik“, heißt es in dem Bericht, „ist einmal Deutschland zu eng für uns beide. Selbst der scharfe Druck von außen, die dringendste Gefahr der Existenz beider vermochte 1813 und 1814 das Eisen nicht zu schmieden. Der deutsche Dualismus hat seit tausend Jahren gelegentlich, seit Karl V. in jedem Jahrhundert regelmäßig durch einen gründlichen Krieg seine innern Beziehungen geordnet, und auch in diesem Jahrhundert wird kein anderes als dieses Mittel die Uhr der Entwicklung auf diese Stunde stellen können. Ich beabsichtige mit dieser Ausführung keineswegs zu dem Schlusse zu gelangen, daß wir jetzt unsere Politik darauf richten sollen, die Entscheidung zwischen uns und Österreich unter möglichst günstigen Umständen herbeizuführen. Ich will nur meine Überzeugung aussprechen, daß wir in nicht zu langer Zeit für unsere Existenz gegen Österreich werden fechten müssen, und daß es nicht in unserer Macht liegt, dem

vorzubeugen, weil der Gang der Dinge in Deutschland keinen andern Ausweg hat. Ist dieses richtig, so ist es auch für Preußen nicht möglich, die Selbstverleugnung soweit zu treiben, daß wir das eigne Dasein einsetzen, um die Unversehrtheit von Österreich zu schützen, und zwar in einem meines Erachtens hoffnungslosen Kampfe. Und wenn wir wirklich gegen ein französisch-russisches Bündnis siegreich bleiben, wofür hätten wir schließlich gekämpft? — Für die Erhaltung des österreichischen Übergewichts in Deutschland und der erbärmlichen Verfassung des Bundes."

Bismarck hatte genugsam erfahren, daß die österreichische Politik nicht nur der Hemmschuh der gedeihlichen Entwicklung Preußens, sondern aller deutschen Interessen sei. Das mußten die armen Schleswig-Holsteiner und die Hessen am fühlbarsten erkennen, die nach Wiedererrichtung des Deutschen Bundes von ihren Peinigern die ärgsten Mißhandlungen zu dulden hatten, obwohl ihre Klagen laut genug zu den Ohren des Bundestages drangen.

Außer jenen großen Fragen und einer Reihe kleinerer, die hier nicht in Betracht gezogen worden sind, war es besonders noch die Angelegenheit Schleswig-Holsteins, welcher Bismarck seine Thätigkeit am Bundestage widmete. Nicht weniger als vierundzwanzig Berichte schrieb er in dieser Sache an Manteuffel. Dieselbe wird später eine zusammenhängende Darstellung erfahren. An dieser Stelle sei nur der Standpunkt gekennzeichnet, welchen Bismarck damals als Bundestagsgesandter der Frage gegenüber einnahm, und zwar mit seinen eignen Worten, die er später aussprach, als die befreiten Schleswig-Holsteiner dem Altreichskanzler in begeisterten Huldigungen ihren Dank darbrachten. An seinem achtundsiebzigsten Geburtstage, den 1. April 1893, sagte er zu einer Versammlung von zweitausend Schleswig-Holsteinern in Friedrichsruh:

„Auf dem Frankfurter Bundestage hatte ich Gelegenheit, in den Akten die schleswig-holsteinische Frage kennen zu lernen als einen Wurm, der nicht lebt und nicht stirbt. Man wollte wohl Ergebnisse, aber man war nicht gewillt, für sie einzutreten. Schon damals hatte ich das Gefühl, daß die schleswig-holsteinische Frage nicht gelöst werden

konnte ohne Schwertstreich, und bei der Ordnung meiner Papiere fand ich eine darauf bezügliche plattdeutsche Niederschrift, die lautet: ‚Dat walt Gott und koll Isen!‘ An eine andere Lösung habe ich nie geglaubt. Sie herbeizuführen konnte mir als Bundesdelegierter in Frankfurt zwar nicht gelingen. Preußen war nicht gekräftigt genug, es stand allein und war nicht stark genug, ohne Bundesgenossen kämpfen zu können.“

In gleichem Sinne sprach sich Bismarck auch in einem Briefe aus, den er am 11. September 1856 an einen Ungenannten richtete. Darin schreibt er:

„Im November, denke ich, wird der Bund mit mehr Wohlwollen als Erfolg seine Sitzungen den Holsteinern widmen. In dieser Sache werden äußerlich alle Regierungen einig sein. Österreich aber wird heimlich ein Freund der Dänen bleiben und in seiner Presse den Mund voll deutscher Phrasen haben und Preußen die Schuld aufbürden, daß nichts geschieht. Der Schwerpunkt der Sache liegt faktisch nicht in Frankfurt, sondern in der Frage, ob die Dänen eines Rückhaltes an einer oder mehreren der außerdeutschen Großmächte sicher sind. Sind sie das, so werden sie in jenem Bundesbeschluß ein Kompetenzloch finden.“

Ein Auftrag seiner Regierung in der schleswig-holsteinischen Frage führte Bismarck im August 1857 nach Kopenhagen. Wenn Preußen auch durch seine Unterhandlungen mit Dänemark ohne die thatkräftige Unterstützung der andern deutschen Bundesstaaten das schwere Los der stammverwandten Bewohner der Elbherzogtümer wenig zu mildern vermochte, so war es, dank den Bemühungen und dem diplomatischen Geschick Bismarcks, doch gelungen, für den Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg eine recht stattliche Abfindungssumme von Dänemark zu erlangen, wofür der hocherfreute Herzog und seine Familie dem jungen Diplomaten damals sich zu großem Danke verpflichtet fühlten.

Bismarck benutzte die Reise nach Kopenhagen, um von dort mehrere Jagdausflüge über Malmö nach Näsbyholm und ferner nach Helsingborg und Tomsjonäs in Schweden zu unternehmen, die, wie aus Briefen an seine Gemahlin hervorgeht, an abenteuerlichen Erlebnissen und groß-

artigen Natureindrücken reich genug waren. In den Briefen aus Tomsjonäs heißt es:

„Denke Dir von der wüstesten Gegend bei Viartlum (Puttkamersches Gut in Pommern), etwa hundert Quadratmeilen auseinander, hohes Heidekraut mit kurzem Gras und Moor wechselnd und mit Birken, Wacholder, Tannen, Buchen, Eichen, Erlen, bald undurchdringlich dick, bald öde und dünn besetzt, das Ganze mit zahllosen Steinen bis zur Größe von hausdicken Felsblöcken besäet, nach wildem Rosmarin und Harz riechend; dazwischen wunderlich gestaltete Seeen, von Heidehügeln und Wald umgeben: so hast Du Smaland, wo ich mich dermalen befinde. Eigentlich das Land meiner Träume, unerreichbar für Depeschen, Kollegen und N. N.: leider auch für Dich. Ich möchte wohl an einem dieser stillen Seen ein Jagdschlößchen haben und es mit allen Lieben, die ich mir jetzt in Reinfeld versammelt denke, auf einige Monate bevölkern.“ — —

„Ich war vorgestern, als eben der Hund stand, und ich mehr auf ihn als auf den Boden sah, über den ich ging, gefallen und hatte mich am linken Schienbein verletzt. Gestern hatten wir eine ungewöhnlich anstrengende Jagd, weit fort und felsig, die mir einen jungen Auerhahn einbrachte, aber mich auch so zahm gemacht, daß ich heute zu Hause sitze und Umschläge mache. — Reizende Gegenden hatten wir gestern, sechs große Seen mit Inseln, Bergströme über Felsblöcke, Granitufer mit Tannen und grauen Felsmassen, meilenweite Flächen ohne Häuser und ohne Acker, alles, wie es Gott geschaffen hat: Wald, Feld, Heide, Sumpf, See. Ich werde doch wohl noch hierher auswandern....“

Die Krankheit Friedrich Wilhelms IV. machte eine Stellvertretung der Regierung notwendig, welche im Herbst 1857 dessen Bruder, der Prinz Wilhelm von Preußen, übernahm. Da sich das Leiden des Königs aber bald als unheilbar erwies, so wurde ein Jahr darauf, im Oktober 1858, dem Prinzen die Regentschaft des Landes übertragen. Der erschütternde Vorgang der Unterzeichnung der betreffenden Urkunde seitens des leidenden Königs vollzog sich also:

Auf ärztlichen Rat war beschlossen, daß der König den Winter in Italien zubringen sollte. An einem Tage, wo seine Stimmung

licher Gefühle heraus. Es ist eine sehr achtungswerte, aber wenig unterhaltende Tafelrunde, die mich an einem grünbehangenen, etwa zwanzig Fuß im Durchmesser haltenden, kreisrunden Tisch im Parterre des Taxisschen Palais mit Aussicht auf den Garten umgiebt. Der durchschnittliche Schlag ist etwa der von N. N. und Z. in Berlin; die haben ganz bundestäglichen pli. — — Ich gewöhne mich daran, im Gefühle gähnender Unschuld die Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit in mir vorherrschend werden zu lassen, nachdem ich, den Bund allmählich mit Erfolg zum Bewußtsein des durchbohrenden Gefühls seines Nichts zu bringen, nicht unerheblich beigetragen zu haben mir schmeicheln darf. Das Lied von Heine: „O Bund, du Hund, du bist nicht gesund" rc. wird bald durch einstimmigen Beschluß zum Nationalliede der Deutschen erhoben werden. — — Endlich hat Darmstadt zu lesen aufgehört, und ich stürze gerührt in Deine Arme."

Im April 1856, nach seiner Rückkehr aus Paris, legte Bismarck in einer Denkschrift, die Herr von Manteuffel einen „Prachtbericht" nannte, der Regierung seine Gedanken über die politische Lage Preußens dar, stellte darin den mutmaßlichen Entwicklungsgang der europäischen Staatenverhältnisse fest und wies schon damals die Notwendigkeit eines Kampfes zwischen Österreich und Preußen nach.

„Nach der Wiener Politik", heißt es in dem Bericht, „ist einmal Deutschland zu eng für uns beide. Selbst der scharfe Druck von außen, die dringendste Gefahr der Existenz beider vermochte 1813 und 1814 das Eisen nicht zu schmieden. Der deutsche Dualismus hat seit tausend Jahren gelegentlich, seit Karl V. in jedem Jahrhundert regelmäßig durch einen gründlichen Krieg seine innern Beziehungen geordnet, und auch in diesem Jahrhundert wird kein anderes als dieses Mittel die Uhr der Entwicklung auf diese Stunde stellen können. Ich beabsichtige mit dieser Ausführung keineswegs zu dem Schlusse zu gelangen, daß wir jetzt unsere Politik darauf richten sollen, die Entscheidung zwischen uns und Österreich unter möglichst günstigen Umständen herbeizuführen. Ich will nur meine Überzeugung aussprechen, daß wir in nicht zu langer Zeit für unsere Existenz gegen Österreich werden fechten müssen, und daß es nicht in unserer Macht liegt, dem

vorzubeugen, weil der Gang der Dinge in Deutschland keinen andern Ausweg hat. Ist dieses richtig, so ist es auch für Preußen nicht möglich, die Selbstverleugnung soweit zu treiben, daß wir das eigne Dasein einsetzen, um die Unversehrtheit von Österreich zu schützen, und zwar in einem meines Erachtens hoffnungslosen Kampfe. Und wenn wir wirklich gegen ein französisch-russisches Bündnis siegreich bleiben, wofür hätten wir schließlich gekämpft? — Für die Erhaltung des österreichischen Übergewichts in Deutschland und der erbärmlichen Verfassung des Bundes."

Bismarck hatte genugsam erfahren, daß die österreichische Politik nicht nur der Hemmschuh der gedeihlichen Entwicklung Preußens, sondern aller deutschen Interessen sei. Das mußten die armen Schleswig-Holsteiner und die Hessen am fühlbarsten erkennen, die nach Wiedererrichtung des Deutschen Bundes von ihren Peinigern die ärgsten Mißhandlungen zu dulden hatten, obwohl ihre Klagen laut genug zu den Ohren des Bundestages drangen.

Außer jenen großen Fragen und einer Reihe kleinerer, die hier nicht in Betracht gezogen worden sind, war es besonders noch die Angelegenheit Schleswig-Holsteins, welcher Bismarck seine Thätigkeit am Bundestage widmete. Nicht weniger als vierundzwanzig Berichte schrieb er in dieser Sache an Manteuffel. Dieselbe wird später eine zusammenhängende Darstellung erfahren. An dieser Stelle sei nur der Standpunkt gekennzeichnet, welchen Bismarck damals als Bundestagsgesandter der Frage gegenüber einnahm, und zwar mit seinen eignen Worten, die er später aussprach, als die befreiten Schleswig-Holsteiner dem Altreichskanzler in begeisterten Huldigungen ihren Dank darbrachten. An seinem achtundsiebzigsten Geburtstage, den 1. April 1893, sagte er zu einer Versammlung von zweitausend Schleswig-Holsteinern in Friedrichsruh:

„Auf dem Frankfurter Bundestage hatte ich Gelegenheit, in den Akten die schleswig-holsteinische Frage kennen zu lernen als einen Wurm, der nicht lebt und nicht stirbt. Man wollte wohl Ergebnisse, aber man war nicht gewillt, für sie einzutreten. Schon damals hatte ich das Gefühl, daß die schleswig-holsteinische Frage nicht gelöst werden

konnte ohne Schwertstreich, und bei der Ordnung meiner Papiere fand ich eine darauf bezügliche plattdeutsche Niederschrift, die lautet: ‚Dat walt Gott und koll Isen!‘ An eine andere Lösung habe ich nie geglaubt. Sie herbeizuführen konnte mir als Bundesdelegierter in Frankfurt zwar nicht gelingen. Preußen war nicht gekräftigt genug, es stand allein und war nicht stark genug, ohne Bundesgenossen kämpfen zu können.“

In gleichem Sinne sprach sich Bismarck auch in einem Briefe aus, den er am 11. September 1856 an einen Ungenannten richtete. Darin schreibt er:

„Im November, denke ich, wird der Bund mit mehr Wohlwollen als Erfolg seine Sitzungen den Holsteinern widmen. In dieser Sache werden äußerlich alle Regierungen einig sein. Österreich aber wird heimlich ein Freund der Dänen bleiben und in seiner Presse den Mund voll deutscher Phrasen haben und Preußen die Schuld aufbürden, daß nichts geschieht. Der Schwerpunkt der Sache liegt faktisch nicht in Frankfurt, sondern in der Frage, ob die Dänen eines Rückhaltes an einer oder mehreren der außerdeutschen Großmächte sicher sind. Sind sie das, so werden sie in jenem Bundesbeschluß ein Kompetenzloch finden.“

Ein Auftrag seiner Regierung in der schleswig-holsteinischen Frage führte Bismarck im August 1857 nach Kopenhagen. Wenn Preußen auch durch seine Unterhandlungen mit Dänemark ohne die thatkräftige Unterstützung der andern deutschen Bundesstaaten das schwere Los der stammverwandten Bewohner der Elbherzogtümer wenig zu mildern vermochte, so war es, dank den Bemühungen und dem diplomatischen Geschick Bismarcks, doch gelungen, für den Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg eine recht stattliche Abfindungssumme von Dänemark zu erlangen, wofür der hocherfreute Herzog und seine Familie dem jungen Diplomaten damals sich zu großem Danke verpflichtet fühlten.

Bismarck benutzte die Reise nach Kopenhagen, um von dort mehrere Jagdausflüge über Malmö nach Näsbyholm und ferner nach Helsingborg und Tomsjonäs in Schweden zu unternehmen, die, wie aus Briefen an seine Gemahlin hervorgeht, an abenteuerlichen Erlebnissen und groß-

artigen Natureindrücken reich genug waren. In den Briefen aus Tomsjonäs heißt es:

„Denke Dir von der wüstesten Gegend bei Viartlum (Puttkamersches Gut in Pommern), etwa hundert Quadratmeilen auseinander, hohes Heidekraut mit kurzem Gras und Moor wechselnd und mit Birken, Wacholder, Tannen, Buchen, Eichen, Erlen, bald undurchdringlich dick, bald öde und dünn besetzt, das Ganze mit zahllosen Steinen bis zur Größe von hausdicken Felsblöcken besäet, nach wildem Rosmarin und Harz riechend; dazwischen wunderlich gestaltete Seeen, von Heidehügeln und Wald umgeben: so hast Du Smaland, wo ich mich dermalen befinde. Eigentlich das Land meiner Träume, unerreichbar für Depeschen, Kollegen und N. N.: leider auch für Dich. Ich möchte wohl an einem dieser stillen Seen ein Jagdschlößchen haben und es mit allen Lieben, die ich mir jetzt in Reinfeld versammelt denke, auf einige Monate bevölkern.“ — —

„Ich war vorgestern, als eben der Hund stand, und ich mehr auf ihn als auf den Boden sah, über den ich ging, gefallen und hatte mich am linken Schienbein verletzt. Gestern hatten wir eine ungewöhnlich anstrengende Jagd, weit fort und felsig, die mir einen jungen Auerhahn einbrachte, aber mich auch so zahm gemacht, daß ich heute zu Hause sitze und Umschläge mache. — Reizende Gegenden hatten wir gestern, sechs große Seen mit Inseln, Bergströme über Felsblöcke, Granitufer mit Tannen und grauen Felsmassen, meilenweite Flächen ohne Häuser und ohne Acker, alles, wie es Gott geschaffen hat: Wald, Feld, Heide, Sumpf, See. Ich werde doch wohl noch hierher auswandern....“

Die Krankheit Friedrich Wilhelms IV. machte eine Stellvertretung der Regierung notwendig, welche im Herbst 1857 dessen Bruder, der Prinz Wilhelm von Preußen, übernahm. Da sich das Leiden des Königs aber bald als unheilbar erwies, so wurde ein Jahr darauf, im Oktober 1858, dem Prinzen die Regentschaft des Landes übertragen. Der erschütternde Vorgang der Unterzeichnung der betreffenden Urkunde seitens des leidenden Königs vollzog sich also:

Auf ärztlichen Rat war beschlossen, daß der König den Winter in Italien zubringen sollte. An einem Tage, wo seine Stimmung

freier war, am 7. Oktober, sagte ihm die Königin, da ihr Aufbruch zu einer längern Abwesenheit bevorstehe, müsse der Prinz doch wohl eine größere Machtbefugnis erhalten und Regent werden. Der König äußerte ruhig seine Zustimmung, und so legte sie ihm die Urkunde zur Unterschrift vor. Der König las sie schweigend, unterzeichnete sie, stets schweigend; dann schlug er beide Hände vor das Gesicht, brach in einen Thränenstrom aus und verließ das Zimmer. —

Das war die letzte Regierungshandlung des gefühlsinnigen Königs Friedrich Wilhelms IV., das tragische Ende des „Romantikers auf dem Preußenthrone". Der Mann, der das Steuer des so vielfach mißleiteten preußischen Staatsschiffes mit thatkräftiger Hand und gläubigem Vertrauen auf Gottes Beistand ergriff, schrieb von diesem denkwürdigen Vorgange an seine Gemahlin:

„Der entscheidende Schritt ist also geschehen! Gott gebe seinen Segen zu dem ernsten Werke, was nun durch mich für das Vaterland beginnt. Du kannst denken, in welcher Aufregung ich bin, und wie ich nur im Gebet mich stärken und kräftigen konnte und mich Gottes Barmherzigkeit anheimgeben. — Wenn somit vielen ein Stein vom Herzen fällt, so beginnt für mich nun erst die wahre Sorge und Qual, die mir schwerlich (bei der voraussichtlichen Unheilbarkeit des Königs) wieder entnommen werden wird. Ich schließe mit der Bitte, daß Du für mich und das Vaterland und das schmerzlich berührte Königspaar beten mögest. Dein Wilhelm."

Hatte der Prinzregent als stellvertretender Leiter der Staatsgeschäfte aus Pietät für den von ihm inniggeliebten königlichen Bruder die Regierung streng in den bisherigen Bahnen weitergeführt, so hielt er es jetzt für seine heilige Pflicht gegen das Vaterland, eine völlig neue, zeitgemäße Richtung der Politik einzuschlagen. Einer der ersten Schritte seiner Regierung war die Entlassung des feudal-konservativen Ministeriums Manteuffel-Westphalen, an dessen Stelle bald darauf ein anderes Kabinett, aus Männern von liberaler Gesinnung bestehend, trat. An die Spitze desselben wurde der Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen berufen, während Auerswald, Schleinitz, Flottwell, Patow, Bethmann-Hollweg, Bonin und Pückler sich um denselben als

„neues politisches Siebengestirn", wie Bismarck sich ausdrückte, reihten. In einer feierlichen Ansprache, womit der Prinzregent am 8. November 1858 die erste Sitzung des neuen Kabinetts persönlich eröffnete, legte derselbe die Grundsätze dar, nach welchen fortan die Geschicke Preußens geleitet werden sollten. Die Rede enthielt des Vortrefflichen und Überraschenden so viel, daß sie bald im Lande wie in weitern Kreisen die Meinung hervorrief, eine völlig neue Zeit sei für Preußen angebrochen, und daß das Kabinett Hohenzollern im Volksmunde bald als das „Ministerium der neuen Ära" bezeichnet wurde. Lebhafte Freude erweckten besonders die Worte des Prinzen über die Verquickung politischer und kirchlicher Tendenzen, welche nicht Frömmigkeit, sondern Heuchelei erzeuge: auch seine Ausführungen über Preußens Mission in Deutschland riefen Befriedigung hervor. Die Armee habe Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft, die Erfahrung aber habe gelehrt, daß manches zu Änderungen Veranlassung gebe. In Deutschland habe Preußen moralische Eroberungen zu machen durch die Weisheit seiner eignen Gesetzgebung und durch die Ergreifung von Einigungselementen, wie z. B. den allerdings reformbedürftigen Zollverein. „Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist."

Bei der Neubildung des Kabinetts war dem Prinzregenten durch den frühern Finanzminister von Alvensleben-Erxleben auch der Bundestagsgesandte Otto von Bismarck als Minister des Auswärtigen in Vorschlag gebracht worden. Der Prinz, welcher dem politischen Entwicklungsgange Bismarcks, des überzeugungstreuen Verteidigers der Preußenkrone, mit Interesse gefolgt war und mit besondrer Befriedigung wahrgenommen hatte, daß er dem Anschauungskreise der ihm verhaßten feudal-konservativen Kreuzzeitungspartei längst entwachsen war, hatte die Wahl bereits genehmigt und auch Bismarcks Zusage erhalten. Allein der Prinz wurde in seinem Entschlusse doch bald durch die Erwägung wankend gemacht, daß Bismarck im Volke nur noch als der Politiker der Zweiten Kammer und des Erfurter Parlaments bekannt und als solcher durchaus unbeliebt war. Sein Wirken am Bundestage war weiteren Kreisen damals noch wenig bekannt geworden. So war für

Bismarck kein Platz in dem Ministerium der neuen Ära; die Berufung unterblieb.

Während diese Zurücksetzung Bismarcks in seiner Familie Verstimmung hervorrief, nahm er sie selbst durchaus gleichmütig auf. Hat er sich doch niemals, weder früher noch später, um eine amtliche Stellung bemüht. Mit frischem Humor schilderte er seine damalige Stimmung in einem Briefe an seine Schwester, worin er gleichzeitig, wahrscheinlich auf Wunsch der Schwester, auch seine Ansicht über das neue Ministerium aussprach, dessen Berufung er mit dem Erscheinen eines Kometen in Beziehung brachte. Er schrieb am 12. November 1858 von Frankfurt aus:

„Ich bin nicht eher zum Antworten gekommen, teils Geschäfte, Erkältung, Jagd nahmen meine Zeit in Anspruch, teils wußte ich selbst nicht, was ich Dir über die neue Erscheinung am politischen Himmel schreiben sollte, was ich nicht auch über den Kometen hätte sagen können. Eine interessante Erscheinung, deren Eintritt mir unerwartet, deren Zweck und Beschaffenheit mir noch unbekannt ist. Doch die Laufbahn des Kometen berechneten unsere Astronomen ziemlich genau, und das dürfte ihnen in betreff des neuen politischen Siebengestirns schwer werden. Johanna ist heute früh mit den Kindern hier eingetroffen, Gott sei Dank, gesund; aber sie ist nicht heiter. Sie ist niedergedrückt von allen den politischen Ängsten, die man ihr in Pommern und Berlin eingeflößt hat, und ich bemühe mich vergebens, ihr die gebührende Heiterkeit einzuflößen. — Sie kam mit dem Glauben hier an, daß ich den Abschied sofort nehmen würde. Ich weiß nicht, ob man ihn mir nicht unaufgefordert giebt, oder mich so versetzt, daß ich ihn anstandshalber nehmen muß. Bevor ich es aber freiwillig thue, will ich doch erst abwarten, daß das Ministerium Farbe zeigt.

„Wenn die Herren die Fühlung der konservativen Partei beibehalten, sich aufrichtig um Verständigung und Frieden im Innern bemühen, so können sie in unsern auswärtigen Verhältnissen einen unzweifelhaften Vorzug haben, und das ist mir viel wert; denn wir ‚waren heruntergekommen und wußten doch selber nicht wie‘. Das fühle ich hier am empfindlichsten. Ich denke mir, daß man den Fürsten gerade deshalb an die Spitze gestellt hat, um eine Garantie gegen eine Parteiregierung

und gegen Rutschen nach links zu haben. Irre ich mich darin, oder will man über mich lediglich aus Gefälligkeit für Stellenjäger disponieren, so werde ich mich unter die Kanonen von Schönhausen zurückziehen und zusehen, wie man in Preußen, auf linke Majoritäten gestützt, regiert, mich auch im Herrenhause bestreben, meine Schuldigkeit zu thun. Abwechselung ist die Seele des Lebens, und hoffentlich werde ich mich um zehn Jahre verjüngt fühlen, wenn ich mich wieder in derselben Gefechtspositon befinde wie 1848—49. Wenn ich die Rollen des Gentleman und des Diplomaten nicht mehr mit einander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen oder die Last, ein hohes Gehalt mit Anstand zu depensieren, keine Minute in der Wahl beirren. Zu leben habe ich nach meinen Bedürfnissen, und wenn mir Gott Frau und Kinder gesund erhält wie bisher, so sage ich: ‚vogue la galère'*), in welchem Fahrwasser es auch sein mag. Nach dreißig Jahren wird es mir wohl gleichgültig sein, ob ich jetzt Diplomat oder Landjunker spiele, und bisher hat die Aussicht auf frischen, ehrlichen Kampf, ohne durch irgend eine amtliche Fessel geniert zu sein, gewissermaßen in politischen Schwimmhosen, fast ebensoviel Reiz für mich als die Aussicht auf ein fortgesetztes Regime von Trüffeln, Depeschen und Großkreuzen. Nach neune ist alles vorbei, sagt der Schauspieler. Mehr als diese meine persönlichen Empfindungen kann ich Dir bisher nicht melden, das Rätsel steht auch mir noch ungelöst gegenüber."

Das Rätsel der plötzlichen Kursänderung in der Leitung des preußischen Staatsschiffes verursachte in weitesten Kreisen Kopfzerbrechen. Während Bismarck die Sache humoristisch betrachtete, gerieten seine früheren Gesinnungsgenossen der konservativen Partei in nicht gelinde Besorgnis. Auch die Herren am Bundestage fühlten ob der Sprache, welche der preußische Prinzregent beim Antritt seines Herrscheramtes geredet, Herzbeklemmungen. Ergötzlich schildert Bismarck dieselben in der Fortsetzung des Briefes an seine Schwester:

„Eine besondere Freude," schreibt er, „habe ich einstweilen am Bunde; alle die Herren, die noch vor sechs Monaten meine Abberufung

*) Fahr' zu, Galeere!

als Erfordernis der deutschen Einheit verlangten, zittern jetzt bei dem Gedanken, mich hier zu verlieren: N. N.*) winkt als Schreckbild achtundvierziger Reminiscenzen, und sie sind wie ein Taubenschlag, der den Marder merkt, so verängstigt von Demokratie, Barrikaden, Parlament und N. N. — X. sinkt mir gerührt in die Arme und sagt mit krampfhaftem Händedruck: ‚Wir werden wieder auf ein Feld gedrängt werden!‘ Der Franzose natürlich, aber selbst der Engländer sieht uns für Brandstifter an, und der Russe fürchtet, daß der Kaiser an unserm Beispiel in seinen Reformplänen irre werden würde. Ich sage allen natürlich: ‚Nur ruhig Blut; die Sache wird sich schon machen‘, und habe die Genugthuung, daß sie antworten: ‚Ja, wenn Sie hier blieben, da hätten wir eine Garantie, aber N. N.!‘ Der Bamberger Diplomat (Herr von Beust) spricht von einer kontinentalen Assekuranz gegen preußische Brandstiftung, Dreikaiserbündnis gegen uns und neues Olmütz mit ‚thatsächlichen Operationen‘; kurz, es fängt an, weniger langweilig in der politischen Welt zu werden. —

„Lebe herzlich wohl, mein sehr Geliebtes,“ also schließt das interessante Schreiben, „und grüße Oskar; er soll nur die Ohren nicht hängen lassen; es ist doch alles Kaff!“

Die Befürchtung Bismarcks, von dem Prinzregenten eine Behandlung zu erfahren, welche ihn zwingen würde, sich aus dem Staatsdienst zurückzuziehen, traf keineswegs ein. Der neue Herrscher Preußens war ein durch Erfahrungen gereifter Mann, dessen Weisheit und Menschenkenntnis eine Kraft wie die Bismarcks wohl zu würdigen wußte, wenn er sich die Verwendung derselben an einer ganz geeigneten Stelle für jetzt auch hatte versagen müssen. Bismarck blieb zunächst noch auf seinem Posten und — kämpfte weiter mit seinen Gegnern am Bundestage. Sein scharfblickendes Auge erkannte bald, daß für Preußen jetzt wirklich eine neue Zeit begonnen habe; alle Maßnahmen des Prinzregenten deuteten darauf hin, vor allem aber, daß derselbe sein Augenmerk auf die Verstärkung und Umgestaltung des preußischen Heerwesens richtete. Ein zweites Olmütz, von dem die Gegner Preußens träumten,

*) Vermeintlicher Nachfolger Bismarcks, der für liberal gesinnt geltende Herr von Usedom.

war, das wußte er, jetzt nicht mehr möglich. Das ließ der preußische Gesandte in Frankfurt seine Gegner auch fühlen.

„Es war am 24. Februar 1859," erzählte Bismarck später,*) „als wir in Frankfurt eine besonders niederträchtige Geschichte erlebten. Ich sagte ihnen damals: ‚Das wird euch vergolten werden! Ihr werdet schon sehen! **Exoriare aliquis** —'**)

Acht Jahre später erfüllte sich dies Wort. Am 24. Februar 1867 wurde der konstituierende Reichstag des Norddeutschen Bundes in Berlin eröffnet.

„Es thut mir nur leid," fügte Bismarck obiger Erzählung hinzu, „daß der württembergische Bundestagsgesandte, der alte Reinhart, das nicht erlebt hat. Aber Prokesch hat's erlebt, und das freut mich; das war der schlimmste!"

Nur noch wenige Tage nach jenem Ereignisse blieb Bismarck in Frankfurt als Bundesgesandter. Er war an leitender Stelle schon zuvor für einen andern ehrenvollen Posten im Staatsdienste ausersehen und am 29. Januar 1859 zum Gesandten in Petersburg ernannt worden.

Anfangs war ihm diese Veränderung nicht lieb gewesen; ja, er hatte sie fast als eine Art Strafversetzung empfunden, weil er gemeint, sein Benehmen gegen den italienischen Gesandten Grafen Barral, mit dem er, während Österreich gegen Italien zum Kriege rüstete, in nicht zu verkennender Absicht zum Ärger der Österreicher und Frankfurter auf der „Zeil" Arm in Arm sich zeigte, hätte in Berlin Anstoß erregt. Er glaubte, wie er an seine Schwester schrieb, daß ihn die Regierung für späteren Gebrauch an der Newa „kalt stelle". Der Prinzregent beruhigte ihn indessen bald, indem er ihm auf seine Einwendung klarlegte, daß der ihm zugedachte Posten in Petersburg als der erste in der Diplomatie Preußens gelte, und er seine Versetzung dorthin als ein Zeichen besonderen Vertrauens zu betrachten habe.

Am 1. März desselben Jahres übergab Bismarck die Geschäfte seinem Nachfolger, dem Wirklichen Geheimen Rat Herrn von Usedom,

---

*) Vergl.: Moritz Busch, „Graf Bismarck und seine Leute", Bd. II. S. 339.

) **Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor — „Erstehen wird aus unsern Gebeinen ein Rächer." (Worte des Großen Kurfürsten.)

welcher drei Tage später nach Berlin berichtete, daß es ihn mit besonderer Befriedigung erfülle, sich in Beurteilung der Stellung Preußens am Bunde mit seinem Amtsvorgänger der Hauptsache nach ganz auf derselben Linie zu befinden. „Vielfache Besprechungen mit Herrn von Bismarck, sowie die Lektüre seiner neuerlichen politischen Berichte haben mir die Überzeugung gegeben, daß wir hier in allen wesentlichen Punkten zusammenstimmen." Es war besonders die damals zur Entscheidung drängende italienische Einheitsbewegung, welche die beiden preußischen Staatsmänner, die sonst gerade keine politischen Freunde waren, auf ein Feld leitete.

So verließ Bismarck am 4. März denn die Stadt am Main, in welcher er fast acht Jahre lang mit so großem Erfolge gewirkt hatte. In Berlin angekommen, meldete er sich bei dem Minister Herrn von Schleinitz, „um weitere Befehle entgegenzunehmen." Der Prinzregent empfing ihn am 8. März und hatte eine längere Unterredung mit ihm.

Die acht Jahre am Bundestage hatten Otto von Bismarck zum Meister der Staatskunst gemacht. Voll ausgereift, in der Fülle seiner Kraft, geschärften Blickes trat er aus der Frankfurter Zauberschmiede, um seine ruhmvolle Heldenlaufbahn zu beginnen.

„Es ist mir in Frankfurt am Main wie Schuppen von den Augen gefallen," äußerte er im Jahre 1866 zu einem französischen Diplomaten (J. Vilbort), und vor dem konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867 erklärte er in Bezug auf die Erfahrungen, welche er in jener Zeit gemacht hatte:

„Ich habe in Frankfurt im Amte erkannt, daß viele der Größen, mit denen meine Erfurter Politik gerechnet, nicht existierten, daß das Zusammengehen mit Österreich, wie es mir aus den Erinnerungen an die Heilige Alliance, die durch Traditionen der früheren Generationen mir überkommen waren, vorschwebte, — daß dieses nicht möglich war, weil das Österreich, mit dem wir rechneten — es war die Periode des Fürsten Schwarzenberg — überhaupt eben nicht existierte."

Einen tiefen Einblick in die politische Denkart Bismarcks am Schlusse seiner diplomatischen Lehrzeit in Frankfurt gestattet ein Gespräch, welches derselbe anfangs März 1859 im Hotel Royal in

Berlin mit dem preußischen Abgeordneten Herrn von Unruh führte. Bismarck sagte:

„Wenn es uns nicht gelänge, Österreich aus dem eigentlichen Deutschland zu entfernen und hier Österreich die Oberhand behielte, so würden unsere Könige wieder Kurfürsten und Vasallen Österreichs. — So viel steht fest,“ führte er weiter aus, „daß Preußen bald vollständig isoliert würde. Es giebt nur einen wirklich zuverlässigen Bundesgenossen, den Preußen erwerben und fest an sich zu knüpfen verstehen muß.“ —

Auf die Frage des Herrn von Unruh, welchen Verbündeten Bismarck im Sinne habe, antwortete derselbe: „Das deutsche Volk.“

Der Abgeordnete gab sein Erstaunen darüber zu erkennen, einen solchen Ausspruch gerade aus Bismarcks Munde zu hören. Bismarck lachte, indem er entgegnete: „Nun, was denken Sie denn; ich bin derselbe Junker wie vor zehn Jahren; aber ich müßte keine Augen und keinen Verstand im Kopfe haben, wenn ich die wirkliche Lage der Verhältnisse nicht klar erkennen könnte.“

Das Erstaunen des Herrn von Unruh wich einem Gefühl andrer Art. Es klang etwas wie Bewunderung aus seinen Worten heraus, indem er sagte: „Wenn Sie das im stande sind, auch gegen Ihre persönliche Neigung, wenn Sie die gefährliche Situation Preußens so scharf aufzufassen vermögen und die geeigneten Mittel mit solcher Sicherheit angeben, dann wären Sie mir als preußischer Minister des Auswärtigen viel lieber als Herr von Schleinitz, der mir nicht entschieden genug ist.“



XV.

Am Hofe zu St. Petersburg.

„Woran erkrankt das edle deutsche Volk,
Die Fessel, welche hemmte des Fortschritts Lauf,
Hast, Otto von Bismarck, längst erkannt Du,
Während bethörender Wahn die Augen
Der eitlen Widersacher umschleiert hielt.
Was Preußen führte seiner Bestimmung zu,
Hielt für Verrat die blöde Menge
An den Gesetzen und an dem Rechte.“

K. Ed. Bonnel.

Die Frühlingsstürme des Jahres 1859 brausten durch die Welt, als Otto von Bismarck seine Reise nach der russischen Hauptstadt an der Newa antrat. Ein Frühlingssturm erhob sich um jene Zeit auch im Leben der europäischen Völker. Die Bewohner der schönen apenninischen Halbinsel und der dazugehörigen Inseln sahen sich, obwohl sie eines Stammes waren, in verschiedene Völker und Völkchen zerklüftet, ja sogar zum Teil unter das Joch einer ebenso drückenden als schmachvollen Fremdherrschaft gebeugt. Wie im deutschen Volke, welches das gleiche Schicksal hatte, war in den Italienern seit längerer Zeit das Verlangen nach nationaler Einigung lebendig, und auf dieses Ziel war das Streben aller Vaterlandsfreunde gerichtet.

In dem Jahre der allgemeinen Völkerstürme, 1848, hatten die oberitalienischen Stämme, welche unter österreichischer Herrschaft standen, unterstützt von dem Könige von Sardinien, den Versuch gemacht, ihre

politische Selbständigkeit zu erkämpfen: die siegreichen Waffen Österreichs aber hatten ein Jahr später den Aufstand unterdrückt. Das Verlangen der unterjochten Völker nach der nationalen Einheit und Freiheit war darauf um so glühender entbrannt. Nun hatte Sardinien in dem jungen Könige Viktor Emanuel einen Herrscher von seltener Thatkraft und in dessen Minister Cavour einen Staatsmann von außerordentlicher Begabung erhalten. Voll neuer Hoffnung blickten die italienischen Völker auf diese Männer, welche in begeisterter Vaterlandsliebe ihre ganze Kraft einsetzten, das zur Erfüllung zu bringen, wonach alle guten Söhne Italiens sich sehnten, was sie mit patriotischem Eifer erstrebten.

Cavour gelang es, den Kaiser Napoleon, der seit den Zeiten des Krimkrieges Groll gegen Österreich hegte, für die Unterstützung seiner Pläne zu gewinnen. Napoleon ging gern auf ein geheimes Abkommen mit Cavour ein, das ihm für die Hilfeleistung Italiens im Kampfe gegen Österreich die Abtretung Savoyens und Nizzas und dadurch mittelbar eine neue Befestigung seines Kaiserthrones in Aussicht stellte. Auch auf den Beistand Rußlands hoffte der sardinische Staatsmann; Österreichs Undank gegen seinen ehemaligen Bundesgenossen gab ihm auch guten Grund dazu. Und Preußen, so rechnete die italienische Politik, könne nach Österreichs Verhalten in den Neuenburger Händeln und andern Streitigkeiten keine Ursache haben, Österreich Hilfe zu leisten. Der Prinz von Preußen, dem Cavour im Sommer 1858 in Baden-Baden die traurigen Verhältnisse Italiens schilderte, trug denn auch kein Bedenken, ihm seine Bereitwilligkeit auszusprechen, zur Besserung derselben mitzuwirken. Obwohl das Versprechen der Unterstützung nicht in dem Sinne Cavours gemeint war, so erfüllte es denselben doch mit großer Zuversicht auf das Gelingen seiner Pläne.

Wie ein Donnerschlag dröhnten bald darauf durch die Länder Europas die Worte, welche Kaiser Napoleon bei der feierlichen Beglückwünschung am 1. Januar 1859 an den österreichischen Gesandten richtete. „Ich bedaure,“ lauteten dieselben, „daß die Beziehungen zwischen unsern Regierungen nicht mehr so gut sind wie früher.“ Überall wurde dieser Ausspruch als die Ankündigung einer nachfolgenden Kriegserklärung empfunden. Man täuschte sich nicht.

Österreich, aufs tiefste empört, begann alsbald zu rüsten und suchte, während die von dem Wiener Kabinett aus geleitete Presse plötzlich von deutsch-nationaler Gesinnung überfloß, die bis dahin so oft mißachtete Freundschaft Preußens. Erzherzog Albrecht erschien in Berlin, um Preußen für ein Schutz- und Trutzbündnis zu gewinnen. Der Prinzregent von Preußen wurde gleich beim Beginn seiner Herrscherlaufbahn auf eine harte Probe gestellt. Es war nicht leicht für ihn, jetzt die rechte Entscheidung zu treffen. Auch ihn zog sein Herz trotz aller bittern Erfahrungen zur Freundschaft mit Österreich hin; die süddeutschen Fürsten boten alles auf, diese Neigung zu bestärken. England, dessen Herrscherfamilie durch die soeben erfolgte Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzeß Royal Viktoria dem Hohenzollernhause sehr nahe stand, hegte seit dem Orientkriege warme Sympathieen für Österreich und machte seinen Einfluß in gleicher Richtung auf die Politik Preußens geltend. Vor allem aber mußte das Vorgehen Napoleons in der italienischen Sache Bedenken erregen. Wie, wenn derselbe die Pläne seines großen Oheims, die Völker Europas zu isolieren und dann vereinzelt zu schlagen, verfolgte? Diesen Gründen für einen Anschluß an Österreich standen wiederum andere, nicht minder gewichtige gegenüber. Eine Verbindung mit Österreich bedeutete die Verfeindung Rußlands.

Im deutschen Norden, im eignen preußischen Volke waren die Sympathieen entschieden auf Seiten des nach Einheit und Freiheit strebenden Italiens; dagegen fand sich eine starke Abneigung gegen Österreich, dem man sein Verhalten weder in der Sache Schleswig-Holsteins und Hessens, noch in der Olmützer und der Zollvereinsangelegenheit vergessen hatte. Dieses Gefühl teilte auch der Nachfolger Bismarcks am Bundestage, Herr von Usedom, welcher für die Befreiung Italiens schwärmte.

Mit Spannung sah man im eignen Volke wie im Auslande den Entschließungen des Prinzregenten entgegen. Das Verhalten Österreichs trug dazu bei, ihm die Entscheidung zu erleichtern und den rechten Weg für seine Politik zu finden. Er entschloß sich, ohne mit Österreich bindende Verträge einzugehen, sein Heer zunächst kriegsbereit

zu halten, um etwaigen Übergriffen des westlichen Nachbarn Einhalt thun und bei Schlichtung des Streites sein Schwert mit in die Wagschale werfen zu können.

Während sich diese Vorgänge auf der politischen Bühne abspielten, war Otto von Bismarck nach beschwerlicher Reise in der noch im winterlichen Eise und Schnee starrenden Kaiserstadt an der Newa eingetroffen



Kaiser Alexander II. von Rußland (geb. 29./17. April 1818).

und hatte, nachdem er im Hotel Demidow zunächst ein Unterkommen gefunden, am 1. April, seinem 45. Geburtstage, dem Zaren Alexander II. in feierlicher Audienz seine Beglaubigungsurkunde überreicht. Die Aufnahme, welche er in Petersburg fand, war eine sehr freundliche. Besondere Huld erwiesen ihm der Kaiser selbst wie die Kaiserin-Mutter Charlotte, die Schwester des Prinzregenten und des Königs von Preußen, welche den Bevollmächtigten ihres Heimatstaates in ihrem Schlosse in Peterhof empfing. Der russische Kanzler Fürst Gortschakow war in

den Jahren von 1851 bis 1854 als Bevollmächtigter seiner Regierung am Bundestage in Frankfurt am Main Bismarcks Genosse, und, soweit es das Verhältnis zu Österreich betraf, sein Gesinnungs- und Kampfgenosse gewesen: letzteres war er bisher auch geblieben. Zu diesen alten Beziehungen gesellten sich neue, welche die beiden Staatsmänner zu inniger Freundschaft verbanden, die für die Gegenwart und Zukunft der europäischen Politik von Bedeutung werden sollte.

Bismarck sah gar bald, daß seine Stellung am Petersburger Hofe in der damaligen kritischen Zeit von hoher Wichtigkeit war. Vermochte er einerseits durch sein persönliches Verhältnis zu Gortschakow in erfolgreicher Weise auf die russische Politik einzuwirken, so konnte er andrerseits seiner Meinung auch bei der eignen Regierung jetzt mit größerem Nachdruck Geltung verschaffen, als es selbst in seinem frühern Amte der Fall gewesen war. Mit dem stets regen Eifer, seinem Vaterlande nach besten Kräften zu dienen, nahm er jede Gelegenheit wahr, mit seinen Erfahrungen und Einsichten dem Ministerium in schwierigen Fragen helfend und ratend zur Seite zu stehen. Inwieweit die Ratschläge Bismarcks auf die Entschließungen des Prinzregenten schon damals beim Ausbruch des österreichisch-italienischen Krieges Einfluß ausgeübt haben, ist nicht festgestellt. Interessant aber ist es jedenfalls heute für uns, zu erkennen, daß die Regierungsmaßregeln des Prinzregenten in jener Zeit meist mit den Meinungen und Vorschlägen, welche Bismarck, der zukünftige erste Ratgeber und treue Mitarbeiter des großen Herrschers, in seinen Briefen und Gesprächen kundgab, übereinstimmten.

In einer sehr ausführlichen Weise setzte Bismarck seine Ansichten über die damalige Lage Preußens in einem Schreiben an den Minister des Auswärtigen, Herrn von Schleinitz, auseinander. Obwohl die darin gegebenen Ratschläge aus freiem Antriebe, also ungefordert erteilt wurden, haben sie an maßgebender Stelle doch wohl ihre Wirkung nicht verfehlt. Bismarck fürchtete, daß das bisher wenig entschieden auftretende Ministerium sich durch die allgemeine, von der österreichischen Presse beeinflußte Volksstimmung zu einer bewaffneten Hilfeleistung Österreichs werde bestimmen lassen, statt die Gunst der Verhältnisse am Bunde

zur Erlangung einer so lange vergeblich erstrebten bessern Stellung Preußens in Deutschland zu benutzen. In diesem Sinne schrieb er am 12. Mai 1859 von Petersburg aus jenen oben erwähnten, inhaltsschweren Brief an den Minister von Schleinitz. Das Schreiben lautet:

„Aus den acht Jahren meiner Frankfurter Amtsführung habe ich als Ergebnis meiner Erfahrungen die Überzeugung mitgenommen, daß die dermaligen Bundeseinrichtungen für Preußen eine drückende, in kritischen Zeiten eine lebensgefährliche Fessel bilden, ohne uns dafür dieselben Äquivalente zu gewähren, welche Österreich, bei einem ungleich größern Maße eigner freier Bewegung, aus ihnen zieht. Beide Großmächte werden von den Fürsten und Regierungen der kleinern Staaten nicht mit gleichem Maße gemessen; die Auslegung des Zweckes und der Gesetze des Bundes modifiziert sich nach den Bedürfnissen der österreichischen Politik. Ich darf mich Ew.... Sachkenntnis gegenüber der Beweisführung durch detailliertes Eingehen auf die Geschichte der Bundespolitik seit 1850 enthalten, und beschränke mich auf die Nennung der Rubriken von der Wiederherstellung des Bundestages, der deutschen Flottenfrage, der Zollstreitigkeiten, der Handels-, Preß- und Verfassungsgesetzgebung, der Bundesfestungen Rastatt und Mainz, der Neuenburger und der orientalischen Frage. Stets haben wir uns derselben kompakten Majorität, demselben Anspruch auf Preußens Nachgiebigkeit gegenüber befunden. In der orientalischen Frage erwies sich die Schwerkraft Österreichs der unsrigen so überlegen, daß selbst die Übereinstimmung der Wünsche und Neigungen der Bundesregierungen mit den Bestrebungen Preußens ihr nur einen weichenden Damm entgegenzusetzen vermochte. Fast ausnahmslos haben uns damals unsere Bundesgenossen zu verstehen gegeben oder selbst offen erklärt, daß sie außer stande wären, uns den Bund zu halten, wenn Österreich seinen eignen Weg gehe, obschon es unzweifelhaft sei, daß das Bundesrecht und die wahren deutschen Interessen unserer friedlichen Politik zur Seite ständen; dies war wenigstens damals die Ansicht fast aller Bundesfürsten. Würden diese den Bedürfnissen oder selbst der Sicherheit Preußens jemals in ähnlicher Weise die eignen Neigungen und Interessen zum Opfer bringen? Gewiß nicht, denn

ihre Anhänglichkeit an Österreich beruht überwiegend auf falschen Interessen, welche beiden das Zusammenhalten gegen Preußen, das Niederhalten jeder Fortentwickelung des Einflusses und der Macht Preußens als dauernde Grundlage ihrer gemeinschaftlichen Politik vorschreiben. Ausbildung des Bundesverhältnisses mit österreichischer Spitze ist das natürliche Ziel der Politik der deutschen Fürsten und ihrer Minister; sie kann in ihrem Sinne nur auf Kosten Preußens erfolgen und ist notwendig nur gegen Preußen gerichtet, so lange Preußen sich nicht auf die nützliche Aufgabe beschränken will, für seine gleichberechtigten Bundesgenossen die Assekuranz gegen zuweitgehendes Übergewicht Österreichs zu leisten und das Mißverhältnis seiner Pflichten zu seinen Rechten im Bunde, ergeben in die Wünsche der Majorität, mit nie ermüdender Gefälligkeit zu tragen. Diese Tendenz der mittelstaatlichen Politik wird mit der Stetigkeit der Magnetnadel nach jeder vorübergehenden Schwankung wieder hervortreten, weil sie kein willkürliches Produkt einzelner Umstände oder Personen darstellt, sondern ein natürliches und notwendiges Ergebnis der Bundesverhältnisse für die kleinern Staaten bildet. Wir haben kein Mittel, uns mit ihr innerhalb der gegebenen Bundesverträge dauernd und befriedigend abzufinden.

„Seitdem unsere Bundesgenossen vor neun Jahren unter der Leitung Österreichs begonnen haben, aus dem bis dahin unbeachteten Arsenal der Bundesgrundgesetze die Prinzipien ans Tageslicht zu fördern, welche ihrem Systeme Vorschub leisten können, seitdem die Bestimmungen, welche nur eine Deutung im Sinne ihrer Stifter haben konnten, soweit sie von dem Einverständnisse Preußens und Österreichs getragen werden, einseitig zur Bevormundung preußischer Politik auszubeuten versucht wurden, haben wir unausgesetzt das Drückende der Lage empfinden müssen, in welche wir durch die Bundesverhältnisse und ihre schließliche historische Entwickelung versetzt worden sind. Wir mußten uns aber sagen, daß in ruhigen und regelmäßigen Zeiten wir das Übel durch geschickte Behandlung wohl in seinen Folgen abzuschwächen, aber nichts zu seiner Heilung zu thun vermochten; in gefahrvollen Zeiten, wie es die jetzigen sind, ist es zu natürlich, daß die

andere Seite, welche sich im Besitz aller Vorteile der Bundeseinrichtungen befindet, gern zugiebt, daß manches Ungehörige geschehen sei, aber im ‚allgemeinen Interesse' den Zeitpunkt für durchaus ungeeignet erklärt, um vergangene Dinge und ‚innere' Streitigkeiten zur Sprache zu bringen. Für uns aber kehrt eine Gelegenheit, wenn wir die jetzige unbenutzt lassen, vielleicht nicht sobald wieder, und wir sind später von neuem auf die Resignation beschränkt, daß sich in regelmäßigen Zeiten nichts an der Sache ändern läßt.

„Seine Königliche Hoheit der Prinzregent haben eine Haltung angenommen, welche den ungeteilten Beifall aller derer hat, denen ein Urteil über preußische Politik beiwohnen kann, und die sich dasselbe nicht durch Parteileidenschaften getrübt haben. In dieser Haltung sucht ein Teil unserer Bundesgenossen durch unbesonnene und fanatische Bestrebungen uns irre zu machen. Wenn die Staatsmänner von Bamberg so leichtfertig bereit sind, dem ersten Anstoß des Kriegsgeschreis der urteilslosen und veränderlichen Tagesmeinung zu folgen, so geschieht das vielleicht nicht ganz ohne tröstende Hintergedanken an die Leichtigkeit, mit der ein kleiner Staat im Fall der Not die Farbe wechseln kann. Wenn sie sich dabei aber der Bundeseinrichtungen bedienen wollen, um eine Macht wie Preußen ins Feuer zu schicken, wenn uns zugemutet wird, Gut und Blut für die politische Weisheit und den Thatendurst von Regierungen einzusetzen, denen unser Schutz unentbehrlich zum Existieren ist, wenn diese Staaten uns den leitenden Impuls geben wollen, und wenn sie als Mittel dazu bundesrechtliche Theorieen in Aussicht nehmen, mit deren Anerkennung alle Autonomie preußischer Politik aufhören würde — dann dürfte es meines Erachtens an der Zeit sein, uns zu erinnern, daß die Führer, welche uns zumuten, ihnen zu folgen, andern Interessen dienen als preußischen, und daß sie die Sache Deutschlands, welche sie im Munde führen, so verstehen, daß sie nicht zugleich die Sache Preußens sein kann, wenn wir uns nicht aufgeben wollen.

„Ich gehe vielleicht zu weit, wenn ich die Ansicht äußere, daß wir jeden rechtmäßigen Anlaß, welchen unsere Bundesgenossen uns bieten, ergreifen sollten, um zu derjenigen Revision unserer gegenseitigen Be-

ziehungen zu gelangen, deren Preußen bedarf, um in geregelten Beziehungen zu den kleinern deutschen Staaten dauernd leben zu können. Ich glaube, wir sollten den Handschuh bereitwillig aufnehmen und kein Unglück, sondern einen Fortschritt der Krisis zur Besserung darin sehen, wenn eine Majorität in Frankfurt einen Beschluß faßt, in welchem wir eine Überschreitung der Kompetenz, eine willkürliche Änderung des Bundeszwecks, einen Bruch der Bundesverträge finden. Je unzweideutiger die Verletzung zu tage tritt, desto besser.

„In Österreich, Frankreich, Rußland finden wir die Bedingungen nicht leicht wieder so günstig, um uns eine Verbesserung unserer Lage in Deutschland zu gestatten, und unsere Bundesgenossen sind auf dem besten Wege, uns vollkommen gerechten Anlaß dafür zu bieten, auch ohne daß wir ihrem Übermute nachhelfen. Sogar die Kreuzzeitung wird, wie ich aus der Sonntagsnummer ersehe, stutzig bei dem Gedanken, daß eine Frankfurter Majorität ohne weiteres über die preußische Armee disponieren könnte. Nicht bloß an diesem Blatte habe ich bisher mit Besorgnis die Wahrnehmung gemacht, welche Alleinherrschaft sich Österreich in der deutschen Presse durch das geschickt angelegte Netz seiner Beeinflussung geschaffen hat, und wie es diese Waffe zu handhaben weiß. Ohne dieselbe wäre die sogenannte öffentliche Meinung schwerlich zu dieser Höhe montiert worden: ich sage die sogenannte, denn das wirkliche Gros der Bevölkerung ist niemals für den Krieg gestimmt, wenn nicht die thatsächlichen Leiden schwerer Bedrückung es gereizt haben.

„Es ist so weit gekommen, daß kaum noch unter dem Mantel allgemeiner deutscher Gesinnung ein preußisches Blatt sich zu preußischem Patriotismus zu bekennen wagt. Die allgemeine Piepmeyerei*) spielt dabei eine große Rolle, nicht minder die Zwanziger, die Österreich zu diesem Zwecke niemals fehlen. Die meisten Korrespondenten schreiben für ihren Lebensunterhalt, die meisten Blätter haben die Rentabilität zu ihrem Hauptzweck, und an einigen unserer und anderer Blätter vermag ein erfahrener Leser leicht zu erkennen, ob sie eine Subvention

*) Anspielung auf eine 1848 zur Zeit des Frankfurter Parlaments erschienenen Satire auf die Mittelparteien: „Leben und Thaten des Abg. Piepmeyer."

Österreichs wiederum erhalten haben, sie bald erwarten oder sie durch drohende Winke herbeiführen wollen.

„Ich glaube, daß wir einen erheblichen Umschlag in die Stimmung bringen könnten, wenn wir gegen die Überhebungen unserer deutschen Bundesgenossen die Saite selbständiger preußischer Politik in der Presse anschlügen.

„In diesen Eventualitäten kann sich die Weisheit unserer militärischen Vorsichtsmaßregeln noch nach andern Richtungen hin bethätigen und unserer Haltung Nachdruck geben. Dann wird das preußische Selbstgefühl einen ebenso lauten und vielleicht folgenreichern Ton geben als das bundestägliche. Das Wort ‚deutsch‘ für ‚preußisch‘ möchte ich gern erst dann auf unsere Fahne geschrieben sehen, wenn wir enger und zweckmäßiger mit unseren übrigen Landsleuten verbunden sind als bisher; es verliert von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt, in Anwendung auf den bundestäglichen Nexus, abnützt.

„Ich fürchte, daß Ew. . . . mir bei diesem brieflichen Streifzug in das Gebiet meiner frühern Thätigkeit ein ne sutor ultra crepidam*) im Geiste zurufen; aber ich habe auch nicht gemeint, einen amtlichen Vortrag zu halten, sondern nur das Zeugnis eines Sachverständigen wider den Bund ablegen wollen. Ich sehe in unserem Bundesverhältnis ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni**) werden heilen müssen, wenn wir nicht beizeiten in günstiger Jahreszeit eine Kur dagegen vornehmen. Wenn heute lediglich der Bund aufgehoben würde, ohne daß man etwas anderes an seine Stelle setzte, so glaube ich, daß schon auf Grund dieser negativen Errungenschaft sich bald bessere und natürlichere Beziehungen Preußens zu seinen deutschen Nachbarn ausbilden würden als die bisherigen. Bismarck.“

In Italien entwickelten sich inzwischen die Kriegsereignisse unerwartet schnell. Die österreichischen Rüstungen riefen gleiche Maßregeln in Sardinien hervor; Scharen freiwilliger Krieger zogen aus allen Teilen Italiens heran und stellten sich unter das Banner des aus den vorhergegangenen revolutionären Kämpfen bekannten Freiheitshelden

*) Schuster bleib bei deinem Leisten! — **) Mit Feuer und Schwert.

Garibaldi. In Österreich drängten die Häupter des Offizierkorps und des Klerus, welch letzterer die Macht des Papstes in Rom bedroht glaubte, das Kabinett zu schnellem Angriff. Dieselben wußten ihrem Vorgehen solchen Nachdruck zu geben, daß selbst Graf Buol, der in letzter Stunde noch, sich der Schwäche Österreichs bewußt, bedenklich geworden war, das Verhängnis nicht aufzuhalten vermochte und seinen Platz als Staatskanzler dem Grafen Rechberg räumte. Alle Vermittelungsvorschläge der unbeteiligten Großmächte abweisend, entsandte die österreichische Regierung am 23. April einen Offizier nach Turin, der dort dem Könige Viktor Emanuel das Ultimatum zu stellen hatte, binnen drei Tagen entweder für vollständige Entwaffnung oder für Krieg sich zu entscheiden. Die Entscheidung lautete auf Krieg.

Durch sein blindes, ungestümes Vorwärtsstürmen hatte sich Österreich plötzlich alle Sympathie verscherzt, selbst die der Regierung Englands, wo die Bevölkerung sich jetzt allgemein für die Auferstehung Italiens begeisterte. Rußland machte vier Armeekorps kriegsbereit, um eintretenden Falls einen österreichischen Triumph zu verhindern. Der Kaiser Alexander erklärte, gegen jeden einzuschreiten, der Österreich in dem Kriege Beistand leisten würde. Darauf erließ Preußen am 26. April ein Rundschreiben an die deutschen und auswärtigen Mächte, worin ausgesprochen war, daß es ein Heer zur Beschützung des Bundesgebietes in Kriegsbereitschaft setzen, im übrigen aber in neutraler Stellung verharren werde.

Napoleon, der bis dahin eine abwartende Haltung bewahrt hatte, erschien nun mit einer Streitmacht von hundertundfünfzigtausend Mann in Piemont und vereinigte sich mit dem sardinischen Heere und den Freischaren Garibaldis. In stolzer Siegeszuversicht zogen die Österreicher, geführt von dem Grafen Gyulay, den Feinden entgegen, erlitten aber bald Demütigung auf Demütigung. Sie wurden am 4. Juni bei Magenta und am 24. desselben Monats bei Solferino, trotzdem hier der Kaiser Franz Joseph sein Heer persönlich in den Kampf führte, geschlagen.

Der Prinzregent von Preußen hatte inzwischen die Mobilmachung von sechs Armeekorps seines eignen Heeres, einer Streitmacht von hundertundachtzigtausend Mann, verfügt und beim Bundestage die

Bildung eines Observationsheeres von sechzigtausend Mann aus den beiden süddeutschen Bundeskorps beantragt. Die gleichzeitig eingeleiteten Verhandlungen mit Österreich wegen Übertragung der politischen und militärischen Leitung Deutschlands während des Krieges an Preußen, sowie der Unterordnung sämtlicher deutschen Streitkräfte unter den Oberbefehl des Prinzregenten scheiterten an der Hartnäckigkeit des österreichischen Kabinetts. An demselben Tage, als Österreichs Heer in der blutigen Schlacht von Solferino seine zweite Niederlage erlitt, sandte der Prinzregent, unbeirrt durch die Halsstarrigkeit des Wiener Kabinetts, gleichlautende Depeschen nach Petersburg und London, worin er den Beginn der bewaffneten Vermittelung Preußens auf den beiden Grundlagen der Erhaltung des österreichischen Besitzstandes in Italien und der Durchführung politischer Reformen in Italien ankündigte und die beiden unbeteiligten Großmächte um Unterstützung dieses Programms ersuchte. Zugleich befahl der Regent die Mobilmachung seines gesamten Heeres und stellte beim Bundestage den Antrag auf Zusammenziehung der beiden norddeutschen Bundeskorps, so daß hiernach binnen wenigen Wochen eine Armee von nahezu vierhunderttausend Mann kampfbereit dastehen konnte.

Bismarck geriet durch dieses Vorgehen Preußens wiederum in Besorgnis. Mochten die durch den Prinzregenten verfügten preußischen und deutschen Rüstungen immerhin in erster Linie die Verteidigung der Westgrenze Deutschlands, falls dieselbe durch Frankreich bedroht würde, zum Ziele haben, so galten sie doch auch dem Schutze der österreichischen Besitzungen in Italien. Sich aber für Österreichs außerdeutsche Gebiete in einen Krieg zu verwickeln, dazu lag nach Bismarcks Überzeugung für Preußen nach den Erfahrungen, die man in der Neuenburger Angelegenheit gemacht hatte, durchaus kein Grund vor, im Gegenteil erblickte er darin bei der voraussichtlichen Haltung Österreichs Gefahr. Er ergriff die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, seine Meinung über den durch das preußische Kabinett eingeschlagenen Weg auszusprechen, so daß sie, wenn auch indirekt, an die leitende Stelle kommen mußte. Am 1. Juli beantwortete er einen Brief, der ihm von einem preußischen Staatsmanne aus Frankfurt am Main, von seinem Nach-

folger am Bundestage, Herrn von Usedom, zugegangen war, in folgender Weise:

„Ich danke Ihnen für Ihren Brief und hoffe, daß Sie diesen ersten nicht den letzten sein lassen. In meiner Teilnahme nehmen die Frankfurter Verhältnisse noch immer nächst dem Drange der Gegenwart die erste Stelle ein, und ich bin erkenntlich für jede Nachricht von dort. — Unsere Politik finde ich bis jetzt korrekt; aber ich blicke doch mit Sorge in die Zukunft; wir haben zu früh und zu stark gerüstet, und die Schwere der Last, die wir uns aufgebürdet, zieht uns die schiefe Ebene hinab. Man wird zuletzt losschlagen, um die Landwehr zu beschäftigen, weil man sich geniert, sie einfach wieder nach Hause zu schicken. Wir werden dann nicht einmal Österreichs Reserve, sondern wir opfern uns geradeswegs für Österreich; wir nehmen ihm den Krieg ab. Mit dem ersten Schuß am Rhein wird der deutsche Krieg die Hauptsache, weil er Paris bedroht; Österreich bekommt Luft, und wird es seine Freiheit benutzen, um uns zu einer glänzenden Rolle zu verhelfen? Wird es vielmehr nicht dahin streben, uns das Maß und die Richtung unserer Erfolge so zuzuschneiden, wie es dem spezifisch österreichischen Interesse entspricht? Und wenn es uns schlecht geht, so werden die Bundesstaaten von uns abfallen wie welke Pflaumen im Winde, und jeder, dessen Residenz französische Einquartierung bekommt, wird sich landesväterlich auf das Floß eines neuen Rheinbundes retten.

„Vielleicht gelingt es, eine gemeinschaftliche Haltung der drei neutralen Großmächte zu kombinieren; wir sind nur schon zu kostspielig gerüstet, um ebenso geduldig wie England und Rußland des Erfolges warten zu können, und unsere Vermittelung wird schwerlich die Zirkelquadratur einer für Frankreich und Österreich annehmlichen Friedensbasis zu Tage fördern können. In Wien ist die Stimmung angeblich sehr bitter gegen die eigne Regierung. — Bei uns ist die Begeisterung für den Krieg auch nur mäßig, und es wird schwer sein, dem Volke zu beweisen, daß der Krieg und seine Übel unvermeidliche Notwendigkeit sind. Der Beweis ist zu künstlich für das Verständnis des Landwehrmannes.“ —

Wie richtig in diesen Ausführungen beurteilt war, was sich Preußen von seinen Bundesgenossen zu versehen hatte, sollte sich bald zeigen. Die alte hinterhaltige und eifersüchtige Politik Österreichs gegen Preußen trat auch jetzt wieder hervor, wodurch freilich verhindert wurde, daß die von Bismarck gehegten Besorgnisse in Erfüllung gingen. Preußen stellte am 4. Juli beim Bundestage den Antrag, daß sämtliche Bundestruppen unter seinen Oberbefehl treten sollten; drei Tage darauf erschien der österreichische Gegenantrag, daß der Prinzregent zwar zum Bundesfeldherrn ernannt werden möge, aber daß dies streng nach den Grundsätzen der löblichen Bundeskriegsverfassung zu geschehen habe, mit andern Worten: Der ernannte Bundesfeldherr sollte seine Würde mit siebzehn beaufsichtigenden Bundeskommissarien in seinem Hauptquartier teilen und seine Maßnahmen den Weisungen des hohen Bundestages unterstellen.

Das hieß einfach, Österreich wollte Preußen den Krieg, also den ihm in Aussicht gestellten Beistand verbieten; denn nun und nimmer konnte das Wiener Kabinett annehmen, daß sich der Prinzregent von Preußen zu einer solchen Stellung herablassen würde. Wie verblüffend dieser Antrag Österreichs im Berliner Kabinett wirken mußte, läßt sich denken. Doch der Prinzregent sollte in seiner Rolle als Vermittler zwischen den streitenden Parteien bald noch mehr überraschende Dinge erleben.

Napoleon hatte über London die Kunde von den preußischen Rüstungen und den Vermittlungsvorschlägen des Prinzregenten erhalten; in seinem eignen Lande, wo der Klerus um den Verlust der weltlichen Herrschaft des Heiligen Vaters in Rom besorgt war und deshalb das Volk gegen die Regierung aufwiegelte, drohten Unruhen auszubrechen. Dabei sah er sich mit seinen zwar siegreichen, aber in den blutigen Schlachten stark gelichteten Scharen dem berühmten, für fast uneinnehmbar geltenden Festungsvierecke gegenüber. Unter diesen Umständen schien es ihm wenig ratsam, den Kampf bis zum äußersten fortzusetzen. Er bot vielmehr kurz entschlossen seinem Gegner die Hand zum Frieden.

Österreich ergriff dieselbe mit Freuden, obwohl die Friedensbedingungen ein schweres Opfer forderten, die Abtretung einer seiner

blühendsten Provinzen, des lombardischen Königreichs. Dieser Verlust erschien dem Wiener Kabinett indessen weniger schmerzlich, als ihm die Vorstellung abscheulich war, daß es sich durch Preußen aus seiner bedrängten Lage sollte retten lassen, daß der Bundesgenosse in einem Kampfe mit Frankreich vielleicht große Siege erringen könne, während die österreichischen Truppen in Italien nur Niederlagen erlitten hatten. Bereits am 11. Juli wurde die Welt durch den Abschluß des Friedens zu Villafranca überrascht, jenes seltsamen Friedens, bei dem der Sieger allem entsagte, um deswillen er den Krieg unternommen hatte, und der Besiegte zwar eine italienische Provinz verlor, dafür aber seine Oberherrschaft in Ober- und Mittelitalien aufs neue zugesichert erhielt.

Die österreichische Staatsleitung rechtfertigte die Einwilligung in diesen Friedensschluß ihrem Volke und der Welt gegenüber, indem sie erklärte, sie wäre gezwungen worden, dies Opfer zu bringen, weil Österreich von seinem nächsten, natürlichen Bundesgenossen in der Not verlassen worden sei.

Die Spannung, welche seit Jahren zwischen beiden deutschen Großmächten bestanden, wurde durch diese Ereignisse in hohem Maße gesteigert. Der Prinzregent, der seine Heermassen eben an den Rhein vorrücken ließ, war auf das tiefste empört. Das Wiener Kabinett wurde durch seine Erbitterung selbst so weit getrieben, daß es eine Zeitungsnachricht, nach welcher die beiden Regierungen im Begriff ständen, sich wieder zu nähern, sowohl in deutschen als in französischen Zeitungen öffentlich Lügen strafte.

Otto von Bismarck schrieb in jenen Tagen von Petersburg aus an seine Gemahlin:

„Wie Gott will! Es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage: Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske vom Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Österreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Ähnlichkeit

eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht. Auch die Dummen und die Klugen sehen, reinlich skelettiert, ziemlich einer wie der andere aus; den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los; aber es wäre auch jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären."

Wenn Bismarck sich damals solchen düstern Stimmungen hingab, so mochte freilich auch sein Gesundheitszustand dazu beitragen. War er doch eben von einer sehr schweren Krankheit erstanden und noch nicht wieder im Besitze seiner vollen Kraft. Über dieses Leiden schreibt Bismarck am 29. Juni von Peterhof aus an seine Schwester zu deren Geburtstage:

„Ich habe Dir mit dem Postschiff vom 25. meinen Glückwunsch, in ein Paar Pantoffeln gesteckt, schicken wollen, Du hättest ihn dann gerade heut erhalten, aber ich habe in der vorigen Woche auch nicht einmal das thun können, so lag ich erschlagen auf dem Rücken. Ich bin schon seit dem Januar in Berlin nie wieder recht gesund gewesen, und Ärger, Klima und Erkältung trieben mein ursprünglich unscheinbares Gliederreißen vor etwa zehn Tagen auf die Höhe, daß mir der übliche Atem nicht mehr ausreichend zufloß und nur unter sehr schmerzhaften Anstrengungen einzuziehen war. Das Übel, rheumatisch-gastrisch-nervös, hatte sich in der Lebergegend eingenistet, und wurde mit massenhaften Schröpfköpfen wie Untertassen und spanischen Fliegen und Senf über den ganzen Leib bekämpft, bis es mir gelang, nachdem ich schon halb für eine bessere Welt gewonnen war, die Ärzte zu überzeugen, daß meine Nerven durch achtjährigen ununterbrochenen Ärger und stete Aufregung geschwächt wären, und weiteres Blutabzapfen mich mutmaßlich typhös oder blödsinnig machen würde. Gestern vor acht Tagen war's am schlimmsten; meine gute Natur hat sich aber rasch geholfen, seitdem man mir Sekt in mäßigen Quantitäten verordnet hat. Ich bin gestern hierher gefahren, meine erste Ausfahrt, um von der Kaiserin-Mutter Abschied zu nehmen, die für mich die Güte selbst ist, und auf ihren Wunsch bin ich bis zu ihrer Abfahrt, die heute um Mittag stattfinden wird, hier geblieben, um mich nach allen Leiden an Grün und Wasser

und Landluft zu erfreuen. Schreibe über diese Krankheitsdetails nichts an Johanna, ich werde ihr das mündlich sagen; einstweilen habe ich ihr nur von gebräuchlichen Hexenschüssen geschrieben."

Daß auch ein Riesenkörper wie der Bismarcks den ihm auferlegten Anstrengungen einmal unterliegen mußte, ist natürlich. Schon die Reise nach Petersburg hatte Anforderungen an seine Gesundheit gestellt, die üble Folgen haben mußten, auch wenn seine Nerven nicht in dem Maße durch den achtjährigen Bundestagsärger geschwächt gewesen wären.

„Rußland hat sich unter unsern Rädern gedehnt," so schildert Bismarck diese Reise in einem Briefe an seine Gemahlin, „die Werste bekamen Junge auf jeder Station; aber endlich sind wir im Eisenbahnhafen, sechsundneunzig Stunden von Königsberg ohne Aufenthalt gegefahren, nur in Kowno schliefen wir vier Stunden und drei in Egypten (Station bei Dünaburg), ich glaube, es war vorgestern. Jetzt ist mir sehr wohl, nur die Haut brennt mir, da ich fast die ganze Nacht draußen saß, und wir zwischen ein und zwölf Grad Kälte wechselten. Wir hatten so tiefen Schnee, daß wir mit sechs bis acht Pferden buchstäblich stecken blieben und aussteigen mußten. Noch schlimmer waren die glatten Berge, besonders hinunter; auf zwanzig Schritt brauchten wir eine Stunde, weil viermal die Pferde stürzten und sich acht untereinander verwickelten; dazu Nacht und Wind, eine rechte Winterreise in Natur. Auf meinem Außensitz war nicht zu schlafen, schon der Kälte wegen, aber besser doch in der Luft, den Schlaf hole ich nach; der Niemen war frei, die Wilna, ein Dir schwerlich bekanntes Wasser, aber so breit, wie der Main und reißend, ging mit Eis; die Düna hatte nur eine freie Stelle, wo wir mit vier Stunden Warten und drei Stunden Arbeit hinüberkamen."

Zum Ausbruch war die Krankheit gekommen, nachdem Bismarck von einer längern Reise in das Innere Rußlands zurückgekehrt war. Obgleich diese Fahrt im Rosenmonat unternommen wurde und der abenteuerlichen Reize gar viele bot, so hatte sie zuweilen doch Ähnlichkeit mit der oben geschilderten Winterreise. Von Moskau aus schreibt Bismarck an seine Gemahlin am 6. Juni:

„Ein Lebenszeichen will ich Dir wenigstens von hier geben, während ich auf den Samovar warte und sich hinter mir ein junger Russe im roten Hemde mit vergeblichen — Heizversuchen abmüht. Er pustet und seufzt; aber es will nicht brennen. Nachdem ich in letzter Zeit über die sengende Hitze soviel geklagt habe, wachte ich heute zwischen Twer und hier auf und glaubte zu träumen, als ich das Land und sein frisches Grün weit und breit mit Schnee bedeckt erblickte. Ich wundere mich über nichts mehr und drehte mich, nachdem ich über die Thatsache nicht länger in Zweifel sein konnte, rasch auf die andre Seite, um weiter zu schlafen und zu rollen, obschon das Farbenspiel von Grün und Weiß im Morgenrot nicht ohne Reiz war. Ich weiß nicht, ob er bei Twer noch liegt; hier ist er weggetaut, und ein kühler grauer Regen rasselt auf das grüne Blech der Dächer. — Grün ist mit vollem Recht die russische Leibfarbe. Von den hundert Meilen hierher habe ich etwa vierzig verschlafen; aber die andern sechzig waren in jeder Handbreite grün in allen Schattierungen. Städte und Dörfer, überhaupt Häuser mit Ausnahme der Bahnhöfe, habe ich nicht bemerkt; buschartige Wälder mit Birken decken Sumpf und Hügel, schöner Graswuchs unter ihnen, lange Wiesen dazwischen, so geht es zehn, zwanzig, vierzig Meilen fort. Acker erinnere ich mich nicht bemerkt zu haben, auch kein Heidekraut und keinen Sand; einsam grasende Kühe oder Pferde weckten mitunter die Vermutung, daß auch Menschen in der Nähe sein könnten. Moskau sieht von oben wie ein Saatfeld aus, die Soldaten grün, die Kuppeln grün, und ich zweifle nicht, daß die vor mir stehenden Eier von grünen Hühnern gelegt sind. Du wirst wissen wollen, wie ich eigentlich hierher komme; ich habe mich auch schon danach gefragt und zunächst die Antwort erhalten, daß Abwechselung die Seele des Lebens ist. Die Wahrheit dieses tiefsinnigen Spruches wird besonders einleuchtend, wenn man zehn Wochen lang ein sonniges Gasthofszimmer mit Aussicht auf Steinpflaster bewohnt hat. Außerdem wird man gegen die Freuden des Umziehens, wenn sie sich in kurzer Zeit mehrmals wiederholen, ziemlich abgestumpft, ich beschloß daher, auf selbige zu verzichten, gab Engel meine Schlüssel, erklärte, daß ich nach acht Tagen im Stenbockschen Hause absteigen würde, und fuhr nach dem Moskauer Bahnhofe. Das

war gestern mittag zwölf, und heut früh um acht stieg ich hier im Hotel de France ab. Langsam anzuspannen und schnell zu fahren, liegt im Charakter dieses Volkes. Vor zwei Stunden habe ich den Wagen bestellt, auf jede Anfrage, die ich seit anderthalb Stunden von zehn zu zehn Minuten ergehen lasse, heißt es: sogleich! mit unerschütterlich freundlicher Ruhe, aber dabei bleibt es. Du kennst meine musterhafte Geduld im Warten, aber alles hat seine Grenzen; nachher wird gejagt, daß in den schlechten Wegen Pferd und Wagen brechen, und man schließlich zu Fuß anlangt. Ich habe inzwischen drei Gläser Thee getrunken, mehrere Eier vertilgt, die Heizbemühungen sind auch so vollständig gelungen, daß ich das Bedürfnis fühle, frische Luft zu schöpfen. Ich würde mich aus Ungeduld rasieren, wenn ich einen Spiegel hätte. Sehr weitläufig ist diese Stadt und sonderbar fremdartig durch ihre Kirchen mit grünen Dächern und unzähligen Kuppeln, ganz anders wie Amsterdam; aber beide sind die originellsten Städte, die ich kenne. — Das Haus, in dem ich schreibe, ist, auch wunderlich genug, eins der wenigen, die 1812 überlebt haben."

Um seine geschwächten Kräfte nach überstandener Krankheit vollständig wiederherzustellen, nahm Bismarck Urlaub und reiste anfangs Juli nach der Heimat ab. Die beschwerliche Fahrt, welche damals noch von Dünaburg bis Königsberg zu Wagen erfolgen mußte, verursachte einen Rückfall des Leidens. Abermals schwer krank kam Bismarck in Berlin an, wo er im Hotel d'Angleterre Wohnung nahm. Besonders bösartig trat jetzt das rheumatische Leiden im linken Bein an der Stelle auf, an welcher er vor einem Jahre auf der Jagd in Schweden Schaden gelitten hatte. Die Ärzte behandelten das Übel mit Jod, indessen mit solchem Mißerfolge, daß der Kranke bald wieder in Lebensgefahr schwebte. Er rief nun seine Gemahlin, welcher er noch immer aus zarter Rücksicht die Wahrheit über seinen Zustand verschwiegen hatte, aus Pommern herbei. Frau von Bismarck erschien ihrem kranken Gemahl als rettender Engel. Auf dem Gute ihres Vaters hatte sie sich reiche Kenntnisse und Erfahrung in der Heilkunde erworben, welche sie jetzt vortrefflich verwerten konnte. Zunächst verbannte sie die Jodflaschen aus dem Krankenzimmer, und unter ihrer sorgsamen, aufopfernden Pflege besserte

sich das Leiden von Tag zu Tage, so daß der Kranke bald darauf im stande war, weitere Heilung und Kräftigung in den Bädern Wiesbaden und Nauheim zu suchen. Wenn er hier auch noch nicht vollständige Genesung erlangte, so war er im September doch wieder so weit gekräftigt, daß er seiner dienstlichen Pflicht genügen konnte. Auf den Ruf des Prinzregenten eilte er von Berlin aus nach Baden-Baden, um an wichtigen Beratungen über die Zielpunkte der preußischen Politik für die nächsten Jahre teilzunehmen.

Die Politik war damals schon das rechte Lebenselement Bismarcks. Was die ärztliche Behandlung, sorgsame Pflege von lieber Hand und die Heilkraft der Bäder nicht zu bewirken vermocht hatten, das brachte die Wiederaufnahme des Dienstes zu stande. Wie aus seinen Briefen hervorgeht, war er während seines Aufenthalts in Berlin und auf der Reise bereits wieder im Besitz eines guten Appetits und seines alten urgesunden Humors.

Nach Berlin zurückgekehrt, schrieb er am 24. September 1859 an seine Schwester:

„Ich habe mich in Baden sehr erholt. Das linke Bein ist noch schwach, wird vom Gehen dick, die Nerven von der Jodvergiftung noch nicht erholt; ich schlafe noch schlecht, und nach den vielen Leuten, die ich heute ge- und besprochen habe, bin ich matt und erbittert, ich weiß nicht worauf; aber ich habe doch wieder andere Weltanschauungen wie vor sechs Wochen, wo mir am Weiterleben nichts gelegen war, und die Leute, die mich damals hier gesehen haben, sagen, daß sie nicht geglaubt hätten, dieses Vergnügen heute noch zu haben. Alle preußischen Gesandten sterben oder werden wahnsinnig, sagt mir N. N. mit einem Aussehen, welches die Wahrheit seiner Worte bekräftigt. Andere Menschen aber auch. Ich denke in Reinfeld vierzehn Tage zu bleiben, dann nach Norden aufzubrechen. — Vielleicht aber wird meine Reise durch die des Kaisers verzögert. Winterreise wird es doch, so wie so; in Petersburg haben sie schon Schnee und zwei Grad Frost. Ich kann mir nicht einmal einen andern Posten wünschen, da ich nach ärztlicher Vorschrift faul sein soll: das geht nur in Petersburg, wenn ich nicht ganz ausscheiden will. Ich werde mich in den Bärenpelz wickeln und

einschneien lassen und sehen, was nächsten Mai beim Tauwetter von mir und den Meinigen übriggeblieben ist. Ist es zu wenig, so gehe ich zu Bau und schließe mit der Politik ab."

Von Berlin begab sich Bismarck zu den Seinigen nach Reinfeld. Dort erhielt er die Beförderung zum Rittmeister. Am 12. Oktober rief ihn eine Depesche nach Berlin, von wo aus er am 16. Oktober eine Reise nach Warschau zur Begrüßung des russischen Kaisers antrat. Tags darauf schrieb er vom Pavillon Stanislaus Augusts in Lagienki, einem kaiserlichen Schlosse bei Warschau, aus augenscheinlich bei bestem Humor an seine Gemahlin:

„Soweit hätten sie mir! Heute früh suchte ich in dem ersten polnischen Bahnhof nach dem Billetbureau, um mich einschreiben zu lassen bis hier, als mich plötzlich ein wohlwollendes Geschick in Gestalt eines weißbärtigen russischen Generals ergriff (P. heißt der Engel) und ehe ich recht zur Besinnung kam, war mein Paß den Polizisten, meine Sachen den Duaniers (Zollbeamten) entrissen, und ich aus dem Bummelzug in den Extrazug verpflanzt, saß mit einer Zigarre dieses liebenswürdigen Herrn im kaiserlichen Salonwagen und gelangte nach einem guten Diner in Petrikau hier auf dem Bahnhofe an. — Wohl eine halbe Stunde lang fuhr man mich dann in rasender Eile durch die Finsternis, und nun sitze ich hier in Uniform mit Ordensband — welches wir sämtlich auf der letzten Station anlegten — Thee neben mir, einen Spiegel vor mir und weiß nichts, als daß ich im Pavillon Stanislaus Augusts in Lagienki bin."

In einem weitern Berichte über die Tage in Warschau heißt es:

„Besagter Thee, den ich eben trank, bestand übrigens nicht nur aus Thee, sondern auch aus Kaffee, sechs Eiern, drei Sorten Fleisch, Backwesen und einer Flasche Bordeaux, und aus der Bresche, die ich darin frühmorgens schon angerichtet habe, würdest Du ersehen, daß die Reise mir nicht geschadet hat."

„Gestern war großes Diner," heißt es ferner in einem Briefe vom 21. Oktober, „eine Wasser- und Waldillumination, die alles übertraf, was ich in der Art gesehen habe, und Ballet mit Mazurka zum Verlieben! Was gemacht werden kann, wird gemacht, und für amüsable

Leute ist es hier wie in Abrahams Schoß. Ich würde empfänglicher dafür sein, wenn ich ein Wort der Nachricht von Euch hätte. — Morgen um neun Uhr fahren wir nach Skianiawicze (Skierniewicze), wo Jagd im Park ist, morgen abend nach Breslau. Mit Gottes Hilfe bin ich heute über acht Tage schon in Reinfeld und finde Dich und das kleine Volk gesund und reisefertig. Ich sehne mich nach dem Moment, wo wir zum erstenmal im Winterquartier ruhig am Theetisch sitzen; mag die Newa so dick gefroren sein, wie sie will."

Die erwähnte Reise über Breslau und Berlin nach Reinfeld vollzog sich nach Bismarcks Wunsch; aber sein Verlangen nach einem ruhigen, geregelten Amts- und Familienleben an der Newa sollte sobald noch nicht gestillt werden. Auf seiner Reise nach Rußland machte er von Elbing aus einen Abstecher, um mit seiner Familie einen in der Nähe wohnenden Freund, Herrn von Below auf Hohendorf, zu besuchen. Hier erkrankte er heftig an der Lungenentzündung, so daß die Weiterreise aufgegeben und die Wiederaufnahme seiner Amtsthätigkeit auf längere Zeit hinausgeschoben werden mußte. Wohl lag ein Trost für den Kranken darin, daß er die Seinen in dem gastfreien Hause des Freundes um sich hatte, doch empfand er das Mißgeschick, das ihn verfolgte, immerhin hart genug. Die Krankheit wurde zwar bald überwunden; durch die Folgen derselben aber war er zu ziemlich langer unfreiwilliger Muße verurteilt. In seiner Rolle als unthätiger Zuschauer hatte er wenigstens die Freude, daß er dem Spiele auf dem Welttheater seinen Beifall zollen konnte. Namentlich gewann die preußische Politik in den Bundesangelegenheiten seine Zufriedenheit, die er denn auch gelegentlich in seinen Briefen zu erkennen gab. So schrieb er am 3. Februar 1860 von Hohendorf aus an seinen Nachfolger in Frankfurt am Main, Herrn von Usedom:

„Ich höre immer noch mit Vergnügen und mit einem Anflug von Heimweh alle Nachrichten über Frankfurter Zustände und Personen, und beim Zeitungslesen befällt mich oft der Trieb, kampflustig in die Sitzungen zu eilen. Der Zug mit der Kriegsverfassung war vortrefflich, nur weiter so, offen und dreist mit unsern Ansprüchen herausgetreten; sie sind zu berechtigt, um nicht schließlich, wenn auch langsam, sich

Anerkennung zu verschaffen, und die von des Rheinbundes und der Bundesakte Gnaden souveränen Kleinstaaten können ihren Partikularismus auf die Dauer gegen den Strom der Zeit nicht halten. Es kann wie meine Genesung Stillstand und Rückschritt gelegentlich durchmachen; aber im ganzen rückt es vorwärts, sobald wir mutig wollen und uns unseres Wollens nicht mehr schämen, sondern im Bunde, in der Presse und vor allem in der Kammer offen darlegen, was wir in Deutschland vorstellen wollen, und was der Bund bisher für Preußen gewesen ist: ein Alp und eine Schlinge um unsern Hals mit dem Ende in feindlichen Händen, die nur auf Gelegenheit zum Zuschnüren warten .... Doch genug Politik!

„Ich hoffe bald reisefertig zu sein, bin's vielleicht schon; meine Frau und die Ärzte drängen mich nach Süden, Heidelberg oder Schweiz; ich dränge nach Petersburg, um endlich im eignen Hause in Ruhe zu wohnen."

Der Aufbruch nach Petersburg erfolgte erst Ende Mai, nachdem Bismarck zuvor eine Zeitlang in Berlin gewesen war und dort an den Sitzungen des Herrenhauses teilgenommen hatte. Am 5. Juni war das Ziel der Reise erreicht, und er richtete sich mit seiner Familie in dem Hause der Gräfin Stenbock am Englischen Kai ein, welches er schon ein Jahr vorher gemietet hatte. Über das Leben, wie es sich dem preußischen Gesandten, der nach seiner Rückkehr in den Hofkreisen noch freundlicher als zuvor aufgenommen wurde, hier im eignen Hause während der nächsten Zeit gestaltete, berichtet derselbe in einem Briefe vom 1. Juli an Frau von Arnim folgendes:

„Mir ist zu Mute wie einem alten Pensionär, der mit den Händeln dieser Welt abgeschlossen hat, oder doch wie einem frühern ehrgeizigen Militär, der den Hafen einer guten Kommandantur erreicht hat, und mir ist, als könnte ich hier lange zufriedene Jahre hindurch meinem Ende entgegenreifen. Bis zwölf habe ich jeden Morgen mit Karlsbader, Spazieren, Frühstücken und Anziehen zu thun; von da bis fünf giebt mir der Dienst gerade genug regelmäßige Arbeit, um mich nicht überflüssig in der Welt zu fühlen. Das Mittagbrot schmeckt mir vortrefflich, am besten das, was ich nicht essen darf, von acht bis zehn

reite ich, ebenfalls par ordonnance du médecin,*) und lese dann bis zwölf mit dem begleitenden Genusse der gemeinen Lazarettpflaume die eingegangenen Zeitungen und Depeschen. So halte ich es noch lange aus, vorausgesetzt, daß es mir gelingt, den Standpunkt des beobachtenden Naturforschers unserer Politik gegenüber festzuhalten. — Heute war ich zur Tafel; das sind die einzigen Unregelmäßigkeiten, seit die erste Bewillkommnung vom Hofe vorbei ist. Der Kaiser war sehr herzlich beim Wiedersehen, umarmte mich und hatte eine unverkennbare Freude, daß ich wieder da bin. Johanna findet das Leben viel behaglicher als sie dachte." —

Eine stets willkommene Abwechselung in der Eintönigkeit dieses Lebens gewährten Bismarck die Besuche in dem reizend gelegenen Peterhof. Der Empfang, welcher ihm hier von der Kaiserin-Mutter, der edlen Tochter der unvergeßlichen Königin Luise, der „lieben Charlotte" König Friedrich Wilhelms III., bereitet wurde, hatte etwas ungemein Wohlthuendes und Anheimelndes für ihn. Die hohe Dame hatte für ihn, wie er schreibt, in ihrer liebenswürdigen Natürlichkeit etwas Mütterliches, und er konnte sich zu ihr ausreden, als hätte er sie von Kind auf gekannt. Sie unterhielt sich dann mit ihm „auf einem Balkon mit Aussicht ins Grüne, strickend an einem weiß und roten wollenen Shawl mit langen Stäben", während sie, schwarz gekleidet auf einer Chaiselongue ruhte, und „stundenlang hörte er ihrer tiefen Stimme und ihrem ehrlichen Lachen und Schelten" mit innerstem Vergnügen zu, ließ den Blick über die prachtvolle Landschaft mit dem „Dutzend Schlösser, den Springbrunnen und Teichen dazwischen, mit schattigen Gängen und Rasen bis ins Seewasser hinein, über den blauen Himmel mit weißen Wolken, über die grünen Wipfelmeere hinaus und das blaue wirkliche Meer mit Segeln und Möven" und die Gedanken zur fernen Heimat schweifen. Hier sah er die mütterliche Freundin auch an ihrem letzten Geburtstage (1. Juli 1860), während die Musik zur Feier des Tages herauftönte; wenige Monate darauf starb seine edle Gönnerin.

*) Auf Anordnung des Arztes.

Freundschaftliche Beziehungen verbanden Bismarck und seine Gemahlin in Petersburg auch noch mit einer andern hochgestellten Dame, die ebenfalls deutschen Ursprungs war und zu den Bekannten des Bismarckschen Hauses während der Frankfurter Zeit zählte. Es war die Großfürstin Helene. In ihren gastlichen Salons verkehrten Staatsmänner, Künstler und Gelehrte aus der Newahauptstadt wie auch aus andern Residenzen, und Bismarck fand hier nicht nur edle geistige Anregung, sondern knüpfte auch mancherlei Beziehungen an, die späterhin von hoher Bedeutung für ihn wurden. Bismarcks geistreiche und liebenswürdige Art im geselligen Umgange machten ihn in der Petersburger Gesellschaft überhaupt zu einer beliebten Persönlichkeit. Besonders schmeichelte den Russen das Interesse, welches der preußische Gesandte für die russische Sprache und Litteratur hegte und, wo sich immer nur Gelegenheit bot, offen an den Tag legte. Nicht geringes Aufsehen machte es in den Hofkreisen, daß er eines Tages den Kaiser Alexander mit einer fertigen Anrede in der russischen Sprache überraschte, welche er in erstaunlich kurzer Zeit gelernt hatte.

Das kostspielige Leben in der russischen Hauptstadt legte Bismarck, der im Verhältnis zu dem Einkommen der Gesandten anderer großer Staaten nur ein geringes Gehalt bezog, freilich mancherlei Einschränkungen auf. Er vermochte es seinen englischen, französischen und österreichischen Genossen durchaus an Aufwand nicht gleichzuthun. Dennoch gehörten die Gesellschaftsabende im Stenbockschen Hause am Englischen Kai bald zu den gesuchtesten und interessantesten. Schon in Frankfurt hatte er einmal gesagt: Lieber gar keine Gastfreundschaft als eine knickrige. Zudem übte die heitere Laune des Wirtes und die anmutige Liebenswürdigkeit der Hausfrau, die echt deutsche Gemütlichkeit, welche die Räume durchwehte, einen Reiz aus, mit welchem der Glanz blendendster Feste in den andern Gesandtschaftshotels nicht wetteifern konnte. Als ständige Gäste verkehrten im Bismarckschen Hause u. a. die deutschen Landsleute: Herr von Holstein, Legationssekretär, General von Loën, preußischer Militärbevollmächtigter in Petersburg, Herr von Eckert, Hauptmann in russischen Diensten, und Graf Kaiserlingk, Bismarcks Jugendfreund, damals Kurator an der Universität zu Dorpat.

Der berühmte deutsche Erforscher orientalischer Kultur und Sprache, Dr. H. Brugsch-Pascha, stattete im Mai 1861, von seiner Reise durch Persien zurückkehrend, im Bismarckschen Hause zu Petersburg seinen Besuch ab, in welchem er dann des öfteren verkehrte. Ein späterer Bericht des Gelehrten hierüber*) gewährt einen interessanten Einblick in die damaligen häuslichen Verhältnisse Bismarcks. Brugsch-Pascha schreibt:

„Frau von Bismarck war von einer Güte gegen mich, die mich sofort für sie einnahm. Sie konnte und wollte es nicht fassen, daß ich Weib und Kind verlassen hatte, um in die weite Ferne zu wandern, und pries Gott, der es so gnädig geführt, daß ich voraussichtlich in wenigen Tagen mein verwaistes Volk daheim wiedersehen dürfte. Ich ward als ständiger Gast im Hause ausgezeichnet und erhielt damit Gelegenheit, die einzelnen Mitglieder der Familie und die näheren Freunde desselben kennen zu lernen. Zu den ersteren gehörten die beiden Söhne des Gesandten, Herbert und Wilhelm, die sich zur Zeit im Knabenalter befanden und dem Unterricht eines vortrefflichen Lehrers, des Predigtamtskandidaten Braune anvertraut waren. — Jedermann, der in der russischen Residenz damals von ihm, dem Gesandten, sprach, schilderte ihn als einen Mann im vollsten Sinne des Wortes, dem neben den geistigen Vorzügen und der unbeugsamen Charakterstärke zugleich eine außerordentliche Körperkraft eigen war.

„Die Haushaltung beruhte auf einer gesunden, aber durchaus notwendigen Sparsamkeit, und es kam der Excellenz nicht darauf an, das Holz zur Feuerung persönlich bei früher Morgenstunde einzukaufen. Einen guten Trunk konnte sich der Gewaltige schon leisten, wenn auch die Frau Gemahlin soviel als möglich seine Teilnahme an russischen Herrendiners zu verhindern suchte. Als Herr von Holstein mir vor meiner Abreise ein Abschiedsessen zum Besten gab, wurde mir zugeraunt, die Frau Minister zu bitten, dem Herrn Gemahl die Erlaubnis zur Teilnahme an der abendlichen Tafelrunde zu gewähren. Frau von Bismarck lehnte es mir lächelnd ab, aber dennoch erschien der gestrenge Herr Gesandte gegen zehn Uhr in einem der beliebtesten Restaurants

*) „Braunschweigische Landeszeitung" Nr. 80 v. Jahrg. 1894.

der Residenz, um bis zwei Uhr morgens gemeinschaftlich mit uns Übrigen guter Dinge zu sein. Ich kann versichern, daß er der Einzige war, welchem die schweren und reichlichen Bacchusgaben auch nicht das Mindeste angethan hatten.

„Im Familienleben mußte man warm werden und von den einfachen aber herzlichen Formen im Hause entzückt sein. Hochmütiger Stolz und leere Vornehmthuerei waren unbekannt, und ein offenes Herz galt mehr als übertünchte Scheinheiligkeit."

Ein zweifelhaftes Licht auf die Petersburger Verhältnisse wirft ein Gespräch, welches Bismarck im Jahre 1870 mit einem Gaste, dem General von Werder, der damals preußischer Militärbevollmächtigter in Petersburg war, führte und das Busch also wiedergiebt*):

„Der Kanzler fragte seinen Gast: ‚Was kostet Ihnen eine Visite beim Kaiser jedesmal?' — Ich weiß nicht, was Werder darauf antwortete, der Kanzler aber fuhr fort: ‚Für mich war das immer eine kostspielige Sache — besonders in Zarskoje. Ich hatte da immer fünfzehn bis zwanzig, auch fünfundzwanzig Rubel zu zahlen, je nachdem ich aufgefordert zum Kaiser fuhr oder unaufgefordert. Im letztern Falle war es teurer. Da bekam der Kutscher und der Lakai, die mich geholt hatten, der Haushofmeister, der mich empfing — bei letzter Gelegenheit mit dem Degen an der Seite — dann der Läufer, der mir durch die ganze Länge des Schlosses — es müssen wohl tausend Schritt sein — bis zum Zimmer des Kaisers vorausging. Wissen Sie, der mit den hohen runden Federn auf dem Kopfe wie ein Indianer. — Nun, der verdiente seine fünf Rubel wirklich. Und niemals bekam man denselben Kutscher zurück. — Ich konnte diese Ausgaben nicht liquidieren. — Wir Preußen waren überhaupt schlecht gestellt. Fünfundzwanzigtausend Thaler Gehalt und achttausend Thaler Mietgeld. Ich hatte dafür freilich ein Haus so groß und so schön wie irgend ein Palais in Berlin; aber die Möbel darin waren alle alt und verschossen und ruppig, und wenn ich die Reparaturen und die andern Kleinigkeiten dazunehme, so kostete es mich neuntausend jährlich. Ich fand aber, daß ich nicht verpflichtet wäre, mehr zu verthun als mein Gehalt,

*) „Graf Bismarck und seine Leute." Bd. II. S. 16 und 277.

und so half ich mir damit, daß ich kein Haus machte. Der französische Gesandte hatte dreimalhunderttausend Franken und durfte nebenbei alle Gesellschaften, die er für offiziell anzusehen für gut fand, seiner Regierung liquidieren.' — ‚Sie hatten aber doch freie Heizung, und die macht doch in Petersburg jährlich was aus', warf Werder ein. — ‚Nein, erlauben Sie, die mußte ich auch bezahlen. Das Holz wäre eben nicht so teuer, wenn die Beamten es nicht so teuer machten. Da erinnere ich mich; einmal, da sah ich schönes Holz auf einem finnischen Boote. Ich fragte die Bauern nach dem Preise, und sie nannten mir einen sehr wohlfeilen. Als ich's aber kaufen wollte, fragten sie mich, ob es für den Fiskus wäre. Da beging ich die Unvorsichtigkeit, zu antworten: Nicht für den kaiserlichen Fiskus, sondern für den königlich preußischen Gesandten. Preußen wäre wohl ein Gouvernement des russischen Reiches. Ich sagte, das gerade nicht; aber die Gesandtschaft hat mit der kaiserlichen Krone zu thun. Das war eben unvorsichtig, undiplomatisch: es befriedigte die Bauern offenbar nicht, und es half auch nichts, daß ich ihnen das Geld gleich geben wollte. Sie fürchteten ohne Zweifel, daß ihnen dasselbe von mir wieder abgedrückt werden würde, und daß man sie obendrein unter dem Vorwande, sie hätten das Holz gestohlen, einstecken und ihnen Prügel aufzählen würde. Als ich später wiederkam, waren sie alle auf und davon. Hätte ich ihnen die Adresse eines Kaufmanns gegeben, mit dem ich mich inzwischen verständigen konnte, hätte ich das Holz um den dritten Teil dessen gehabt, was ich sonst bezahlte.'" —

Die eigentümlichen Verhältnisse in den russischen Verwaltungskreisen erschwerten auch die Geschäfte des Gesandten, soweit sie sich auf die Verpflichtungen gegen die zweimalhunderttausend in Rußland lebenden preußischen Unterthanen bezogen, in hohem Maße. Bismarck gewann sich aber durch seine Fürsorge das ganz besondere Vertrauen seiner Schutzbefohlenen, denen er Advokat, Richter, Landrat, Polizei- und Aushebungsbehörde in einer Person sein mußte.

Hohen Reiz und zugleich eine nervenkräftigende Bewegung gewährten Bismarck die winterlichen Jagdfahrten zu Schlitten in den Wäldern Rußlands. „Ich schieße gelegentlich einen kleinen Bären oder

Elch," heißt es in einem Briefe an seine Frau Schwester, „den letzten zweihundertundneunzig Werst von hier." Sein Jagdglück und Jagdgeschick wurden bald sprichwörtlich in den Petersburger Hofkreisen, wie er denn in seiner russischen Jagdkleidung, in den hohen Stiefeln und dem mächtigen braunen Juchtenpelz auch eine imposante Erscheinung bot. Aufsehen erregte ein Abenteuer, das Bismarck erlebte, als er einst mit sieben Gefährten auf die Bärenjagd fuhr. Nach der Rückkehr von dieser Fahrt wurde einer der sieben Jagdgenossen gefragt: „Wie ist's gegangen?" — „Ist uns arg gegangen, Väterchen," lautete die Antwort. „Da kommt der erste Bär angetrabt, der Preuße schießt, und der Bär bricht im Feuer zusammen. Darauf kommt der zweite Bär angetrabt; ich schieße, fehle ihn, und der Bismarck schießt ihn mir mit einem Kapitalschuß fast vor den Füßen tot. Halt, der dritte Bär kommt! Oberst M. schießt zweimal und fehlt ihn zweimal; im nächsten Augenblick hat ihm der Preuße auch seinen Bären zu Füßen gelegt. So hat der Bismarck die Bären alle drei geschossen, und danach ist uns keiner weiter begegnet. So arg ist's uns gegangen, Väterchen."

Manch schöne Jagdtrophäe brachte Bismarck aus den Wäldern Rußlands mit heim. Auch eine lebendige Jagdbeute führte er eines Tages seiner Familie zu, die namentlich seinen beiden Knaben Herbert und Bill (Wilhelm) großes Vergnügen bereitete. Es waren einige junge Bären, die, aufgezogen und gezähmt, sich munter im Hause tummelten, gelegentlich auch beim Nachtisch im Speisesaal erschienen, den aufwartenden Diener in die Waden kniffen und zum Ergötzen der Gesellschaft gar artig auf dem Tischtuche zwischen Tellern und Gläsern herumspazierten oder auf der im Zimmer angebrachten Rutschbahn sich vergnügten.

Der gefürchtete russische Winter kam, ging aber an Bismarck und seiner Familie ohne erhebliche Störungen vorüber, so daß er am 26. März 1861 an Frau von Arnim schreiben konnte:

„Im übrigen habe ich mich mit der Existenz hier befreundet, finde den Winter durchaus nicht so übel, wie ich dachte, und verlange keine Änderung meiner Lage, bis ich mich, wenn's Gottes Wille ist, in Schönhausen oder Reinfeld zur Ruhe setze, um meinen Sarg ohne Übereilung

zimmern zu lassen. Die Ambition, Minister zu sein, vergeht einem heutzutage aus mannigfachen Gründen, die sich nicht alle zum schriftlichen Vortrag eignen. In Paris oder London würde ich weniger behaglich existieren als hier, auch nicht mehr mitzureden haben, und ein Umzug ist halbes Sterben. Frau und Kinder vertragen das Klima sehr gut. Ich habe eine Anzahl angenehmer Leute, mit denen ich verkehre."

Der politische Himmel Europas sah damals keineswegs sonnig und heiter aus. Der jähe Abschluß des italienischen Krieges hatte die Spannung unter den Völkern mehr gesteigert als gemildert. In Italien hatte der thatkräftige, kühne Cavour, der nach der schnöden Untreue Napoleons seinen Ministerposten mit der Thätigkeit eines unabhängigen Volksführers vertauscht, erfolgreiche Schritte auf dem Wege der nationalen Einigung gethan. Unter seinem mächtigen Einflusse wurde durch eine allgemeine Volksabstimmung die Verschmelzung von Toskana und der Emilia, wie die vereinigten Landschaften von Modena, Parma und der Romagna jetzt genannt wurden, mit Sardinien beschlossen, vollzogen und dem Könige Viktor Emanuel die Huldigung dargebracht, ohne daß die verjagten Regenten jener Länder, das entrüstete Wiener Kabinett, der bannstrahlschleudernde Papst in Rom und der verblüffte Kaiser Napoleon es zu hindern vermocht hätten. Letzterer, der in dieser Frage den Ausschlag zu geben hatte, war der Geister, welche er selbst wachgerufen, jetzt nicht mehr mächtig. Wie hätte er, der in Frankreich selbst auf Grund einer Verfügung des allgemeinen Stimmrechts regierte, einer solchen jetzt in Italien mit brutaler Gewalt entgegentreten können, ohne durch dies Beispiel die Grundfesten seines Cäsarenthrones zu erschüttern! Er sah sich also gezwungen, einstweilen gute Miene zu dem ihm freilich recht böse erscheinenden Spiele zu machen und abzuwarten, ob er in den Wirren der Zeit dennoch sein Gelüst nach den schönen Trauben von Nizza und Savoyen werde befriedigen können, die beim Abschluß des Friedens von Villafranca für ihn zu hoch gehangen hatten. Und siehe, bald sollte sich auch die Gelegenheit dazu finden.

Die italienische Nationalpartei ließ sich, getragen von dem Gefühle hoher patriotischer Begeisterung, in ihren Bestrebungen durch kein Hindernis beirren. Unaufhaltsam schritt sie weiter vor, dem gesteckten Ziele voll-

ständiger Einigung entgegen. Dieser Bewegung gegenüber hielt es Napoleon für geraten, sich mit Sardinien wieder in freundliches Einvernehmen zu setzen. Es wurden Verhandlungen mit Viktor Emanuel angeknüpft, die darauf hinausliefen, daß Frankreich der nationalen Bewegung in Italien keine Hindernisse entgegensetzen wolle, wenn ihm die früher vereinbarte Erwerbung Savoyens und Nizzas zugesichert werde. Zur Bekräftigung dieser Vorschläge und Rechtfertigung der beabsichtigten politischen Schritte erschien anfangs Januar 1860 in Paris eine offiziöse Abhandlung, in welcher der Satz entwickelt wurde, die weltliche Macht des Papstes im Kirchenstaate sei für dessen geistliche Autorität weder notwendig noch nützlich, sondern im Gegenteil verderblich.

Viktor Emanuel ergriff die ihm dargebotene Hilfe mit Freuden; Cavour kehrte alsbald auf seinen frühern Posten im Ministerium zurück, und die nationale Bewegung erhielt einen neuen gewaltigen Aufschwung. Aus den Gebieten des Kirchenstaates, dessen Unterthanen der zugleich unfähigsten und drückendsten Verwaltung in Europa preisgegeben waren, ergingen zahlreiche Bittschriften nach Paris, worin der Kaiser Napoleon um Befreiung von dem unerträglichen Regimente des Papstes angefleht wurde. In Neapel erreichte die nationale Volksbewegung eine solche Macht, daß der Ausbruch einer gewaltsamen Umwälzung jeden Tag zu erwarten war. Der kühne Freiheitsheld Garibaldi kam dieser Bewegung mit einer Schar Freiwilliger zu Hilfe. Das Werk der nationalen Einigung Italiens war nun nicht mehr zu hindern. Am 1. September 1860 zog Garibaldi, bei dessen Erscheinen sich überall die neapolitanischen Heeresteile auflösten und zu ihm übertraten, triumphierend unter dem Jubel der Bevölkerung in Neapel, der Hauptstadt beider Sizilien, ein und verkündete, daß er nunmehr auch Rom und Venetien befreien und dann das geeinte Italien dem Könige Viktor Emanuel huldigen lassen werde. Zwar geschah dies nicht durch Garibaldis Machtvollkommenheit, der nunmehr nach ausgespielter Rolle sanft beiseite geschoben wurde, aber das Werk der Einigung vollzog sich dennoch in gleichem Sinne unter Führung Sardiniens fast vollständig. Noch ehe das Jahr 1860 verflossen war, gehorchte außer Rom und Venetien die ganze Halbinsel dem Könige Viktor Emanuel von Italien.

Das erhebende Beispiel begeisterten nationalen Strebens und einmütigen, thatkräftigen Handelns, welches das italienische Volk damals andern Völkern gab, erweckte auch in Deutschland den seit Jahren fast ganz erloschenen Einheitsgedanken wieder. Schon nach Villafranca erließ der hannoversche Abgeordnete Rudolf von Bennigsen mit vierunddreißig Genossen einen Aufruf, worin zur Bildung eines großen nationalen Vereins aufgefordert wurde, welcher die Förderung der dringenden Aufgaben der Zeit: Herstellung eines einheitlichen Deutschlands unter Preußens Führung und die Berufung eines deutschen Parlaments aus freier Volkswahl zum Zweck haben sollte. In glänzender Rede verteidigte Bennigsen den Aufruf in der Zweiten Kammer Hannovers gegen die heftigen Angriffe des Ministers von Borries. Wie ein elektrischer Funke lief die Anregung des hannoverschen Patrioten zunächst durch Nord- und Mitteldeutschland, wo man überall erkannt hatte, daß Deutschland ohne den Halt des kraftvollen Preußens ohnmächtig, die deutsche Bundesverfassung ohne das Organ eines nationalen Willens ein Hemmschuh für jede freiheitliche und einheitliche Volksbewegung sei. In kurzer Zeit erhielt der Bennigsensche Aufruf viele hundert Zustimmungserklärungen und Unterschriften. In einzelnen Provinzen und Ländern schritt man selbständig auf gleicher Bahn vorwärts. Die Bürger von Stettin sandten an den Prinzregenten von Preußen eine Bittschrift, worin sie diesem die Herstellung einer neuen deutschen Zentralgewalt ans Herz legten. Der längst als national und liberal bekannte Herzog Ernst von Koburg-Gotha, den eine Abordnung von Gothaer Bürgern bat, das Werk einer neuen Verfassung des außerösterreichischen Deutschlands fördern zu helfen, gab diesen eine zustimmende Antwort.

Bald ergriff die Bewegung auch die Süddeutschen. Zu einer nach Frankfurt am Main einberufenen Versammlung kamen hunderte von deutschen Patrioten aller Farben und aus allen Staaten, welche alle einig waren in dem Gedanken, daß die Aufhebung des Bundestages und die Berufung eines deutschen Parlaments zu einer nationalen Notwendigkeit geworden sei. Die von den Nord- und Mitteldeutschen beantragte Übertragung der Zentralgewalt an Preußen aber rief bei

den Süddeutschen einen so heftigen Sturm der Entrüstung hervor, daß man diese Frage schließlich, um nicht die ganze Versammlung zu gefährden, ganz von der Erörterung ausschloß. Die Versammlung konstituierte sich als Deutscher Nationalverein, welcher die Wiederaufnahme des seit zehn Jahren begrabenen Werkes deutscher Einheit sich zur Aufgabe stellte, wobei er freilich die Lösung der alles entscheidenden Frage einer führenden und stützenden Zentralmacht nicht mit in den Kreis seiner Wirksamkeit zog.

Die neuerwachte deutsche Bewegung trug also gleich bei ihrer Entstehung den Keim derselben verderblichen Zwietracht in sich, durch welche das Einheitswerk vor zehn Jahren zu Grunde gerichtet worden war. Dem deutschen Volke sollte es nicht gelingen wie dem italienischen, dem das einmütige Streben und Handeln aller nationalen Kräfte zu einem so raschen und leichten Siege verhalf. Das alte Erbübel der Deutschen mußte erst gründlich durch eine gewaltsame Kur ausgerottet werden, ehe das Vaterland zu neuem schönen Blühen und Gedeihen gelangen konnte.

Der gute deutsche Bundestag, welcher allerdings von jeher bei dem Klange des Ausdrucks „Deutsche Einheit“ in Wut geriet wie der Puter beim Anblick des roten Tuches, hätte vorderhand noch nicht nötig gehabt, über die Gründung des Deutschen Nationalvereins so heftig zu ergrimmen, daß er den geschäftsführenden Ausschuß desselben aus Frankfurt am Main verbannte und ihn mit Feuer und Schwert zu verfolgen beschloß. Zwar fand der Ausschuß eine sichere Heimstätte in Koburg und der Verein in dem Herzog Ernst einen eifrigen Förderer und treuen Beschützer, allein der Durchführung seiner Pläne stellten sich auch ohne die Verfolgung seitens des Bundestages Hindernisse entgegen, welche durch noch so begeistert geführte Vereinsbestrebungen nun und nimmer zu überwinden waren.

Die nationale Bewegung in Italien hatte außer den oben erwähnten noch mancherlei andre Wirkungen. Auch die europäischen Fürsten sahen den Vorgängen nicht gleichmütig zu. In Österreich riefen dieselben große Besorgnis hervor. Unter diesen Umständen schien dem Wiener Kabinett die zuvor so schroff zurückgewiesene Freundeshand

Preußens doch sehr wertvoll. Graf Rechberg, der damalige Leiter der österreichischen Politik, kam bald zu der Einsicht, daß der Kaiserstaat unter Metternichs Führung, der sich mit Preußen stets in ein gutes Einvernehmen zu setzen gewußt hatte, doch weit besser beraten gewesen sei, als nach dessen Rücktritte. Sollte es, so überlegte er, trotz aller unliebsamen Vorkommnisse nicht möglich sein, dieses glückliche und naturgemäße Verhältnis wieder herbeizuführen? Gewiß; bot sich doch jetzt gerade eine günstige Gelegenheit dazu.

Preußen beabsichtigte beim Bundestage einen Antrag auf Reform der Bundeskriegsverfassung, die sich im letzten Kriege als unerträgliches Hemmnis jeder erfolgreichen Bewegung des Bundesheeres erwiesen hatte, einzubringen. Diese Absicht rief in den Regierungskreisen der Klein- und Mittelstaaten große Erregung hervor. Die Herren Minister dieser Staaten schlossen unter Führung des Freiherrn von Beust zu Augsburg ein förmliches Schutz- und Trutzbündnis gegen die preußischen Reformpläne, welche ihnen einen ebenso heftigen Schrecken verursachten wie die Gründung des Nationalvereins. Während aber Beust mit dem Plane hervortrat, sich mit Österreich über gewisse harmlose Reformen zu verständigen, wollte der Vertreter Hannovers von Reformen schlechterdings nichts wissen. War doch der blinde König Georg V. von Hannover der Meinung, eine bessere Verfassung als die von 1815 lasse sich überhaupt gar nicht ersinnen.*) Demgemäß erklärte Herr von Borries im Sinne seines Herrschers, ehe die deutschen Fürsten sich ein Tüttelchen an der angestammten Souveränität schmälern ließen, würden sie selbst die Hilfe des Auslandes nicht verschmähen.

Hier nun setzte Graf Rechberg mit seiner Thätigkeit behufs einer Verständigung mit Preußen ein. Er sprach, als ihm die Absicht Preußens bekannt wurde, dem Gesandten in Wien seine große Bereitwilligkeit aus, die Sache zu unterstützen. Preußen trat mit seinem Antrage hervor, nach welchem sehr einfach und naturgemäß bei einem Bundeskriege, der die gesamten Streitmächte Preußens und Österreichs in Anspruch nähme, die beiden norddeutschen Bundeskorps unter

*) Sybel: Die Begründung des Deutschen Reichs. Bd. II. Seite 339.

preußischen, die beiden süddeutschen unter österreichischen Oberbefehl treten sollten, daß in Zukunft also kein Bundesfeldherr vom Bundestage mehr zu wählen, zu leiten und zu beaufsichtigen sei. Graf Rechberg zeigte bei den Verhandlungen über die Frage seinem Versprechen gemäß den besten Willen, den Antrag durchbringen zu helfen, allein mit wenig Erfolg. Der Ausschuß, dem die Vorberatung der Sache übertragen wurde, beschloß im Mai 1860 mit allen gegen eine Stimme die Verwerfung des preußischen Vorschlages.

Preußens Regent ließ sich hierdurch in seinem Bestreben, die deutsch-nationalen Interessen nach besten Kräften zu fördern, aber keineswegs beirren. Auch an ihm fand der Nationalverein einen Förderer und Beschützer, wie sehr auch die Gegner desselben darüber erbittert waren.

Die ungesunden Verhältnisse des Bundes zeigten sich bei jedem Schritte, den Preußen zur Lösung der deutschen Frage unternahm, zu jener Zeit wieder so recht merklich in dem kurhessischen Verfassungsstreite, der immer noch nicht zum Ausgleich kommen konnte. Jahre lang hatte ein Ausschuß des guten Bundestages an der Feststellung einer Reihe von Vermittelungsvorschlägen in dem hessischen Verfassungswerke gearbeitet; das Ergebnis, welches endlich im August 1859 ans Licht kam, war so ganz seiner Urheber würdig. Man wollte zwar einige Milderungen in der Hassenpflugschen Gewaltherrschaft zugestehen, im übrigen aber die dem Hessenvolke aufgedrängte Verfassung ohne Volksvertretung nicht aufheben.

Preußen vermochte dem Ausschußberichte seine Zustimmung nicht zu geben und legte zunächst Verwahrung gegen die Beschlußfassung über denselben ein. Der preußische Gesandte in Frankfurt am Main, Herr von Usedom, ermunterte seine Regierung zu entschiedenem Handeln; in einer Denkschrift wies er die zahlreichen Rechtswidrigkeiten nach, welche sich der Bundestag wie die hessische Regierung bei der Vereinbarung der neuen Verfassungsvorschläge hatten zu schulden kommen lassen. Jetzt nahe der letzte Augenblick heran, mahnte der Verfasser der Denkschrift dann dringend ganz im Bismarckschen Sinne, in welchem sich Preußen, gewiß unter dem Beifall der ganzen Nation, von dem

gesetzwidrigen Treiben lossagen und den Bundestag in die Schranken seiner rechtlichen Befugnis zurückzuweisen vermöge. Es sei eine selbstmörderische Politik gewesen, wenn das preußische Ministerium im Jahre 1852 dem Bundestage das Recht zuerkannt habe, als konstituierende Gewalt in die innern Verfassungszustände der Einzelstaaten einzugreifen und dann vielleicht auch einmal die preußische Verfassung abzuschaffen. Preußen habe daher den Antrag zu stellen, daß der Bundestag die gesetzwidrige willkürliche Aufhebung der kurhessischen Verfassung von 1831 endlich zu beseitigen und sich lediglich auf die Tilgung etwaiger bundeswidriger Artikel zu beschränken habe.

Obwohl Herr von Schleinitz im ersten Augenblick vor einem so entschiedenen Handeln zurückschrak, gelangten Herrn von Usedoms Vorschläge doch zur Durchführung; den Ausschlag gab der Prinzregent seinem Worte gemäß: „Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist."

Das Vorgehen Preußens machte gewaltiges Aufsehen. Während dasselbe bei allen wohlmeinenden Deutschen lebhafte Befriedigung, ja lauten Jubel hervorrief, die vergewaltigten Bewohner des Hessenlandes wie aus einem bösen, beängstigenden Traume weckte, geriet die Mehrzahl der deutschen Regierungen in nicht geringe Verlegenheit. Preußens Vorschläge ganz zurückzuweisen, wäre bei der allgemeinen Stimmung im Volke nicht wohlgethan; sie aber ohne weiteres anzunehmen, hieße Preußens Ansehen in Deutschland nicht minder heben helfen. Was thun? Man griff zu den alten herkömmlichen Maßregeln des Feilschens und Unterhandelns, wodurch die Entscheidung wiederum auf möglichst lange Zeit verschleppt wurde, bis die Erregung im Volke abgekühlt und von einer demselben mißliebigen Abstimmung ernstliche Folge nicht mehr zu befürchten war. So blieb der kurhessische Verfassungsstreit wie die schleswig-holsteinische Frage zur Schande des Bundestages vorderhand als offener Krebsschaden am deutschen Staatenkörper bestehen, wie sehr Preußen auch bemüht war, denselben zur Heilung zu bringen.

Die Zustände in Deutschland wurden durch solcherlei Vorgänge immer verwickelter, fast unerträglich. Mit Spannung sah man im Inlande wie im Auslande einer endlichen Lösung dieser Wirren ent-

gegen. In erster Linie zog Preußen die Blicke auf sich, das nach allgemeiner Überzeugung die Zukunft des deutschen Volkes in seiner starken Hand hielt. Dieses Preußen der neuen Ära wurde mehr und mehr zu einer Macht, um deren Gunst und Freundschaft die Nachbarn eifrig warben. In Rußland schätzte sowohl der Kaiser Alexander als auch sein Kanzler Fürst Gortschakow die Freundschaft Preußens sehr hoch. Nach Ansicht der leitenden russischen Staatsmänner könne ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen den beiden Nachbarmächten, dem vielleicht auch noch Frankreich beitrete, die sicherste Friedensgrundlage für das nach dem Zerfall der Heiligen Alliance stetig beunruhigte Europa bilden.

Napoleon hatte für Andeutungen in dieser Beziehung ein feines, williges Verständnis. Ihm war nach den Erfahrungen im italienischen Kriege an einem guten Einvernehmen mit Preußen noch mehr als zuvor gelegen. Indessen, meinte er, müsse Preußen in seinem gespannten Verhältnisse zu Österreich und dessen Anhängern in Deutschland die Gunst Frankreichs nicht minder erwünscht sein, und diese Gelegenheit könne er benutzen, um möglichst großen Gewinn für sich aus einem Zusammenschlusse mit Preußen und Rußland zu erzielen. Er ließ darum im russischen Sinne freundliche Winke nach Berlin gelangen, dahingehend, daß Frankreich die Erhebung Preußens zu einer würdigen Stellung im Deutschen Bunde mit Freuden begrüßen, auch nichts dagegen einzuwenden haben würde, daß Preußen eine Entschädigung für seine Verdienste um Deutschlands Wohlfahrt, etwa die Erwerbung Schleswig-Holsteins, erhalte, wenn es seinerseits nach dem Beispiel Italiens eine kleine Grenzberichtigung am linken Rheinufer zulassen wolle. Gerüchte hierüber riefen in Deutschland große Besorgnis hervor.

Napoleon aber hatte mit seinen Lockungen kein Glück. Der Prinzregent wies dieselben mit Entrüstung von sich. Auf einer Reise durch das Saargebiet sprach er bei Gelegenheit einer feierlichen Begrüßung das erhebende Wort: „Niemals werde ich einwilligen, daß eine Scholle deutscher Erde dem Vaterlande verloren gehe.“

So sehr Napoleon diese Erklärung auch verdroß, war er doch weit entfernt, seinen Plan zu einer Annäherung an Preußen auf-

zugeben. Ja, das feste, sichere Auftreten des Regenten machte ihm dessen Freundschaft in noch höherem Grade wünschenswert. Er bemühte sich um eine persönliche Zusammenkunft mit dem Prinzregenten, die denn auch am 15. Juni 1860 in Baden-Baden, aber auf Wunsch desselben in Gegenwart der Könige von Bayern, Württemberg und Sachsen, sowie einer Anzahl anderer deutschen Fürsten, stattfand. In einem kurzen Gespräch, das der Kaiser mit dem Regenten unter vier Augen führte, erklärte ersterer: Es sei wohl wahr, daß es in Frankreich eine Partei gäbe, die nach deutschem Gebiet strebe. Er aber sei andrer Ansicht: er wünsche, daß die beiden Völker, die an der Spitze der Zivilisation ständen, in Frieden verkehren und ihre Interessen verschmelzen möchten. Und diese Gesinnung zu bekunden, sei er hergekommen. Der Regent sprach seine Freude über diese Worte und seine Zustimmung zu denselben aus, drang aber darauf, daß Napoleon zur Beruhigung der erregten Gemüter in Deutschland den anwesenden Fürsten dasselbe sage, was er zu ihm gesprochen. Wohl oder übel mußte sich der Kaiser dazu bequemen.

Die allgemeine Befürchtung, daß Preußen ein Bündnis mit Frankreich eingehen könne, war hiermit vollständig gehoben. Auf Betreiben des Königs von Bayern willigte der Prinzregent auch in eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Österreich, welche am 26. Juli 1860 in Teplitz stattfand. Eine Aussöhnung zwischen den beiden deutschen Großmächten, welche die deutschen Fürsten jetzt so heiß ersehnten, kam indessen nicht zu stande. Wohl aber erklärte sich der Regent bereit, sich nach den Wünschen des Kaisers zu einer gemeinsamen Abwehr feindlicher Angriffe auf die Besitzungen beider Staaten zu verpflichten, wenn Österreich versichern wolle, den Krieg nicht zu veranlassen, den Reformvorschlägen Preußens in Bezug auf die deutschen Bundesverhältnisse aber seine Hilfe zu leisten. Die Vorschläge, welche Preußen zu machen gedachte, bezogen sich auf folgende Punkte: Beseitigung der ärgsten Mißstände im Bunde wie die Kriegsverfassung, Wechsel Preußens mit Österreich im Vorsitz des Bundestages, Erledigung der schleswig-holsteinischen Frage im preußischen Sinne.

Diese Forderungen erschienen dem Kaiser aber unerfüllbar, und es kam, da der Prinzregent fest auf seinen Bedingungen bestand,

zu keiner Verständigung. Dennoch kehrte der Kaiser befriedigt von Teplitz zurück, da ihm die Gesinnung des preußischen Regenten eine Gewähr dafür zu geben schien, daß er im Falle eines französischen Angriffs in Zukunft von Preußen nicht im Stiche gelassen werden würde, wie er diese Überzeugung auch zu dem Könige von Sachsen aussprach.

Auch der Kaiser von Rußland fühlte das Bedürfnis, sich nochmals mit dem preußischen Regenten persönlich über die Weltlage zu verständigen. Dieser folgte einer Einladung des Kaisers willig, und so trafen sich die beiden Herrscher während des Oktobers in Warschau. Auch dem Kaiser Franz Joseph wurde die Teilnahme an den Beratungen auf vorher ergangene Anfrage gestattet. Zu festen Beschlüssen kam es nicht. Kaiser Alexander kehrte mit einer Verstimmung gegen den Prinzregenten, den er zu einem gemeinsamen Einschreiten gegen das ihm jetzt verhaßte revolutionäre Sardinien nicht bewegen konnte, nach Petersburg zurück.

Otto von Bismarck folgte von seinem Stillleben an der Newa diesen Vorgängen mit großem Interesse. An der Zusammenkunft in Warschau nahm er persönlich teil, sonst suchte er durch briefliche Kundgebungen oder in der Presse auf den Gang der heimischen Politik einzuwirken. In Petersburg selbst machte er seinen ganzen Einfluß geltend, die russische Staatskunst wieder in ein für Preußen günstiges Fahrwasser zu leiten. Seine Gegner in der Heimat wußten das sehr wohl und fürchteten ihn. Seine Stellung in Petersburg erschien ihnen höchst gefährlich; sie boten daher alle Mittel auf, dieselbe zu erschüttern, indem sie ihn seiner Regierung gegenüber durch allerlei Ränke verdächtigten und am russischen Hofe unmöglich zu machen suchten. Ihn in der öffentlichen Meinung zu schädigen, unternahmen sie einen förmlichen Verleumdungsfeldzug gegen ihn, stellten ihn als einen Landesverräter hin, der das Zustandekommen eines Bündnisses Preußens mit Frankreich auf Kosten deutscher Interessen betreibe. Bedauerlich war, daß seine frühern Parteigenossen ihn gegen dieses Ränkespiel nicht in Schutz nahmen. Schon im Juli 1859 fühlte sich Bismarck in einem Briefe an seine Gemahlin zu der tragikomischen Bemerkung veranlaßt: „Man ist hier (in Petersburg) sehr gut für mich; in Berlin aber intrigiert Österreich

und alle lieben Bundesgenossen, um mich hier wegzubringen, und ich bin doch so artig. Wie Gott will, ich wohne so gern auf dem Lande.“ Und am 16. Juni 1860 schrieb er an einen Freund:

„Die Augsburger & Komp.*) haben noch immer Angst, ich möchte Minister werden und meinen dies durch Schimpfen über mich und meine französisch-russischen Gesinnungen zu hintertreiben. Viel Ehre, von den Feinden Preußens gefürchtet zu werden. Übrigens sind meine politischen Liebhabereien im Frühjahr bei Hof und Minister so genau gesiebt worden, daß man klar weiß, was daran ist, und wie ich gerade im nationalen Aufschwunge Abwehr und Kraft zu finden glaubte. Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer und kein gallischer.“

Von dem, was in Bismarcks Geist lebte und webte, hatten in jener Zeit nur wenige Vertraute eine Ahnung. Der öffentlichen Meinung in Preußen wie im übrigen Deutschland galt er noch immer als der „scheußliche Junker“ aus den Jahren 1848 und 1849. Als solcher wurde er auch von der Presse beurteilt und behandelt, vielfach sogar einer undeutschen Gesinnung verdächtigt, welche von Vaterlandsverrat nicht weit entfernt war. An diesem Verleumdungswerk war besonders die österreichische, von dem Wiener Kabinett beeinflußte Presse mit eifrigem Bemühen thätig, und leider riefen derartige Schmähungen Bismarcks auch in preußischen Blättern nicht selten ein Echo hervor.

So geschah es im Mai 1859, daß das Berliner Witzblatt „Kladderadatsch“, welches bereits öfter den „Junker Bismarck“ zum Stichblatt seiner Satire gemacht hatte, auf eine Zuschrift aus Frankfurt hin, den nach Petersburg abberufenen Bundestagsgesandten in einer Briefkastenbemerkung anklagte, bei Gelegenheit eines im Hause des Herrn von Bethmann ihm zu Ehren gegebenen Abschiedsmahls einen geradezu vaterlandsfeindlichen Trinkspruch, und zwar in Gegenwart englischer, französischer und russischer Diplomaten ausgebracht zu haben. Der Löwe, dessen Fell sich später mehr und mehr abhärtete, scheint damals schon nicht mehr gar so empfindlich gegen solche giftigen Insektenstiche gewesen zu sein. Er suchte diesen in folgender Weise von sich abzu-

*) Herr von Beust und andere mittelstaatliche Minister.

wehren: Der Freund und Held des Humors richtete an die Pflanz- und Pflegstätte des Humors, die Redaktion des Kladderadatsch, damals von Dohm geführt, einen Brief, worin er die Behauptungen von dem „verräterischen“ Trinkspruche als „aus der Luft gegriffen“ bezeichnete und dann hinzufügte: „Der angebliche Toast wäre auch beim irgendwievielten Glase nicht wohl anzubringen gewesen. — Diese Berichtigung hat nicht den Zweck, Sie zur Rehabilitierung eines in seinem Patriotismus und seiner Nüchternheit verkannten Staatsmannes zu bewegen, sondern ist lediglich bestimmt, mich vor dem Forum eines Instituts, dem ich so viele angenehme Momente verdanke, wie dem Ihrigen, von dem Verdachte einer so groben Geschmacklosigkeit zu reinigen, wie sie in solchem Toaste unter solchen Umständen gelegen hätte. Zugleich bitte ich Sie im Interesse Ihres Blattes, Sich gegen Frankfurter Korrespondenten ein grundsätzliches Mißtrauen aneignen zu wollen, und in meinem Interesse, sobald ich einmal mit mehr Recht als jetzt Ihrer Satire anheimfallen sollte, Sich zu erinnern, daß ich aus Nr. 14 und 15 auf ein Guthaben bei Ihnen Anspruch mache.“

Selbst von seinen vertrauteren Freunden wurde er oft genug verkannt. Als im Frühjahr 1860 bekannt wurde, daß der Prinzregent in eine Zusammenkunft mit Napoleon, und zwar hauptsächlich auf Bismarcks Rat, gewilligt habe, begannen seine ehemaligen Kampfgenossen von der Kreuzzeitungspartei einen wahren Verleumdungsfeldzug gegen ihn, der monatelang mit sich steigernder Heftigkeit geführt wurde, und wobei selbst die Waffen der Bosheit und Niedertracht von seinen Gegnern nicht verschmäht wurden. In dieser Zeit richtete auch der General von Gerlach einen Brief an Bismarck, worin er ihn aufs schroffste zurechtzuweisen versuchte. Hierauf antwortete Bismarck in anderm Tone als in dem Schreiben an den Spottvogel Kladderadatsch:

„Man hat jeder Lüge über mich geglaubt, sie nachgesprochen und, ohne eine Frage der Aufklärung an mich zu richten, eine kühle Haltung gegen mich angenommen. — Es liegt in unserm Volkscharakter, und je höher hinauf, desto mehr, vom nächsten Freunde bereitwillig Böses zu glauben und dann sein Mißtrauen gegen ihn selbst nicht auszusprechen, wohl aber gegen andere Freunde. Man muß auch damit zu leben

lernen, solange es Gott gefällt. ‚Eines Mannes Rede, keines Mannes Rede, billig hört man beede‘ steht seit fünfhundert Jahren am Tangermünder Schloß, scheint aber nur altmärkisches Provinzialrecht zu sein. Der Vorwurf gilt Ihnen nicht, denn ich weiß nicht, wie weit Sie glauben, was ‚man‘ gesagt hat, und jedenfalls sprechen Sie sich mit mir aus. — — Ich habe weder den königlichen Dienst noch eigene Ehre in demselben gesucht, und der Gott, der mich unerwartet hineingesetzt hat, wird mir auch lieber den Weg hinausziehen, als meine Seele darin verderben lassen, so lange ich ehrlich suche, was meines Dienstes und meines Amtes ist, und gehe ich fehl, so wird er mein tägliches Gebet hören und mein Herz wenden oder mir Freunde schicken, die das vermögen. — Ich habe erdrückendes Heimweh nach Petersburg und eignem Hause; ich halte es hier nicht länger aus und fühle mich vollständig überflüssig und erfolglos verdächtigt als Ministerkandidat, in der geschmacklosen Lage eines Gesandten im Gasthofe mit Hinterthür-Intrigen gegen seinen Chef.“

Die Nachrichten, welche über die Teplitzer Fürstenzusammenkunft zu Bismarcks Kenntnis gelangten, erfüllten ihn mit der Besorgnis, der Prinzregent möchte sich durch seine Milde zu Zugeständnissen an Österreich haben bewegen lassen, die Preußen wie im italienischen Kriege in unliebsame Verwickelungen oder gar in Gefahren bringen könnten. Dieser Befürchtung gab er in einem Briefe vom 22. August 1860, dessen Adressat nicht bekannt geworden ist, Ausdruck. Das denkwürdige Schreiben lautet:

„... Der heimischen Politik bin ich gänzlich entrückt, da ich außer Zeitungen fast nur amtliche Nachrichten erhalte, die den Untergrund der Dinge nicht bloßlegen. Nach ihnen haben wir in Teplitz nichts Definitives versprochen, sondern unsere Leistungen von Österreich davon abhängig gemacht, daß letzteres sein Wohlwollen für uns auf dem Gebiet deutscher Politik zunächst praktisch bewähre; nachdem dies geschehen, werde es auf unsere Dankbarkeit rechnen können. Damit wäre ich sehr zufrieden; eine Hand wäscht die andere, und sehen wir die Wiener Seife nur erst schäumen, so werden wir gerne die Wäsche erwidern. Indirekte Nachrichten, die von andern Höfen hierher gelangen,

lauten allerdings anders. Wenn sie richtig sind, so hätten wir zwar keinen schriftlichen Garantievertrag geschlossen, uns aber doch vermöge mündlichen Wortes gebunden, Österreich unter allen Umständen dann beizustehen, wenn es von Frankreich in Italien angegriffen werde; sehe Österreich sich zum Angriff genötigt, so sei unsere Einwilligung erforderlich, wenn unser Beistand erwartet werden soll. Die Version klingt unverfänglicher, als sie in der That sein würde. Hat Österreich die Sicherheit, daß wir für Venedig eintreten werden, so wird es den Angriff Frankreichs zu provozieren wissen, wie denn schon jetzt behauptet wird, daß Österreich seit Teplitz in Italien dreist und herausfordernd auftrete. Seit der Garibaldischen Expedition geht die Wiener Politik dahin, es in Italien so schlimm wie möglich werden zu lassen, damit dann, wenn Napoleon selbst nötig finden werde, sich gegen die italienische Revolution zu wahren, allseitig eingeschritten und der frühere Zustand annähernd hergestellt werde. Diese Rechnung mit und auf Napoleon kann sehr trügen; wie es scheint, hat man sie deshalb seit Teplitz aufgegeben und hofft auch gegen Napoleon zum Ziel zu gelangen. Die unruhige, gereizte Leidenschaftlichkeit der österreichischen Politik bringt auf beiden Wegen den Frieden in Gefahr. — Was wird die Kammer zu Teplitz, was zur Armeeorganisation sagen! In letzterer werden natürlich alle Vernünftigen zur Regierung stehen. Der Eindruck der auswärtigen Politik wird sich aber erst berechnen lassen, wenn man genauer weiß, was Teplitz bedeutet. Ein wohlunterrichteter, aber ziemlich Bonapartistischer Korrespondent schreibt mir aus Berlin: ‚Wir sind in Teplitz mit Wiener Gemütlichkeit glänzend über den Löffel balbiert, für nichts, nicht einmal ein Linsengericht, verkauft.‘ Gott gebe, daß er irrt! — Bei Gelegenheit von Bonapartisten fällt mir ein, daß gelegentliche Andeutungen hierher gelangen, als würde von der Presse, — Nationalverein, Magdeburger, Ostpreußische Zeitung und dergleichen — ein systematischer Verleumdungsfeldzug gegen meine Person geführt. Ich sollte russisch-französische Zumutungen wegen einer Abtretung der Rheinlande gegen Arrondierung im Innern offen unterstützt haben, ein zweiter Borries sein und dergleichen. Ich zahle demjenigen tausend Frd'or bar, der mir nachweisen kann, daß dergleichen russisch-französische

Anerbietungen jemals von irgend jemand zu meiner Kenntnis gebracht seien. Ich habe in der ganzen Zeit meines deutschen Aufenthaltes nie etwas anderes geraten, als uns auf die eigne und auf die im Fall des Krieges von uns aufzubietende nationale Kraft Deutschlands zu verlassen. Dieses einfältige Federvieh der deutschen Presse merkt gar nicht, daß es gegen das bessere Teil seiner eignen Bestrebungen arbeitet, wenn es mich angreift. Als Quelle dieser Angriffe wird mir der Koburger Hof und ein Litterat bezeichnet, der persönliche Rancune gegen mich hat. Wenn ich ein österreichischer Staatsmann oder ein deutscher Fürst und österreichischer Reaktionär, wie der Herzog von Meiningen wäre, so würde unsere Kreuzzeitung mich so gut in Schutz genommen haben wie letztern; die Lügenhaftigkeit jener Verdächtigungen ist keinem unserer politischen Freunde unbekannt. Da ich aber nur ein alter Parteigenosse bin, der obenein das Unglück hat, über manche ihm genau bekannte Dinge eigne Ansichten zu haben, so läßt man mich nach Herzenslust begeifern, und ich erfahre von der ganzen Sache hauptsächlich durch die offiziöse Verteidigung der Elberfelder Zeitung, die man mir einsendet. Es geht nichts über Ketzerrichter im eignen Lager, und unter Freunden, die lange aus einem Topfe gegessen haben, ist man ungerechter, als gegen Feinde. Mir ist's recht, man soll sich nicht auf Menschen verlassen, und ich bin dankbar für jeden Zug, der mich nach innen zieht! —“

Zu seiner großen Freude erfuhr Bismarck bald, daß seine Vermutungen in Beziehung auf die Teplitzer Verhandlungen nicht zutrafen. Der Mann, welcher jetzt am Steuerruder des preußischen Staatsschiffes stand, war sich seines Ziels und seiner Aufgaben zu gut bewußt, als daß er sich durch österreichischen Einfluß vom rechten Kurse hätte abbringen lassen. Das galt auch in Hinsicht seiner Pläne zur Wahrung der allgemeinen deutschen Interessen.

Als der unglückliche König Friedrich Wilhelm IV. am 2. Jan. 1861 durch den Tod von seinem schweren Leiden erlöst worden war und der bisherige Regent als König Wilhelm I. von Preußen den Thron bestiegen hatte, da verkündete er dem deutschen Volke aufs neue seine wahrhaft nationale Gesinnung, indem er in seinem ersten Königlichen

Erlaß an sein Volk am 7. Januar feierlich erklärte: „Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen."

Diese Worte waren Bismarck gewiß aus dem Herzen gesprochen. Im Sommer desselben Jahres hatte er die Genugthuung, daß der König ihn nach Baden-Baden berief, um seinen Rat in Bezug auf die Ziele der preußischen Politik in der deutschen Frage zu hören. Bismarck legte seine Gedanken dem Könige in einer ausführlichen Denkschrift dar. Über den Inhalt derselben ist bisher nichts Bestimmtes bekannt geworden, doch hat die Vermutung den Grund der Wahrscheinlichkeit für sich, daß ein in jener Zeit von Stolpmünde aus geschriebener Brief an Herrn von Below-Hohendorf, das damalige Programm der konservativen Partei betreffend, die Hauptgedanken jener Denkschrift enthalte. Nach einer tadelnden Beurteilung des erwähnten Parteiprogramms heißt es in dem freimütigen Schreiben:

„Wir kommen dahin, den ganz unhistorischen, gott- und rechtlosen Souveränitätsschwindel der deutschen Fürsten, welche unser Bundesverhältnis als Piedestal benutzen, von dem herab sie europäische Macht spielen, zum Schoßkind der konservativen Partei Preußens zu machen. Unsere Regierung ist ohnehin in Preußen liberal, im Auslande legitimistisch; wir schützen fremde Kronrechte mit mehr Beharrlichkeit als die eignen und begeistern uns für die von Napoleon geschaffenen, von Metternich sanktionierten kleinstaatlichen Souveränitäten bis zur Blindheit gegen alle Gefahren, mit denen Preußens und Deutschlands Unabhängigkeit für die Zukunft bedroht ist, solange der Unsinn der jetzigen Bundesverfassung besteht, die nichts ist, als ein Treib- und Konservierhaus gefährlicher und revolutionärer Partikularbestrebungen. Ich hätte gewünscht, daß in dem Programm anstatt des vagen Ausfalls gegen die deutsche Republik offen ausgesprochen wäre, was wir in Deutschland geändert und hergestellt wünschen, sei es durch Anstrebung rechtlich zu stande zu bringender Änderungen der Bundesverfassung, sei es auf dem Wege kündbarer Associationen nach Analogie des Zollvereins und des Koburger Militärvereins. Wir haben die doppelte Aufgabe, Zeugnis abzulegen, daß das Bestehende der Bundesverfassung unser Ideal nicht ist, daß wir die nötigen Änderungen aber auf rechtmäßigem Wege an-

streben und über das zur Sicherheit und zum Gedeihen aller erforderliche Maß nicht hinausgehen wollen. Wir brauchen eine straffere Konsolidation der deutschen Wehrkraft so nötig wie das liebe Brot; wir bedürfen einer neuen und bildsamen Einrichtung auf dem Gebiete des Zollwesens, und einer Anzahl gemeinsamer Institutionen, um die materiellen Interessen gegen die Nachteile zu schützen, die aus der unnatürlichen Konfiguration der deutschen innern Landesgrenzen erwachsen. Daß wir diese Dinge ehrlich und ernst fördern wollen, darüber sollten wir jeden Zweifel heben. — Ich sehe außerdem nicht ein, warum wir vor der Idee einer Volksvertretung, sei es am Bunde, sei es in einem Zoll- und Vereinsparlament, so zimperlich zurückschrecken. Eine Institution, die in jedem deutschen Staate legitime Geltung hat, die wir Konservative selbst in Preußen nicht entbehren möchten, können wir doch nicht als revolutionär bekämpfen! Auf dem nationalen Gebiete würden bisher sehr mäßige Konzessionen immer noch als wertvoll anerkannt werden. Man könnte eine recht konservative Nationalvertretung schaffen und doch selbst bei den Liberalen Dank dafür ernten.

„Für den Fall, daß Sie noch Gelegenheit haben, mich bei unsern Freunden redend einzuführen, lege ich das Konzept der Denkschrift bei, welches ich Ihnen vorlas; aber mit der Bitte, den Wortlaut vor Öffentlichkeit zu bewahren, da ich nicht weiß, ob es dem Könige genehm ist, daß dieser auf seinen Befehl flüchtig zu Papier gebrachte Inhalt einer Unterredung mit Sr. Majestät ruchbar wird, nachdem weitere Besprechungen, wie ich höre, daran geknüpft worden sind . . .“

Damals in Baden-Baden, am 14. Juli 1861, geschah es, daß ein Mordgeselle, der wahnwitzige Student Oskar Becker aus Odessa, seine Hand gegen das Leben des Königs Wilhelm erhob, indem er in der Lichtenthaler Allee ein Taschenpistol auf ihn abschoß, angeblich weil derselbe nicht die Kraft und die Fähigkeit besitze, die Einheit Deutschlands herbeizuführen. Otto von Bismarck war es, der den zum Heile des deutschen Volkes nur leicht verletzten König auf seinem Heimwege nach Baden-Baden geleitete.

Von hier aus reiste Bismarck über Frankfurt und Berlin nach Pommern, um eine Zeitlang bei den Seinen in Reinfeld, „im blauen Ländchen“ zu bleiben und dann nach Stolpmünde ins Seebad zu gehen. In Reinfeld ereilte ihn am 16. August 1861 die erschütternde Nachricht, daß tags zuvor der hoffnungsvolle älteste, fünfzehnjährige Sohn seiner Schwester und seines Schwagers, des lieben Jugendfreundes Oskar von Arnim, auf der Entenjagd erschossen worden sei. Aus der Quelle seines tiefen Gemüts und seines festen Christenglaubens heraus schrieb er an jenem Tage schmerzerfüllt einen Trostbrief an den Schwager, der nicht nur die Trauernden in Kröchlendorf damals aufgerichtet, sondern seitdem auch wohl tausende andrer Leidtragende in ähnlicher Lage erquickt hat. In dem Schreiben heißt es:

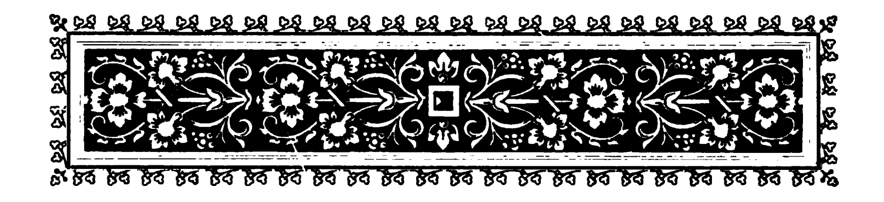
„Wir sind in Gottes gewaltiger Hand ratlos und hilflos, soweit er selbst uns nicht helfen will, und können nichts thun, als uns in Demut unter seine Schickung beugen. Mische Deinen gerechten Schmerz nicht mit Bitterkeit und Murren, sondern vergegenwärtige Dir, daß Dir ein Sohn und eine Tochter bleibt, und daß Du mit ihnen und selbst in dem Gefühl, ein geliebtes Kind fünfzehn Jahre lang besessen zu haben, Dich als gesegnet betrachten mußt im Vergleich mit vielen, welche Kinder niemals gehabt und Elternfreuden niemals gekannt haben. Wie verschwinden alle kleinen Sorgen und Verdrießlichkeiten, welche unser Leben täglich geleiten, neben dem ehernen Auftreten wahren Unglücks, und ich empfinde, wie ebensoviel Vorwürfe, die Erinnerungen an alle Klagen und begehrlichen Wünsche, über welchen ich so oft vergessen habe, wieviel Segen uns Gott giebt und wieviel Gefahr uns umringt, ohne zu treffen... Wir sollen uns an diese Welt nicht hängen und nicht in ihr heimisch werden; noch zwanzig oder dreißig Jahre im glücklichsten Falle, und wir beide sind über die Sorgen dieses Lebens hinaus, und unsere Kinder sind an unserm jetzigen Standpunkte angelangt und gewahren mit Erstaunen, daß das eben so frisch begonnene Leben schon bergab geht. Es wäre das An- und Ausziehen nicht wert, wenn es damit vorbei wäre... Der Kreis derer, die wir lieben, verengt sich und erhält keinen Zuwachs, bis wir Enkel haben. Man schließt in unsern Jahren keine Verbindungen mehr, die uns die absterbenden er-

setzen könnten. Laß uns darum um so enger in Liebe zusammenhalten, bis auch uns der Tod voneinander trennt, wie jetzt Deinen Sohn von uns. Wer weiß, wie bald!"

Im September wurde Bismarck vom Könige nach Koblenz berufen, wo er, wie er in einem Briefe schreibt, „nach Kräften für deutsche Politik und für die augenblickliche Stimmung nicht ganz ohne Erfolg thätig war." Am 18. Oktober 1861 wohnte er in Königsberg der feierlichen Krönung des Königs bei, der ihn bei dieser Gelegenheit durch Verleihung des Titels eines Wirklichen Geheimen Rates mit dem Prädikat Excellenz ehrte. Darauf kehrte er nach Petersburg zurück, wo er mit den Seinen noch einen Winter verlebte.

In der Heimat erreichte in dieser Zeit die Verwicklung, in welche die Regierung mit der liberalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses wegen der vom Könige ins Werk gesetzten Verstärkung und Neugestaltung des Heeres geraten war, einen Grad bedenklicher Spannung, was den Zurücktritt des Ministeriums und die Auflösung des Abgeordnetenhauses zur Folge hatte. In dieser schwierigen Lage wurde Otto von Bismarck vom Könige abermals nach Berlin berufen, um demselben mit seinem Rate zur Seite zu stehen.

Mit seiner Abreise, anfangs Mai 1862, endete Bismarcks Thätigkeit als Gesandter am Hofe zu St. Petersburg. Er kehrte auf seinen Posten nicht wieder zurück.



XVI.

Der rechte Mann am rechten Platz.

„Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter ungereimt Geplänkel
Vom Sand der Nordsee bis zum waldgen Brenner!
Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den tollgewordnen Renner,
Mit ehrner Faust beherrsch' und ehrnem Schenkel."

Emanuel Geibel.

Alle Leiden, die seit dem Gedenken der Geschichte Deutschland betroffen haben, sind aus der Landsmannschaftsucht und Völkleinerei entsprungen. Dadurch wurden immer die Deutschen entzweit, einsiedlerisch voneinander geschieden, mit Dünkel erfüllt, und die gemeinsame Sache ward fast nie allgemein begonnen und vollführt. Was im großen geschah, leisteten begeisterte Heilande, die das gesamte Volk aus dem alten Sündenwuste mit Schnellkraft fortrissen. Und so ging das Allgemeine von einzelnen aus, wenn deutsche Invölker aufstanden, sich über Landsmannschaftsucht und Völkleinerei erhuben und als Vorkämpfer in die Schranken traten. — Als Hermann sich wider die Völkertilger in den Krieg und die Schlacht wagte, folgte nur ein Teil des Nordwestens seinem Paniere; Marbod saß mit der Macht des Ostens als Fischer im Trüben still, und die batavische Reiterei rötete die Weser mit Bruderblut. — Das macht die deutsche Geschichte zum großen Trauerspiele des Bürgerkrieges. Von Hermanns Ermordung

an verfolgte uns der Fluch, daß aus Landsmannschaftsucht und Völkleinerei die Deutschen dem aufsässig waren, der nur die Einheit des Volkes ahnen ließ. So ließen sich die Brüder im Stich, die thatbegeistert ein großes Werk begonnen. —

„Habsburger und Zollern, die ein und derselbe Hochgedanke hätte verbrüdern sollen, die keine persönliche Geschlechterfeindschaft trennte, deren Völker sich gegenseitig achteten — halfen nicht einander. — Das Nachspiel von Hohenstaufen und Welfen ward öfter blutig erneuert! — Einmal, im Jahre 1770, schien der Hoffnungsstern zu schimmern, als sich Friedrich und Joseph besuchten, wie in der Abendsonne der Ritterzeit. Friedrich sagte dem Kaiser, er sähe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an; denn er würde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen wären, und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich eher beizustehen als aufzureiben. Der Kaiser antwortete, für Österreich gäbe es kein Schlesien mehr; hierauf ließ er auf eine sehr gute Art etwas davon fallen, daß, so lange seine Mutter lebe, er sich nicht schmeicheln dürfe, einen hinlänglichen Einfluß zu erlangen, jedoch verhehlte er nicht, daß bei der jetzigen Lage der Sachen weder er noch seine Mutter zugeben würden, daß die Russen im Besitz der Donau und Walachei blieben. (Friedrichs hinterlassene Werke, V, S. 34.) Das erste war mustergiltig und volkstümlich gesprochen, das letzte herrlich im Geiste eines künftigen donauischen Österreichs. — So balgen und raufen sich Jugendgespielen, und felsenfest steht dann die Männerfreundschaft auf der frühgefühlten gegenseitigen Kraft. — —

„Wer kein anderes Gefühl hat als in den Fingerspitzen, die er zur Hantierung gebraucht, und glaubt, die ganze Welt müsse sich um seinen Dreifuß drehen — — ist ein Philister. Wem die jämmerlichste Ringmauer den ganzen Gesichtskreis verhüllt, wer nichts Tieferes kennt als die Viehschwemme und den Ziehbrunnen, nichts Höheres ahnt als den Wetterhahn auf dem Glockenturme — bleibt ein Kleinstädter. Wer von der Verkehrtheit ergriffen war, seine Hufe Land für ein Königreich, seine Erdscholle für ein Volksgebiet anzusehen und die andern Mitvölker und Invölker des Gesamtvolkes nebenbuhlerisch anzufeinden,

damit nur statt eines Gemeinwesens das Unwesen von Schöppenstedt, Schilda u. s. w. bestehe: hatte Teil an dem Unsinn der Völkleinerei, in welcher Deutschland unterging.

„Bis jetzt war der Rhein, wie er durch Felsen mit Riesenkraft in ungeheurem Sturz herabfällt, dann mächtig seine breiten Wogen durch die fruchtreichen Niederungen wälzt, um sich endlich in das flachere Land zu verlieren, das nur zu treue Bild unseres Vaterlandes, unserer Geschichte und unseres Charakters. — —

„Wie die Wiedervereinigung noch einmal möglich, ist jetzt schwer zu sehen. Allvater mag's walten! — Ein Volk, das Hermann und Luther hervorgebracht, darf niemals verzweifeln. Dein Sinnbild bleibe: Über sechs Strömen die aufgehende Sonne!" *) — — —

Der kleinliche und zwieträchtige Geist, jenes uralte, sich immer forterbende Übel des deutschen Volkes, von Friedrich Ludwig Jahn schon im Jahre 1810 mit dem ganzen Zorn seiner patriotischen Entrüstung gegeißelt, herrschte in unserm lieben Vaterlande trotz aller erhebenden und beschämenden Erfahrungen, die seither gemacht worden waren, wiederum in seiner ganzen Verderblichkeit, als im Jahre 1862 Otto von Bismarck dem Rufe seines Königs folgte, um wenige Monate später an die Spitze des preußischen Ministeriums zu treten und mit seiner starken Hand das Steuerruder des sturm- und wellenumtobten Staatsschiffes zu ergreifen, damit er es zum Heile des ganzen deutschen Volkes einem schönen, leuchtenden Ziele entgegenführe. Der zum Berater und Helfer Berufene hatte schon früh durch sein eifriges Forschen in den Büchern der vaterländischen Geschichte, der „Thatenerhalterin und Thatenentzünderin durch lebendiges Beispiel", die alten Schäden und Schwächen, aber auch die herrlichen, einzigen Tugenden seines Volkes kennen gelernt, in seinen politischen Lehrjahren hatte mancherlei Erfahrung sie ihm noch lebendiger vor Augen geführt, und auf seinen Wanderfahrten in Süd und Nord, in Ost und West, wo sich ihm tausend Anlässe boten, Fremde und Heimat miteinander zu vergleichen, erweiterte sich sein Blick und keimte die Hoffnung auf in seinem Herzen, die noch alle unsre Edlen und Großen beseelt hat, daß auch dem armen

*) „Deutsches Volkstum" von Friedrich Ludwig Jahn. Lübeck 1810.

zerrissenen deutschen Vaterlande einmal die Stunde der Erlösung, des Heils erscheinen werde.

Daß die Heilung der tiefen Schäden und Gebreste im deutschen Volke nur durch gewaltsame Mittel erfolgen könne, die solange vergeblich erstrebte Einigung der Stämme allein durch ein starkes Rüstzeug Preußens möglich sei, war im Laufe seiner politischen Wirksamkeit in ihm zur Überzeugung geworden. Mehrmals hatte die Gunst des Geschicks Preußen die Gelegenheit geboten, seine Mission in Deutschland zu erfüllen; doch dieselbe war nicht ergriffen und benutzt worden. In den Sturmjahren 1848 und 1849 lagen, nach Bismarcks Worten*), „die Verhältnisse eine Zeitlang sehr günstig für eine Einigung Deutschlands unter Preußen. Die kleinen Herren waren größtenteils machtlos und ohne Hoffnung. Wenn sie nur recht viel Vermögen für sich hätten retten können, Domänen, Apanagen u. dgl., so hätten die meisten sich zu allem bereit finden lassen. Die Österreicher hatten mit Ungarn und Italien zu thun. Der Kaiser Nikolaus hätte damals noch keinen Einspruch gethan. Hätte man vor dem Mai 1849 zugegriffen, Entschlossenheit gezeigt, die Kleinen abgefunden, so hätte man wohl auch den Süden gehabt bei der Neigung der württembergischen und bayrischen Armee, sich mit der badischen Revolution zu verbinden, was in diesem Stadium der Sache nicht unmöglich war. So aber verlor man die Zeit mit Zögern und halben Maßregeln, und so ging die Gelegenheit in die Brüche.“ — Es fehlte damals, wie wir gesehen haben, der rechte Mann am rechten Platze. Zehn Jahre später war dieser rechte Mann am rechten Platze vorhanden, die Gelegenheit aber, die sich bot, war nicht so günstig wie ehedem. Hätte sich der preußische Regent im Jahre 1859 an die Spitze der neuerwachten deutschen Bewegung gestellt, wäre er mit seinem Heere im Bunde mit Frankreich gegen Österreich für die Auferstehung Italiens eingetreten, wie zwölf Millionen Deutscher es forderten, oder hätte er sich nach dem Willen von sechs Millionen Süddeutscher mit Österreich verbunden und gegen Frankreich und Italien gekämpft, die Einigung wäre entweder Stückwerk geblieben, — dafür hätte Österreichs Einfluß gesorgt, — oder hätte das Brandmal aus-

*) Busch: „Graf Bismarck und seine Leute“. Bd. II. S. 45.

ländischer Beihilfe getragen, das vielleicht verderblicher geworden wäre, als das alte Erbübel der deutschen Zwietracht.

Und nun im Jahre 1862? Ungünstiger denn je lagen die Verhältnisse im Innern wie im Äußern, und doch war die Stunde der Erlösung für das deutsche Volk so nahe; nicht ein volles Jahrzehnt sollte dahingehen, bis die Deutschen von den Alpen bis zum Meer, vom Wasgauwalde bis zum Niemen als ein Volk von Brüdern geeint waren, das Vaterland groß, hehr und mächtig wie nie zuvor dastand.

Ob der Mann, dessen genialer Geisteskraft und eisernem Willen das deutsche Volk seine Einheit und Größe in erster Linie verdankt, damals schon eine Ahnung davon hatte, daß er zum Schöpfer und Vollführer dieses Riesenwerkes auserkoren sei, ihm dasselbe in so kurzer Zeit gelingen werde? Sein Charakter und seine Sinnesart sprechen nicht dafür.

Feinde ringsum! Dies Wort galt für die preußische Regierung damals mit vollem Rechte, wenn sie in Betracht zog, daß die Freundschaft eines Napoleon und Frankreichs eine sehr zweifelhafte war, die Sympathie der englischen Regierung entschieden auf die Seite Österreichs, des alten Gegners Preußens, neigte, Dänemark mit hartnäckigem Trotze in der Vergewaltigung der Schleswig-Holsteiner Preußen zum Kampfe herausforderte. War für den Leiter der preußischen Politik die Lösung dieser auswärtigen Verwicklungen schon ein Werk voll großer Schwierigkeiten, so war doch die Arbeit, welche es an anderer Stelle zu vollbringen galt, eine noch viel schwerere. Den härtern Kampf sollte es kosten, um den Feind zu bezwingen, der im eignen Lande erstanden war. Und von dem Siege in diesem Streite hing der Erfolg alles Strebens und Thuns in den auswärtigen Fragen ab.

König Wilhelm hatte in völliger Übereinstimmung mit dem Staatsmanne, den er an seine Seite rief, erkannt, daß das Heil für Preußen und so unmittelbar für das gesamte deutsche Vaterland schließlich doch im Schwerte liege. Schon bei der Übernahme der Regentschaft hatte er (am 8. November 1858) gesagt: „Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft; ihre Vernachlässigung hat 1806 eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht,

die glorreich verwischt worden ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden haben uns indessen auch jetzt aufmerksam gemacht, daß manches, was sich nicht bewährt hat, zu Änderungen Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und Geld, und es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer Heeresverfassung prangen, die im Momente der Entscheidungen den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können."

Dieser wichtigen Frage der Stärkung der Wehrkraft, welche auch Bismarck „für so nötig hielt wie das liebe Brot", hatte Preußens Herrscher bisher seine größte Aufmerksamkeit gewidmet. Die allgemeine Wehrpflicht, welche in Verbindung mit der Landwehrordnung als schöne Errungenschaft aus der Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens und seiner begeisterten Erhebung zu Anfang des Jahrhunderts hervorgegangen war, hatte im Laufe der Jahrzehnte eine bedenkliche Einbuße erlitten. Die stolze Bezeichnung eines Volks in Waffen war für das preußische Heer nicht mehr zutreffend. Nach den Gesetzen von 1814 und 1815, auf welchen die preußische Kriegsverfassung beruhte, hatte jeder waffentüchtige Preuße die Ehrenpflicht, drei Jahre in einem der Linienregimenter zu dienen, um dann auf zwei weitere Jahre der Kriegsreserve derselben und ferner für sieben Jahre dem ersten und sieben Jahre dem zweiten Aufgebot der Landwehr zugewiesen zu werden. Nun betrug im Jahre 1815 die Ziffer der Bevölkerung Preußens etwas über zehn Millionen, die der jährlich zur Aushebung Gelangenden vierzigtausend Köpfe. Nach vierzig Jahren aber war die Zahl der Einwohner auf beinahe achtzehn Millionen und damit die der jährlich Dienstpflichtigen auf etwa fünfundsechzigtausend Köpfe gestiegen, während die Regimenter nach wie vor nur vierzigtausend aufnehmen, ausbilden und dann der Landwehr überweisen konnten, wodurch also jährlich fünfundzwanzigtausend junge waffenfähige Männer völlig dienstfrei blieben. Ungerechtigkeiten und Übelstände schwerster Art mußten sich

aus dieser Einrichtung ergeben, wie sich denn auch bei den Kriegsrüstungen von 1849, 1850 und 1859 deutlich genug herausstellte. Während die Hälfte des gesamten Heeres, Tausende von Familienvätern, welche als Landwehr ersten Aufgebots zur aktiven Feldarmee gehörten, Haus und Heim verlassen, sich zu den Fahnen stellen und im Kriegsfalle den Beschwerden und Gefahren des Feldzugs aussetzen mußten, blieben andere Tausende lediger Jünglinge ruhig hinter dem Ofen sitzen. Dazu kam, wie sich im Jahre 1849 in dem Kampfe mit den Aufständischen in Baden gezeigt hatte, daß die Bataillone der biedern Landwehrmänner, der strammen Disciplin und der Sicherheit der taktischen Bewegung entwöhnt, bei aller Kraft und Tapferkeit doch, wenigstens für den Anfang, die innere Festigkeit und gelenkige Schlagfertigkeit nicht hatten, wie sie bei den Linientruppen vorhanden war. In den militärischen Fachkreisen war man mit dem obersten Kriegsherrn längst darüber einig, daß hier eine gründliche Abhilfe unumgänglich notwendig wäre.

Alsbald nach dem Regierungswechsel war der Plan zur Umgestaltung des preußischen Heerwesens ins Auge gefaßt worden. Nach mancherlei Beratungen mit sachkundigen Männern, wie sie ihm in seinem Kriegsminister, General von Bonin, in dem Chef des Militärkabinetts, General Edwin von Manteuffel, und in dem Leiter des Großen Generalstabes, Freiherrn Helmut von Moltke, zur Seite standen, hatte der Regent einen Plan festgestellt, wonach die jährliche Aushebung von vierzigtausend auf dreiundsechzigtausend Köpfe gesteigert, die Landwehr ersten Aufgebots geteilt werden sollte, und zwar so, daß die drei jüngern Jahrgänge zur Kriegsreserve der Linienregimenter gezogen, die vier ältern Jahrgänge aber aus der aktiven Feldarmee ausgeschieden und mit dem zweiten Aufgebot der Landwehr als Besatzungstruppen den Festungen überwiesen würden. Zum Beginne der Ausführung dieses Plans schritt der Regent im Jahre 1859; die Abrüstung des mobil gemachten Heeres erschien ihm als eine willkommene Gelegenheit dazu. Er ließ sämtliche Landwehrstämme mit einem Teil der Mannschaften bestehen, um aus ihnen die neuen Truppenkörper zu bilden. Es entstanden auf diese Weise neunundvierzig neue Linienregimenter, neun-

unddreißig der Infanterie und zehn der Kavallerie, wodurch sich die Ausgaben für das Heerwesen allerdings jährlich um neun und eine halbe Million Thaler vergrößerten. Der Kriegsminister, General von Bonin, welcher dem Werke des Königs seinen ganzen Eifer widmete, bereitete für den nächsten Landtag die erforderlichen Gesetzentwürfe und Kostenanschläge vor. Wie aber wird sich die Volksvertretung zu diesem Unternehmen stellen? Das war die sorgenschwere Frage des Regenten und seines Kabinetts.

Die allgemeine Stimmung zeigte sich, sobald die Pläne und Entwürfe bekannt geworden, denselben gegenüber im höchsten Grade ungünstig. In weiten Kreisen war man dem Ministerium der neuen Ära, das weder in der innern noch in der auswärtigen Politik den gehegten Erwartungen dieser Kreise entsprochen hatte, durchaus abhold. Einer solchen Regierung sollte man die Mittel zur Errichtung von neunundvierzig neuen Regimentern gewähren, die wohl doch nur zu glänzenden Parademärschen oder als willkommne Sold- und Ehrenstellen für adlige Lieutenants, die überall durch Hochmut und Grobheit den Bürger belästigten, Verwendung finden würden? Dagegen sollte die Landwehr, die herrliche Schöpfung der Befreiungskriege, die eigentliche Vertretung des Volks in der Armee, abgeschafft werden! In solchen Stimmen gab sich die öffentliche Meinung in allen Teilen des Landes kund.

Es war vorauszusehen, daß es in den bevorstehenden Landtagssitzungen zu erregten Verhandlungen über diese Frage kommen würde. Wohl war die Regierung auf einen Kampf um die begonnene Heeresreform gefaßt, daß derselbe aber in einer solchen Heftigkeit entbrennen, sich durch fast sechs Jahre fortsetzen würde, das ahnten die Männer, die von der Notwendigkeit und von dem Werte der von ihnen vertretenen Sache aus vollem Herzen überzeugt waren, wohl gewiß nicht.

An Stelle des bisherigen Kriegsministers Bonin, der sich den bevorstehenden parlamentarischen Kämpfen nicht gewachsen fühlte und zurücktrat, wurde der General Albrecht von Roon berufen, ein Mann von bedeutenden Gaben, der seine gründliche militärische Bildung vielfach, kurz zuvor noch in der Ausarbeitung einer vortrefflichen, ausschlaggebenden Denkschrift über die Heeresreform, bewiesen hatte. Dieser

Ministerwechsel steigerte, da Bonin für liberal, Roon aber für streng konservativ galt, das Mißtrauen, welches man in den weiten Kreisen der freisinnigen Bevölkerung und ihrer Vertreter gegen die Regierung hegte. Die Thronrede, durch welche der Regent die Landtagssitzungen am 12. Januar 1860 eröffnete, suchte die Zweifel des Volks an den guten Absichten der Regierung mit eindringlich mahnenden und ver-



Kriegsminister Albrecht von Roon.

söhnenden Worten zu heben, indem sie die Bestrebungen Preußens zur Lösung der brennenden deutschnationalen Fragen in Bezug auf die Bundesreform, den Verfassungsstreit in Kurhessen und die Befreiung Schleswig-Holsteins wiederum hervorhob und daraus die Notwendigkeit der Umgestaltung des preußischen Heerwesens nachzuweisen suchte. Letzteres geschah mit folgenden Worten: „Die letzten Jahrzehnte haben Opferwilligkeit und Streitbarkeit der Bevölkerung, aber auch tief

empfundene Übelstände im Heerwesen herausgestellt, deren Beseitigung meine Pflicht und mein Recht ist. Es ist nicht die Absicht, mit dem Vermächtnis einer großen Zeit zu brechen; die preußische Armee wird auch in Zukunft das preußische Volk in Waffen bleiben. Gewähren Sie einer reiflichst erwogenen, die bürgerlichen, wie die militärischen Gesamtinteressen gleichmäßig umfassenden Vorlage Ihre vorurteilsfreie Prüfung und Beistimmung. Sie wird nach allen Seiten hin Zeugnis geben von dem Vertrauen des Landes in meine redlichen Absichten. Der Vertretung des Landes ist eine Maßregel von solcher Bedeutung für den Schutz und den Schirm, für die Größe und Macht des Vaterlandes noch nicht vorgelegt worden."

Nicht ganz erfolglos waren diese nachdrücklichen Worte des Regenten. Die liberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses war von der Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit der Heeresreform wohl überzeugt; man war mit der beabsichtigten Mehraushebung und der Vermehrung der Linienregimenter einverstanden; aber das Ausscheiden der Landwehr aus der Feldarmee hielt man für eine Ehrenkränkung derselben und für einen Bruch mit den heiligsten Überlieferungen des preußischen Volks. Ferner erachtete man eine zweijährige Dienstzeit zur Ausbildung der Infanterie für den Kriegszweck als ausreichend. Unter diesen Meinungsverschiedenheiten entspann sich ein Streit, der durch Mißverständnisse und Mißgriffe auf beiden Seiten bald einen heftigen Charakter annahm. Die Minister erklärten, auf die Anträge der Mehrheit der Kammer nicht eingehen zu können, diese machten von der Annahme derselben die Zustimmung zu der ganzen Vorlage abhängig. Es war nach Ablauf der Sitzungszeit zu keinem Ausgleich gekommen. In letzter Stunde indessen gewährte das Haus auf eine eigenmächtige Erklärung des Finanzministers, Herrn von Patow, hin, daß die Regierung nur zur einstweiligen Aufrechterhaltung der neuen Regimenter einen Kredit von neun Millionen verlange, die erforderlichen Geldmittel auf ein Jahr.

Diese Erklärung des Finanzministers, welche die Vorlagen und Beschlüsse als widerruflich, die ganze Frage als ein Provisorium hinstellte, entsprach aber durchaus nicht den Absichten des Regenten. Dieselbe wurde durch eine nachhinkende Berichtigung der Erklärung seitens des

Ministers völlig unklar und doppeldeutig und trug hauptsächlich zu dem Verhängnisse bei, welches so lange über der ganzen Angelegenheit schwebte.

Als im nächsten Jahre das Haus wieder zusammentrat, hatte der Landesherr, welcher inzwischen als König den Thron bestiegen, den neuen Regimentern ihre Fahnen und Standarten verliehen. Im Januar 1861 fand die feierliche Einweihung der neuen Feldzeichen statt. Die Thronrede, durch welche König Wilhelm am 14. Januar den Landtag eröffnete, sprach von der Heeresreform als von einer vollendeten Schöpfung; sie mahnte die Landesvertretung nochmals, dem Geschaffenen ihre Anerkennung und Förderung nicht zu versagen. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses war aber keineswegs bereit dazu. Die Erregung gegen die Regierung steigerte sich fort und fort. Man hielt die Erklärung des Finanzministers für einen schlau angelegten Hinterhalt der Regierung, um das Volk und dessen Vertretung zu überlisten. Als das Ministerium infolge der Antwortadresse des Hauses auf die Thronrede, worin die Regierung zu thatkräftiger Beförderung der Bundesreform zur Erlangung einer dem preußischen Staate gebührenden Stellung in Deutschland mahnte, eine ausweichende Erklärung gegeben hatte, schärften sich die Gegensätze noch mehr. Einer Regierung, welcher zu einem entschiedenen Schritte in der großen nationalen Sache der Mut und die Kraft fehle, sagten die Liberalen, hundertundsiebzehn Bataillone und viele Millionen Thaler mehr zu bewilligen, habe das Volk keinen Grund. Möge Herr von Schleinitz sich nur ferner begnügen, Depeschen zu schreiben, wozu er weder Geld noch Soldaten nötig habe. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses steifte sich auf die verhängnisvolle Erklärung Patows und benützte die Lage der Regierung, um ihre Forderung der zweijährigen Dienstzeit und die Erhaltung der Landwehr in der Feldarmee durchzusetzen, während das Ministerium sich entschieden dagegen wehrte. Darüber ging die Sitzungszeit und damit zugleich eine Legislaturperiode zu Ende, ohne daß eine Einigung erzielt worden wäre; doch wurden die Kosten der neuen Einrichtungen abermals auf ein Jahr bewilligt.

Während also in Preußen der Streit zwischen Krone und Staatsvertretung fortdauerte, spitzten sich auch die Gegensätze zwischen den

Parteien der deutschen Bundesstaaten immer schärfer zu. Gegenüber der neuerwachten nationalen Bewegung in allen Gauen des Vaterlands, die sich jetzt auch besonders durch Gründung deutscher Schützen-, Turner- und Sängerbunde kundgab, hielten es nunmehr auch die Gegner der deutschen Einheit in den Regierungskreisen für zweckmäßig, daß man den Forderungen des Volks einige Schritte entgegenkomme, um eine etwaige gewaltsame Umwälzung zu verhüten. Herr von Beust trat mit seinem alten Plane hervor, der, wie er meinte, dem seuchenartigen Umsichgreifen der Einheitsbewegung vorzubeugen wohlgeeignet sei. Nach seinem Vorschlage sollte die von den verschiedenen Seiten geforderte Bundesreform folgendermaßen herbeigeführt werden: An die Stelle des Bundestages treten Ministerkonferenzen aller deutschen Staaten, die jährlich zweimal vier Wochen lang abwechselnd unter Österreichs Vorsitz im Süden zu Regensburg und unter Preußens Vorsitz im Norden zu Hamburg behufs rascher Erledigung aller Geschäfte tagen. Daneben wird eine Versammlung von Delegierten, Abgeordneten der deutschen Landtage, sobald es der Bundestag für nötig hält, zur Beratung der ihr vorzulegenden Gesetze einberufen und endlich ein Bundesgericht zur Entscheidung von Verfassungsstreitigkeiten eingesetzt. Diesem Delegiertenprojekte widersetzte sich Preußen, in dessen Ministerium inzwischen Graf Bernstorff an die Stelle des Herrn von Schleinitz getreten war, ganz entschieden und forderte nochmals nachdrücklich die Durchführung der Bundesreform nach seinen frühern Anträgen. Dieser Querstrich, den Preußen durch die Rechnung seiner Gegner machte, rief wiederum die heftigste Erregung bei denselben hervor. Die Erbitterung wuchs in solchem Grade, daß die Kriegsfrage auf seiten Österreichs und seiner Anhänger ernst in Erwägung gezogen wurde.

Unter dem Kriegslärm der preußenfeindlichen Presse in Deutschland vollzogen sich in Preußen die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause. Zu den Verhandlungen desselben erschienen zum erstenmal die Vertreter einer Partei, die sich kurz zuvor unter dem Namen Deutsche Fortschrittspartei gebildet hatte. Diese Partei der äußersten Linken in der Kammer stellte ihren Anhängern die Aufgabe, der Schwäche und Halbheit des Ministeriums gegenüber mit Mut und Entschlossenheit für

die gerechten Forderungen des Volks einzutreten, keine Bewilligung für die Neugestaltung des Heeres zuzulassen, bis ein Gesetz die Erhaltung der Landwehr und die Einführung der zweijährigen Dienstzeit und dadurch Verminderung der Steuern gewährleistet habe und die Regierung für die Berufung eines deutschen Parlaments und die Schöpfung einer preußisch-deutschen Zentralgewalt entschieden und thatkräftig eingetreten sei.

Erinnert die Aufstellung eines solchen Programms, das die Regierung bei der kritischen politischen Lage in Deutschland zum Kriege drängte, während es derselben doch die Mittel zur Rüstung eines streitbaren Heeres versagte, nicht lebhaft an Jahns spottende Worte von der kurzsichtigen und unverständigen Kirchturmpolitik der Schöppenstedter? —

Der Kampf um die Heeresreform entbrannte in den Kammerverhandlungen alsbald aufs neue und führte dahin, daß das Ministerium der neuen Ära, in welches inzwischen Herr von der Heydt an Stelle des Herrn von Patow als Finanzminister eingetreten war, seine Entlassung einreichte; doch der König genehmigte dieselbe nicht, sondern verfügte die Auflösung des Abgeordnetenhauses, welche am 11. März 1862 erfolgte. Die Ministerkrisis kam indessen gleich darauf abermals zum Ausbruch; nur ein Teil des Ministeriums der neuen Ära blieb; in dem neugebildeten Kabinett erhielt der bisherige Präsident des Herrenhauses, Fürst Hohenlohe-Ingelfingen, den Vorsitz, während Graf Bernstorff das Auswärtige, von der Heydt das Finanz-, Roon das Kriegsministerium behielten, Heinrich von Mühler die Kultusangelegenheiten übernahm.

Eine schwere Aufgabe war es, welche dem neuen Ministerium gestellt war; aber es zeigte sich derselben durchaus nicht gewachsen. Der kränkliche Fürst Hohenlohe konnte sich nicht einmal an den Beratungen des Kabinetts regelmäßig beteiligen; Graf Bernstorff gab sich den Geschäften nur mit halber Kraft hin, da er auf seinen Gesandtschaftsposten in London zurückzukehren wünschte. Von den übrigen Ministern hatte außer Roon keiner das Gewicht und Ansehen, das nötig war, den großen Aufgaben der Zeit gerecht zu werden. Es war vorauszusehen, daß dies Kabinett nur kurze Lebensdauer haben könne.

Roon benutzte auch jetzt wieder jede Gelegenheit, um des Königs Augenmerk auf den Mann zu lenken, den er vor allen befähigt hielt, das Steuerruder des preußischen Staatsschiffes zu führen. Er erlangte indes nur, daß Bismarck von Petersburg herbeigerufen wurde, um an den schwierigen Beratungen in Berlin teilzunehmen.

In Ungewißheit über seine fernere Bestimmung packte Bismarck in Petersburg seine Sachen und reiste anfangs Mai mit Frau und Kindern ab. Nachdem er seine Familie in Reinfeld untergebracht, begab er sich nach Berlin, wo er am 10. Mai eintraf.

Hier gingen die Wogen der Politik gar hoch. Wenige Tage zuvor, am 6. Mai, hatten die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause stattgefunden und eine für die Regierung noch ungünstigere Zusammensetzung der Parteien ergeben. Die regierungsfreundlichen Elemente, aus der feudal-konservativen, der katholischen und der sogenannten altliberalen Partei bestehend, waren fast gänzlich zusammengeschmolzen, während die gegnerischen Parteien, der Fortschritt und das linke Zentrum, in einer gewaltigen Mehrheit aus dem Wahlkampfe hervorgegangen waren.

Welche Aussicht für die Regierung, mit dieser Gegnerschaft den Kampf von neuem aufnehmen und fortführen zu müssen! Guter Rat war in dieser kritischen Zeit wahrlich teuer. Bismarck kargte mit dem seinigen nicht. Er hatte zahlreiche Besprechungen mit dem Könige, mit Bernstorff und den andern Ministern. Mit Roon pflog er vertraulichen Umgang; er war täglich mit ihm, oft bis in die Nacht hinein die Lage der Dinge besprechend, zusammen.

Außer der Sorge um die Rüstung zu dem bevorstehenden Kampfe mit der verstärkten Gegnerschaft im neugewählten Abgeordnetenhause beschäftigten das preußische Ministerium noch andre Fragen von Wichtigkeit, deren Lösung Umsicht und Thatkraft erforderte. In den deutschen Ländern war infolge eines Handelsvertrags mit Frankreich eine neue Zollkrisis ausgebrochen. In Kurhessen hatte sich die Streitfrage um die Verfassung derartig zugespitzt, daß an Preußen die dringende Forderung herantrat, die Entscheidung derselben durch die Waffen durchzusetzen. Als die hessische Regierung, gestützt auf die Sympathien der Mehrheit der

Bundesversammlung, einen von Preußen und Österreich gemeinsam beim Bundestage eingebrachten Antrag auf Wiederherstellung der kurhessischen Landesverfassung von 1831 derart mißachtete, daß sie den Versuch machte, in einer durch eine neue Wahlordnung herbeizuführenden Volksabstimmung dem verfassungswidrigen Zustande des Landes den Schein des Rechts zu verleihen, da sah Preußen diesen Schritt als eine Verhöhnung seiner Maßregeln an und griff zu kräftigern Mitteln, dem Hessenvolke endlich zu seinem Rechte zu verhelfen. Der König Wilhelm sandte am 11. Mai den General Willisen mit einem Schreiben nach Kassel, worin dem Kurfürsten der Abbruch aller diplomatischen Beziehungen angedroht wurde, falls die neue Wahlordnung nicht sofort beseitigt werde.

Der Kurfürst von Hessen zeigte sich ob dieser Sendung des preußischen Generals im höchsten Grade erregt. In seinem Zorne warf er den Brief des Königs uneröffnet verächtlich von sich und fuhr den Überbringer, den er erst nach längerm Warten vor sich gelassen, mit heftigen Worten an. Dieser Vorfall rief große Erregung hervor. Unter dem Eindrucke der Nachricht über denselben beschloß zwei Tage später die Bundesversammlung in Frankfurt fast einstimmig, die kurhessische neue Wahlordnung für unzulässig zu erklären. In Berlin aber erwog man unter dem Beirate Bismarcks, was zur Sühnung der Beschimpfung des königlichen Boten in Kassel geschehen müsse.

Als Graf Bernstorff sich an Bismarck wandte, um dessen Meinung in der Angelegenheit zu erfahren, erklärte dieser: „Der Umstand, daß der Kurfürst einen königlichen Brief auf den Tisch geworfen hat, ist ein wenig geschickter casus belli; wollen Sie aber Krieg, so ernennen Sie mich zu Ihrem Unterstaatssekretär; dann mache ich mich anheischig, Ihnen binnen vier Wochen einen deutschen Bürgerkrieg bester Qualität zu liefern.“ Bestürzt sah der Minister den kühnen Ratgeber an, in dessen Mienen er las, was Preußen in dieser Lage seiner Ehre und seiner Stellung in Deutschland schuldig sei.

Es wurde ein Heer von zwei Armeekorps sofort in Marschbereitschaft gesetzt und am 18. Mai dem Kurfürsten von Hessen ein Ultimatum überreicht, wonach er die sofortige Entlassung des Ministeriums

Hassenpflug zu verfügen oder das Einrücken der preußischen Truppen zu gewärtigen habe.

Die Wirkung war überraschend nicht nur in Kassel sondern auch in Frankfurt am Main. Hier faßte der gute Bundestag so eilig wie nie zuvor den Beschluß, die Wiederherstellung der hessischen Verfassung von 1831 zu fordern; dort traten die Minister, welche das arme Hessenvolk durch Jahrzehnte vergewaltigt, zurück. So wurde durch Preußens thatkräftiges Eingreifen wenigstens die eine Frage gelöst, welche zur Schande des deutschen Volks so lange die Gemüter bewegt hatte.

Die Entscheidung über Bismarcks fernere Verwendung im Staatsdienste verzögerte sich von Tag zu Tage. Der König konnte sich noch nicht entschließen, den Mann, dessen Rat er zwar in so vielen Fällen erprobt hatte, der aber im Volke gar keine Sympathien hatte, ins Ministerium zu berufen. Er ernannte ihn am 22. Mai zum Gesandten in Paris. Bismarck war durch die Ungewißheit, in welcher er seit Monaten geschwebt hatte, so zweifelhaft geworden, daß er auch jetzt noch nicht an eine endgiltige Entscheidung zu glauben vermochte. Er beschleunigte deshalb seine Abreise von Berlin.

Über seine Ernennung zum Gesandten in Paris, die er zugleich mit seiner Beförderung zum Major erhielt, sowie über seine damalige Stimmung berichten Bismarcks Briefe, welche er an die Gattin richtete und die, wie meist immer, voll ergötzlichen Humors sind.

„Unsere Zukunft," schrieb er am 17. Mai, „ist noch ebenso unklar wie in Petersburg. Berlin steht mehr im Vordergrunde; ich thue nichts dazu und nichts dagegen, trinke mir aber einen Rausch, wenn ich erst meine Beglaubigung nach Paris in der Tasche habe."

„Aus den Zeitungen," heißt es im folgenden Briefe vom 23. Mai, „hast Du schon ersehen, daß ich nach Paris ernannt bin; ich bin sehr froh darüber; aber der Schatten bleibt im Hintergrunde. Ich reise, so schnell ich loskomme, morgen oder übermorgen, nach Paris. Aber ich kann unsre ‚unbestimmten' Sachen noch nicht dahin dirigieren, denn ich muß gewärtigen, daß man mich in wenigen Monaten oder Wochen wieder herberuft und hierbehält. Ich komme vorher nicht zu Dir, weil ich erst in Paris Besitz ergreifen will; vielleicht entdecken sie einen

andern Ministerpräsidenten, wenn ich ihnen erst aus den Augen bin. Ich gehe auch nicht nach Schönhausen, alles in Sorge, daß man mich wieder festhält. Gestern bin ich vier Stunden als Major umhergeritten, wobei ich meine Ernennung für Paris aus dem Sattel erhielt. Die Fuchsstute ist hier und meine Freude und Erholung im Tiergarten; ich nehme sie mit. Die Bären (die erwähnte Jagdbeute in Rußland) sind gestern nach Frankfurt (als Geschenk für den Zoologischen Garten) abgereist."

Zwei Tage darauf:

„Du schreibst recht selten und hast ohne Zweifel mehr Zeit dazu als ich. Seit ich hier bin, habe ich kaum einmal gründlich ausgeschlafen. Heute habe ich eben, um vier, die erste freie Minute und benutze sie zur Sammlung dieser feurigen Kohlen auf Dein schwarzes Haupt. — Sie sind hier alle verschworen für mein Hierbleiben, und ich will recht dankbar sein, wenn ich im Garten an der Seine erst einen Ruhepunkt gewonnen und einen Portier habe, der für einige Tage niemand zu mir läßt. Es ist mehr ein Fluchtversuch, den ich mache, als ein neuer Wohnsitz, an den ich ziehe. Ich habe sehr fest auftreten müssen, um nur einstweilen hier aus dem Gasthausleben loszukommen. Ich bin zu allem bereit, was Gott schickt, und klage nur, daß ich von euch getrennt bin, ohne den Termin des Wiedersehens berechnen zu können. — Die Fuchsstute ist meine tägliche Freude im Tiergarten."

Am 27. Mai 1862 trat Bismarck den „Fluchtversuch" nach Paris an. Am 1. Juni erfolgte seine feierliche Einführung in die Tuilerien. Dieselbe schildert er seiner Gattin in einem Briefe vom selben Tage also:

„Heute wurde ich vom Kaiser empfangen und gab meine Briefe ab; er empfing mich freundlich, sieht wohl aus, ist etwas stärker geworden, aber keineswegs dick und gealtert, wie man zu karikieren pflegt. Die Kaiserin ist noch immer eine der schönsten Frauen, die ich kenne, trotz Petersburg; sie hat sich eher embelliert*) seit fünf Jahren. Das Ganze war amtlich und feierlich: Abholung im Hofwagen mit Zeremonienmeister, und nächstens werde ich wohl eine Privataudienz haben."

*) verschönert.

Über sein Leben in Paris und seine Empfindung der Vereinsamung mitten in der Weltstadt berichtet er in demselben Schreiben folgendes:

„Ich sehne mich nach Geschäften, denn ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Heute habe ich allein diniert, die jungen Herren waren aus; den ganzen Abend Regen und allein zu Hause. Zu wem sollte ich gehen? Mitten im großen Paris bin ich einsamer als Du in Reinfeld und sitze hier wie eine Ratte im wüsten Hause. Mein einziges



Kaiser Napoleon III. (geb. 20. April 1808, gest. 9. Jan. 1873).

Vergnügen war, den Koch wegzuschicken, wegen Rechnungsexceß. Du kennst meine Nachsicht in diesem Punkte, aber ** war ein Kind dagegen. Ich esse einstweilen im Café. Wie lange das dauert, weiß Gott. In acht bis zehn Tagen erhalte ich wahrscheinlich eine telegraphische Zitation nach Berlin und dann ist Spiel und Tanz vorbei. Wenn meine Gegner wüßten, welche Wohlthat sie mir persönlich durch ihren Sieg erweisen würden, und wie aufrichtig ich ihn ihnen wünsche! N. N. thäte dann vielleicht aus Bosheit das Seinige, um mich nach Berlin zu

bringen. Du kannst nicht mehr Abneigung gegen die Wilhelmstraße haben als ich selbst, und wenn ich nicht überzeugt bin, daß es sein muß, so gehe ich nicht. Den König unter Krankheitsvorwänden im Stiche zu lassen, halte ich für Feigheit und Untreue. Soll es nicht sein, so wird Gott die Suchenden schon noch einen ** auftreiben lassen, der sich zum Topfdeckel hergiebt; soll es sein, dann voran! wie unsre Kutscher sagten, wenn sie die Leine nahmen. Im nächsten Sommer wohnen wir dann vermutlich in Schönhausen. Hurero! Ich gehe nun in mein großes Himmelbett, so lang wie breit, als einziges lebendes Wesen im ganzen Stockwerk, ich glaube, auch im Parterre wohnt niemand."

Auch die nächsten Wochen hoben die quälenden Zweifel über seine Zukunft noch nicht. Wie aus einem Briefe vom 16. Juni an Frau von Arnim hervorgeht, „war damals sein Barometerstand immer noch auf veränderlich wie seit Jahr und Tag". „Er wird es," hieß es weiter, „auch wohl noch lange so bleiben, mag ich hier oder in Berlin wohnen. Ruhe ist im Grabe, hoffe ich wenigstens. Seit meiner Abreise habe ich über die ministerielle Frage kein Wort aus Berlin von irgend jemand."

Ende Juni unternahm Bismarck eine Reise nach London zum Besuch der Weltausstellung. Hier hatte er eine Begegnung mit zwei bedeutenden englischen Staatsmännern: Palmerston und Disraeli. Letzterm legte er mit verblüffender Offenheit die Ziele der preußischen Politik, wie sie ihm damals vorschwebten, dar, indem er sagte:

„Ich werde binnen kurzem genötigt sein, die Leitung der preußischen Regierung zu übernehmen. Meine erste Sorge wird sein, mit oder ohne Hilfe des Landtags die Armee zu reorganisieren. Mit Recht hat sich der König diese Aufgabe gestellt, er kann sie jedoch mit seinen bisherigen Räten nicht durchführen. Ist die Armee erst auf achtunggebietenden Stand gebracht, dann werde ich den ersten besten Vorwand ergreifen, um Österreich den Krieg zu erklären, den Deutschen Bund zu sprengen, die Mittel- und Kleinstaaten zu unterwerfen und Deutschland unter Preußens Führung eine nationale Einheit zu geben. Ich bin hierher gekommen, um dies dem Ministerium der Königin zu sagen."

Disraeli, der damalige Führer der Opposition in England, sagte in Bezug auf Bismarck zu seinem Genossen: „Take care of that man! He means what he says."*)

Von London zurückgekehrt, erhielt Bismarck auf sein Urlaubsgesuch aus Berlin die Nachricht, daß der König sich noch nicht entschließen könne, ihn zu beurlauben, weil die Frage, ob er den Vorsitz des Ministeriums übernähme, wohl noch weiter in der Schwebe gehalten würde. Er benutzte nun die Zeit des „Hangens und Bangens in schwebender Pein" zunächst zu einem Ausfluge nach dem berühmten Seebad Trouville, um dann, nachdem sein Urlaub doch genehmigt worden, eine größere Reise nach dem Südwesten Frankreichs anzutreten. Es war ihm während dieser Reise noch auf kurze Zeit vergönnt, sich dem ungetrübten Genusse einer herrlich schönen Natur hinzugeben und so, sich an Seesalz und Sonne labend, die Sammlung und Stärkung zu gewinnen, welche das sorgenschwere und kampfvolle Amt, zu dem ihn zwei Monate später sein König berief, in so übergroßem Maße von ihm forderte. Der zärtlichen Liebe des gefühlvollen Ehegatten, welcher der Seinen nimmer vergaß, wo er auch weilen mochte, ist es zu danken, daß wir heute imstande sind, dem Reisenden im Geiste zu folgen und ihm die wundervollen Natureindrücke nachzuempfinden. Die Briefe Bismarcks, welche damals von dem Gestade des Atlantischen Oceans oder von den Höhen und Schluchten der Pyrenäen nach dem stillen Reinfeld in Hinterpommern zu seiner Gattin flogen, gehören, obwohl sie oft unter den seltsamsten Umständen, im Freien auf einem Felsblocke oder auf dem Rasen und einer Zeitung als Unterlage geschrieben wurden, zu den interessantesten Reiseschilderungen, welche jemals verfaßt worden sind. Möge das Wichtigste aus denselben hier eine Stelle finden.

Bordeaux, 27. Juni 62. Du kannst mir das Zeugnis eines fleißigen Korrespondenten nicht versagen; heut früh schrieb ich Deinem Geburtstagskinde aus Chenonceaux und heut abend Dir aus der Stadt des roten Weines. Diese Zeilen werden aber einen Tag später eingehen, als jene, die Post geht erst morgen nachmittag. Ich bin erst vorgestern mittag aus Paris gefahren, es ist mir aber, als wäre es

*) Hütet euch vor diesem Manne! Er meint, was er sagt.

eine Woche. Sehr schöne Schlösser habe ich gesehen, Chambord, wovon die aus einem Buche gerissene Anlage eine unvollkommene Idee giebt, entspricht in seiner Verödung dem Geschicke seines Besitzers.*) In den weiten Hallen und prächtigen Sälen, wo Könige mit Maitressen und Jagden ihren Hof hielten, bilden die Kinderspielsachen des Herzogs von Bordeaux das einzige Mobiliar. Die Führerin hielt mich für einen französischen Legitimisten und zerdrückte eine Thräne, als sie mir die kleine Kanone ihres Herrn zeigte. Ich bezahlte den Tropfen tarifmäßig mit einen Frk. extra, obschon ich keinen Beruf habe, den Karlismus zu subventionieren. Die Schloßhöfe lagen so still in der Sonne, wie verlassene Kirchhöfe; von den Türmen hat man eine weite Rundsicht, aber nach allen Seiten schweigender Wald und Heidekraut bis an den äußersten Horizont, keine Stadt, kein Dorf, kein Bauerhof, weder am Schloß, noch im Umkreise. Aus beiliegenden Proben von Heidekraut wirst Du nicht mehr erkennen, wie purpurn diese von mir geliebte Pflanze dort blüht, die einzige Blume in den königlichen Gärten und Schwalben, fast das einzige lebende Wesen im Schloß. Für Sperlinge ist es zu einsam. Prächtig liegt das alte Schloß von Amboise, man sieht von oben die Loire sechs Meilen weit auf und ab. Von dort hierher geht man allmählich in den Süden über. Das Getreide verschwindet und macht dem Mais Platz, dazwischen rankiger Wein und Kastanienwälder, Schlösser und Schlößchen mit vielen Türmen, Schornsteinen und Erkern, alle weiß mit hohen, spitzen Schieferdächern. Es war glühend heiß, und ich sehr froh, ein halbes Koupee allein zu haben. Am Abend herrliches Wetterleuchten im ganzen Osten und jetzt eine angenehme Kühle, die ich bei uns noch schwül finden würde. Die Sonne ging schon um 7 Uhr 35 unter, in Petersburg wird man jetzt, um 11, noch ohne Licht sehen können. Bisher ist kein Brief für mich hier, vielleicht finde ich einen in Bayonne. Zwei Tage werde ich hier wohl bleiben, um zu sehen, wo unsre Weine wachsen. —

Bordeaux, Mittwoch, 29. Juli 62. Dein Brief vom 23. ist mir gestern glücklich hier zugekommen, und danke ich Gott für Euer

---

*) Graf Chambord, Herzog von Bordeaux, welcher als bourbonischer Kronprätendent aus Frankreich verbannt war, ist gemeint.

Wohlsein. Gestern habe ich den ganzen Tag mit unserm Konsul und einem General eine reizende Tour durchs Medoc gemacht, — Lafitte, Mouton, Pichon, Laroze, Latour, Margaux, St. Julien, Branne, Armeillac und andre Weine in der Ursprache von der Kelter getrunken. Wir haben im Schatten dreißig, in der Sonne fünfundfünfzig Grad am Thermometer, aber mit gutem Weine im Leibe spürt man das gar nicht. Im Augenblicke fahre ich nach Bayonne und schreibe Dir von da mit mehr Ruhe als jetzt in der Eisenbahnhast.

Bayonne, 29. Juli 62. Von Bordeaux bis hier ununterbrochen Fichtenwald, Heidekraut und Moor, bald Pommern, wie etwa im Strandwald hinter den Dünen, bald Rußland. Die Pracht, in der das Heidekraut hier seine violett-purpurnen Blüten entwickelt, ist überraschend; dazwischen eine sehr gelbe Ginsterart mit breiten Blättern, das Ganze ein bunter Teppich. Der Fluß Adour, an dem Bayonne liegt, begrenzt dieses B moll der Heide, welches mir in seiner weichern Idealisierung einer nördlichen Landschaft das Heimweh schärfte. Ich denke gegen Abend zu Wagen nach Biarritz zu fahren, dort morgen zu baden, und dann meinen Weg zur Grenze fortzusetzen.

San Sebastian, 1. Aug. 62. Der Weg von Bayonne hierher ist herrlich, links die Pyrenäen, etwas wie Dent du Midi und Moleson, was hier aber Pic und Port heißt, im wechselnden Alpenpanorama, rechts das Meer, Ufer wie bei Genua. Der Übergang nach Spanien ist überraschend, in Behobie, dem letzten französischen Orte, konnte man noch glauben, ebensogut an der Loire zu sein, in Fuentarabia eine steile Gasse, zwölf Fuß breit, jedes Fenster mit Balkon und Vorhang, jeder Balkon mit schwarzen Augen und Mantillen, Schönheit und Schmutz, auf dem Markte Trommeln und Pfeifen und einige hundert Weiber, alt und jung, die unter sich tanzten, während die Männer rauchend und drapiert zusahen. Um zehn Uhr badete ich, und nach dem Frühstück gingen oder schlichen wir durch die Hitze auf den Berg der Citadelle und saßen lange auf einer Bank, einige hundert Fuß unter uns die See, neben uns eine schwere Festungsbatterie mit einer singenden Schildwache. Dieser Berg oder Fels wäre eine Insel, wenn ihn nicht eine niedrige Landzunge mit dem Festlande verbände. Die

Landzunge scheidet zwei Meeresbuchten voneinander, und so hat man von der Citadelle nach Norden den weiten Blick in die See, östlich und westlich auf die beiden Buchten, wie zwei Schweizerseeen, südlich auf die Landzunge mit der Stadt darauf, und dahinter, landwärts, himmelhohe Gebirge. Ich wollte Dir ein Bild davon malen können, und wenn wir fünfzehn Jahr jünger wären, so führen wir beide her.

Biarritz, 4. Aug. 62. Gestern abend bin ich aus St. Sebastian wieder nach Bayonne gelangt, wo ich die Nacht schlief, und sitze hier in einem Eckzimmer des Hotel de l'Europe mit reizender Aussicht auf die blaue See, die ihren weißen Schaum zwischen wunderlichen Klippen hindurch gegen den Leuchtturm treibt. Ich habe ein schlechtes Gewissen, daß ich so vieles Schöne ohne Dich sehe. Wenn man Dich durch die Luft herführen könnte, so wollte ich gleich noch einmal mit Dir nach St. Sebastian. Denke Dir das Siebengebirge mit dem Drachenfels ans Meer gestellt, daneben den Ehrenbreitenstein, und zwischen beiden bringt ein Meeresarm etwas breiter als der Rhein ins Land und bildet hinter den Bergen eine runde Bucht. In dieser badet man in durchsichtig klarem Wasser, so schwer und so salzig, daß man von selber obenauf schwimmt und durch das breite Felsenthor ins Meer sieht oder landeinwärts, wo die Bergketten immer höher und immer blauer sich überragen.

Luchon, 9. Sept. 62. Vorgestern sind wir von hier auf den Col de Venasque gestiegen, zuerst zwei Stunden durch prächtige Buchenwälder, voll Epheu, Felsen und Wasserfällen, dann ein Hospiz, dann zwei Stunden steiles Steigen zu Pferde im Schnee mit Fernsichten, stillen, tiefen Seeen zwischen Schnee und Klippen, und siebentausendfünfhundert Fuß hoch öffnet sich eine schmale Pforte im scharfen Kamme der Pyrenäen, durch die man Spanien betritt. Das Land der Kastanien und Palmen zeigt sich hier als Felsenkessel, ringsum eingefaßt von der Maladetta, die vor uns lag, Pic de Sauvegarde und Pic de Picade; rechts flossen die Gewässer zum Ebro, links zur Garonne, und bis zum Horizont starrte ein Gletscher und Schneegipfel hinter dem andern, weit nach Katalonien und Aragon hinein. Gestern hatten wir eine ähnliche Expedition nach Superbagnères und an die Pforten der Hölle,

le gouffre d'enfer, in dessen Tiefen sich ein prachtvoller Wasserfall zwischen Buchen, Eichen, Kastanien und Eschen stürzt. Heute sahen wir den See von Oo, Felsenkessel wie der Obersee bei Berchtesgaden, aber belebt durch einen gewaltigen Wasserfall, der in ihn stürzt. Wir befuhren ihn, sangen französische Chansonetten mit Mendelssohn abwechselnd, d. h. ich hörte zu. Unter sechs bis acht Stunden zu Pferde geht es keinen Tag. Morgen hat der Scherz ein Ende, und „Ach wie so bald verhallt“ u. s. w. war heut an der Tagesordnung. Morgen abend sind wir in Toulouse, wo ich Briefe von Dir über Paris zu finden hoffe. Von Berlin weiß ich gar nichts, habe seit vierzehn Tagen keine Zeitung gelesen, und mein Urlaub ist um. Ich erwarte in Toulouse einen Brief von **, und daß man mich nach Berlin zitiert.“

Den vom Minister Bernstorff (dieser ist, wie aus dem Briefwechsel mit Roon zu entnehmen, gemeint) erwarteten Brief fand Bismarck in Toulouse nicht, und er blieb auch jetzt noch in Ungewißheit über seine Zukunft. Seinem Unmute darüber machte er zunächst in einem Briefe an die Gattin Luft, welcher er am 12. September schrieb: „Mein Urlaub ist um; Gewißheit ist jetzt nötig, oder ich nehme Knall und Fall meinen Abschied.“ Ein Schreiben seines treuen Landsmannes Roon, das er in Toulouse erhielt, ließ ihn ebenfalls noch im Unklaren, was man in Berlin über ihn verhängen werde. In seiner Antwort sprach er ingrimmig die Vermutung aus, daß wohl die Ungewißheit um Weihnachten noch dieselbe sein werde, und fügte dann hinzu:

„Meine Sachen liegen noch in Petersburg und werden dort einfrieren, meine Wagen sind in Stettin, meine Pferde bei Berlin auf dem Lande, meine Familie in Pommern, ich selbst auf der Landstraße. Ich gehe jetzt nach Paris zurück, obschon ich dort weniger wie je zu thun habe: mein Urlaub ist aber um. Mein Plan ist nun, Bernstorff vorzuschlagen, daß ich nach Berlin komme, um das Weitere mündlich zu besprechen. Ich habe das Bedürfnis, einige Tage in Reinfeld zu sein, nachdem ich die Meinigen seit dem 8. Mai nicht gesehen habe. Bei der Gelegenheit muß ich ins Klare kommen. —

„Ich habe mich niemals geweigert, das Präsidium ohne Portefeuille anzunehmen, sobald es der König befiehlt; ich habe nur gesagt, daß ich die Einrichtung für unzweckmäßig halte. Ich bin noch heute bereit, ohne Portefeuille einzutreten, aber ich sehe gar keine amtliche Absicht dazu. Wenn mir Se. Majestät sagen wollte: am 1. November oder 1. Januar oder 1. April — so wüßte ich, woran ich wäre, und bin wahrlich kein Schwierigkeitsmacher, ich verlange nur ein Hundertstel der Rücksicht, die Bernstorff so reichlich gewährt wird. In dieser Ungewißheit verliere ich alle Lust an Geschäften."

Roons Rat, sich unaufgefordert zum Könige, der in den Tagen nach Karlsbad reise, zu begeben, wies er mit folgenden Gründen zurück:

„Ich weiß aus Erfahrung, daß solche ungerufenen Erscheinungen nicht willkommen sind. Der Herr schließt daraus auf ehrgeizig drängende Absichten bei mir, die mir, weiß Gott, fernliegen. Ich bin so zufrieden, Sr. Majestät Gesandter in Paris zu sein, daß ich nichts erbitten möchte als die Gewißheit, es wenigstens bis 1875 zu bleiben. Schaffen Sie mir diese oder jede andre Gewißheit, und ich male Engelsflügel an Ihre Photographie!"

Die so sehnlich herbeigewünschte Entscheidung kam früher, als Bismarck es dachte. Am 15. September traf er auf seiner Rückreise nach Paris in dem provençalischen Städtchen Avignon ein. Hier ereignete sich das folgende anmutige Idyll*), das für die Folge nicht ohne Bedeutung bleiben sollte:

Im Speisesaale des Hotels Beau séjour saß just eine größere Gesellschaft, in welcher auch ein auf der Hochzeitsreise begriffenes Pärchen, Frankfurter Patrizier, sich befand, an der Mittagstafel. Da öffnete sich plötzlich die Flügelthür, durch welche ein neuer Gast eintrat, auf den sich unwillkürlich die Blicke der Franzosen richteten. Konnte derselbe doch unter dem kleinen Menschenschlage der Provençalen für einen Riesen gelten. Die markige Körpergestalt, die hohe Stirn, die scharf ausgeprägten Gesichtszüge, der lebhafte Blick der unter buschigen Augenbrauen stark hervortretenden Augen ließen auf eine geist- und

*) Poschinger: Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews. Stuttgart 1895.

kraftvolle Persönlichkeit schließen. Jedermann schien das Gefühl zu haben, daß man diese Gestalt, wenn man sie einmal gesehen, nicht leicht wieder vergesse.

Das Frankfurter Pärchen indessen, welches eben in der Muttersprache ein eifriges Gespräch über das berühmte Altarbild in der Chapelle de la miséricorde führte, beachtete den Eintretenden erst, als derselbe mit deutschem Gruße ihm gegenüber an der Tafel Platz nahm und mit gewinnender Freundlichkeit seinem Erstaunen Ausdruck gab, Landsleute in der Provence anzutreffen. In der Fremde pflegt dem ersten Worte die Vorstellung auf dem Fuße zu folgen, und hier wäre sie nur von einer Seite notwendig gewesen, denn der junge Frankfurter Kaufmann Lüning antwortete, als ihm der Name Bismarck-Schönhausen entgegentönte:

„O, Excellenz, zwar habe ich Sie nur einmal in Frankfurt am Main gesehen, aber in meinem Leben vergesse ich nicht die Aufregung unsrer guten Bürgerschaft über die nähern Umstände. Es war auf der Zeil am Vorabende des österreichisch-italienischen Kriegs, und Sie promenierten zum Ärger der Österreicher und der Frankfurter, die auf ein Bündnis mit Preußen rechneten, Arm in Arm mit dem italienischen Gesandten Grafen Barral auf und ab.“

„Ja,“ sagte Bismarck lachend, „und zum Ärger des Grafen Rechberg. Aber die Herren Österreicher waren rascher als ich. Am nächsten Morgen hatte ich schon die telegraphische Ordre, die mich nach Petersburg versetzte. — Aber pardon, gnädige Frau, da sehen Sie uns Deutsche. Bei den ersten Worten in der Fremde sind wir so ungalant, über die garstige Politik zu schwatzen und vergessen in der Provence den provençalischen Ritterdienst.“

Der preußische Gesandte plauderte nun wie ein jugendlicher Kavalier mit der gebildeten jungen Frau, und erst, als einem gemütlichen Pokulieren eine duftige Havanna folgte, kam man nochmals auf die leidige Politik. Bismarck erzählte von seinen Reiseerlebnissen, und man sprach über die politische Lage in Preußen und im lieben deutschen Vaterlande. Schließlich nahm er den Vorschlag Lünings an, sich an einem kleinen Ausfluge in die Umgegend zu beteiligen.

In einem der Gärten Avignons, die man besuchte, brach die junge Frankfurterin einen Ölzweig ab und überreichte ihn Bismarck, der das Sinnbild des Friedens in seine Brieftasche legte, um es mit in die kampferregte Heimat zu nehmen.

Als Bismarck von dem Ausfluge heimkehrte, fand er eine Depesche von Roon vor, welche nur die Worte: „Die Birne ist reif!“ enthielt. Es war das zwischen den Freunden verabredete Zeichen, auf welches Bismarck sofort nach Paris zurückkehren sollte, um dort nähere Nachricht über die nahe bevorstehende Entscheidung in der Sache seiner Berufung ins Ministerium zu empfangen. Er reiste am selben Tage ab und traf am 16. September in Paris ein. Zwei Tage darauf sandte Roon wiederum eine Depesche an ihn, diese lautete: „Periculum in mora, Depêchez-vous. L'ami de Maurice. Henning.“ „Gefahr im Verzuge. Beeilen Sie sich.“ Die Unterschrift enthielt die Vornamen Blanckenburgs, des gemeinschaftlichen Jugendfreundes der beiden Staatsmänner. Bismarck erkannte in dem seltsamen Telegramme das mit Roon verabredete Stichwort, auf welches er sofort nach Berlin kommen sollte.

Unverzüglich erfolgte die Abreise, und am 20. September traf Otto von Bismarck in Berlin ein, um drei Tage später von seinem Könige als der rechte Mann an den rechten Platz gestellt zu werden.



XVII.

Durch!

„Wi brukt en Mann as Thor so stark,
En Ritter gegen't Lägenwark:
Kumm nu, du Eekboom ut de Mark,
Du Mann vun Stahl un Isen!"

Klaus Groth.

Die bedeutenden Erfolge, welche Preußen seit dem Beginne der Regierung König Wilhelms I. auf dem Gebiete der auswärtigen Politik errungen hatte, waren wohl geeignet, die Volksvertretung mit Befriedigung und Vertrauen zu erfüllen. Durch Preußens thatkräftiges Eingreifen war das hessische Volk endlich aus dem Drucke schmachvoller Tyrannei erlöst worden. Dem verfänglichen Delegierten-Projekte, das Herr von Beust und Genossen abermals beim Bundestage zur Durchführung zu bringen versuchte, setzte die preußische Regierung die Forderung einer Bundesreform nach dem Willen des deutschen Volks, Einsetzung einer kraftvollen Bundeszentralgewalt und einer wahrhaft nationalen Volksvertretung entgegen und zeigte sich entschlossen, den Gegnern Trotz zu bieten, selbst auf die Gefahr eines deutschen Entscheidungskampfes durch die Waffen hin. Napoleon war von seinen Gelüsten nach deutschem Gebiete durch das entschiedene Auftreten König Wilhelms gründlich geheilt worden, und trotz des schmerzlichen Verzichtes suchte er die guten Beziehungen zu Preußen zu erhalten, wie der Abschluß eines Zollvertrags der beiden Nachbarstaaten deutlich erwies. Zu Italien war

dank der klugen Politik Preußens ein sympathisches Verhältnis angeknüpft worden.

Der im Frühjahre 1862 gewählte Landtag, welcher seine Sitzungen am 16. Mai eröffnete, versagte der Regierung in allen diesen Fragen seine Zustimmung denn auch keineswegs. Er genehmigte den Zollvertrag mit Frankreich, der am 2. August desselben Jahres endgiltig unterzeichnet werden konnte. Auch der entschiedenen Haltung der Regierung in den Schwierigkeiten, welche einige Bundesstaaten Preußen wegen dieses Vertrags zu machen suchten, zollten die Volksvertreter ihren Beifall, nicht minder wie den Schritten zur Herbeiführung einer volkstümlichen Bundesreform. Die im Juli 1862 erfolgende Anerkennung des Königreichs Italien durch das preußische Kabinett geschah ganz nach Wunsch und Willen der Abgeordneten. Hatte doch Cavour, der Begründer der Einheit Italiens, der Mehrheit des neugewählten Landtags gewiß aus der Seele gesprochen, wenn er vor zwei Jahren geäußert: „Es ist in jeder Weise ein Trost für mich, zu denken, daß ich hier ein Beispiel gegeben habe, welches wahrscheinlich binnen einigen Jahren Preußen mit Freuden nachahmen wird. — Unser Bündnis mit Preußen steht in den Sternen geschrieben.“

Geradezu unfaßbar erscheint es den Nachkommenden, daß die preußische Volksvertretung hartnäckig in der vorgefaßten Meinung in Bezug auf die innere Politik der Regierung blieb und derselben die Mittel versagte, welche zur Fortführung einer solchen thatkräftigen Politik notwendig waren.

Am 11. September trat das Haus in die Verhandlung über die Heeresreformfrage ein, und es entspann sich jetzt ein Redekampf, wie ihn der preußische Landtag seit seinem Ursprunge in einer solchen Heftigkeit noch nicht gesehen hatte. Welche Seite die siegreiche Entscheidung herbeiführen würde, war keinen Augenblick zweifelhaft. Schon in den Kommissionsberatungen hatte man, unbekümmert darum, was aus den hundertundsiebzehn neuen Bataillonen und deren Offizieren werden solle, beschlossen, alle Mehrausgaben für die Heeresreform zu streichen; gleichzeitig war ein Antrag der Regierung zur Schaffung

einer Kriegsflotte abgelehnt worden, weil es dafür an den verfügbaren Mitteln fehle.

Der Tag der Entscheidung stand nahe vor der Thür. Der preußische Staat zuckte unter dem Fieberschauer einer gefahrvollen Krisis. Immer höher schlugen die Wogen der erregten Leidenschaft in den Reihen der Volksvertretung, gegen welche die Männer des Königs nur noch mit dem Mute der Verzweiflung ankämpften. Wurde auf der einen Seite für die Überzeugung gestritten, daß das Verfassungsleben in Preußen zu Grunde gehen und die Zeiten des beschränkten Unterthanenverstandes wiederkehren würden, wenn in dieser Sache nicht der Wille der Volksvertretung freie Bahn gewinne, so verteidigte man auf der andern Seite die Selbständigkeit der Krone und damit die Meinung, daß bei einem Zurückweichen sich die konstitutionell-monarchische Regierung in eine parlamentarische verwandle. Dort die Mahnung zu kraftvollem Vorwärtsschreiten auf dem Wege einer entschiedenen deutsch-nationalen Politik, hier der Zorn über ein solches Verlangen bei dem Bestreben, Preußen zu Lande und zu Wasser wehrlos zu machen!

Der König litt furchtbar unter dem Eindrucke dieses verhängnisvollen Streites. Vor einem Jahre war es zwischen einem seiner einsichtsvollsten Ratgeber, dem General von Manteuffel, und dem Abgeordneten Twesten wegen politischer Händel zum Zweikampf gekommen, in welchem der Abgeordnete verwundet wurde, so daß sich der König gezwungen gesehen, den General seines Dienstes zu entheben und das kriegsgerichtliche Verfahren gegen ihn eintreten zu lassen. Schon damals hatte er in einem Briefe an den Kriegsminister von Roon geschrieben: „In diesem Momente Manteuffels Dienste zu entbehren, der Triumph der Demokratie, ihn aus meiner Nähe gejagt zu haben, das Aufsehen, was dies Ereignis in meiner allernächsten Umgebung machen muß, sind Dinge, die mir fast die Sinne rauben können, weil es meiner Regierung einen neuen unglückseligen Stempel aufdrückt! Wo will der Himmel mit mir hin!“ — Was mußte er leiden, als ihn jetzt die Brandung des Streites in noch heftigerer Wut umtoste? Dem Abgeordneten Beckerath gegenüber, der ihm freimütig seine den Anschauungen der Regierung entgegenstehende Meinung vorgetragen und hinzu-

gefügt hatte, die treuesten Anhänger des Thrones seien ob dem unseligen Kampfe mit Trauer erfüllt, klagte der König: „Traure ich denn nicht? Ich schlafe keine Nacht!“

In dieser Zeit der höchsten Gefahr rief Albrecht von Roon seinen Jugendgenossen zum Helfer in der Not herbei. Dessen Ankunft ungeduldig erwartend, fuhr er demselben entgegen, um mit ihm das Notwendigste zu besprechen. Dieser begab sich darauf zum Könige nach Schloß Babelsberg. Er traf den König tiefbekümmert, der Verzweiflung nahe. „Berufen Ew. Majestät doch Herrn von Bismarck,“ mahnte er den königlichen Herrn wiederum, wie er früher schon oftmals gethan hatte. „Er wird nicht wollen,“ entgegnete der König ratlos, „wird es jetzt auch nicht übernehmen. Er ist auch nicht da, es kann mit ihm nichts besprochen werden.“ „Er ist hier und wird Ew. Majestät Rufe bereitwillig folgen,“ versetzte Roon rasch und erfreut darüber, daß er für die Anwesenheit des Freundes rechtzeitig gesorgt hatte.

Am nächsten Tage erschien Bismarck auf Befehl seines Herrn in Babelsberg. Der König hatte seit dem vorigen Tage bereits seine Abdankungsurkunde und ein auf liberaleren Grundsätzen beruhendes, sechzehn Seiten umfassendes Programm für seinen Nachfolger ausfertigen lassen. Das Schriftstück lag vor ihm auf dem Tische, und er stand im Begriffe, den Kronprinzen rufen zu lassen, um mit der Abdankungsurkunde die Regierung in dessen Hand zu legen. Da wurde die Ankunft Bismarcks gemeldet, der wenige Minuten später das Arbeitszimmer des Königs betrat. Eine denkwürdige, bedeutungsvolle Szene entwickelte sich hierauf.

„Ja, wollen Sie denn auch gegen die Majorität des Landes Ihr Amt antreten und führen?“ fragte der König. — „Ja, Majestät!“ antwortete Bismarck. „Auch ohne Budget?“ „Ja!“ „Und ohne die Reorganisation der Armee preiszugeben?“ „Ja!“ „Dann sehen Sie hier mein Programm!“ „Auf Ew. Majestät Befehl bin ich bereit, das Amt zu übernehmen, aber ohne Programm.“

Einige Zeit später, nachdem auch Roon nach Babelsberg gekommen war und an der Beratung teilgenommen hatte, schritt der König mit seinen beiden Getreuen durch die Gänge des Parks. Im

lebhaften Gespräche war man zu einer Brücke gekommen. Hier blieb der König stehen, nahm die Urkunde seiner Abdankung, welche den Gegenstand der Unterhandlung vorzugsweise gebildet hatte, aus der Tasche, zerriß dieselbe und warf sie von sich. Bismarck aber nahm die Stücke wieder auf und steckte sie zu sich, damit sie nicht, wie er sagte, in unrechte Hände kämen.

Von neuem Mute und frischer Hoffnung erfüllt, kehrte König Wilhelm von dem Spaziergange durch den Park ins Schloß zurück, und sogleich, nachdem er seine beiden Ratgeber entlassen, verfügte er Bismarcks Berufung ins Ministerium, dessen Mitglieder er noch am nämlichen Tage von dieser Verfügung in Kenntnis setzte.

Nach Berlin zurückgekehrt, hatte Bismarck mit den Ministern eingehende Besprechungen, die in den folgenden Tagen fortgesetzt wurden.

In derselben Zeit tobte im Abgeordnetenhause der Kampf um die geforderten Mittel zur Durchführung der Heeresreform. Nach siebentägiger Redeschlacht brachte der 23. September die Entscheidung; der Landtag beschloß mit zweihundertdreiundsiebzig gegen achtundsechzig Stimmen, die gesamten Kosten der Heeresreform aus dem Haushaltungsplane für 1862 zu streichen, und nahm darauf das also verstümmelte Budget mit dreihundertacht gegen elf Stimmen an.

Dieser 23. September 1862 wurde zu einem Tage von hoher Bedeutung in der Geschichte Preußens wie Deutschlands. Nach der verhängnisvollen Abstimmung im Abgeordnetenhause gaben die Minister Fürst Hohenlohe, v. d. Heydt und Graf Bernstorff sofort ihre Entlassung. Der Kriegsminister von Roon aber eilte zum Könige nach Babelsberg, um demselben Vortrag über das Geschehene zu halten. Der König schwankte, wie Roon in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, in dieser letzten Stunde der Entscheidung noch einmal und fragte den Kriegsminister abermals um Rat, ehe er die Verfügung unterzeichnete, die Bismarck an die Spitze des Ministeriums berief. Wenn Roons eindringliche Mahnung den König nicht zum schnellen Entschlusse gedrängt hätte, wer weiß, ob die Ernennung erfolgt wäre. Langsam reifte die Frucht dieser Entscheidung, welche für die Geschicke unseres Volks für viele Jahre bestimmend wurde.

gefügt hatte, die treuesten Anhänger des Thrones seien ob dem unseligen Kampfe mit Trauer erfüllt, klagte der König: „Traure ich denn nicht? Ich schlafe keine Nacht!“

In dieser Zeit der höchsten Gefahr rief Albrecht von Roon seinen Jugendgenossen zum Helfer in der Not herbei. Dessen Ankunft ungeduldig erwartend, fuhr er demselben entgegen, um mit ihm das Notwendigste zu besprechen. Dieser begab sich darauf zum Könige nach Schloß Babelsberg. Er traf den König tiefbekümmert, der Verzweiflung nahe. „Berufen Ew. Majestät doch Herrn von Bismarck,“ mahnte er den königlichen Herrn wiederum, wie er früher schon oftmals gethan hatte. „Er wird nicht wollen,“ entgegnete der König ratlos, „wird es jetzt auch nicht übernehmen. Er ist auch nicht da, es kann mit ihm nichts besprochen werden.“ „Er ist hier und wird Ew. Majestät Rufe bereitwillig folgen,“ versetzte Roon rasch und erfreut darüber, daß er für die Anwesenheit des Freundes rechtzeitig gesorgt hatte.

Am nächsten Tage erschien Bismarck auf Befehl seines Herrn in Babelsberg. Der König hatte seit dem vorigen Tage bereits seine Abdankungsurkunde und ein auf liberaleren Grundsätzen beruhendes, sechzehn Seiten umfassendes Programm für seinen Nachfolger ausfertigen lassen. Das Schriftstück lag vor ihm auf dem Tische, und er stand im Begriffe, den Kronprinzen rufen zu lassen, um mit der Abdankungsurkunde die Regierung in dessen Hand zu legen. Da wurde die Ankunft Bismarcks gemeldet, der wenige Minuten später das Arbeitszimmer des Königs betrat. Eine denkwürdige, bedeutungsvolle Szene entwickelte sich hierauf.

„Ja, wollen Sie denn auch gegen die Majorität des Landes Ihr Amt antreten und führen?“ fragte der König. — „Ja, Majestät!“ antwortete Bismarck. „Auch ohne Budget?“ „Ja!“ „Und ohne die Reorganisation der Armee preiszugeben?“ „Ja!“ „Dann sehen Sie hier mein Programm!“ „Auf Ew. Majestät Befehl bin ich bereit, das Amt zu übernehmen, aber ohne Programm.“

Einige Zeit später, nachdem auch Roon nach Babelsberg gekommen war und an der Beratung teilgenommen hatte, schritt der König mit seinen beiden Getreuen durch die Gänge des Parks. Im

lebhaften Gespräche war man zu einer Brücke gekommen. Hier blieb der König stehen, nahm die Urkunde seiner Abdankung, welche den Gegenstand der Unterhandlung vorzugsweise gebildet hatte, aus der Tasche, zerriß dieselbe und warf sie von sich. Bismarck aber nahm die Stücke wieder auf und steckte sie zu sich, damit sie nicht, wie er sagte, in unrechte Hände kämen.

Von neuem Mute und frischer Hoffnung erfüllt, kehrte König Wilhelm von dem Spaziergange durch den Park ins Schloß zurück, und sogleich, nachdem er seine beiden Ratgeber entlassen, verfügte er Bismarcks Berufung ins Ministerium, dessen Mitglieder er noch am nämlichen Tage von dieser Verfügung in Kenntnis setzte.

Nach Berlin zurückgekehrt, hatte Bismarck mit den Ministern eingehende Besprechungen, die in den folgenden Tagen fortgesetzt wurden.

In derselben Zeit tobte im Abgeordnetenhause der Kampf um die geforderten Mittel zur Durchführung der Heeresreform. Nach siebentägiger Redeschlacht brachte der 23. September die Entscheidung: der Landtag beschloß mit zweihundertdreiundsiebzig gegen achtundsechzig Stimmen, die gesamten Kosten der Heeresreform aus dem Haushaltungsplane für 1862 zu streichen, und nahm darauf das also verstümmelte Budget mit dreihundertacht gegen elf Stimmen an.

Dieser 23. September 1862 wurde zu einem Tage von hoher Bedeutung in der Geschichte Preußens wie Deutschlands. Nach der verhängnisvollen Abstimmung im Abgeordnetenhause gaben die Minister Fürst Hohenlohe, v. d. Heydt und Graf Bernstorff sofort ihre Entlassung. Der Kriegsminister von Roon aber eilte zum Könige nach Babelsberg, um demselben Vortrag über das Geschehene zu halten. Der König schwankte, wie Roon in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, in dieser letzten Stunde der Entscheidung noch einmal und fragte den Kriegsminister abermals um Rat, ehe er die Verfügung unterzeichnete, die Bismarck an die Spitze des Ministeriums berief. Wenn Roons eindringliche Mahnung den König nicht zum schnellen Entschlusse gedrängt hätte, wer weiß, ob die Ernennung erfolgt wäre. Langsam reifte die Frucht dieser Entscheidung, welche für die Geschicke unseres Volks für viele Jahre bestimmend wurde.

Nachmittags fünf Uhr am nämlichen Tage empfing der König Otto von Bismarck in Babelsberg und überreichte ihm den Kabinettsbefehl, der ihn an die Spitze des preußischen Ministeriums berief. Die königliche Ordre, welche sogleich veröffentlicht wurde, lautete:

„Nachdem der Prinz Adolf zu Hohenlohe-Ingelfingen auf sein wiederholtes Gesuch von dem Vorsitz im Staatsministerium entbunden, habe Ich den Wirklichen Geheimen Rat von Bismarck-Schönhausen zum Staatsminister ernannt und ihm den interimistischen Vorsitz des Staatsministeriums übertragen. Wilhelm."

Bei näherer Erwägung der Lage, in welcher sich damals die preußische Regierung befand, ist es wohl einleuchtend, daß Bismarck zur Übernahme eines so verantwortungsvollen Amts sich nicht drängte; aber bei seiner Sinnesart ist es auch erklärlich, daß er seinen König unter Vorwänden im Stiche zu lassen für Feigheit und Untreue hielt, daß er vielmehr, als der Ruf an ihn erging, mit einem mutigen Voran! die ihm überreichten Zügel der verwickelten Staatsleitung ergriff.

Auch von seiten des Königs gehörte in der That der Mut eines kühnen Entschlusses dazu, einem Manne wie Bismarck gerade im Augenblicke der höchsten Kampfeserregung jene Zügel in die Hand zu geben. Rief doch seine Berufung einen wahren Sturm der Entrüstung in den gegnerischen Reihen hervor. Ein Hagelschauer von Schmähungen und Verdächtigungen prasselte auf den neuen Ministerpräsidenten ein. Die Presse der Fortschrittspartei belegte ihn mit Ehrentiteln, wie „burschikoser Junker", „hohler Renommist", „Napoleonvergötterer", „Städtevertilger", und faßte ihr Urteil in dem Satze zusammen: „Bismarck ist der Staatsstreich." Man sprach es ferner offen aus, daß Bismarck, den man noch immer als den feudalen Junker und Anhänger der Kreuzzeitungspartei betrachtete, den völligen Bruch mit der Landesvertretung durch Zerstörung der verfassungsmäßigen Einrichtungen herbeiführen wolle, „nicht davor zurückschrecke, ohne Budget zu regieren, und sich einer abenteuerlichen Großmachtspolitik in die Arme werfen werde." — „Das preußische Volk weiß," hieß es in der Kölnischen Zeitung, „daß Herr von Bismarck äußere Verwicklungen nur herbeiwünscht, um die inneren zur Ruhe oder doch zum Schweigen zu bringen. In Olmütz feierte

Junker Bismarck zugleich mit Österreich seinen Triumph." Das Organ der altliberalen Partei entwarf folgende Charakterzeichnung von Bismarck: „Er war, als er seine Laufbahn begann, ein Landedelmann von mäßiger politischer Bildung, dem mit der bureaukratischen Pedanterie auch die bureaukratische Routine fehlte, dessen Einsichten und Kenntnisse sich nicht über das erhoben, was das Gemeingut aller Gebildeten ist. Den Höhepunkt seines parlamentarischen Ruhmes erreichte er in der Revisionskammer von 1849 und im Unionsparlament von 1850. Aber welche seiner Rede hätte einen Hauch aufzuweisen von der dialektischen Schärfe eines Stahl, von dem Feuereifer eines Kleist=Retzow, von dem Reichtum an geistreichen Einfällen eines Gerlach, von der doktrinären Gründlichkeit eines Wagener! Er trat schroff und rücksichtslos auf, nonchalant bis zur Frivolität, mitunter witzig bis zur Derbheit; aber wann hätte er einen politischen Gedanken geäußert? Er hat sich in Frankfurt Kenntnisse in dem diplomatischen Zeremoniale erworben und in St. Petersburg und Paris intrigierenden Prinzessinnen ihre Geheimnisse abgelauscht; aber die saure Arbeit der täglichen Verwaltungsgeschäfte ist ihm fremd; den klaren Einblick in das Getriebe des Staates in allen seinen Einzelheiten hat er sich nirgends erwerben können. Ihm gegenüber wird sich das Wort des Herrn von Schleinitz bewähren, daß die Politik eine sehr positive Kunst ist." Die Kreuzzeitungspartei jubelte bei der Ernennung Bismarcks zum Minister, von dem sie das Reifen ihres feudalen Weizens erhoffte. Ein Berliner Berichterstatter der Augsburger Allgemeinen Zeitung schloß seinen Schmähartikel gegen Bismarck mit dem feierlichen Ausruf: „Warten wir ab; nach seinen Thaten soll er gerichtet werden!"

O der Prophetengabe der weisen und weitschauenden Herren! Den Nagel auf den Kopf hatte jedenfalls, wenn auch wider Willen, der Korrespondent der Augsburger Allgemeinen getroffen: „Nach seinen Thaten soll er gerichtet werden!"

Längere Zeit dauerte der Meinungskrieg über den Wert und Unwert des neuernannten Ministerpräsidenten noch fort. Und wie verhielt sich dieser demselben gegenüber? Er trat auf seinen Posten, schwieg zunächst zu den Lästerungen und handelte nach des Dichters Wort:

„Der König Karl am Steuer saß
Und hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt' das Schiff mit sicherm Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.“

Dem neuen Gegner gegenüber schlossen die regierungsfeindlichen Parteien ihre Reihen, um den Kampf mit um so wuchtigern Waffen wieder aufzunehmen. Bismarcks erste Schritte aber waren Friedensversuche. Er lud die Führer der altliberalen Partei zu einer Besprechung ein, entwickelte ihnen seine Absichten und bot ihnen einige Plätze im Ministerium an. Wie überrascht die Herren auch waren, einen ganz andern Mann zu finden, als sie sich nach den schmeichelhaften Zeichnungen der liberalen Presse vorgestellt hatten, so vermochten sie dennoch auf seine Vorschläge wegen Meinungsverschiedenheit in Bezug auf die Forderung der zweijährigen Dienstzeit nicht einzugehen, da sie sonst, wie der Abgeordnete Simson sagte, Offiziere ohne Soldaten sein würden. Es stand zu erwarten, daß, da die Zweite Kammer die Ausgaben für die neuen Heereseinrichtungen bereits aus dem Etat für das laufende Jahr gestrichen hatte, daß auch der Haushaltungsplan für das Jahr 1863 dasselbe Schicksal erleiden werde. Bismarck zog deshalb im königlichen Auftrage den zur Beratung vorgelegten Etat mit der Erklärung zurück, daß dies geschehe, „um die Hindernisse der Verständigung nicht noch höher anschwellen zu lassen, als sie ohnehin seien.“ Gleichzeitig versprach er, den Haushaltungsplan im nächsten Jahre nebst einer vielbegehrten Gesetzesvorlage über die Dienstpflicht einzubringen. Das Haus überwies diese Erklärung der Budgetkommission zur schleunigen Berichterstattung. In der Sitzung derselben, am 30. September, erschien auch Bismarck, der keinen Versuch, eine Verständigung herbeizuführen, ungethan lassen wollte. In eindringlicher Rede mahnte er zum Frieden; einige Aussprüche, welche er in dieser denkwürdigen Sitzung that, wurden zu geflügelten Worten, welche seinen Namen in alle Welt hinaustrugen und seither unvergänglich mit demselben verknüpft sind.

Er gab zunächst eine Auslegung der Artikel zweiundsechzig und neunundneunzig der Verfassung, welche von der Feststellung des Budgets durch die drei Faktoren der gesetzgebenden Gewalt: Krone, Herrenhaus und Abgeordnetenhaus handeln. Artikel neunundneunzig lautet: „Alle

Einnahmen und Ausgaben des Staates müssen für jedes Jahr im voraus veranschlagt und auf den Staatshaushalt gebracht werden. Letzterer wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt." Bismarck bezeichnete den derzeitigen Konflikt als einen Streit über die Grenze zwischen der Macht der Krone und der Befugnis des Parlaments und sprach dann die Hoffnung aus, daß die Krisis, welchen Verlauf dieselbe auch nehmen möge, dennoch zum Wohle des Vaterlandes ausschlagen werde. „Der Konflikt," so fuhr er fort, „so ernst er auch werden kann, wird doch zu tragisch aufgefaßt, von der Presse zu tragisch dargestellt. Wir sind Kinder desselben Landes. Die Regierung sucht keinen Kampf. Kann die Krisis mit Ehren beseitigt werden, so bietet sie gern die Hand dazu. Das ist kein Programm, sondern eine Äußerung, die aus gutem Herzen kommt; man möge sie hinnehmen als die Worte eines Mannes, der mit den Abgeordneten an einem gemeinsamen Werke zu arbeiten berufen ist."

Diese versöhnlichen Worte prallten an der Rüstung der Gegner eindruckslos ab. Mit Heftigkeit suchten sie die Auslegung des Verfassungsartikels zu widerlegen und die Genehmigung des Haushalts als das gute Recht des Abgeordnetenhauses nachzuweisen. Während der geharnischten Reden, die gegen ihn eindrangen, zog Bismarck einen Ölzweig aus seiner Brieftasche und zeigte ihn den neben ihm sitzenden liberalen Abgeordneten, während er harmlos plaudernd sagte: „Ich habe ihn aus Avignon mitgebracht, um ihn hier meinen frühern Gegnern als Friedenszeichen zu bieten; aber ich sehe wohl, daß die Zeit dazu noch nicht gekommen ist."

In der That war hier weder der Ort noch die Zeit, die Sprache des Friedens zu reden. Bismarck schlug alsbald einen andern Ton an, indem er sich erhob, um seinen Gegnern zu antworten. Noch einmal auf die Notwendigkeit der Heeresorganisation eingehend, sagte er:

„Preußen hat von jeher die Vorliebe, eine zu große Rüstung für seinen schmalen Leib zu tragen. Es ist die altpreußische Überlieferung, stark gerüstet zu sein, um diese Rüstung im günstigen Augenblicke sogleich vorzufinden und zu verwenden. Preußens geographische und politische Lage nötigt es, jene altpreußische Tradition, die Haltung

einer verhältnismäßig starken Armee, fortzusetzen, und man darf nicht mit Neid auf die verhältnismäßig geringen Militärbudgets und Kriegslasten der deutschen Nachbarstaaten blicken. Preußen muß aber seine Rüstung auch nützen und sich stärken, damit es nach und nach hineinwachse. Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf Preußens Macht. Wir müssen unsere Kräfte zusammenfassen und zusammenhalten für den günstigen Augenblick, der schon einige Male verpaßt ist. Preußens Grenzen, wie sie die Wiener Verträge geschaffen haben, sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, — das ist der Irrtum in den Jahren 1848 und 1849 gewesen, — sondern durch Eisen und Blut!"

Bismarck hatte den Ölzweig von Avignon wieder eingesteckt. Erst vier Jahre später war die Zeit gekommen, daß er das Zeichen des Friedens seinen Gegnern abermals bot. Das siegreiche preußische Heer kehrte im Herbst 1866 aus Böhmen heim, als der Vertreter der Politik durch Blut und Eisen im Hause der Abgeordneten die Maßnahmen der Regierung rechtfertigte und für dieselben nachträgliche Gutheißung beantragte, und ihm die nachgesuchte Indemnität nicht verweigert wurde.

Der König war inzwischen nach Baden-Baden gereist, um dort auf einige Tage Erholung von den schweren Gemütsbewegungen der letzten Zeit zu suchen. Am 4. Oktober kehrte er nach Berlin zurück. Bismarck fuhr ihm bis Jüterbogk entgegen. Es war am Abend, als dieser dort eintraf, und auf der Station, die damals noch nicht einmal ein Bahnhofsgebäude hatte, herrschte völlige Dunkelheit; des Königs Ankunft war nicht gemeldet worden. Im Freien, auf einer umgestülpten Schiebkarre sitzend, wartete Bismarck auf die Ankunft des fahrplanmäßigen Zuges, mit dem der König kommen wollte. Die Station blieb dunkel, auch als der Zug einlief. Nach längerem Suchen fand Bismarck den königlichen Herrn in einem Wagenabteil der ersten Klasse und fuhr nun allein mit demselben bis Berlin. Er war nicht angenehm überrascht, den König wieder in derselben kleinmütigen Stimmung wie am 20. September zu finden.

Die Königin Augusta war es gewesen, welche in Baden-Baden auf ihren Gemahl eingewirkt und diese Wandlung in demselben hervorgebracht hatte. Die Königin, als Prinzeß des weimarischen Hofes Goethescher Zeit in ziemlich liberalen Anschauungen erzogen, hatte seit langem bereits ihren Einfluß gegen die Berufung Bismarcks ins Ministerium geltend gemacht, und war jetzt eifrig bemüht, den König für die Beilegung des ihr verhaßten Konflikts mit der Volksvertretung zu gewinnen.

„Acht Tage Baden-Baden und Augusta," erzählte Bismarck später, „hatten die zuversichtliche Stimmung des Königs wieder vollständig verändert. Seine Gemahlin hatte ihn beim Rüssel der Weltgeschichte gefaßt. Ich faßte ihn nun beim preußischen Poriepee." Die Scene, in welcher der Ministerpräsident seinem königlichen Herrn während der Eisenbahnfahrt von Jüterbogk nach Berlin die verlorene Festigkeit wiedergab, hatte nach Bismarcks eigenem Berichte folgenden Verlauf:

„Ja, was soll denn werden?" begann der zagende König das Gespräch über die gefahrvolle Lage der Regierung. „Ich sehe weit genug von meinem Schlosse, um auf dem Platze davor Ihr Haupt fallen zu sehen, und dann wird das meine fallen."

„Was mich betrifft, Majestät", versetzte Bismarck mit festem Mute, „so kann ich mir einen schönern Tod nicht denken als diesen oder den auf dem Schlachtfelde. Ich würde dann fallen wie ein Lord Strafford und Ew. Majestät nicht wie ein Ludwig XVI., sondern wie ein Karl I. Das ist doch eine ganz anständige historische Figur."

„Und dann?" warf der König ein, während er in trübem Sinnen vor sich hin schaute.

„Wollen denn Ew. Majestät als Kompagnieführer Ihre Kompagnie während des Gefechts im Stiche lassen?"

„Nein, gewiß nicht!"

Der König sprach diese Worte mit fester Bestimmtheit, in seinen Augen leuchtete es mutig auf. Bismarck hatte den Kriegsherrn zur Weiterführung des Kampfes mit der Volksvertretung wiedergewonnen. Das preußische Portepee hatte gesiegt. Der König blieb fest und trotzte von nun an allen andern Einflüssen.

Die oben geschilderten Vorgänge in der Sitzung der Budgetkommission waren Vorpostengefechte; Hauptschlachten folgten bald darauf. Auf Antrag ihres Vorsitzenden, Herrn von Forckenbeck, beantragte die Budgetkommission, daß das Abgeordnetenhaus an das Staatsministerium die Aufforderung richte, das Staatshaushaltungsgesetz für 1863 noch vor Schluß des Jahres 1862 vorzulegen, da jede Ausgabe vor dessen Genehmigung verfassungswidrig sei.

In der Sitzung am 6. Oktober beriet das Haus über diesen Antrag. Mit großer Entschiedenheit traten die Redner der Fortschrittspartei für das ausschließliche Budgetrecht des Abgeordnetenhauses ein. Der Abgeordnete und Staatsrechtslehrer Gneist erklärte: „Wenn die Minister in Ermangelung eines verfassungsmäßig zustande gekommenen Budgets ohne Budget regieren wollten, so würden sie die Axt an die Wurzeln der Verfassung und des Staates selber legen. Wir würden dann in Preußen als leitenden Minister einen Polignac haben, auf dessen berüchtigte Verordnungen 1830 in Frankreich die Julirevolution und die Vertreibung der Bourbons folgte". Bismarcks Entgegnung auf die Ausführungen seiner Gegner erfolgte in der Sitzung des folgenden Tages. Er nahm das Wort zur Verlesung einer Erklärung des Staatsministeriums. Er bedauerte in derselben, daß der Vorschlag zum Waffenstillstande durch den Antrag der Budgetkommission mit einer Herausforderung zur schleunigen Fortsetzung des Streites beantwortet worden sei, und versprach sich für eine praktische Verständigung keinen Gewinn, wenn mit derselben Schärfe, wie dies gestern geschehen, der Theorie die Theorie, der einen Auslegung die andere gegenübergestellt würde.

Am 10. Oktober beriet das Herrenhaus über das ihm von dem andern Hause zugesandte Haushaltungsgesetz. Nach längern Verhandlungen erfolgte am folgenden Tage die Ablehnung des von der Zweiten Kammer verstümmelten Etats und die Bestätigung der Regierungsvorlage mit großer Majorität, worauf am 12. Oktober das Abgeordnetenhaus wiederum den Beschluß des andern Hauses, soweit er sich auf die Annahme der Regierungsvorlage beziehe, als verfassungswidrig für null und nichtig erklärte.

Damit war der vollständige Bruch zwischen der Volksvertretung und der Krone herbeigeführt. Der Ministerpräsident verkündete alsbald darauf den Schluß des Landtags. In der Thronrede erklärte die höchste Staatsgewalt, welche Maßregeln sie nunmehr ergreifen werde, in folgenden Worten: „Nachdem der Gesetzentwurf über den Staatshaushaltungsetat für das Jahr 1862 in der von dem Abgeordnetenhause beschlossenen Festsetzung wegen seiner Unzulänglichkeit vom Herrenhause verworfen worden, findet sich die Regierung in der Notwendigkeit, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Grundlage führen zu müssen. Sie ist sich der Verantwortlichkeit in vollem Maße bewußt, die für sie aus diesem beklagenswerten Zustande erwächst; sie ist aber ebenso der Pflichten eingedenk, welche ihr gegen das Land obliegen, und findet darin die Ermächtigung, bis zur gesetzlichen Feststellung des Etats die Ausgaben zu bestreiten, welche zur Erhaltung der bestehenden Staatseinrichtungen und zur Förderung der Landeswohlfahrt nötig sind, indem sie die Zuversicht hegt, daß dieselben die nachträgliche Genehmigung des Landtages erhalten werden."

Der Kampf um die Heeresreform erweiterte sich zum Verfassungsstreite. Einstweilen aber trat bis zur Wiedereröffnung des Landtags ein mehrmonatlicher Waffenstillstand ein, wenn die erregten Parteien des Volks in der Presse und in Versammlungen auch während dieser Zeit gleich den Geistern der gefallenen Kämpfer der Hunnenschlacht heftig weiter stritten.

Bismarck, welcher inzwischen, am 8. Oktober, vom Könige endgiltig mit dem Vorsitze im Staatsministerium betraut worden war, sorgte nun zunächst für die Vervollständigung seines Ministeriums. Er selbst übernahm das Amt des Auswärtigen, während Graf Bernstorff wieder auf seinen frühern Posten als Gesandter nach London zurückkehrte. In das Finanzministerium wurde Herr von Bodelschwingh, in das des Innern Graf Friedrich Eulenburg berufen.

Seine frische Laune hatte Bismarck auch während der verflossenen kampfvollen Zeit nicht verlassen. Nach Heldenart fühlte er im ritterlichen Kampfe für die Rechte seines Königs sich neubelebt, seine Kraft und seinen Mut gestählt. Seine Briefe aus jener Zeit bezeugen, daß

Humor und Heldentum wie stets in deutschen Kraftnaturen auch in seiner Brust sich gut zu einander gesellten. Am 7. Oktober schrieb er, während die parlamentarische Schlacht ihn umtoste, an seine Gemahlin, die bei den Eltern in Pommern weilte:

„Am Kammertische mit einem Redner, der mir Sottisen sagt, auf der Tribüne vor mir, zwischen einer abgegebenen und abzugebenden Erklärung gebe ich Dir Nachricht von meinem Wohlbefinden. Arbeit ist viel; etwas müde, nicht genug Schlaf! Aller Anfang ist schwer; mit Gottes Hilfe wird es besser werden; es ist ja auch so recht gut; nur das Leben auf dem Präsentierteller ist etwas unbehaglich. Ich esse alle Tage bei den guten Roons, die Dir eine rechte Stütze sein werden. — Ich sehe, daß ich verkehrt angefangen habe; hoffentlich nicht als böses Omen! (Der Brief ist auf der innern Seite des Bogens angefangen.) Wenn Roon und die Fuchsstute nicht wären, so würde ich mir etwas vereinsamt vorkommen, obwohl ich nie allein bin."

An Frau von Arnim, welche den Bruder mit einer Sendung uckermärkischer Stärkungsmittel bedacht hatte, schrieb er am 10. Oktober:

„So gute Blutwurst aß ich nie und so gute Leber nur selten; mögen Deine Schlachtthaten an Dir gesegnet werden; ich frühstücke seit drei Tagen daran. Die Arbeitslast wächst hier täglich. Heut von 8 bis 11 Diplomatie, von 11 bis 2½ verschiedene streitsüchtige Ministerkonferenzen, dann bis 4 Vortrag beim König, von ¼ bis ¾5 Galopp im Regen bis Hippodrom (im Tiergarten bei Charlottenburg), um 5 zur Tafel, von 7 bis 10 Uhr Arbeit aller Art; aber gesund und guten Schlaf; starken Durst!"

Am 29. Oktober reiste Bismarck nach Paris, um sich beim Kaiser Napoleon zu verabschieden. Im Schlosse St. Cloud wurde er am 1. November in feierlicher Audienz empfangen und hier, in denselben Räumen, in denen einst Karl X. die berüchtigten Ordonnanzen seines Ministers, Fürsten Polignac, unterzeichnet hatte, überreichte Bismarck dem Kaiser sein Abberufungsschreiben. Wie gefahrvoll Napoleon die innere Lage Preußens erschien, geht daraus hervor, daß er Bismarck an das Schicksal des in der Julirevolution schmachvoll gestürzten Ministers Karls X. erinnerte. Der preußische Ministerpräsident aber

schaute keineswegs mit so düsterer Stimmung in die Zukunft. Er gab auf das Urteil des Kaisers sehr wenig. Er hatte den Helden, der damals eine so große Rolle in der politischen Welt spielte und sich in der öffentlichen Meinung mit dem Nimbus eines tiefdenkenden Staatsmannes zu umgeben wußte, längst durchschaut. Die Meinung, welche Bismarck damals über Napoleon hatte, ging nach einem spätern Ausspruche desselben dahin: „Er ist gefühlvoll, ja sentimental, viel gutmütiger, als man gewöhnlich glaubt, und viel weniger der kluge Kopf, für den man ihn hält; mit seiner Intelligenz ist es nicht weit her, auch mit seinem Wissen nicht. Besonders schlecht bestellt ist's mit ihm in der Geographie, obwohl er in Deutschland erzogen worden und in die Schule gegangen ist, und er lebt in allerhand phantastischen Vorstellungen. Seine Kenntnisse sind derart, daß er bei uns nicht einmal das Referendarexamen machen könnte. — Man hat mir das nicht glauben wollen, aber ich habe das schon vor langer Zeit ausgesprochen. 1854 und 1855 sagte ich es schon dem Könige. Er hat keinen Begriff davon, wie es bei uns steht." — Über den Verlauf der Abschiedsaudienz berichtet Bismarck:*) „Als ich Minister geworden war, hatte ich eine Unterredung mit Napoleon. Da meinte er, das würde wohl nicht lange dauern, so würde es einen Aufstand bei uns geben in Berlin und Revolution im ganzen Lande, und bei einer Volksabstimmung hätte der König alle gegen sich. — Ich sagte ihm damals, das Volk baue bei uns keine Barrikaden, Revolutionen machten in Preußen nur die Könige. Wenn der König die Spannung, die freilich vorhanden wäre, nur drei bis vier Jahre aushielte — die Abwendung des Publikums von ihm wäre allerdings unangenehm und unbequem — so hätte er gewonnenes Spiel. Wenn er nicht müde würde und mich nicht im Stiche ließe, würde ich nicht fallen. Und wenn man das Volk anriefe und abstimmen ließe, so hätte er schon neun Zehnteile für sich. Der Kaiser hat damals über mich geäußert: ‚Ce n'est pas un homme sérieux!' (Das ist kein ernsthafter Mensch.)"

Dennoch hat die Unterredung wohl dazu beigetragen, das Vertrauen Napoleons auf die preußische Politik zu stärken, was für die Zukunft Preußens von hoher Wichtigkeit war.

*) Vergl. Busch: „Graf Bismarck und seine Leute", Bd. II. S. 171.

Wie richtig Bismarck die damalige Volksstimmung in Preußen beurteilte, bezeugten ihm, als er in die Heimat zurückgekehrt war, Vorgänge mancherlei Art. Er sah, wie aus allen Teilen des Landes das Volk Abordnungen nach Berlin sandte, um dem Könige zum Beweise, daß man die Ansichten der Fortschrittler und sonstiger Gegner der Regierung nicht teile, Huldigung darzubringen und ihn ihrer unverbrüchlichen Treue zu versichern, möge der Kampf mit den Parteien auch noch so heftig wüten. Diesen Vertretern des Volks gegenüber erklärte der König, daß er, um die Heeresorganisation durchzusetzen, keinen Eingriff der Parlamentsgewalt dulden, aber auch die Verfassung unverbrüchlich halten werde. Zu einer dieser „Loyalitätsdeputationen" (wie die Gegner sie spottweise nannten), die aus der Heimat Bismarcks gekommen war und vom Könige im Jagdschlosse Letzlingen empfangen wurde, sagte der Monarch: „Ich werde bei meinem gegebenen Worte bleiben und die Verfassung halten, freilich nicht in dem Sinne, wie diejenigen wollen, welche nach dem Throne und der Krone greifen und die mir von Gott gegebene königliche Gewalt zu schwächen suchen. Man will am Heere rütteln. Ich brauche eben das Heer zum Schutze des Vaterlandes gegen äußere Feinde und andere, sie mögen kommen, woher es sei."

Der Volkshumor pflegt gerade in trüber Zeit seine schönsten Blüten zu treiben. Auch die Berliner ließen sich durch den Ernst der politischen Verhältnisse ihre allezeit gute Laune nicht verderben. Gewöhnlich machten die Deputationen, welche dem Könige ihre Ergebenheit bekundeten, auch seinem ritterlichen Ministerpräsidenten ihre Aufwartung. Der Führer einer solchen Abordnung aus dem Saalkreise gab seiner Bewunderung über die gewaltige Persönlichkeit Bismarcks einem Berliner gegenüber im singenden Tone seiner sächsischen Mundart also Ausdruck: „Hören Sie, dem Manne gegenüber kann man gar keine Dummheit sagen!" — „Da sind Sie wohl noch nie in der Abgeordnetenkammer gewesen," erwiderte trocken der Berliner.

Der feste, frische Kampfesmut Bismarcks erfüllte auch seine Mitstreiter wieder mit Vertrauen auf ihre Sache. Großen Trost gewährte er dem Könige in seinem Kummer um den unseligen Konflikt. Einer

russischen Fürstin, welche ihn zu jener Zeit über sein gesundes Aussehen beglückwünschte, sagte er, auf seinen Ministerpräsidenten deutend: „Voilà mon médecin!“*)

Nachdem die Regierung inzwischen in der deutschen Frage mit Eifer thätig gewesen war und namentlich durch einen geschickten diplomatischen Schachzug Bismarcks in der hessischen Sache einen Erfolg erzielt hatte, der in ganz Deutschland lebhaften Beifall fand, begann für sie der Kampf mit der Volksvertretung aufs neue. Am 14. Januar 1863 fand die Wiedereröffnung des Landtags durch den Ministerpräsidenten statt. Neugestärkt und neugerüstet rückten die Scharen der streitlustigen Abgeordneten heran, welche von ihren Wählern in festlichen Versammlungen und Veranstaltungen aller Art weidlich gefeiert worden waren. In der Eröffnungsrede sprach Bismarck den lebhaften Wunsch der Regierung aus, daß es nunmehr gelingen möchte, über die ungelösten Fragen zu einer dauernden Verständigung zu gelangen. Gleichzeitig wurde mit der Einbringung des Staatshaushaltungsgesetzes für 1863 eine Vorlage über den Etat des abgelaufenen Jahres zur nachträglichen Genehmigung des Hauses, sowie ein Gesetzentwurf über die Verpflichtung zum Heeresdienste in Aussicht gestellt.

Das Abgeordnetenhaus antwortete mit einer Adresse an den König, deren Entwurf von dem Abgeordneten Dr. Virchow stammte, und worin gegen das Ministerium die schärfsten Anklagen erhoben wurden.

„Die von Ew. Majestät berufenen Minister,“ hieß es in dem Adreßentwurf, „haben verfassungswidrig die Verwaltung ohne gesetzlichen Etat fortgeführt und sogar, entgegen einer bestimmten Erklärung des Hauses der Abgeordneten, solche Ausgaben verfügt, welche durch Beschlüsse des Hauses definitiv und ausdrücklich abgelehnt waren. Das oberste Recht der Volksvertretung, das der Ausgabebewilligung, war damit angegriffen, ein Recht, welches die Grundlage des konstitutionellen Staatslebens überhaupt ist, welches daher auch alle bestehenden konstitutionellen Verfassungen gewährleisten, und welches bisher, unter steter Anerkennung durch die Staatsregierung selbst, von der preußischen Volksvertretung geübt worden war. — Eure Majestät haben noch

*) Da ist mein Arzt.

jüngst zu erklären geruht, daß niemand an Allerhöchst Ihrem Willen zweifeln dürfe, die beschworene Verfassung aufrechtzuerhalten und zu schützen. In der That wagt niemand einen solchen Zweifel zu hegen. Aber — gestatten Ew. Majestät es auszusprechen — die Verfassung ist durch die Minister schon jetzt verletzt. Der Artikel 99 ist keine Wahrheit mehr. Das Übel einer budgetlosen Regierung ist über das Land gekommen." ...

Die Spitze dieser Anklagen der Minister war gegen den König selbst gerichtet; denn in seinem Namen und Auftrage handelten diese Männer. Deshalb warnten die besonnenen und gemäßigten Abgeordneten, selbst solche von der Linken, vor der Überreichung einer solchen Adresse, die den König persönlich verletzen mußte. Der altliberale Freiherr von Vincke sagte: „Vergessen Sie nicht, daß wir als Preußen zu dem Könige reden!" Der Staatsrechtslehrer Gneist aber erwiderte: „Wir sind darauf angewiesen, dem Könige über die Häupter seiner Minister hinweg zu sagen, was deutsche Unterthanen tausendmal haben sagen müssen: „Gnädiger Herr, Du hast unrecht!"

Die Frage, auf wessen Seite in diesem Streite um die Verfassung das alleinige Recht oder Unrecht sei, war jedenfalls nicht so leichthin zu entscheiden. Die Geschichte der folgenden Jahre hat dem Könige und seinen Ministern recht gegeben und über jenen Redner das Urteil gesprochen: Herr Professor der Staatsrechtslehre, Du hattest unrecht!

Die Gründe, mit welchen Bismarck den Standpunkt der Regierung rechtfertigte, wären vielleicht damals schon den Gegnern einleuchtend gewesen. wenn nicht Haß und Erregung ihr unbefangenes Urteil getrübt hätten. Bei der Beratung über den Adreßentwurf am 27. Januar begründete er den Rechtsstandpunkt der Regierung an der Hand der betreffenden Abschnitte der Verfassung den Abgeordneten gegenüber folgendermaßen:

„Artikel 99 der Verfassung lautet: ‚Alle Einnahmen und Ausgaben des Staates müssen für jedes Jahr im voraus veranschlagt und auf den Staatshaushaltungsetat gebracht werden.' Wenn darauf folgte: Letzterer wird jährlich durch das Haus der Abgeordneten festgestellt, dann hätten Sie in Ihren Beschwerden in der Adresse vollkommen

recht; dann wäre die Verfassung verletzt. Es folgt aber im Text des Artikels 99: „Letzterer (der Staatshaushaltungsetat) wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt.' Wie nun ein Gesetz zu stande kommt, sagt Artikel 62 mit unwiderleglicher Klarheit. Er sagt, daß zum Zustandekommen eines jeden Gesetzes, also auch des Budgetgesetzes, die Vereinbarung der Krone mit den beiden Kammern erforderlich ist. Daß das Herrenhaus berechtigt ist, ein von der Zweiten Kammer beschlossenes und ihm nicht konvenierendes Budget zu verwerfen, ist außerdem noch in demselben Artikel hervorgehoben. — Wenn eine Vereinbarung zwischen den drei Gewalten nicht stattfindet, so fehlt es in der Verfassung an jeglicher Bestimmung darüber, welche von ihnen nachgeben muß. Die Verfassung hält das Gleichgewicht der drei gesetzgebenden Gewalten in allen Fragen, auch in der Budgetgesetzgebung, durchaus fest. Keine dieser Gewalten kann die andere zum Nachgeben zwingen; die Verfassung verweist daher auf den Weg der Kompromisse zur Verständigung. — Wird der Kompromiß dadurch vereitelt, daß eine der beteiligten Gewalten ihre Ansicht mit doktrinärem Absolutismus durchführen will, so wird die Reihe der Kompromisse unterbrochen, und an ihre Stelle treten Konflikte, und Konflikte, da das Staatsleben nicht stille zu stehen vermag, werden zu Machtfragen. Wer die Macht in Händen hat, geht dann in seinem Sinne vor, weil das Staatsleben auch nicht einen Augenblick stillstehen kann. —

„Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen," so schloß der Redner mit einem Hinweis auf die Bedeutung des Tages, des 27. Januar, „daß die Beratung dieses Manifestes, welches unserm königlichen Herrn überreicht werden soll, gerade zusammenfällt mit dem heutigen Geburtstage des jüngsten mutmaßlichen Thronerben.*) In diesem Zusammentreffen, meine Herren, sehen wir eine verdoppelte Aufforderung, fest für die Rechte der Nachfolger Sr. Majestät einzustehen. Das preußische Königtum hat seine Mission noch nicht erfüllt; es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter

*) Kaiser Wilhelms II.

Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden."

In England hat infolge einer langen historischen Entwickelung allein das dem preußischen Abgeordnetenhause entsprechende Unterhaus die Entscheidung, ob irgend eine Einnahme oder Ausgabe im Staatshaushalte geschehen darf. Die liberalen Parteien in Preußen waren nun der Meinung, daß dieses Budgetrecht des englischen Unterhauses der Volksvertretung jedes andern konstitutionellen Staates ohne weiteres gehöre. Sie vergaßen dabei, daß sie sich durch diese Annahme mit den Bestimmungen der preußischen Verfassung in Widerspruch setzten. Bismarck wies seinen Gegnern dies mit kaum zu widerlegenden Gründen nach. Es ist aber charakteristisch für den politischen Kampf, daß keiner der Gegner sich durch die Gründe des andern, mögen sie noch so schlagend sein, überzeugen läßt, weil er sich nicht überzeugen lassen will. Es waren gewiß ehrenwerte Männer und tüchtige Politiker unter den Widersachern Bismarcks; viele derselben haben sich später der Macht seines Genies willig gebeugt und gemeinsam mit ihm Seite an Seite an den vaterländischen Aufgaben gearbeitet; aber damals kämpften sie mit einer Erbitterung gegen ihn, daß sie darüber selbst oft die Folgerichtigkeit des Denkens und Handelns zu verlieren schienen. Das zeigte sich so recht deutlich in den Erwiderungen auf die obigen Ausführungen Bismarcks. Man ließ den Kern der ganzen Darlegung außer acht und griff Einzelheiten heraus, die man drehte und wendete, bis die Spitze gegen ihn gerichtet war. So gab der Abgeordnete Graf Schwerin dem Satze, in welchem der Ministerpräsident die folgerichtige Entwicklung des Konfliktes zur Machtfrage nachgewiesen hatte, die Deutung, als habe er gesagt: „Macht geht vor Recht". Und mit dem Tone höchster Entrüstung wies der Redner diesen Gedanken zurück, indem er sagte: Gerade nach dem umgekehrten Grundsatz zu handeln, sei die Mission des preußischen Königtums: „Recht geht vor Macht!" Stürmischer Beifall auf fast allen Seiten des Hauses folgte diesen Ausführungen. Bismarck versuchte, sich gegen eine solche Auslegung seiner Rede zu verwahren, indem er berichtigte: „Ich habe zum Kompromiß geraten, weil in der Ermangelung eines Kompromisses sich Konflikte

einstellen müssen, Konflikte aber zu Machtfragen werden, und, da das Staatsleben nicht einen Augenblick stille stehen kann, derjenige, der im Besitze der Macht ist, sich genötigt sieht, sie zu gebrauchen.“ Es war bei der Stimmung des Hauses vergebliches Mühen, den Sinn seiner Ausführungen, in dem sie gesprochen waren, klarzulegen. Bismarcks Worte waren die Friedensmahnung: Nur bei einem einheitlichen, verständigen Zusammenwirken aller Kräfte kann das Staatsleben gedeihen. Ein Glück für Preußen und Deutschland war es, daß diese Überzeugung weder in den heißesten Augenblicken des Konfliktes, noch im Vollgenuß der glänzendsten Siege aus dem Geiste des Königs und seines großen Ministers gewichen ist.

Der König wies die Angriffe auf seine Ratgeber in der Adresse des Abgeordnetenhauses, deren persönliche Überreichung er abgelehnt, in seiner am 3. Februar erfolgenden Antwort als unbegründet zurück und drückte darin nochmals sein Bedauern über den Widerstreit der Meinungen in der Frage über den Staatshaushaltungsetat aus. „Es kann aber,“ hieß es dann weiter, „eine Vereinbarung über den Etat nicht durch Preisgebung der verfassungsmäßigen Rechte der Krone und des Herrenhauses erwirkt, es kann, der Verfassung entgegen, das Recht der Bewilligung und Verweigerung der Staatsausgaben nicht ausschließlich auf das Haus der Abgeordneten übertragen werden. Es ist meine landesherrliche Pflicht, die auf mich vererbten und verfassungsmäßigen Machtbefugnisse der Krone ungeschmälert zu bewahren, weil ich darin eine notwendige Bedingung für die Erhaltung des innern Friedens, für die Wohlfahrt des Landes und für das Ansehen Preußens in seiner europäischen Stellung erkenne. — Ich erwarte,“ sagte der König, nachdem er die Versöhnlichkeit der Regierung nochmals hervorgehoben, am Schlusse seines Schreibens, „daß das Abgeordnetenhaus diese Beweise des Entgegenkommens nicht ferner unbeachtet lassen wird, und fordere dasselbe nunmehr auf, seinerseits meinen landesväterlichen Absichten sein Entgegenkommen in einer Art zu beweisen, daß das Werk der Verständigung ermöglicht wird, welches Bedürfnis meines Herzens ist, dessen einziges Verlangen darauf gerichtet ist, das Wohl des preußischen Volkes zu fördern und dem Lande die Stellung zu erhalten,

die eine glorreiche Geschichte durch treues Zusammengehen von König und Volk demselben angewiesen haben."

Da das königliche Schreiben keine Gegenzeichnung eines Ministers trug, so war dasselbe ohne Zweifel die persönliche, selbständige Meinungsäußerung des Monarchen. Die Ehrfurcht vor der würdigen Person König Wilhelms war auch den erregtesten Heißspornen der Volksvertretung noch nicht aus den Herzen gewichen. So hatte das Antwortschreiben die Wirkung, daß sich die Wogen des Kampfes um die Heeresreform, die der König wiederholt als sein eigenstes Werk bezeichnet hatte, für eine Weile legten. Freilich ruhte der Streit gegen das Ministerium deshalb nicht; er brach vielmehr auf einem andern Gebiete mit um so größerer Erbitterung aus.

Bismarck zeigte sich auch ferner allen Stürmen gewachsen. Er machte sich des Namens eines unverwundbaren Achilleus, den er einst in seinen studentischen Kampfübungen erworben hatte, auch jetzt in den ernsten Waffengängen für die Ehre und Wohlfahrt des Vaterlandes würdig. Unerschütterlich stand er auf seinem Posten, den Blick fest auf sein Ziel gerichtet. Hier gab es kein Rückwärts, kein Wanken und Weichen, weder zur Rechten noch zur Linken; darum: Durch!

— —



XVIII.

Preußens Heer Deutschlands Heil.

„Sie lachten dein, die kleinen neunmal Weisen,
Du schwiegst und sahest sinnend zukunftwärts,
Ermaßest deines Volkes Kraft und Schmerz,
Erwogst des Feindes Macht, der Zeiten Kreißen.
Und wie du sicher es vorausgesehen,
So mußt' es kommen, und so ist's geschehen;
Die Weisen lernten dich beschämt verstehen."

Julius Hübner.

Vielfach ist die Frage erörtert worden, wie sich die Geschicke unsers Volkes wohl gestaltet haben würden, wenn König Wilhelm von Preußen im Jahre 1862 sich nicht hätte entschließen können, Otto von Bismarck an die Spitze des Ministeriums zu berufen, sondern seinem bereits gefaßten Vorsatze, den Kampf mit der Volksvertretung aufzugeben und der Krone zu entsagen, gefolgt wäre. Die Frage ist nicht zu entscheiden; aber nach menschlicher Berechnung ist anzunehmen, daß Deutschland nicht so schnell und sicher aus seinen Wirren zur Einheit, zu solcher Macht und Größe gekommen wäre, wie es geschehen ist. Die Erfahrungen, welche das deutsche Volk in den Sturmjahren von 1848 bis 1850 gemacht hat, erweisen es genugsam, daß die Politik der damaligen Mehrheit der preußischen Volksvertretung das von ihr ersehnte Ziel auf dem betretenen Wege nicht erreicht hätte. Diese trüben Erfahrungen lagen offen vor aller Augen; aber sie zu erkennen und die

Fingerzeige für die einzuschlagenden Bahnen zu einer befriedigenden Entwicklung der Dinge daraus zu entnehmen, vermochten nur wenige. Bestimmt und klar ausgesprochen hat die Erkenntnis dessen, was in jener gährenden Zeit zum Heile des Vaterlandes not war, vor allen Otto von Bismarck. Mit dem Zukunftsblick eines Sehers hat er damals die Wege bezeichnet, welche später zu dem erwünschten Ziele geführt haben.

Es muß darum als eine gnädige Fügung der Vorsehung betrachtet werden, daß sie dem Könige Wilhelm den Mut verlieh, jenen damals allgemein verkannten und viel befeindeten Staatsmann zu seinem ersten Ratgeber zu berufen und trotz aller Anfechtung an seiner Seite zu halten. Den vollen Wert Bismarcks, den der König je länger je mehr schätzen lernte, erkannten in jener Zeit nur wenige Vertraute, welche, wie Albrecht von Roon, Gelegenheit gehabt hatten, den Entwicklungsgang des eigenartigen Mannes aus der Nähe zu beobachten und tiefern Einblick in sein Wesen zu thun. Albrecht von Roon hat dem deutschen Volke durch seine That, daß er mit allem Eifer die Berufung seines Jugendfreundes betrieben hat, einen unermeßlich wertvollen Dienst geleistet. Ohne seine Bemühungen wäre sie jedenfalls nicht erfolgt.

Otto von Bismarck war damals siebenundvierzig Jahre alt. Ein voll ausgereifter, festgeprägter Charakter stand er auf der Höhe des Lebens, und wenn er von derselben hinab auf den Weg zurückschaute, den er durchwandert, so mochte das Gefühl innerer Befriedigung neben dem Danke gegen den allgütigen Lenker seiner Lebensschicksale wohl sein Herz erfüllen.

Seine Kindheit glich einem schönen, taufrischen Sommertagsmorgen. Ihre Freuden in vollen Zügen genießend, war er auch redlich bestrebt, die Gaben und Kräfte des Geistes und des Körpers, die ihm in so reichem Maße verliehen worden waren, zur Entfaltung zu bringen. Die Jahre des Jünglingsalters, in denen das Übermaß der Kraft wild in ihm schäumte und gährte und ihn zu tollen, ausgelassenen Streichen trieb, hatte er ohne Gefahr durchlaufen. Nach ernstem Kampfe mit sich selbst ging er geläutert und abgeklärt aus dem Sturm und Drang dieser Zeit hervor. Ein ungewöhnliches Maß von tüchtiger Kraft,

kühnem Wagemut und fröhlicher Seelenstimmung nahm er aus diesen Tagen in das Mannesalter mit hinüber. Als besonderes Gnadengeschenk der Vorsehung wurde ihm ein edles Weib zur Gefährtin des Lebens beschert, das seinem Wesen noch festeren Halt gab, indem es seine Seele mit wahrer Frömmigkeit und festem Christenglauben erfüllte.

So innerlich gefestigt und in einen schönen, geachteten und segensreichen Wirkungskreis gestellt, trat Otto von Bismarck dann auf den Schauplatz des vaterländischen Lebens und der politischen Kämpfe. Seine Erscheinung war sogleich bei seinem ersten öffentlichen Auftreten die eines kraftvollen, ritterlichen Kämpen, welche bei den Genossen wie bei den Gegnern Aufsehen erregte. Mit fester Kraft, unbekümmert um die Meinung von Freund oder Feind, gab er seiner Überzeugung Ausdruck. Seiner Lebensstellung und dem Anschauungskreise gemäß, in dem er aufgewachsen, mußte er in den vaterländischen Verfassungskämpfen der Jahre 1848 bis 1850 für die Rechte der preußischen Krone Partei ergreifen, welche er bis zur letzten Konsequenz verteidigte, so daß er selbst den unseligen Vertrag von Olmütz vor den Gegnern zu rechtfertigen vermochte.

Bismarcks eigentliche politische Lehrjahre waren die Zeit seiner Thätigkeit als Bundestagsgesandter in Frankfurt am Main. Hier fiel es ihm, wie er selbst sagte, wie Schuppen von den Augen. Er gewann die Erkenntnis, daß der Einfluß Österreichs vor allen Dingen gebrochen werden müsse, wenn Preußen gedeihen und Deutschland aus dem Zustande ohnmächtiger Schwäche und Zerrissenheit zur Macht und Einheit gelangen sollte. Sein politischer Gesichtskreis weitet sich und sein Blick schärft sich dort in höchstem Maße. Seine auf klare Einsicht und sicheres Urteil gegründeten Berichte und Gutachten dienten der preußischen Politik unter dem Ministerium Manteuffel, überall, wo sie Erfolge erzielte, zur Richtschnur. Seine Persönlichkeit, die eine fast verblüffende Wahrheitsliebe, ein ursprünglicher, freimütiger Humor bei echt edelmännischer Vornehmheit und ein kühner Mut der Überzeugung besonders auszeichneten, übte schon damals eine oft zwingende Gewalt auf die Geister und Gemüter, welche in ihren Bannkreis traten, aus. So reifte Bismarck in Frankfurt zu einem Meister der Staatskunst

heran, dessen Einfluß weithin stark und nachhaltig wirksam war. Seine Beziehungen, welche er mit den Höfen der Nachbarstaaten als Bundestagsgesandter in Frankfurt anknüpfte und als Gesandter in Petersburg und Paris noch mehr befestigte, wurden ihm zur Grundlage seiner spätern großen staatsmännischen Erfolge.

Wohl hatte Bismarck in ernsten Herzenskämpfen und strenger Selbstzucht an sich gearbeitet und im Strom der Welt manche Wandlung durchgemacht; die Grundzüge seines Charakters aber treten in allen Phasen seiner Entwicklung scharf hervor. Die eigenartige Bismarcknatur hat weder der Prägstock des Lebens noch die Heckenschere der Gesellschaft je zu wandeln vermocht. Ein Kraftgenie wie Bismarck würde auf jedem Gebiete, auf welches immer er bei anderm Lebensgange auch hätte geführt werden mögen, Außerordentliches geleistet haben; für den Staatsmann aber befähigten ihn seine von der Natur verliehenen Gaben ganz besonders. Die Fähigkeit, auf jedem Boden und in jeder Lebenslage mit scharfem Blick das Wesen der Dinge sogleich zu erkennen und die unerschütterliche Willenskraft, das als richtig und zweckmäßig Erschaute zur Ausführung zu bringen, machte ihn zum Genie der Staatskunst.

Diese angeborne Fähigkeit hatte Otto von Bismarck in allen bekannten Einzelzügen seines Lebens von der Kindheit an bethätigt. Wir erblicken sie in der Selbstrettung des Vierjährigen aus dem Karpfenteiche in Kniephof, in der kühnen Taucherprobe des Siebenjährigen im „Schafgraben“ bei Berlin, wie in allen den charakteristischen Streichen seiner Knaben- und Jünglingszeit, mögen dieselben auf den ersten Blick auch noch so toll und absonderlich erscheinen. Im abgeklärten, reinsten Lichte zeigt diese eminente Begabung sein erstes politisches Auftreten. Der Entwicklungsgang unsrer vaterländischen Geschichte hat erwiesen, daß der „Junker Bismarck“ in den Kampfjahren um des Jahrhunderts Mitte einer der wenigen war, welche sich in den nebelhaften, wirren Zuständen den klaren Blick nicht trüben ließen. Und welch herzerhebende Erscheinung bietet er am Bundestage zu Frankfurt am Main! Wie ein Vorläufer des deutschen Messias tritt er, die Geißel und die Wurfschaufel in der Hand, unter die diplomatischen Pharisäer des

alten Bundes, um dem Bringer des neuen Evangeliums unsrer vaterländischen Einheit, Macht und Größe die Herzen zu bereiten, die Wege zu ebnen und seine Steige richtig zu machen. Mit erleuchtetem Blicke schaut er in das Getriebe der hohen Politik der Fürsten und Staatsmänner, und erforscht die geheimsten Absichten und Gedanken der Großen dieser Erde, welche die Geschicke der Völker in ihren Händen hielten oder doch zu halten glaubten. Und mit welcher bewundernswerten Weisheit versteht er die erlauschten Geheimnisse zum Heil seines Vaterlandes auszunützen!

Unterstützt wurde der Held der Staatskunst durch die Art, wie er das Schwert des Geistes, das Wort, sei es zu schriftlichem oder zu mündlichem Gebrauch, zu führen verstand. Bismarcks Stil war der ursprünglichste Ausfluß seines genialen Geistes und seines reichen Gemüts. Seine Briefe sind ein sprudelnder Quell eigenartiger, bedeutender Gedankenthätigkeit und edelster, reinster Herzensempfindung, in ihrer Schönheit und Ursprünglichkeit mustergiltig für alle Zeiten. In seinen politischen Gutachten und Berichten offenbarte er erstaunliche Schärfe des Urteils, verbunden mit der wuchtigen Kraft des überzeugenden Ausdrucks.

Die seltsamste Erscheinung bieten die Reden unsers Helden. Bismarck ist nie ein Redner gewesen; er selbst hat es gesagt, das Urteil andrer hat dies bestätigt, und doch hat die Rede des großen Staatsmannes die größten Wunder des Erfolges vollbracht. Das äußere Bild, das Bismarck als Redner in den ersten Jahrzehnten seiner politischen Thätigkeit bot, zeichnen Augen- und Ohrenzeugen in folgenden Zügen: Keine Anmut der Sprache, keine Fülle des Ausdrucks, nichts, was die Hörer fortreißt. Sein Organ, obwohl klar und verständlich, ist trocken und wenig ansprechend, der Klang seiner Stimme eintönig; er unterbricht sich und hält oft inne, zuweilen zeigt sich selbst eine Art von Stammeln, als ob die widerspenstige Zunge den Gehorsam versagte, als ob er mühsam um den rechten Ausdruck für seine Gedanken ringen müßte. Seine unruhigen, schaukelnden Bewegungen rückwärts und vorwärts, das nervöse Tasten mit den Händen hierhin und dorthin unterstützen den Eindruck seiner Rede gar nicht.

Diese Mängel der Rede Bismarcks traten besonders hervor, wenn er zu sprechen begann; er überwand dieselben aber mehr und mehr, je länger und je erregter er sprach. Seine Art zu sprechen, pflegte denn auch, wo er zum erstenmal als Redner auftrat, seine Gegner zu verächtlichem Lächeln oder gar zu Hohn und Spott zu reizen. Er hat dies in seinen parlamentarischen Lehrjahren während der Verhandlungen des Vereinigten Landtages in Berlin und im Unionsparlament zu Erfurt oft genug bitter erfahren müssen. Dennoch nötigte der Redner Bismarck auch damals schon seinen Zuhörern das regste Interesse ab.

Mochte die Rede Bismarcks auch nur langsam, stoßweise, oft zögernd gleich einem Strom in Katarakten dahinfließen, so war doch diese Sprechweise für jeden, der nicht gerade den melodisch gleichmäßigen Fluß des Vortrages für dessen vollkommenste Form hält, von großem Reiz. Gestattete sie doch dem Zuhörer, der Denkthätigkeit des Redners leicht zu folgen, und sie fesselte ihn damit ernster als mancher glatte, tönende oder gar klappernd dahinrollende Vortrag, der keine inneren Schwierigkeiten zu überwinden hat. Der kraftvolle Inhalt der Reden Bismarcks ließ den Zuhörer die äußeren Mängel bald vergessen. Eine Fülle historischen und politischen Wissens, hervorragende Kenntnisse in allen Gebieten des Lebens, Geist, zündender Witz, sprudelnde Laune und quellfrischer Humor würzten seine Ausführungen. Die Art, wie er seine Beweisgründe aus dem realen Leben oft mit überraschender Kühnheit herausgriff, und namentlich herkömmliche, stille Verehrung genießende Anschauungen oder romantisch nebelhafte Gedankenflüge der Gegner mit kalter Vorurteilslosigkeit oder scharfer Satire durch den Hinweis auf die nackte Wirklichkeit zerstörte, gab seiner Rede Eigenart und Kraft, die ihre Wirkung nie verfehlten. Den Charakter des Kunstgebildes erhielt Bismarcks Sprache durch den Reichtum der Bilder, welche ungesucht ihm zuflossen und, meist aus dem alltäglichen Leben und der Natur entnommen, stets in ihrer Plastik, Trefflichkeit und Anschaulichkeit von großer Schönheit waren.

Das parlamentarische Schönrednertum war Bismarck in der Seele verhaßt; er hat es zu wiederholten Malen scharf verurteilt und mit beißendem Spott übergossen. „Die Gabe der Beredsamkeit,“ sagte

er einmal, „hat im parlamentarischen Leben manches verdorben. Es wird zu viel in die Luft gesprochen und zu wenig zur Sache. Alles ist schon abgemacht in den Fraktionen, und so redet man im Plenum bloß für das Publikum, dem man zeigen will, was man kann, und noch mehr für die Zeitungen, die loben sollen.“ „Um ein guter Redner zu sein,“ äußerte er ferner, „gehört ein Stück vom Dichter, eine glänzende Improvisationsgabe dazu, wie wir das wohl früher selbst erlebt haben bei öffentlichen Vorstellungen, wo Musik mit rednerischen Improvisationen abwechselte, daß ein Thema gegeben wurde, irgend ein Gegenstand, der dem Improvisator unbekannt war, über den er aber Reden hielt, mitunter wirklich brillant, und die mich für den Augenblick, wenn mich die Umgebung nicht enttäuscht hätte, fast überzeugt haben würden. Ich will damit nur sagen, daß man den Meistern in der bloßen Beredsamkeit so wenig, wie solchen Improvisatoren den leitenden Einfluß auf große Gemeinwesen einräumen darf, wenigstens nicht mit offenen Augen; noch viel weniger soll man den Rednern die leitende Stelle als Fraktionschef oder als Minister geben. Ich führe das an, um zu beweisen, daß die Beredsamkeit eine Gabe ist, die heutzutage über ihren Wert Einfluß übt und überschätzt wird über ihren wahren Wert. Ein guter Redner muß etwas vom Dichter haben, darf es also mit der Wahrheit nicht ganz mathematisch genau nehmen. Er muß anstachelnd, erregend, leicht entzündlich sein, um zündend zu wirken; aber ich denke mir, daß ein guter Redner selten ein guter Whistspieler, selten ein guter Schachspieler, noch seltener ein guter Staatsmann sein wird. Das gemütliche Element muß bei ihm vorherrschen, nicht der Verstand. — Ich erinnere an die Aufzählung all der Eigenschaften von Mephisto: des Löwen Mut, des Hirsches Schnelligkeit (Goethes ‚Faust‘. Erster Teil I, 4), es findet sich das nie alles in einem Körper vereinigt. — Ein Mann von kühler Besonnenheit und sicherer, genauer, berechnender Erwägung, dem man die Leitung großer, wichtiger Geschäfte gern anvertraut, der kann kaum je ein vollkommener Redner sein.“

Als Musterbeispiele solcher professionsmäßigen Konzertredner führte Bismarck unter andern den General von Radowitz, Waldeck, Ludwig

Häusser an und geißelte sie mit schärfstem Spott. Über eine Rede des ersteren, welche derselbe am 25. Mai 1849 in der preußischen Zweiten Kammer über die deutsche Frage hielt, urteilte Bismarck in folgender Weise: „Jedes Wort kam klar und präzis, ohne Stottern und ohne Verwechseln zu Tage, und keines war zu viel oder zu wenig für den beabsichtigten Eindruck. Die anscheinende Impassibilität (Leidenschaftslosigkeit) des Redners stand in seltsamem Gegensatz zu der Aufgeregtheit der Zuhörer. Man glaubte einen Redner vor sich zu sehen, der klar und scharf auf dem Felde des scharfen Verstandes mit Gründen siegender Logik entgegenstehende Ansichten entkräftet; die Versammlung merkte wohl kaum, daß nicht ihr Urteil berichtigt, sondern ihr Gefühl zur Begeisterung gesteigert, daß sie nicht überzeugt, sondern hingerissen wurde. — Der oratorische Sieg war vollständig. Die Redner von Profession sahen mit unverhohlenem Brotneide nach der Tribüne, die Herren aus Frankfurt blickten triumphierend um sich, als wollten sie sagen: Seht, so sprachen wir dort alle! — Die Rührung war eine allgemeine, ohne daß wir in der gedruckten Rede gerade die Stelle bezeichnen könnten, über die jeder einzelne weinte. Namentlich unter den weichgeschaffenen Seelen des Zentrums waren wenige Augen trocken. Einem hohen Beamten der Finanz rollte ein Budget von Thränen über die gerötete Wange. — Am Schlusse der Rede stieg die Begeisterung zu pyramidaler Höhe; es war eine Begeisterung, wie sie nur die Ungarn empfunden haben können, als Maria Theresia unter sie trat. — Hätte der Redner unter dem Klatschen von mehr als zweitausend Händen sich noch Gehör verschaffen können, er hätte von der Kammer alles, auch Millionen fordern können, es wäre sofort bewilligt worden. — Ich habe erlebt, daß ein neben mir sitzender Kollege die Ergriffenheit der ganzen Versammlung in dem Maße teilte, daß er Thränen darüber vergoß, und daß er über meine etwas kühle Frage: ‚worüber weinen Sie denn?‘ mit Entrüstung dahin beantwortete, daß er mich der Herzlosigkeit beschuldigte. Ich habe denselben Herrn am andern Tage, wo die sofort in dreißigtausend Exemplaren gedruckte Rede vorlag, nachdem sie jede Diskussion tot gemacht hatte, gefragt, was es denn gewesen sei, worüber ich hätte weinen müssen, wenn ich ein Herz besäße, und darauf antwortete er



Generalfeldmarschall Graf von Moltke.

Nach einer Originalaufnahme der Hofphotographen Loescher & Petsch in Berlin.

mir: ‚Wenn ich die Rede gedruckt lese, — ich weiß nicht, da macht sie nicht den Eindruck.‘"

Den berühmten liberalen Abgeordneten Waldeck kennzeichnete Bismarck als Parlamentsredner später in einem Tischgespräche also: „Immer konsequent, prinzipientreu, fertig mit seiner Ansicht und seinem Entschlusse von vornherein, dazu stattliche Gestalt, weißer, ehrwürdiger Bart, Phrase im Brustton der Überzeugung auch in Kleinigkeiten — das imponierte. Er hielt mit einer Stimme, die vor tiefster Überzeugungstreue bebte, eine Rede darüber, daß der Löffel hier im Glase steckte, und proklamierte, daß jeder ein Schuft wäre, der das nicht zugeben wollte, und alle glaubten's ihm und priesen in allen Tonarten seine energische Gesinnung."

Bismarck hielt seine öffentlichen Reden stets frei, meist auch unvorbereitet aus der jeweiligen Situation heraus; sich dieselben vorher zurechtzulegen oder gar auszuarbeiten, dazu fehlte ihm fast immer die Zeit. Nur pflegte er vorher mit beflügeltem Gänsekiel einige Notizen auf einen schmalen Streifen Papier, wie ein Rezept anzusehen, hinzuwerfen. Er beherrschte dann aber doch vermöge der Fülle seines Wissens und seiner Geistesschärfe stets den Stoff mit großer Meisterschaft, wenn auch nicht mit der Virtuosität gewisser Professionsredner, über die er häufig spottete, indem er die öffentliche Schaustellung der Beredsamkeit im Parlament als ein Übel bezeichnete und an das bekannte Beispiel von dem preußischen Könige Friedrich Wilhelm I. erinnerte, der zwei Advokaten hintereinander hörte und hinter jeder Ausführung, obgleich einander völlig entgegengesetzt, ausrief: „Der Kerl hat recht!" dann aber über diese verwirrende Wirkung der Beredsamkeit in heftigen Zorn geriet. „Ich sehe kein gesetzliches Mittel gegen das Übel," fügte Bismarck obiger Ausführung hinzu, „aber das Übel erkennen, heißt schon ihm teilweise abhelfen, und ich halte mir das Beispiel des alten Königs immer gegenwärtig, wenn einer mit einer Eloquenz spricht, die so ausgebildet ist, daß er eigentlich für andere Geschäfte wenig Zeit haben kann, und er das, was er vorträgt, so beherrscht, wie es nur einer beherrschen kann, der mehrere Wochen hindurch stets über dasselbe Thema öffentlich gesprochen und in den Zeitungen geschrieben hat.

Dann bildet sich eine Sicherheit in ihm aus, daß er keinen Souffleur braucht; er beherrscht seinen Stoff, ihm fällt in der einen Woche noch eine bessere Redewendung ein als in der vorigen, kurz, es tritt das Beispiel ein, was mich in meiner parlamentarischen Jugend in Erfurt so frappierte, daß ich die Rede eines Heidelberger Professors (Ludwig Häusser) bewunderte und ein Landsmann und Fraktionsfreund von ihm mir sagte: „Ach, die Rede hätten Sie im vorigen Jahre hören sollen, da hielt er sie ganz anders, da war er noch frisch dabei!“ *)

Die Reden Bismarcks übten gerade durch ihre Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit so große Wirkung aus. „Er sagt immer das Unerwartete,“ dies Wort, das man einst in den Frankfurter Gesellschaftskreisen in Bezug auf den jungen Bundestagsgesandten sprach, galt vielfach auch von dem Parlamentsredner Bismarck. Wenn er seine zündenden Geistesblitze, oft wie aus heiterm Himmel, oder in erregten Momenten die Keulenschläge seines Zorns auf die Häupter seiner Gegner schleuderte, dann kam es zu jenen denkwürdigen, bewegten Scenen, die in den Parlamentsverhandlungen, denen Bismarck beiwohnte, nicht selten waren.

Daß das Heer seiner erbitterten Widersacher ihn nicht anerkannte, seine Bedeutung herabzumindern und das Bild seiner Persönlichkeit zu entstellen suchte, wie und wo immer es nur konnte, liegt in seiner Eigenart und in der Stellung, die er im politischen Leben einnahm, naturgemäß begründet. Selten ist das Charakterbild eines Staatsmannes seitens der öffentlichen Meinung in dem Maße entstellt worden wie das Bismarcks.

Mehr denn je war dies der Fall, als König Wilhelm ihn an die Spitze des preußischen Staatsministeriums berief. Unter dem Eindrucke, den die Nachricht von diesem Ereignisse in den weitesten Kreisen des preußischen und deutschen Volks hervorbrachte, verloren selbst die sonst ruhig und klar denkenden Politiker ihre Besonnenheit, und der Parteien Gunst und Haß entstellte sein Bild zur Karrikatur. Männer, die Bismarck nur aus den Schilderungen seiner Persönlichkeit in der

*) Vergl. Hans Kraemer: „Reden des Fürsten Bismarck.“ Bd. I. Einleitung S. XI ff.

oppositionellen Presse kannten und dann im persönlichen Verkehr ihm näherzutreten Gelegenheit hatten, waren nicht wenig erstaunt, einen Charakter zu finden, der mit ihrer durch Lügenberichte beeinflußten Vorstellung kaum einen Zug gemein hatte.

Es war wenige Wochen nach Bismarcks Berufung, als der Führer der verfassungstreuen kurhessischen Partei, Dr. Friedrich Ötker, den preußischen Ministerpräsidenten aufsuchte, um sich dessen Schutzes gegen neue absolutistische Gelüste des kurfürstlichen Tyrannen zu vergewissern. Am 15. Oktober gewährte Bismarck dem hessischen Volksführer eine Audienz, deren Verlauf ein augenfälliges Beispiel für die Beurteilung unsers Helden in der Öffentlichkeit giebt. Ötker berichtet über die Unterredung mit Bismarck: „Man kann sich vorstellen, mit welchen Gedanken und mit welcher Zurückhaltung ich mich dem Manne näherte, der damals liberalerseits als der wahre aristokratisch-feudale Unhold angesehen wurde. Serviler Landjunker, eingefleischter Aristokrat, Jagdbummler, leichtsinniger Spieler — das waren so etwa die Bezeichnungen, mit denen man den neuen Ministerpräsidenten Preußens bedachte. Und ich selbst, wenn ich auch mein Urteil weit freier gehalten hatte, stand doch unter dem Eindrucke der allgemeinen Meinung. Wie war ich daher erstaunt, in wenigen Minuten ein ganz anderes Bild in der Seele zu haben, als womit ich das Zimmer des Ministers betreten hatte. Keine Spur von aristokratischem Übermut, borniertem Junkertum, feudaler Einseitigkeit, prinzipieller Verranntheit, diplomatischer Zurückhaltung. Eine hohe, starke, aber geschmeidige Kraftgestalt kam mir freundlichst bis an die Thür entgegen, reichte mir die Hand, rückte mir einen Sessel zurecht und sagte mit dem gewinnendsten Lächeln: „Na, Sie werden ja auch schon mißliebig bei den Demokraten?“

Wie hier dem wackern Ötker ist es früher oder später vielen Politikern gegangen, mancher hat sich durch die Erfahrung zu einem Paulus der Staatskunst Bismarcks bekehren lassen; freilich hat es auch nicht an solchen gefehlt, welche trotzdem und alledem in ihrer Saulusstimmung gegen den erfolgreichsten Staatsmann unsers Jahrhunderts, sei es aus Unfähigkeit, sei es aus Trotz, verharrten. Die weitern Volkskreise bedurften noch mancher Jahre, ehe sie den neuen Propheten

deutscher Staatskunst an seinen Früchten erkennen lernten und vor ihren erstaunten Blicken die gewaltige Persönlichkeit sich aufrichtete, wie sie schon damals den Vertrauten und dem Könige Wilhelm vor Augen stand.

Daß der König die Berufung Bismarcks nach langem Widerstreben im entscheidenden Augenblicke dennoch vollzog, haben wir als eine für unser Vaterland glückliche Schicksalsfügung bezeichnet; daß er diesen Mann aber trotz stärkster gegnerischer Einwirkung gehalten und durch das Band freundlicher Zuneigung lebenslang an sich und seinen Thron gefesselt hat, das ist sein eignes Verdienst. Im Charakterbilde dieses großen Monarchen tritt ja überhaupt als einer der leuchtendsten Züge die unbefangene Klarheit der Auffassung und die ruhige Beurteilung der Dinge hervor, deren Ursache eine tiefgehende Menschenkenntnis war. Vermöge dieser hohen Fürstengabe hat es König Wilhelm denn auch verstanden, seinen Thron mit Ratgebern zu umgeben, wie sie in so glücklicher Vereinigung kaum je ein Herrscher gehabt hat. Hellmut von Moltke, der seit 1858 an der Spitze des Generalstabes stand, Albrecht von Roon und Otto von Bismarck, diese drei Männer, jeder ein Meister, ein Genie auf seinem Gebiete, nahmen in jener verhängnisvollen Zeit die wichtigsten Stellen im Preußenstaate ein und scharten sich, ein heilkündendes Dreigestirn, um den mit den edelsten Herrschertugenden begabten König. Welche Bedeutung dieser Monarch und diese seine Ratgeber für Preußen und Deutschland haben sollten, das zeigte sich schon nach einer kurzen Frist von sieben Jahren, als König Wilhelm am 3. September 1870 nach den überwältigend herrlichen Siegeserfolgen von Sedan jenen drei Männern den Dank für ihre unsterblichen Verdienste darbrachte.

„Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht.“

Welch ein Unterschied zwischen der Zeit der deutschen Einheitskämpfe, die jetzt um das Jahr 1862 mit dem Streit um die Reorganisation des Preußenheeres zum Heile Deutschlands begann, und den Jahren

der deutschen Verfassungskämpfe! Damals in jener gährenden Zeit kein rechter Mann am rechten Platze; jetzt an jedem Platze der rechte Mann!

Der große König, um den sich jene drei kraftgewaltigen, einzigen Männer stellten, war dreiundsechzig Jahre alt, als er, nachdem er drei Jahre lang bereits an Stelle seines erkrankten königlichen Bruders die preußischen Staatsgeschäfte geleitet hatte, mit dem Beginn des Jahres 1861 den Hohenzollernthron bestieg, um den verblichenen Glanz desselben zu neuer, höchster Herrlichkeit zu bringen. Als zweiter Sohn weder für den Thron bestimmt, noch in seiner Jugend zum Fürstenberufe ausgebildet, war er doch ein geborner Herrscher und brachte die höchsten Tugenden und die reichste Begabung für das königliche Amt mit. Er hatte sich nach seinen eignen Worten in jüngern Jahren wenig um Staatssachen gekümmert und nur gelernt, eine Infanteriedivision richtig zu führen. Aber der Soldatenberuf, dem er mit Leib und Seele ergeben war, wurde ihm zu einer vortrefflichen Fürstenschule. Klarer Blick, bestimmte Befehlserteilung und pünktliche Pflichterfüllung waren die wertvollen Früchte, welche die militärische Erziehung zeitigte. Was er an fachwissenschaftlicher Ausbildung versäumt hatte, holte er mit ernstem Fleiße redlich nach, als die Wahrscheinlichkeit der künftigen Thronerbschaft an ihn herantrat. Zum Manne gereift, zeigte er in politischen Dingen Einsicht und treffendes Urteil, das von dem seines königlichen Bruders vielfach abwich. Der Einführung einer ständischen Verfassung stimmte er unter den obwaltenden Umständen nur mit schwerem Herzen zu; aber nachdem die Konstitution in Preußen zur Thatsache geworden war, hielt er rückhaltlos an dieser Staatsform fest und war keineswegs mit der rückschraubenden Politik des Ministeriums Manteuffel einverstanden. „Ich will nicht untersuchen," sagte er, „ob Konstitutionen heilsam sind; aber wo sie existieren, soll man sie halten und nicht durch erzwungene Interpretationen verfälschen."

Obwohl seit seiner Jugend von herzlicher Sympathie für Österreich erfüllt, hätte er doch an leitender Stelle den Anmaßungen des Wiener Kabinetts gegenüber die feste, stolze Haltung bewahrt, wie sie des Staates Friedrichs des Großen würdig gewesen wäre und in den, Preußen

demütigenden Vertrag von Olmütz nie gewilligt. Seine politische Meinung brachte ihn mit dem Könige, trotzdem er demselben die innigste brüderliche Liebe und Verehrung entgegenbrachte, nicht selten in Widerstreit; die Stellung, welche er zu der Politik der Regierung bei Ausbruch des Krimkrieges einnahm, führte, wie wir gesehen haben, selbst zu einem ernsten Zerwürfnisse mit seinem Bruder.

Klarheit des Urteils bewies er auch in seinen Ansichten über die Lösung der deutschen Frage. Die Schäden und Mängel der alten Bundesverfassung erkannte er sehr wohl, und eine Umgestaltung derselben erschien ihm als dringende Notwendigkeit. Die Verhandlungen des Frankfurter und Erfurter Parlaments aber hatten ihn zu derselben Überzeugung, wie Bismarck sie hatte, geführt, daß durch Reden und Mehrheitsbeschlüsse die Wunden des deutschen Volkes nicht geheilt, das zerrissene Reich nie geeint werden könne. Auch er erblickte das Heil Deutschlands in Preußens Schwerte. „Wer Deutschland regieren will," schrieb er am 20. Mai 1849 an den General von Natzmer,*) „muß es sich erobern, à la Gagern geht es nun einmal nicht. Ob die Zeit zu dieser Einheit schon gekommen ist, weiß Gott allein. Daß Preußen bestimmt ist, an die Spitze von Deutschland zu kommen, liegt in unsrer ganzen Geschichte — aber das Wann und Wie? Darauf kommt es an." Einem Bruderkriege zur Neugestaltung der Bundesverhältnisse abhold, glaubte er die erhoffte erste Stellung Preußens in Deutschland und die Einheit des Reichs nicht mehr zu erleben.

Ein in harter Schicksalsschule geprüfter Mann, ein im Strome des Lebens und in strenger Selbstzucht festgeprägter Charakter, trat er sein Herrscheramt an. Obwohl dies in einem Alter geschah, wo sich sonst gewöhnliche Sterbliche zur Ruhe zu setzen pflegen, zeigte er in seiner ganzen Persönlichkeit, in seinem Wirken und Schaffen nirgend eine Spur des Alters. Königliche Würde, Kraft und Entschlossenheit offenbarten sich in seiner hohen, stattlichen Erscheinung, Ernst und Milde paarten sich in den edlen Zügen seines ehrwürdigen Antlitzes; überlegener Geist und ein tiefes Gemüt sprachen aus seinen blauen Augen.

*) G. v. Natzmer: „Unter den Hohenzollern." Bd. IV. S. 141.

Jeder Zoll seiner Gestalt ein König, wenn es die Würde seiner Stellung erforderte, liebenswürdige Freundlichkeit, gewinnende Herzlichkeit und bürgerliche Einfachheit im geselligen Verkehr, Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und sparsamer Sinn im täglichen Leben des häuslichen Kreises: — so erschien König Wilhelm von Preußen als der Held, geeignet, in Deutschland die moralischen Eroberungen zu machen, die er in seinem Regierungsprogramm für die Mission Preußens in Deutschland als notwendig bezeichnet hatte.

In den Wirren der Zeit traf ihn dasselbe Schicksal, das seinen Ministerpräsidenten verfolgte, von der irregeleiteten öffentlichen Meinung in seinen besten Absichten lange verkannt zu werden, wie er denn mit seinem ersten Ratgeber auch sonst manchen Zug des Charakters gemein hatte. Überhaupt ergänzten sich König Wilhelm und Bismarck auf das glücklichste.

Tiefe Gottesfurcht und frommer Christenglaube, besonders ein kindliches Vertrauen auf den himmlischen Lenker der Menschengeschicke erfüllte beide großen Männer, ebenso wie beiden der Sinn für das Einfache, Natürliche, Zweckmäßige und Erreichbare eigen war. Der starke Trieb strengster Pflichterfüllung, unerschöpfliche Arbeitskraft wohnten König Wilhelm von jeher inne, wie sie Bismarck beseelten, seitdem er sich in den Dienst des Vaterlandes gestellt. König Wilhelm hatte auf seinem Sterbelager noch keine Zeit müde zu sein, Bismarck erlaubten seine Pflichten nicht, krank zu sein oder alt zu werden. Beiden Männern war die Wahrheit Lebenselement, wie sie die Zartheit des Gemüts und Tiefe der Empfindung miteinander gemeinsam hatten. Der achtzigjährige Bismarck sagte in einem Tischgespräche in Friedrichsruh: „Mein alter königlicher Herr hatte ein goldenes Gemüt, war die Lauterkeit und Wahrheit selbst. Wenn er einmal, wie es selbst im Herrscherberufe leider manchmal nicht anders geht, in seinen Reden bei öffentlichen Gelegenheiten auch nur ein wenig von den wirklichen Thatsachen abweichen mußte, dann wurde er rot wie ein junges Mädchen, und ich mochte ihn dann gar nicht ansehen.“*)

*) Diese Worte sprach Fürst Bismarck am 24. Februar 1895 in Gegenwart des Verfassers.

An genialer Kraft des Geistes überragte Bismarck seinen königlichen Herrn bei weitem. Übermäßige Schärfe des Verstandes, Erfassung großer, weltbewegender Ideen lagen außerhalb der schlichten Natur des Königs, der bei aller Klarheit des Denkens nicht einmal geistreich genannt werden konnte, wenigstens nicht in dem Sinne, wie sein Bruder Friedrich Wilhelm IV. es war. „Er war, wie man sagt, ein hausbackener Verstand," urteilte Bismarck später über ihn,*) „mehr Phlegmatiker als Sanguiniker, darum schwer zu einem Entschlusse zu bringen; aber wenn man ihn in einer Sache überzeugt hatte, dann konnte man wie auf Felsen auf ihn bauen." Die Treue der Überzeugung gaben seinem Charakter die eiserne Festigkeit, die für den königlichen Beruf in jener Zeit von größter Bedeutung war. Sie hatte, verbunden mit der natürlichen Schlichtheit seines Wesens, die Fähigkeit im Gefolge, mit sicherm Blicke für jeden maßgebenden Platz des Staats den rechten Mann auszuwählen und „jedem seine Kraft, die eigentümliche, hervorzuziehen," aber auch neidlos diese Kräfte über sich hinauswachsen zu sehen, ja sich mit Freude und Wohlgefallen in dem ihn überstrahlenden Ruhme desselben zu sonnen. Mit Recht ist König Wilhelm ein Genie des Charakters und des Gemüts genannt worden.

„Dein Schwert zählt viele Siege,
Dein edles Herz noch mehr."

Also pries ihn später zutreffend ein Dichter. König Wilhelm war der rechte Sohn und Erbe seiner edlen Mutter, der unvergleichlichen Königin Luise, deren hohe Tugenden, ins Männliche übertragen, in ihm fortlebten.

Ebenbürtig reihten Hellmut von Moltke und Albrecht von Roon sich den geschilderten beiden Helden an, nächst denen sie die wichtigsten Posten im Preußenstaate zu jener kampfreichen Zeit inne hatten.

Hellmut von Moltke, als Sohn des Mecklenburger Landes fast zugleich mit dem Jahrhundert geboren und mit der Fülle der Gaben des Genies ausgestattet, hatte damals bereits ein vielbewegtes und erfolgreiches Leben hinter sich. Nach einer entbehrungsvollen Jugend, zum

*) Am 24. Februar 1895 in Friedrichsruh.

Teil im fremden Lande verlebt, war er als Offizier ins preußische Heer aufgenommen worden, in dem ihn sein Fleiß, seine Pflichttreue und außergewöhnliche Befähigung von Stufe zu Stufe aufwärts brachten. Und Prinz Wilhelm war es gewesen, welcher seine Tüchtigkeit zuerst erkannt und seine Beförderung fortgesetzt begünstigt hatte. Große Reisen, die ihn bis nach Asien geführt, wo er an dem Kriege der Türken mit den Kurden am Tigris teilgenommen, hatten seinen geistigen Gesichtskreis erweitert, seine militärischen Kenntnisse im hohen Grade vermehrt. Als im Jahre 1857 sein hoher Gönner die Regentschaft in Preußen übernahm, betraute er ihn fast gleichzeitig mit der Leitung des Großen Generalstabes, dessen Führerstelle mit dem Tode des Generals von Reyer erledigt worden war. Im Jahre 1858 wurde Moltke zum Chef des Generalstabes ernannt und zum Generalleutnant befördert. Mit diesem Ereignis begann eine neue Ära für das preußische Heer. Wie an höchster Stelle mit der Neugestaltung der Armee im großen und ganzen begonnen wurde, so begann Moltke die Umgestaltung des Generalstabes im besondern, Werke, eins wie das andere von größter Bedeutung für die Entwicklung der politischen Dinge jener Zeit. In stiller, unermüdlicher Thätigkeit und mit der Überlegenheit des Genies organisierte Moltke sein Gebiet, das Auge, die Seele, die Intelligenz des großen Heerkörpers, arbeitete Mobilmachungspläne aus, nahm Feldzugskarten auf, schmiedete und montierte das Räderwerk der großen Kriegsmaschine in solcher Vollendung, daß dieselbe, als sie später in Bewegung gesetzt wurde, die Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllte, eine Arbeit, wie sie dem Wesen des „großen Schweigers“ so recht angemessen war.

Albrecht von Roon, drei Jahre später als Moltke in Pommern geboren, war die Verkörperung des alten kernfesten Soldatentums, wie es seit Friedrich Wilhelm I. im preußischen Heere heimisch war. Wie sein Jugend- und Heimatgenosse Bismarck, ein echter Pommer, dem angestammten Herrscherhause und dem Vaterlande „treu bis in die Waden“, war er des Königs rechter Mann, dessen bis dahin „eigenstes Werk“, die Heeresorganisation, mit eiserner Thatkraft aller Erbitterung der Gegner zum Trotze durchzuführen.

Nachdem wir durch diese Rück- und Umschau, die wir im Interesse der Leser für notwendig erachteten, die Männer näher ins Auge gefaßt haben, an deren Seite unser Held getreten war, wenden wir uns dem Verlaufe des Kampfes wieder zu, den derselbe für die edelsten Güter seines Vaterlandes aufgenommen hatte.

* * *

Der allgemeine Drang der Völker nach politischer Freiheit und nationaler Unabhängigkeit um jene Zeit hatte auch die Polen ergriffen und getrieben, abermals einen Versuch zu machen, das Joch der Russenherrschaft abzuschütteln und ihre alte Selbständigkeit wiederzuerlangen. Die Verhältnisse schienen für ein solches Unternehmen sehr günstig zu liegen. Die Sympathieen der freisinnigen Elemente aller europäischen Länder war auf Seiten der Polen; trotz des aufrichtigen Strebens des mildherzigen Kaisers Alexanders II., die Härten des russischen Regiments durch Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft und Gewährung anderer Wohlthaten an das Volk zu lindern, erweckte das Schicksal desselben allgemeines Mitleid. Besonders lebhaft trat dies Gefühl bei den Franzosen hervor. Ihr Kaiser Napoleon erblickte in der Befreiung der Polen durch seine Hilfe ein neues Mittel, die durch seine unglückliche Politik in Italien noch mehr als zuvor erschütterte Gunst seines Volkes wiederzugewinnen. Günstig für seine Zwecke erschien ihm ein Plan, der von einem eingefleischten Slaven, dem polnischen Marquis Wielopolski ersonnen und von Gortschakoff, dem Großfürsten Konstantin und andern panslavistisch gesinnten polnischen und russischen Großen trotz der Abneigung des Zaren eifrig gefördert wurde. Derselbe ging dahin, Polen als russischen Schutzstaat selbständig zu machen, damit dasselbe stark genug sei, Gebiete des einstmaligen Königreichs, Posen, Galizien, vielleicht auch Kroatien und Serbien unter einem Zepter zu vereinigen und als mächtiges Slavenreich im Bruderbunde mit Rußland letzterm die Bahn nach dem erstrebten Konstantinopel zu öffnen. Während der hierdurch entstehenden Kriegswirren, die besonders Österreich bedrohten, gedachte Napoleon die italienische Sache ganz nach seinem Willen zu vollenden und zugleich für Frankreich noch Vorteile im östlichen Mittelmeere zu erhaschen.

Leider waren für diese schöne Idee die revolutionären Elemente der Polen nicht zu gewinnen. Dieselben wuchsen unter der bewunderns-wert organisierten Leitung eines geheimen Nationalausschusses, der sich später zu einer Nationalregierung unter der Diktatur Mieroslawskis und Langiewiczs erweiterte, zu einer bedeutenden Macht. Als man diese durch eine willkürliche, gesetzwidrige Aushebung der besonders auf-rührerisch gesinnten waffenfähigen Jugend in Warschau und andern Städten gewaltsam zu unterdrücken suchte, da brach im ganzen Lande der Aufstand aus, welcher einen Querstrich durch die Rechnung der Slavenpartei machte. Indessen hoffte man, nach einer schnellen Über-wältigung der Revolution auch noch zum erwünschten Ziele zu gelangen.

Diese polnischen Wirren verursachten in Europa eine heftige Be-wegung, ja drohten einen allgemeinen Völkerbrand zu entfachen. In große Sorge gerieten Österreich und England wegen ihrer Interessen an der Donau und im Mittelmeere, die bei der Verwirklichung jenes Planes eines Slavenreichs und eines russisch-französischen Bündnisses hart be-droht wurden. Ihnen war der Aufstand der polnischen Radikalen, die durch Geldmittel und Waffen sowie durch den Zuzug von Freischaren aus allen Ländern unterstützt und vom Klerus unaufhörlich zum Kampfe angestachelt wurden, höchst willkommen, und sie suchten deren Sache nach Möglichkeit zu fördern.

Wie sollte sich Preußen dieser Angelegenheit gegenüber verhalten? Für die preußische Staatsleitung lagen die Verhältnisse verwickelt genug. Bismarcks scharfblickendes Auge erkannte den Weg alsbald, den seine Politik einzuschlagen habe. Auch Preußens Sicherheit erforderte die Sprengung des gefährlichen Systems Gortschakoffs und seiner pansla-vistischen Freunde. Denn nach der Errichtung eines selbständigen Polen-reichs unter russisch-französischem Schutze gab es für Posen und West-preußen keine ruhige Stunde mehr. Bei einem Siege des polnischen Aufstandes drohte diese Gefahr aber in mindestens demselben Maße. Hatte doch das Nationalkomitee bereits die Ansprüche Polens auf Westpreußen, Posen und Pommern bis zur Oder öffentlich erhoben. Bismarck erwog: Um die gefahrdrohende russisch-polnische Verbrüderung und dessen französisches Bündnis im Keime zu ersticken, gilt es für

Preußens Gegenwart und Zukunft nicht nach dem Beispiele Wiens und Londons der Revolution zum Siege zu verhelfen, sondern zu unterdrücken und dadurch Rußland, das heißt das durch die Person des Kaisers Alexander vertretene in der alten Freundschaft festzuhalten.

Seine Erwägungen fanden die Zustimmung des Königs. Nach Beschluß des Ministerrats wurde der General von Alvensleben mit einem eigenhändigen Schreiben des Königs, das sich unmittelbar an die persönlichen Gefühle des Kaisers Alexander wendete, nach Petersburg gesandt, um dort eine Verständigung über die gemeinschaftliche Unterdrückung des polnischen Aufstandes zu vermitteln. In dem Schreiben hieß es: Der König sei von der Überzeugung durchdrungen, daß die Interessen beider Regierungen durch jede polnische Schilderhebung gleichmäßig gefährdet seien, da jede Emanzipation des polnischen Elementes von der Autorität des Kaisers ihre Wirkung nicht auf die Grenzen des Königreichs beschränken, sondern ebenso sehr die Sicherheit der benachbarten königlichen Provinzen, als diejenigen der westlichen Gouvernements des Kaiserreichs gefährden werde. Die Stellung beider Höfe der polnischen Revolution gegenüber müsse demnach sachlich diejenige zweier Bundesgenossen sein, die von einem gemeinschaftlichen Feinde bedroht seien.

Dem Kaiser gewährte dieses Entgegenkommen Preußens großen Trost in seinem Verdruß über den in aller Welt gegen ihn entfesselten Sturm, und er ergriff die ihm dargereichte Freundeshand mit Freuden und mit dem Gefühl inniger Dankbarkeit, die er Preußen in den schweren Zeiten der zukünftigen Kämpfe treu und thatkräftig bewahrt hat. Sie war zugleich die sicherste Gewähr für die Abwendung der durch die panslavistische Verbrüderung zwischen Polen und Russen drohenden Gefahr. Das Ergebnis der zwischen Berlin und Petersburg gepflogenen Verhandlungen war der Abschluß eines Vertrages, der am 8. Februar 1863 erfolgte und dahin ging, daß auf Ersuchen des russischen oder preußischen Oberbefehlshabers oder der beiderseitigen Grenzbehörden die beiderseitigen Truppenführer bevollmächtigt würden, sich gegenseitig Hilfe zu leisten und nötigenfalls auch die Grenze zu überschreiten zur Verfolgung der Rebellen, die aus dem einen in das andere Land überträten.

Das Fahrwasser, in welches mit diesem Vorgehen Bismarcks Politik sich wagte, mußte zagherzigen Naturen als ein höchst gefährliches erscheinen. Es gehörte ein kühner Mut dazu, sich offen an die Seite des völlig vereinzelt stehenden Rußlands zu stellen, das die öffentliche Meinung, die liberalen, klerikalen und nationalen Parteien aller europäischen Staaten gleich schwer verdammten, weil es das unter dem Drucke eines harten Jochs ohnehin leidende Polenvolk durch die gesetzwidrige Rekrutierung zum Verzweiflungskampfe getrieben. Indessen Bismarck wußte, was er wollte, und ließ sich von seinen wohlerwogenen Plänen durch nichts abbringen. Sentimentalen Gefühlen nachzuhängen, lag trotz seines im Grunde weichgestimmten Herzens nicht in seiner praktischen, kraftvollen Natur. In dem ausgebrochenen, unter furchtbaren Grausamkeiten aller Art geführten Kampfe in Polen hielten sich zudem beide Parteien, die russischen Verteidiger der gesetzlichen Ordnung mit ihrer drakonischen Strenge und ihrem Hängeverfahren und die Revolutionsmänner mit ihrem meuchelmörderischen, greuelvollen Treiben vollkommen die Wage.

Der Abschluß des preußisch-russischen Vertrags, der durch eine Indiskretion des darüber ergrimmten Fürsten Gortschakoff bald bekannt wurde, rief bei allen Polenfreunden die heftigste Entrüstung hervor, der gegen Rußland entfesselte Sturm brauste sofort gegen die preußische Regierung los und zumeist gegen deren Leiter Bismarck. Man nannte den Vertrag eine politische Seeschlange, so ungeheuerlich erschien er. Bezeichnend für die Art, wie Bismarck dem Sturm begegnete, ist eine Unterredung, welche er am 11. Februar mit dem englischen Gesandten in Berlin, Sir Andrew Buchenan, über die polnische Angelegenheit hatte. Der Gesandte berührte andeutungsweise die Frage des Vertrags, und Bismarck gab ihm in seiner offenen Weise vollständig Aufschluß darüber. „Wir können,“ fügte er hinzu, „ein unabhängiges Polen an unserer Grenze nicht dulden.“ „Wie aber,“ wandte der Engländer ein, „wenn der immerhin mögliche Fall eintritt, daß die Russen aus Polen hinausgeschlagen werden, was werdet Ihr dann thun?“ „Dann müßten wir das Königreich selbst besetzen,“ antwortete Bismarck, „um das Aufkommen einer uns feindlichen Macht zu hindern.“

„Dies wird Europa niemals dulden!“ rief Sir Andrew und wiederholte es mehrmals. „Wer ist Europa?“ fragte Bismarck kurz. „Nun,“ erwiderte der Gesandte, „verschiedene große Nationen.“ „Sind dieselben bereits einig darüber?“ fragte der Minister. Der Gesandte geriet in Verlegenheit, umging eine bestimmte Antwort und sagte, Frankreich beispielsweise würde niemals eine neue Unterdrückung Polens zulassen. „Und für uns,“ erklärte Bismarck, „ist die Unterdrückung des Aufstandes eine Frage über Leben und Tod; übrigens ist es nutzlos,“ damit brach er das Gespräch ab, „hier nicht vorliegende Möglichkeiten weiter zu erörtern.“ *)

Wer ist Europa? Mit dieser Frage bekundete der preußische Staatsmann seine tiefe politische Einsicht. Er war überzeugt, daß die neutralen Mächte mit ihren so vielfach entgegengesetzten Interessen sich selbst in Schach halten und um Polens willen keinen Krieg mit Rußland und Preußen beginnen würden. Es kam denn auch unter langwierigen Verhandlungen nur zu einigen mehr oder weniger entschiedenen Einsprüchen zu gunsten Polens, dabei aber blieb es. Ja, dem Kaiser Napoleon nötigte die feste und folgerichtige Politik Preußens in dieser Angelegenheit so hohe Achtung ab, daß er am Ende doch wieder die Freundschaft dieses kraftvollen Nachbarn suchte, während er über die schwachmütige Zauderpolitik seiner Genossen, Österreichs und Englands, aufs heftigste erbittert war.

Schwieriger als der diplomatische Streit mit den gegnerischen Mächten des Auslandes war der Kampf, den die preußische Regierung mit ihrem Gegner im Innern infolge ihres Verhaltens in der polnischen Frage zu bestehen hatte.

Zunächst brach in der regierungsfeindlichen Presse der Sturm gegen Bismarck los, als der Abschluß eines Vertrags mit Rußland, von dessen Inhalt man nichts wußte, bekannt wurde. Man fürchtete, der übermütige märkische Junker werde durch seine tolldreiste Politik Preußen in einen großen europäischen Krieg hineintreiben. Er wurde beschuldigt, auch in der Sache des armen Polenvolkes wiederum wie in dem Verfassungsstreit seinen reaktionären Gelüsten zur Unterdrückung

*) Vgl. Sybel: Begründung des Deutschen Reichs. Bd. II. Seite 493 u. 494.

jeder Freiheit zu folgen. Im Abgeordnetenhause benutzte die Opposition diese Angelegenheit zu einem neuen heftigen Angriff des verhaßten Ministeriums, das zum Rücktritt zu zwingen ihr eifrigstes Streben war.

Infolge einer Interpellation der Abgeordneten Schulze und von Carlowitz über Inhalt und Zweck des mit Rußland geschlossenen Vertrags, die Bismarck aus politischen Gründen zu beantworten sich weigerte, entbrannte am 18. Februar eine heftige Redeschlacht. Das Gefecht gegen Bismarck wurde auf der ganzen feindlichen Linie eröffnet. Die wuchtigsten Geschosse der Beschuldigungen und Verdächtigungen sausten gegen ihn heran. Der Abgeordnete Waldeck sprach dem Ministerpräsidenten das richtige Gefühl für die Ehre Preußens ab, bezeichnete jenen Vertrag als eine Verbrüderung der preußischen Staatsmänner mit den russischen Häugegendarmen und verglich die Verwendung preußischer Soldaten für die Unterdrückung Polens mit dem Verkauf der hessischen Landeskinder nach Amerika an die Verteidiger der Sklaverei. „Wem darüber nicht die Schamröte ins Gesicht steigt," rief er, „der ist nicht wert, ein Preuße zu sein, der versteht die Mission Preußens nicht!"

Bismarck entzog sich der Wirkung dieses Angriffes des alten Freiheitshelden von 1848, indem er den Saal während der Rede Waldecks verließ. Als dieser unter brausendem Beifall der überwältigenden Mehrheit des Hauses die Tribüne verlassen hatte, kehrte Bismarck in den Saal zurück und meldete sich zum Wort. Mit entschlossener Ruhe führte er seine Verteidigung: „Wenn ich recht gehört habe, hat der Herr Vorredner sich dahin ausgesprochen, er hätte auf die Interpellation von mir dasjenige Nein erwartet, welches allein der Ehre Preußens entsprochen hätte. Der Herr Präsident hat diese Äußerung nicht moniert; ich nehme daher an, daß ich sie mißverstanden habe. Ich glaube für die Ehre Preußens mindestens genau soviel Sinn zu haben wie der Herr Abgeordnete Waldeck und glaube dies durch mein Verhalten in der Gegenwart, durch mein Verhalten in der Vergangenheit in reichem Maße bekundet zu haben. Mir fiel bei dieser Äußerung ein Vorgang im englischen Parlament ein, auf das Sie, meine Herren, sich so gern berufen. Es handelte sich um Abschaffung von Monopolen,

und einer der englischen Staatsmänner bemerkte dabei nicht mit Unrecht, das gehässigste aller Monopole sei das der politischen Einsicht und Tugend, welches einzelne Parteien und Parteiführer sich beilegten."

Es wurde, hauptsächlich um das Ministerium zu Fall zu bringen, ein Antrag eingebracht, welcher dahin ging, das Haus möge erklären, daß Preußens Wohl eine strenge Neutralität während der polnischen Kämpfe erfordere. In der glühenden Erbitterung des Verfassungskampfes stieg nirgends der Gedanke auf, daß ein solcher Beschluß das Ansehen der Regierung im Auslande schädigen und damit die nach Ansicht der Opposition Preußen bedrohenden Gefahren vermehren könne. Noch weniger hatte jemand im Hause oder im Lande eine Ahnung, daß man durch den Vertrag und durch die hiermit erlangte Befestigung der russischen Freundschaft den ersten Stein zum Fundamente für Preußens zukünftige Größe gelegt hatte. *)

Die Redner der damaligen Fortschrittspartei bezeichneten jenen Vertrag vielmehr als ein Brandmal preußischer Ehre und meinten, die Ehre dieses Ministeriums könne nicht mehr als die Ehre des Landes angesehen werden. Da die gegenwärtige Regierung Preußens in keiner auswärtigen Frage Lorbeer ernten könne, so müsse in allen auswärtigen Fragen die Parole des Hauses auf „Gewehr bei Fuß!" lauten, so lange die Krone ihre jetzigen Ratgeber behalte. In welcher Heftigkeit der Kampf in der vom 26. bis 28. Februar dauernden Verhandlung über den von Hoverbeck und Carlowitz eingebrachten Antrag geführt wurde, veranschaulicht ein Scharmützel, das der Ministerpräsident von Bismarck mit dem Vizepräsidenten Behrend auszufechten hatte. Amtliche Berichte schildern den Zwischenfall also:

Ministerpräsident von Bismarck: Der Abgeordnete von Unruh deutete unter Ihrem lebhaften Beifall an, daß, wenn aus den Vorkehrungen, welche die Regierung zur Sicherung unserer Grenzen und unserer Interessen getroffen hat, auswärtige Verwicklungen entstehen sollten, Sie die Mittel zur Landesverteidigung dem Könige verweigern würden. Heißt das nicht dem Auslande zurufen: „Kommt her, der Augenblick ist günstig, Preußen ...." (Unterbrechung und Widerspruch;

*) Sybel: Begründung des Deutschen Reichs. Bd. II. S. 502 u. 503.

oh, oh, oh!) Nun, es freut mich, daß Sie noch einen Ausdruck der Entrüstung haben .... (Unterbrechung, Ruf: Zur Ordnung!)

Vizepräsident Behrend: Zunächst habe ich Sie um Ruhe zu bitten; ehe ich irgend einen Schritt unternehmen kann, wird das Haus doch wohl anhören wollen, was ich zu sagen habe. Der Herr Ministerpräsident hat erklärt, er freue sich über den Ausdruck der Entrüstung, den das Haus kundgegeben habe. Ob der Herr Ministerpräsident irgend eine Freude über das, was das Haus zu thun gedenkt oder gethan hat, hier äußern will, ist seine Sache. Einen Ordnungsruf über diese Äußerung halte ich nicht für gerechtfertigt. Der Herr Ministerpräsident hat das Wort.

Ministerpräsident von Bismarck: Ich will hier die Frage, inwieweit ein Ordnungsruf an das Staatsministerium überhaupt zu rechfertigen ist, nicht erörtern; sollte dieselbe wieder in Anregung kommen, so behalte ich mir die Erörterung vor. Die Drohung, Preußen wehrlos zu machen, sprach derselbe Abgeordnete v. Unruh aus, dessen Name mit der Steuerverweigerung von 1848 .... (Stürmische Unterbrechung.)

Vizepräsident Behrend: Nun muß ich doch den Herrn Ministerpräsidenten darauf aufmerksam machen, daß diese letzte Anführung mit der gegenwärtigen Frage in keiner Verbindung steht. Welche Stellung der Abgeordnete v. Unruh in früherer Zeit in den parlamentarischen Verhandlungen eingenommen hat, steht mit der gegenwärtigen Frage nicht im lockersten Zusammenhange. Der Herr Ministerpräsident hat das Wort.

Ministerpräsident von Bismarck: Ich erlaube mir, dem Herrn Präsidenten zu bemerken, daß ich ihm das Recht zur disziplinarischen Unterbrechung meiner Äußerungen nicht einräumen kann. Ich habe nicht die Ehre, Mitglied dieser Versammlung zu sein; ich habe Ihre Geschäftsordnung nicht gemacht; ich habe Ihren Präsidenten nicht mitgewählt; ich unterliege nicht dem disziplinarischen Einfluß der Kammer. Die Disziplinargewalt des Herrn Präsidenten hat an diesen Schranken (des Ministertisches) ihre Grenzen. Ich habe zum Vorgesetzten nur Seine Majestät den König, und ich wüßte nicht, welche Gesetzes- oder Verfassungsbestimmung mich der Disziplin des Herrn Präsidenten dieses Hauses unterstellte .... (Unterbrechung.) Ich nehme nicht das

Wort nach Ihrer Geschäftsordnung, sondern kraft der von Sr. Majestät mir verliehenen Autorität auf Grund des Paragraphen der Verfassung, welcher vorschreibt, daß die Minister zu jeder Zeit, wenn sie es verlangen, das Wort erhalten und gehört werden müssen .... (Unterbrechung.) Sie haben nicht das Recht, mich zu unterbrechen .....

Vizepräsident Behrend: Ich muß den Ministerpräsidenten trotz dieser seiner letzten Äußerung unterbrechen. Ich habe dem Herrn Ministerpräsidenten das Wort nicht entzogen und nach der Verfassung nicht entziehen können; aber nach der Geschäftsordnung übt der Präsident des Hauses in diesem Saale seine Disziplinargewalt aus, soweit diese vier Wände reichen; sie endet nicht am Ministertische. Diese Disziplinargewalt, wo es nötig ist, auszuüben, bin ich bereit und werde es stets thun; sie gestattet, den Herrn Ministerpräsidenten zu unterbrechen, wenn auch nicht, ihm das Wort zu entziehen. (Lebhafter Beifall.)

Ministerpräsident von Bismarck: Ich muß diese Ansicht als eine irrtümliche bezeichnen, welche von der Königlichen Staatsregierung nicht geteilt wird. Also ich sagte: Derselbe Abgeordnete v. Unruh, welcher im Jahre 1848 seinen Namen unauslöschlich mit der Steuerverweigerung verknüpft hat — (Stürmische Bewegung; Ruf: Das ist unwürdig! — Vertagen, vertagen! — Andauernder Ruf der Glocke des Präsidenten.)

Vizepräsident Behrend: Meine Herren, ich werde, wenn diese Störungen der Ordnung nicht aufhören, mich veranlaßt sehen, die Sitzung dieses Hauses zu vertagen. Ich habe diese Gewalt auf Grund des § 61 der Geschäftsordnung, und ich werde trotz des Widerspruchs des Herrn Ministers von dieser Bestimmung der Geschäftsordnung Gebrauch machen, wenn der Herr Ministerpräsident Äußerungen, über die ich gesagt habe, daß sie in die Diskussion nicht gehören, wiederholt. Ich werde abwarten, ob der Herr Ministerpräsident die Äußerungen, die er gethan hat, noch einmal thut; sollte dies geschehen, so werde ich die Sitzung vertagen. (Beifall.)

Ministerpräsident von Bismarck: Ich kann den Herrn Präsidenten nicht an der Vertagung hindern. Ich habe kein Bedürfnis, meine

Herren, eine zweimalige Äußerung zu wiederholen, und glaube, Sie haben mich verstanden .... (Große Bewegung, Ruf nach Vertagung und Widerspruch dagegen; Glocke des Präsidenten.)

Vizepräsident Behrend: Ich bitte um Ruhe, meine Herren! .... Ich bitte den Herrn Ministerpräsidenten, fortzufahren.

Bismarck konnte darauf seine Rede ungehindert vollenden. In seinen weitern Ausführungen sagte er: „Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch dann, wenn dieselben nur auf Kosten des eignen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine politische Krankheitsform, deren geographische Verbreitung sich leider nur auf Deutschland erstreckt. — Es drängt sich mir die Bemerkung auf, daß die Tendenzen, Schlagworte und Namen von 1848 wieder in den Vordergrund treten. Die europäische Revolution ist solidarisch in allen Ländern; eine Bewegung in Polen findet bei den revolutionären Elementen aller Länder Unterstützung, und unter solchen Umständen wird an die Kammer der Antrag gestellt, ihre Sympathie für die polnische Insurrektion zu bekunden."

Bismarck ließ sich weder durch Anfragen noch durch Anträge in seinen für zweckmäßig erkannten Maßregeln beirren. Er verfolgte sein Ziel unentwegt allen Einflüssen zum Trotz, mochten sie von Gegnern im eignen Lande oder in den Nachbarstaaten geltend gemacht werden. Ja, selbst den verlockenden Anerbietungen des russischen Kaisers widerstand er in richtiger Erwägung der Lage. Der Zar versuchte nämlich Preußen zu einem Kriege gegen die polenfreundlichen Westmächte und Österreich mit fortzureißen. Dieser Kampf verhieß der preußischen Regierung für den Augenblick nicht unbedeutende Erfolge; Österreich, damals schwächer als je, wäre mit Hilfe Rußlands leicht besiegt worden, was die Lösung der deutschen Frage außerordentlich erleichtert hätte, und durch einen glücklichen Krieg wären die Gegner der Heeresreform mit einem Schlage entwaffnet worden. Dennoch wies Preußen die Anträge Rußlands zurück, weil es der Gesinnung des Königs und seines Ministers widerstrebte, innere Schwierigkeiten, preußische wie deutsche, mit fremder Hilfe zu lösen.

Vorgänge, wie die oben geschilderten, wiederholten sich im preußischen Abgeordnetenhause noch mehrmals, so bald darauf, als über den vom Ministerium inzwischen eingebrachten Gesetzentwurf, die Verpflichtung zum Kriegsdienst betreffend, verhandelt wurde. Die Regierungsvorlage war in der Militärkommission verworfen und dafür eine andere, von dem Abgeordneten von Forckenbeck entworfene angenommen worden, die darauf hinausging, die Dienstpflicht auf zwei Jahre herabzusetzen und eine bedeutende Verminderung des stehenden Heeres herbeizuführen. Dieser Entwurf erfuhr durch die Staatsvertretung lebhaften Widerspruch. Der Kriegsminister von Roon verteidigte die Vorlage der Regierung. Mit den eindringlichsten Worten wendete er sich an das vaterländische Gefühl der Volksvertreter. „Die Regierung," sagte er, „ist sich bewußt, daß es sich in dieser Frage um die heiligsten Güter des Vaterlandes handelt, deshalb hat sie an der Heeresorganisation von 1860 festgehalten mit einer Konsequenz, von der man hier gesagt hat, daß sie einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Meine Herren, eine bessere Sache giebt es nicht, als die Schlagfertigkeit des preußischen Volkes. — Ich kann mich nicht enthalten, zu bemerken, daß, wenn die Regierung an der Ausführung dieses wichtigsten Werkes verhindert werden sollte, auf Sie, meine Herren, die Verantwortung fällt, nicht vor den Zeitgenossen allein, sondern auch vor den Nachkommen. Wenn die Ketten der Fremdherrschaft im Lande rasseln, dann wird man gewahr werden, was man verschmähte und zurückwies."

Die Worte des Kriegsministers zu gunsten einer starken Wehr für das harten Kämpfen entgegengehende Vaterland verhallten im Sturm des erregten Hauses wirkungslos. Der Abgeordnete Professor Heinrich von Sybel schleuderte dem Kriegsminister die Zumutung entgegen, er möge es unterlassen, das Haus an den Patriotismus zu mahnen, während er selbst von dieser Tugend so wenig besitze, daß er die Verfassung verletzt habe. Der beste Beweis von Patriotismus, den der Minister geben könne, sei der — Rücktritt.*)

*) Ob der Herr Abgeordnete von Sybel nachmals wohl in der Lage gewesen wäre, sein berühmtes Werk von der Begründung des Deutschen Reichs zu schreiben, wenn das Ministerium damals seinem Rate gefolgt wäre?

Das Blut des alten verdienten Generals, der seine Kraft seit zweiundvierzig Jahren dem Könige und dem Vaterlande gewidmet hatte, wallte bei diesem Angriff in heftigem Zorne auf. Entrüstet erhob er sich, um die Äußerung des Abgeordneten zurückzuweisen; er bezeichnete dieselbe als eine „unberechtigte Anmaßung". Die Stimmung des Hauses war eine so erregte, daß die Geschäftsleitung selbst nicht mehr die erforderliche Unbefangenheit und Unparteilichkeit bewahrte. Der Vorsitzende, Vizepräsident von Bockum-Dolffs, der den Angriff auf den Minister ungerügt hatte geschehen lassen, glaubte jetzt die gerechtfertigte Verteidigung dagegen nicht zulassen zu sollen. Er unterbrach den Kriegsminister, und es entspann sich zwischen diesem und dem Vizepräsidenten ein Wortwechsel, der noch heftiger wurde, als der Auftritt, den Bismarck kurz zuvor aus gleichem Anlasse gehabt hatte.

Der Minister verwahrte sich entschieden gegen den Einspruch des Präsidenten und berief sich auf sein verfassungsmäßiges Recht, ungehindert und zu jeder Zeit zu sprechen. „Die Befugnis des Herrn Präsidenten geht, wie schon bei früherer Gelegenheit gesagt worden ist, bis an diesen Tisch und nicht weiter," erklärte er. Der Lärm im Hause wurde beispiellos. Man gebot dem Minister Schweigen; mehrere Abgeordnete drängten sich zum Sitz des Präsidenten, diesem ihre Hüte reichend, damit er sich bedecke und das Zeichen zur Vertagung der Sitzung gäbe. Der Herr von Bockum-Dolffs greift in der Verwirrung nach dem ersten besten Hute und stülpt ihn auf den kleinen Schädel, der darin — o Mißgeschick! — bis tief unter die Ohren verschwindet. Dieser Posseneffekt schließt die folgenschwere Sitzung; als sie nach einer Stunde wieder aufgenommen wird, ist der Ministertisch leer ....

Am folgenden Tage sandte das Ministerium an das Präsidium des Hauses die schriftliche Erklärung, daß es den Sitzungen nicht eher wieder beiwohnen werde, bis das verfassungsmäßige Recht der Minister, jederzeit gehört zu werden, ihnen vom Hause der Abgeordneten gewährleistet sei. Hierzu war das hohe Haus aber keineswegs bereit. Eine Königliche Botschaft, welche zur Nachgiebigkeit gegen die Räte der Krone mahnte, ward mit einer Adresse beantwortet, in der das Ministerium von neuem mit harten Worten angeklagt wurde. „Das Haus der

Abgeordneten," hieß es in der Adresse, „hat kein Mittel der Verständigung mehr mit diesem Ministerium; es lehnt seine Mitwirkung zu der gegenwärtigen Politik der Regierung ab. Jede weitere Verhandlung befestigt uns nur in der Überzeugung, daß zwischen den Ratgebern der Krone und dem Lande eine Kluft besteht, welche nicht anders als durch einen Wechsel der Personen und mehr noch durch einen Wechsel des Systems ausgefüllt werden kann."

König Wilhelm wies eine Zumutung, wie sie ihm hier gestellt wurde, entschieden zurück. In seiner Beantwortung der Adresse erklärte er: „Dem Artikel 45 der Verfassungsurkunde entgegen, wonach der König die Minister ernennt und entläßt, will das Haus mich nötigen, mich mit Ministern zu umgeben, welche ihm genehm sind; es will dadurch eine verfassungswidrige Alleinherrschaft anbahnen. Dieses Verlangen weise ich zurück. Meine Minister besitzen mein Vertrauen; ihre amtlichen Handlungen sind mit meiner Bewilligung geschehen, und ich weiß es ihnen Dank, daß sie es sich angelegen sein lassen, dem verfassungswidrigen Streben des Abgeordnetenhauses nach Machterweiterung entgegenzutreten."

Am Tage nach der Verlesung dieses Königlichen Schreibens wurden die beiden Häuser des Landtags im Weißen Saale des Königlichen Schlosses durch den Ministerpräsidenten im Auftrage des Landesherrn feierlich geschlossen. In der Schlußrede hieß es: „Die Regierung erkennt den vollen Ernst ihrer Aufgabe und die Größe der Schwierigkeiten, welche ihr entgegentreten. Sie fühlt sich aber stark in dem Bewußtsein, daß es die Bewahrung der wichtigsten Güter des Vaterlandes gilt, und wird daher auch das Vertrauen festhalten, daß eine besonnene Würdigung dieser Interessen schließlich zu einer dauernden Verständigung mit der Landesvertretung führen und eine gedeihliche Entwicklung unseres Verfassungslebens ermöglichen wird."

Die hier ausgesprochene Hoffnung sollte sich noch nicht sobald erfüllen. Der unselige Streit verschärfte sich von Tag zu Tag, und nach dem Schlusse der Kammerverhandlungen wurde der Ansturm gegen das Ministerium in den Zeitungen um so heftiger fortgesetzt. Die Angriffe auf die Regierung nahmen in einem Teile der Presse eine Schärfe an,

daß man sich höhern Orts genötigt sah, gegen eine derartige Aufreizung der öffentlichen Meinung einzuschreiten. „Zeitungsschreiber sind Menschen, die ihren Beruf verfehlt haben,“ hatte Bismarck früher einmal in Bezug auf eine Gattung dunkler Existenzen im deutschen Preßwesen, die gewissen= und gesinnungslosen Lohnschreiber, geäußert. Daß die damit getroffenen litterarischen Stegreifritter sich für solchen Ausspruch rächen würden, lag auf der Hand. Sie thaten es denn auch in vollem Maße. Da aber die Verfassung der Regierung das Recht gab, zu einer Zeit, in welcher die Kammern nicht versammelt waren, zur Aufrecht=erhaltung der öffentlichen Sicherheit selbständige Verordnungen mit vorläufiger Gesetzeskraft zu erlassen, so erschien auf Bismarcks Antrag am 1. Juni 1863 eine „Preßordonnanz“, welche die verfassungsmäßige Preßfreiheit einstweilen aufhob und die Verwaltungsbehörden ermächtigte, das Erscheinen einer Zeitung oder Zeitschrift wegen fortdauernder, die öffentliche Sicherheit gefährdender Haltung nach zweimaliger erfolgloser Verwarnung zeitweise zu verbieten.

Darob wieder Sturmläuten der Gegner. Die Zeitungen erhoben Widerspruch: Vereine, Gemeindeverwaltungen und Körperschaften riefen gegen diese neue Vergewaltigung der Verfassung in Adressen und durch Abordnungen die Hilfe des Königs an. Doch umsonst, der König und sein Ministerpräsident blieben fest. Die Verordnung blieb in Kraft; die Abordnungen wurden nicht angenommen, widerspenstige Zeitungen wurden gemaßregelt. Die Aufregung im ganzen Lande wuchs in einem Maße, daß man im außerpreußischen Deutschland und jenseits der Grenzen den Ausbruch eines Aufstandes für unausbleiblich hielt. Aber die Ruhe in Preußen wurde zum Leidwesen seiner auswärtigen Feinde nicht einen Augenblick gestört. „Die Preßfreiheit,“ schrieb ein französisches Blatt damals, „bietet in einem Lande der Träumer und Doktrinäre so wenig Gefahren, daß es schwer ist, die Preßordonnanz vom 1. Juni zu erklären. In Deutschland sind nur die Köpfe revolutionär, die Hände bleiben unschuldig.“

Letzteres war auch Bismarcks Überzeugung, welche er vor einem Jahre schon Napoleon gegenüber ausgesprochen hatte. Er nahm denn auch die Schmähschriften und Drohbriefe, die ihm fast täglich unmittel=

bar unter seiner Adresse ins Haus gesandt wurden, ziemlich gleichmütig auf; selbst das Todesurteil, welches das geheime Nationalkomitee in Warschau über ihn verhängt und an seinem Geburtstage übermittelt hatte, bekümmerte ihn wenig; nur ließ er derartige Schriftstücke alsbald in das Feuer seines Kamins wandern, damit sie seiner besorgten Gattin nicht zu Gesichte kamen.

Es fehlte neben solchen Versuchen, den unbeugsamen, eisenfesten Ritter des preußischen Königtums einzuschüchtern, nicht an Kundgebungen, die demselben für seine Haltung Bewunderung, Beifall und Dank zollten. Vereine, Körperschaften und Einzelpersonen übersandten ihm Anerkennungsadressen, zarte Hände patriotischer Frauen fertigten Arbeiten für ihn. Eine Anzahl Rheinländerinnen übersandte ihm einen herrlichen Teppich für seinen Fuß, der einen so dornenvollen Weg zu gehen hatte; eine Schar von Verehrerinnen in Kottbus schickte, um ihm die Bitterkeiten des Ministerlebens zu versüßen, einen selbstgebackenen umfangreichen Baumkuchen, der seine Tafel am Geburtstage des Königs schmückte. Rührend und erhebend zugleich für Bismarck war eine Art der ermunternden Kundgebungen, die in jener drangvollen Zeit, da er von Feinden und Gefahren umringt war, mehrfach an ihn gerichtet wurden. In einem Briefe an seine Gemahlin thut er derselben Erwähnung. Mit Beziehung auf eine Abschrift des 91. Psalms schreibt er: „Dies bekomme ich heute morgen zweimal von verschiedenen Richtungen.“ In dem herrlichen Trostpsalm heißt es: „Es wird dir kein Übels begegnen, und keine Plage wird zu deiner Hütte sich nahen. Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen. Daß sie dich auf den Händen tragen, und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest. Auf den Löwen und Ottern wirst du gehen und treten auf den jungen Löwen und Drachen.“

Einen schönen Lichtblick in jener trüben Zeit des Streites zwischen Preußens Krone und Volk gewährte der 17. März 1863, der Tag, an welchem einst vor fünfzig Jahren Friedrich Wilhelm III. den denkwürdigen Aufruf „An mein Volk“ erlassen hatte. Durch eine eigene, ergreifende Feier erhielt dieser Tag seine vaterländische Weihe. König Wilhelm entbot alle noch lebenden Ritter des Eisernen Kreuzes und

viele andere Veteranen der Freiheitskriege nach seiner Hauptstadt, um hier im Lustgarten unter ihrer Teilnahme den Grundstein zum Denkmal für seinen heimgegangenen Vater zu legen.

Es war ein rührender und erhebender Anblick, als die ehrwürdige Heerschar der alten Freiheitskämpfer, geführt vom Feldmarschall „Papa Wrangel“, unter altpreußischem Trommelschlag und den Klängen vaterländischer Melodien, mit Blumen überschüttet, zu ihrer letzten Parade die Linden hindurch, am Palais des Königs und den Standbildern ihrer alten Helden Blücher, Gneisenau, York, Bülow, Scharnhorst vorüber nach dem Lustgarten zog. Hier hatten die Regimenter der Berliner Garnison unter dem Befehl des Kronprinzen in der Weise Aufstellung genommen, daß die Seite nach dem Königlichen Schlosse offen blieb.

In diese Umrahmung traten die Veteranen. Ihnen gegenüber vor der Baugrube des Denkmals stand der König Wilhelm und neben ihm in der Kürassieruniform sein Ministerpräsident Otto von Bismarck. Welch wunderbares Bild! Dort „mit weißem Haar und verblichenem Band“ in ihren altmodischen Uniformen oder bürgerlichen Kleidern die Schar der alten Freiheitskämpfer, die lebenden Zeugen jener vergangenen Zeit, in welcher es hieß:

„Denn nur Eisen kann uns retten,
Uns erlösen kann nur Blut.“

Hier die jungen kraftvollen Scharen des neuen Preußentums in ihrem glänzenden Waffenschmucke, mit ihren Fahnen, die freudig neuen ruhmreichen, durch Blut und Eisen aus alter Schmach und Knechtschaft erlösenden Thaten entgegenwehten! In ihrer Mitte der ritterliche König, der jenen ersten Völkerfrühling thatenfrisch mit durchlebt, den neuen selbst herrlich heraufzuführen berufen war, neben ihm der Staatsmann, dessen genialer Kraft und Festigkeit es gelingen sollte, daß die Früchte des Schwertes nicht wieder verloren gingen, sondern dem ganzen Vaterlande zum Heil und Segen gereichten.

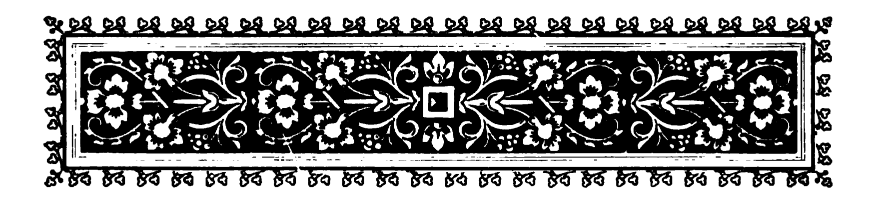
Bismarck trug an jenem Festtage zum erstenmal einen Ehrendegen, den ihm kurz zuvor eine Vereinigung von patriotischen Männern als Anerkennung seines mannhaften Eintretens für die Stärkung des preußischen Heeres übersandt hatte. Die Klinge dieses Degens trug

auf der einen Seite den berühmten Schlachtruf des alten Ritters und Lutherfreundes Georg von Frundsberg: „Viel Feind', viel Ehr'!" Die andere Seite zeigte Bismarcks Wappen und darunter den altmärkischen, auf die drei, irrtümlich für Nesselblätter gehaltenen Eichenblätter des Wappens deutenden Wahrspruch:

„Das Wegekraut sollst stehen lan,
Hüt' dich, Jung, s' sind Nesseln dran."

In dem Widmungsgedichte, das die sinnige Ehrengabe begleitete, hieß es:

„Laß Dir in allen Nöten das Schwert ein Helfer sein,
Das Dir zu Kampf und Thaten getreue Männer weihn,
Sie schließen mit den Schilden um Dich den Ring von Erz,
Und jeder Schild bedecket ein festes Preußenherz."



XIX.

Die deutsche Frage.

„Wie tobt es rings in Süd und Nord,
Welch Schreien durch die Gauen!
Das blanke Eisen ist der Hort,
Den Knoten durchzuhauen.
Fort mit der Eifersüchtelei,
Fort mit der Zungendrescherei!
Wollt ihr die Heimat stark und frei,
Sucht auf den Hohenzoller!"

Müller von Königswinter.

Während König Wilhelm und seine eisenfesten Mannen in heißer Arbeit unter dem Lärm der Gegner Preußens Schwert schmiedeten und schärften, erhoben sich im deutschen Volke immer lauter und dringender die Stimmen, welche die endliche Sprengung der schmachvollen Bundesfesseln und die Errichtung eines neuen, auf Einheit, Macht und Freiheit gegründeten Reichs forderten. In allen Stämmen und in allen Kreisen derselbe Ruf, die gleiche wogende Bewegung! In Volksversammlungen, auf allgemeinen Schützen-, Sänger- und Turnerfesten machte sich die erregte Stimmung des Volks durch laute Kundgebungen Luft. Die goldene Jubelfeier des großen Befreiungsjahres 1813, die immer höher steigende Not des unter dem Dänenjoche ächzenden deutschen Bruderstammes in Schleswig-Holstein steigerten die Bewegung im höchsten Maße.

Solchen Stimmen der Zeit konnten selbst die verstockten Anhänger der alten Bundesverfassung die trägen Ohren nicht mehr verschließen. Sie fühlten, daß die Volkskraft gewaltsam die Dämme durchbrechen würde, wenn man dieselbe nicht noch rechtzeitig in ruhige Bahnen lenkte. Die Besorgnis trieb Österreich und seine Anhänger, Abwehrmaßregeln zu ersinnen. In der allgemeinen Ratlosigkeit tauchte denn Herr von Beust mit seinem schon mehrmals, wenn auch erfolglos angepriesenen Schutzmittel, dem vielberufenen, bereits oben (S. 371) näher bezeichneten großdeutschen Delegiertenprojekt abermals auf, und die österreichischen Staatsmänner zeigten sich um so lieber bereitwillig, demselben zur endgiltigen Durchführung zu verhelfen, als sie darin das wirksame Mittel sahen, den wachsenden Einfluß Preußens zu hemmen.

Preußens Staatsleiter aber hatten trotz ihrer aufreibenden Arbeit im Innern des Hauses doch wachsame Augen, um alle Gefahren zu erspähen, die von außen her drohten. Bismarck beobachtete alle Regungen der deutschen Bewegung gar genau und versäumte nichts, was er für zweckmäßig hielt, Preußens Politik dem Ziele entgegenzuführen, das er sich gesteckt hatte.

Mit Herrn von Beust, dem alten Widersacher Preußens, hatte sich Bismarck bald nach seiner Berufung ins Ministerium ins Einvernehmen zu setzen gesucht, um auch nach außen hin versöhnliche Schritte zu thun, wie er sie den innern Feinden gegenüber gethan hatte. Am 10. Oktober 1862 richtete er an den sächsischen Ministerpräsidenten einen Brief, in dem es u. a. hieß:

„Die Erinnerung an unsere vertraulichen Unterhaltungen in Paris hatte gleich bei der Übernahme meiner jetzigen Stellung in mir das Bedürfnis geweckt, die persönlichen Beziehungen zu Ew. Excellenz durch Anknüpfung eines von amtlichen Formen nicht beengten schriftlichen Verkehrs lebendig zu erhalten. Der Drang ungewohnter Amtsgeschäfte hat mich bisher an der Ausführung dieses Vorhabens gehindert; die amtlichen Stellungen, welche wir in zwei Nachbarländern einnehmen, bringen es mit sich, daß ich gleichzeitig eine dienstliche Pflicht erfülle, wenn ich dem eignen Verlangen nach direkten und vertrauensvollen Beziehungen zu Ew. Excellenz Folge gebe. Ich brauche Ihrer Kenntnis

der Dinge und Menschen gegenüber nicht zu versichern, daß ich allen abenteuerlichen Plänen fern stehe, welche mir von politischen Kindern und Gegnern in der Presse zugeschrieben werden ... Ich fühle nicht den Beruf, Preußen in die Bahnen sardinischer Politik zu drängen. Im Hinblick auf die Pariser Bestrebungen glaube ich mich in betreff der für deutsche Reformbestrebungen erreichbaren Ziele in keinem prinzipiellen Gegensatz mit Ew. Excellenz zu befinden; nur solange, als die thatsächlich bestehenden deutschen Partikularinteressen sich nicht zu allseitig anerkannten Gesamtinteressen in der Art verschmelzen, daß ihre Solidarität auf jede Gefahr hin verbürgt erscheint, nehme ich für die auswärtigen Beziehungen Preußens dieselbe Freiheit der Bewegung in Anspruch, deren das Wiener Kabinett sich notorisch bedient. In Benützung derselben habe ich keine vorgefaßte Meinung nach irgend einer Richtung hin, wohl aber das Bedürfnis, dem Vorurteile entgegenzuwirken, als wie Preußen auswärtigen Angriffen mehr ausgesetzt und deshalb fremden oder landsmannschaftlichen Beistandes bedürftiger sei, als irgend ein andrer Staat.

„In betreff unsrer innern Angelegenheit ist es meine nächste Pflicht, gegen das wachsende Gewicht des Hauses der Abgeordneten und des parlamentarischen Beamtentums die Schwerkraft der Krone zu wahren und zu stärken. Ich halte diese Aufgabe für lösbar, ohne mit positiven Bestimmungen der Verfassung zu brechen, und werde dabei bemüht sein, konstitutionelle Empfindlichkeiten, soweit es möglich, zu schonen, und die unbestrittene Heerstraße des Verfassungslebens, sobald es geht, wieder zu gewinnen, immer aber eingedenk sein, daß unser Verfassungseid die ‚Treue dem Könige' voranstellt. In der Gewißheit Ihres Einverständnisses mit dieser Auffassung würde ich jede Mitteilung über die Eindrücke, welche Ihnen die Vorgänge bei uns machen, und jeden guten Rat, den Ihre Erfahrung in ähnlichen Erlebnissen Ihnen eingiebt, mit verbindlichem Dank entgegennehmen."

Das versöhnliche Schreiben verfehlte indessen seinen Zweck, auch hier hatte Bismarck mit der Überreichung des friedenbietenden Ölzweigs keinen Erfolg. Herr von Beust zog es vor, in Bundesgemeinschaft mit Österreich weiter preußenfeindliche Pläne zu schmieden. Sein Delegierten-

projekt, von dem Wiener Kabinett als eigne Sache behandelt, gelangte trotz des Einspruchs Preußens an die Bundesversammlung zur Beratung. Kampf hieß für Bismarck auch auf diesem Gebiete die Losung. Doch ehe er in denselben eintrat, versäumte er nicht, auch Österreich noch einmal die Hand zum Frieden zu bieten.

Er lud den österreichischen Gesandten, Grafen Karolyi, zu sich ein, um in persönlichen Unterredungen seinen Standpunkt in betreff der Bundesreformfrage klarzulegen, und so dem Wiener Kabinett die Gelegenheit zu geben, seinen Antrag, der lediglich auf eine Stärkung des kaiser- und mittelstaatlichen Übergewichts auf Kosten Preußens hinauslief, zurückzuziehen, ehe die Berichte über die Verhandlungen darüber in die Öffentlichkeit drangen. Am 4. und 13. Dezember fanden die Unterredungen statt.

Bismarck bezeichnete dem kaiserlichen Gesandten gegenüber die Aufgaben und Ziele seiner deutschen Politik mit einer überlegnen Sicherheit, als ob dieselben bereits glücklich gelöst und erreicht wären. „Unsere Beziehungen zu Österreich," sagte er, „müssen besser oder schlechter werden; wir wünschen von Herzen das erstere, müssen uns aber bei Österreichs Verhalten auf das letztere vorbereiten. Österreich hat die Wahl, seine gegenwärtige antipreußische Politik mit dem Stützpunkt einer mittelstaatlichen Koalition fortzusetzen, oder eine ehrliche Verbindung mit Preußen zu suchen. Zu letzterer zu gelangen, ist Preußens sehnlichster Wunsch; sie kann aber nur durch das Aufgeben des uns feindlichen Treibens an den deutschen Höfen gewonnen werden." Als Karolyi erwiderte, daß Österreich unmöglich seinen traditionellen Einfluß auf die deutschen Höfe aufgeben könne, da das seine Herausdrängung aus Deutschland bedeuten würde, sagte Bismarck: „Nun so verlegt euren Schwerpunkt nach Ofen." In seinen weitern Ausführungen betonte er die Rücksichtslosigkeit, mit der die Freunde Österreichs am Bundestage angriffsweise gegen Preußen vorgingen. Den preußischen Protest gegen die Verfassungsmäßigkeit ihres Antrags in Sachen der Bundesreform nach den Beustschen Vorschlägen hätte man als einen kaum der Beachtung werten Zwischenfall behandelt. Mit besonderm Nachdruck wies Bismarck darauf hin, daß sich die österreichische Regierung in einem

gefährlichen Irrtume befände, wenn sie annähme, daß Preußen auch ferner mit der frühern Langmut eine ungebührliche Behandlung seitens Österreichs ertragen oder unter allen Umständen in einem drohenden Kriege sein Bundesgenosse sein werde. Er bat den kaiserlichen Gesandten dringend, diesen Irrtum seiner Regierung aufzuklären. Im Jahre 1859, fügte er hinzu, habe Preußen zwar die Verlegenheiten Österreichs nicht zum eignen Vorteil ausgebeutet, vielmehr zum Beistande Österreichs ein Heer gerüstet, indessen nur unter den Nachwirkungen der früheren freundschaftlichen Beziehungen. „Sollten aber diese sich nicht neu anknüpfen und beleben lassen, so würde unter ähnlichen Verhältnissen ein Bündnis Preußens mit einem Gegner Österreichs ebensowenig ausgeschlossen sein wie im entgegengesetzten Falle eine treue und feste Verbindung beider Großmächte gegen gemeinschaftliche Feinde. Ich wenigstens würde mich unter ähnlichen Umständen niemals dazu entschließen können, meinem Allergnädigsten Herrn zur Neutralität zu raten."

Das Wiener Kabinett beachtete die Warnung des preußischen Ministerpräsidenten nicht. Es betrieb die Sache der vorgeschlagnen Bundesreform am Bundestage unbeirrt weiter. Selbst Bismarcks Drohung, daß Preußen seinen Bundestagsgesandten, falls in Frankfurt seinen Interessen zuwiderlaufende Beschlüsse gefaßt würden, abberufen werde, ließ man unberücksichtigt. Die Verhandlungen der Bundesversammlung über die Angelegenheit wurden fortgesetzt, und am 22. Januar 1863 sollte die Abstimmung erfolgen. Da ließ die preußische Regierung durch den Bundestagsgesandten, Herrn von Sydow, die folgende Erklärung abgeben:

„Nicht bloß durch die formelle, dem Geiste der Bundesverträge fremde Behandlungsweise, welche diese Angelegenheit erfahren hat, wird Preußen verhindert, derselben näherzutreten, sondern durch die materielle Untauglichkeit und Halbheit der Vorschläge selbst. —

„Nur in einer Vertretung, welche nach Maßgabe der Bevölkerung jedes Bundesstaates aus letztrer durch unmittelbare Wahl hervorgeht, kann die deutsche Nation das berechtigte Organ ihrer Einwirkung auf die gemeinsamen Angelegenheiten finden."

Der Erfolg war, daß der Antrag Österreichs mit neun gegen sieben Stimmen abgelehnt wurde. Das Flickwerk an der alten Bundesverfassung, welches man nach Beustschem Zuschnitt dem deutschen Volke statt eines neuen Kleides geben wollte, wies selbst die Mehrheit der verrufenen Bundesversammlung zurück.

Wunderbar war die Wirkung, welche die preußische Erklärung in der öffentlichen Meinung ausübte. Zum erstenmal gab eine deutsche Regierung hier die Losung eines aus freien Wahlen hervorgegangnen deutschen Parlaments, die Erfüllung dessen, was die liberalen Kreise des Volks in den Vereinen, auf allen patriotischen Festen als sehnlichstes Verlangen aufstellten. Man sollte meinen, daß sich ein Jubelsturm darob hätte erheben müssen. Doch nein, man lachte über die preußische Forderung und überschüttete den Urheber derselben, Bismarck, mit Hohn und Spott in Wort und Schrift.

Grenzt es nicht an Wahnsinn, so hieß es, daß der Mann, welcher das eigne Parlament mißhandelt, die Forderung einer deutschen Volksvertretung am Bunde stellt? Alle die saubern Ehrentitel, welche der hessische Volksführer Ötker aufzählte, wurden Bismarck wiederum beigelegt. Kein Politiker im lieben Deutschland schien damals den Scharfblick zu haben, den der englische Staatsmann Disraeli offenbarte, als er von Bismarck sagte: „Nehmt euch in acht vor diesem Manne, er meint, was er sagt.“ Am wenigsten Verständnis fand der Prophet im engern Vaterlande. Wie die liberale Mehrheit der preußischen Volksvertretung über den errungenen Sieg der Regierung urteilte, trägt für uns Nachgeborene geradezu den Anstrich des Lächerlichen. So sagte u. a. der Abgeordnete Schulze-Delitzsch in einer Rede:

„Selbst die feudale Partei ist politischer und konsequenter als der Herr Ministerpräsident, wenn er meint, seine innere Politik lasse sich mit der großen Aktion nach außen vereinigen. ‚Zentralgewalt und Parlament‘ ist noch jetzt die Losung im ganzen deutschen Volke. Aber, meine Herren, wenn das jetzige Ministerium den Ruf erschallen ließe, — es wird es nicht thun, ich gebe nur die hypothetische Annahme hier, — wenn es ihn erschallen ließe, so würde sich bei dem von ihm berufnen deutschen Parlamente niemand einfinden.“

Bravo und große Heiterkeit folgten diesen Worten: Selbst ein einsichtsvoller Politiker, wie Heinrich von Sybel, schlug denselben Ton an. Er sagte unter gleichem Beifall des Hauses:

„Die Kleinodien unsrer Vergangenheit werden uns unter den Händen verfälscht, und der Blick unsrer Zukunft wird uns von Grund aus verdüstert. Eine preußische Regierung, die den Aufgaben ihres Volkes im neunzehnten Jahrhundert gewachsen sein soll, sie muß verstehen, die Wünsche des Volkes durch Aufstecken großer und idealer Ziele um ihr eignes Banner zu versammeln. Das können wir begehren, daß nicht gerade das Gegenteil von solchen Tendenzen auch die Regierung erfülle."

„Ich bin der Meinung," rief der sonst durch Ruhe und Milde ausgezeichnete Abgeordnete von Carlowitz, „daß, was dieses Ministerium auf dem Gebiete der auswärtigen Politik auch unternehmen möge, jede seiner Unternehmungen von vornherein mit Unfruchtbarkeit werde geschlagen sein. Ein preußisches Ministerium, das, indem es in die Aktion eintritt, nur die neugeschaffnen Bataillone zählt und nicht die Herzen des Volks, ein solches wird niemals Triumphe auf dem Felde der auswärtigen Politik feiern. Jetzt, geschwächt durch innere Zerwürfnisse, jetzt, mit dem Mißtrauen Deutschlands oder doch des deutschen Volks behaftet, stehen wir isoliert, ohne irgend einen schöpferischen Gedanken. Und so befürchte ich allerdings, es werde uns nichts übrig bleiben, als uns in einen Schmollwinkel zurückzuziehen und von diesem aus mißmutig zuzusehen, wie das übrige Deutschland sich unter der Würzburger (Mittelstaaten) oder Österreichs Führung neu konstituiert und günstigenfalls uns eine Hinterthür offen läßt, die freilich dem kaudinischen Passe so ähnlich sehen würde wie ein Ei dem andern. Also, meine Herren, lassen Sie uns die Lösung der deutschen Frage einer Zeit vorbehalten, wo Preußens guter Genius sich uns von neuem enthüllt, aber zunächst nicht mit Blut und Eisen und nicht mit Donner und Blitz, sondern im friedlichen Sonnenschein eines verfassungstreuen, auf Freiheit und Recht gegründeten Regiments."

Bismarck blies diesen Phrasenwirbel, welchen die Zungendrescherei kurzsichtiger Kirchturmpolitiker während der Adreßdebatte im Januar 1863

aufwühlte, mit wenigen markigen Worten von sich ab, indem er auf die Angriffe erwiderte:

„Für das Bestreben, das eigne Vaterland vor dem Auslande als erniedrigt darzustellen, weil die eigne Partei nicht am Ruder ist, für dieses Bestreben überlasse ich die Verantwortung denen, die sich in diesem Sinne ausgesprochen haben. Ich verliere kein Wort darüber, ich berufe mich auf die Thatsachen, die jedermann vor Augen liegen. — Sollte aber die Notwendigkeit eintreten, die Ehre und Unabhängigkeit des Landes nach außen hin zu wahren, so würden Sie selbst gar nicht im stande sein, uns diejenigen Mittel der Abwehr gegen das Ausland zu verweigern, in deren Mangel Sie eine Schwächung der auswärtigen Politik der Regierung erblicken wollen."

Die Thatsachen, auf die sich Bismarck hier berief, waren zunächst zwei bedeutende Erfolge, welche die Politik der Regierung in der deutschen Angelegenheit soeben erzielt hatte: Der eine, Preußens Sieg über Österreich in der Bundesreformfrage, der andre, ein ebenso geschickt als kraftvoll geführter Streich gegen einen neuen Eingriff des kurhessischen Tyrannen in die Rechte seines Volks. Über letztern sei hier nachholentlich folgendes berichtet:

Wir wissen, daß Preußen den Kurfürsten von Hessen gezwungen hatte, das verrufene Ministerium Hassenpflug zu entlassen und dem Volke die aufgehobene Verfassung von 1831 wiederzugeben. Nun machte im Herbste 1862 der Kurfürst, wie bereits oben erwähnt worden, den Versuch zu einem neuen Rechtsbruche. Er berief für den 30. Oktober zwar seinen Landtag ein, aber nur um diesem den Entwurf zu einem neuen Wahlgesetze vorzulegen, das die Früchte der wiedereingeführten Verfassung zu vernichten drohte. Der Protest des Volks wurde nicht beachtet; darob empört, rief es um Hilfe; Ötker fuhr nach Berlin, Bismarcks Beistand zu erlangen. (Mit welchen Gefühlen er seine Reise antrat, ist uns bekannt.) Die erbetene Hilfe Preußens erfolgte sofort. Bismarck sandte am 24. November 1862 durch einen Feldjägerleutnant die geharnischte Erklärung nach Kassel, in welcher es hieß: Preußen könne zwischen seinen eignen Provinzen so bedenkliche politische Wirren, wie sie das Verfahren des Kurfürsten von neuem

heraufbeschwöre, keinesfalls dulden. Fahre der Kurfürst in seiner Willkür fort, so werde Preußen mit den Agnaten desselben sogleich die nötigen Verhandlungen zu seiner Absetzung einleiten. Die Agnaten, das heißt der kurfürstliche Familienrat, war dem Landesherrn keineswegs hold gesinnt, und zweifellos hätte derselbe, wenn befragt, die Absetzung des Kurfürsten ausgesprochen. Da fügte sich Serenissimus denn schleunigst der Forderung Preußens und ließ die Verfassung und die Volksrechte fürderhin unangetastet, bis die Ereignisse von 1866 seiner Tyrannenherrschaft ein Ende machten.

Diese That Bismarcks, nach König Wilhelms Wort, daß Preußen stets bereit sein müsse, das Recht zu schützen, keck und rasch ausgeführt, ist nachmals viel bewundert und gepriesen worden. Damals aber wurde auch sie verdächtigt, weil sie eben von dem verhaßten preußischen Junker kam. Alles was sein Ministerium unternahm, trug ja in den Augen seiner im Nebel des Vorurteils befangenen Gegner „von vornherein den Fluch der Unfruchtbarkeit".

Treffend und mit seinem ursprünglichen Humor kennzeichnete Bismarck das Gebaren seiner Widersacher in einem Briefe an seinen Studienfreund John Lothrop Motley, der ihn im Frühjahr 1863 mit einem Schreiben erfreute. Dieses beantwortete Bismarck unter dem 17. und 18. April während der Kammerverhandlungen:

„Mein teurer Motley! — Du hast mir eine große Freude gemacht mit Deinem Briefe vom 9., und ich werde Dir sehr dankbar sein, wenn Du Wort hältst, öfter und länger zu schreiben. Ich hasse die Politik, aber wie Du richtig sagst, so wie der Krämer die Feigen haßt; ich bin nichtsdestoweniger genötigt, meine Gedanken unablässig mit jenen Feigen zu befassen. Auch in diesem Augenblick, während ich Dir schreibe, habe ich die Ohren davon voll. Ich bin genötigt, ungewöhnlich abgeschmackte Reden aus dem Munde ungewöhnlich kindischer und aufgeregter Politiker anzuhören, und habe dadurch einen Augenblick unfreiwilliger Muße, die ich nicht besser benutzen kann, als indem ich Dir von meinem Wohlbefinden Nachricht gebe.

„Ich habe niemals geglaubt, daß ich in meinen reifen Jahren genötigt werden würde, ein so unwürdiges Gewerbe wie das eines parlamen-

29*

tarischen Ministers zu betreiben. Als Gesandter hatte ich, obschon Beamter, doch das Gefühl, ein Gentleman zu sein. Als Minister ist man Helot (Sklave). Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht wie. —

„April 18. So weit schrieb ich gestern, dann schloß die Sitzung; fünf Stunden Kammer bis 3 Uhr, dann eine Stunde Reiten, eine Stunde Vortrag bei Seiner Majestät, drei Stunden auf einem langweiligen Diner, alte wichtige Fortschrittler, dann zwei Stunden Arbeit, schließlich ein Souper bei einem Kollegen.

„Heute früh kaum gefrühstückt, da saß mir Karolyi schon gegenüber; ihn lösten ohne Unterbrechung Dänemark, England, Portugal, Rußland, Frankreich ab, dessen Botschafter ich um ein Uhr darauf aufmerksam machte, daß es für mich Zeit sei, in das Haus der Phrasen zu gehen. In diesem sitze ich nun wieder, höre die Leute Unsinn reden und beendige meinen Brief. Die Leute sind alle darüber einig, unsere Verträge mit Belgien gutzuheißen, und doch sprechen zwanzig Redner, schelten einander mit der größten Heftigkeit, als ob jeder den andern umbringen wollte; sie sind über die Motive nicht einig, aus denen sie übereinstimmen, darum der Zank; echt deutsch, leider, Streit um des Kaisers Bart, querelle d'Allemand; etwas davon habt Ihr Anglo-Saxon Yankees auch. Eure Gefechte (im Secessionskriege 1862—64) sind blutig, unsre geschwätzig; diese Schwätzer können Preußen wirklich nicht regieren; ich muß dem Widerstand leisten; sie haben zu wenig Witz und zu viel Behagen, dumm und dreist. Dumm in seiner Allgemeinheit ist nicht der richtige Ausdruck; die Leute sind, einzeln betrachtet, zum Teil recht gescheit, meist unterrichtet, regelrechte Universitätsbildung, aber von der Politik über die Kirchturminteressen hinaus wissen sie so wenig, als wir Studenten davon wußten, ja noch weniger, in auswärtiger Politik sind sie, auch einzeln genommen, Kinder; in allen übrigen Fragen aber werden sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten, massenweise dumm, einzeln verständig."

Als Bismarck das Schreiben abends zu Hause mit Muße las, erschien es ihm auf den ersten Blick als „eine Folge trauriger Gemeinplätze", und schon wollte er die Blätter des in seiner Ursprünglich-

keit gerade so köstlichen Briefes zerreißen. Da fiel ihm ein, daß er im Drange seiner Pflichten doch kaum einen Augenblick finden werde, in dem er mit mehr Sammlung als unter dem Kampfgetöse der Kammerverhandlungen dem Freunde einen andern Brief schreiben könne, und mit Pontius Pilatus meinte er:

„Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben. Diese Tropfen meiner eignen Tinte sollen Dir wenigstens beweisen, daß meine Gedanken, wenn allein gelassen, hurtig zu Dir eilen. Ich gehe nie an unserm alten Logierhause in der Friedrichstraße vorüber, ohne zu den Fenstern aufzuschauen, die einst geschmückt zu sein pflegten mit einem Paar roter Pantoffeln, die auf dem Fensterbrette aufrecht gehalten wurden von den Füßen eines Gentleman, der in Yankee-Weise dasaß, die Beine hochhaltend, mit dem Kopfe drunten und außer Sicht. Meine Frau ist sehr verbunden für Dein freundliches Gedenken. Die Meinen sind leidlich wohl. Gott sei Dank," so schloß er in deutscher Sprache. „Nun lebe herzlich wohl. Ich kann so spät am Abend eine so unorthographische Sprache, wie englisch, nicht länger schreiben. Aber bitte, versuch Du es bald wieder, Deine Hand sieht aus wie Krähenfüße, ist aber sehr leserlich; meine auch? —

Dein treuer alter Freund v. Bismarck."

Der Sommer 1863 brachte für Bismarck nur eine kurze Erholungspause. Dann begann die alte, aufreibende Thätigkeit von neuem. Es folgten Monate voll schwerster Sorgen und heftigster Kämpfe, ein Sommer, der aber auch schöne Früchte seiner Staatskunst zeitigte. Mehrfache Reisen führten ihn zunächst mit dem Könige, den er fast nie mehr verließ, nach Karlsbad, dann wieder nach Berlin und von dort über Dresden, Leipzig, Nürnberg nach Regensburg, wo er wieder mit dem Könige zusammentraf, den er nach Salzburg, Gastein, München und Baden-Baden begleitete, um dann mit ihm wieder nach Berlin zurückzukehren. In der ersten Zeit dieser Reisen war er wieder der fleißige Berichterstatter seiner in Pommern weilenden Gemahlin, dann aber wurden im Drange der staatsmännischen Arbeit die Briefe seltner.

Wenn man diese köstlichen Briefe liest und die darin angedeuteten politischen Vorgänge in ihrem Zusammenhange und ihrer großen Be-

deutung sich vergegenwärtigt, so hat man die Empfindung, als hörte man die Ouvertüre zu einer bekannten Wagnerschen Oper. Hier die Leitmotive:

Karlsbad, 13. Juli: „Es ist ganz schön und geht mir gut; aber etwas Heimweh habe ich mitunter, mit Euch in Reinfeld zu sein und die ganze Ministerwelt hinter mir zu lassen. — Ich werde mich noch oft nach den stillen Wäldern hier zurücksehnen, Aberg, Esterhazyweg, Hammer, Kehrwiederweg, Aich, und ich mußte immer alte Bekannte abzustreifen oder mich bei Begegnungen ins Dickicht zu drücken.“ —

Berlin, 17. Juli: „Seit gestern abend vegetiere ich in unsern öden Räumen, erstickt unter der Lawine von Papieren und Besuchern, die auf mich einstürzten, sobald meine Ankunft bekannt wurde. Gestern hatte ich ein russisches Zolldiner, heute ein französisches.“ —

Nürnberg, 19. Juli: „Das Reisen bekommt mir vortrefflich; sehr lästig ist aber, auf jeder Station wie ein Japanese angestaunt zu werden; mit dem Inkognito und seinen Annehmlichkeiten ist es vorbei, bis ich dermaleinst gleich andern vor mir verschollen sein werde, und irgend ein anderer den Vorzug hat, Gegenstand allgemeinen Übelwollens zu sein. Ich wäre recht gern über Wien nach Salzburg gefahren, wo der König morgen ist; ich hätte unsere Hochzeitsreise nochmals durchlebt; aber politische Bedenken hielten mich ab. Die Leute hätten mir, Gott weiß welche Pläne angedichtet, wenn ich dort mit N. N. zugleich angekommen wäre. Ich werde R... wohl gelegentlich in Gastein oder Salzburg sehen.“ —

Salzburg, 21. Juli, 6 Uhr früh: „Aus diesem reizenden Städtchen muß ich Dir wenigstens das Datum schreiben im Augenblick der Abfahrt. Roons sämtlich unten, mich zum Abschiednehmen erwartend. Gestern Königssee, Edelweiß.“ —

Gastein, 24. Juli: „Hier wohne ich dem Könige gegenüber am Wasserfall, gegen den der Golling ein Kind, nur in den Pyrenäen sah ich zwei schönere, keine größern. — Luft reizend, Gegend mehr imposant als freundlich. Dem Könige geht es gut.“ Den 28. Juli (Bismarcks Hochzeitstag): „Wie dieser Tag vor sechzehn Jahren Sonnenschein in mein wüstes Junggesellenleben brachte, so hat er heute auch

dieses Thal damit erfreut, und ich habe es auf einem Morgenspaziergange zum erstenmal in seiner ganzen Schönheit gesehen. Moritz würde sagen, daß es eine riesige Schüssel mit Grünkohl ist, schmal und tief, die Ränder mit weißen Falleiern rundum besetzt. Steile Wände, einige tausend Fuß hoch, mit Tannen und Wiesengrün und eingestreuten Sennhütten bis an die Schneegrenze bedeckt, und das Ganze von einem Kranze weißer Spitzen und Bänder umzogen, die der Schnee während der fünf Regentage reichlich bepudert hat. Dutzende von silbernen Fäden durchziehen das Grün von oben, Wasserbäche, die sich herabstürzen in eiliger Hast, als kämen sie zu spät zu dem großen Fall, den sie mit der Ache zusammen dicht vor meinem Hause bilden. Die Ache ist ein Strom mit etwas mehr Wasser, als die Stolpe bei Strellin hat, und vollführt einen rasenden Walzer durch ganz Gastein, indem sie einige hundert Fuß in verschiedenen Absätzen zwischen Felsen herabspringt."

Den 2. August: „Bills Tag (Geburtstag seines zweiten Sohnes Wilhelm) ist mit gutem Wetter von mir gefeiert, dem Könige gemeldet, der sich nach dem Alter und dem Fleiße seines Paten erkundigte. Heute kommt der Kaiser; alles flaggt und bekränzt sich. Die Sonne scheint, und ich bin noch nicht aus dem Zimmer gewesen, schreibe seit drei Stunden, darum herzliche Grüße. Wenn ich nicht über Berlin schreibe, so falle ich der hiesigen Post in die Hände; ich schreibe zwar keine Geheimnisse; aber es ist doch unbehaglich." Den 12. August: „Mir geht es wohl, aber Kurierangst in allen Richtungen. Am 15. fahren wir von hier. Ich kann wegen der Frankfurter Windbeuteleien nicht vom Könige fort." Den 14. August: „Ich schreibe seit vier Stunden, und bin so im Zuge, daß die Feder nicht zu halten ist. — Der König ist wohl, aber doch angegriffen vom Baden; er badet täglich und arbeitet wie in Berlin, läßt sich nichts sagen. Gott gebe, daß es ihm bekommt. — Ich habe heute mein letztes Bad, zwanzig oder einundzwanzig in sechsundzwanzig Tagen. — Ich bin so beansprucht, daß ich wenig Leute sehen kann. —

Baden, 28. August: „Ich habe eine rechte Sehnsucht, einmal einen faulen Tag in Eurer Mitte zu verleben; hier werde ich auch bei dem

reizendsten Wetter die Tinte nicht von den Fingern los. Gestern bin ich bei wundervollem Mondschein bis Mitternacht in den Feldern spazieren gegangen; kann aber doch die Geschäfte nicht aus dem Kopfe loswerden. — Die Gesellschaft hat auch nichts Ausruhendes an sich. — Der König ist wohl, aber von Intrigen umlagert. — Jedenfalls hoffe ich mir im September einige Tage frei zu machen für Pommern. Ich wollte, irgend eine Intrige setzte ein anderes Ministerium durch, daß ich mit Ehren diesem ununterbrochenen Tintenstrom den Rücken drehen und still auf dem Lande leben könnte. Die Ruhelosigkeit der Existenz ist unerträglich, seit zehn Wochen im Wirtshause Schreiberdienste und in Berlin wieder; es ist kein Leben für einen rechtschaffnen Landedelmann, und ich sehe einen Wohlthäter in jedem, der mich zu stürzen sucht. Dabei brummen und kitzeln und stechen die Fliegen hier im Zimmer, daß ich dringend Änderung meiner Lage wünsche, die mir allerdings in wenig Minuten mit dem Berliner Zug ein Feldjäger mit fünfzig inhaltlosen Depeschen bringen wird.“ —

Berlin, 4. September: „Endlich finde ich einen Augenblick, Dir zu schreiben. Ich hatte gehofft, auf einige Tage mich in Kröchlendorf wenigstens zu erholen; aber es ist wieder ganz die alte Tretmühle, gestern nacht bis ein Uhr Arbeit, und dann goß ich Tinte statt Sand darüber, daß sie mir auf die Kniee floß. Heut um neun Uhr schon die Minister hier, um ein Uhr zum zweitenmal und mit ihnen der König. Das Ergebnis aller Beratungen ist Auflösung der Kammer gewesen, zu der ich kein Herz hatte; aber es geht nicht anders. Nun geht der Wahlschwindel los. Gesund bin ich dabei mit Gottes Hilfe; aber es gehört ein demütiges Vertrauen auf Gott dazu, um an der Zukunft unsres Landes nicht zu verzweifeln. Möge er vor allem dem Könige Gesundheit schenken!“

Berlin, den 27. Oktober: „Gestern nach dem Essen saß ich mit Keyserling im blauen Salon allein, und er spielte, als ich Deinen Sonntagsbrief erhielt. In der That, schöne Festtagsstimmung, in der Du geschrieben hast. Trau auf Gott, mein Herz, und auf das Sprichwort, daß die bellenden Hunde nicht beißen. Ich habe den König nicht nach Stralsund begleitet, weil es mich im Arbeiten zwei Tage zurück-

bringt. Heute abend ist Se. Majestät wieder hier; die Bedrohungen seines Lebens sind viel besorglicher, als die gegen mich gerichteten; aber auch dies steht ja nur in Gottes Hand. Laß Dir die letzten schönen Tage nicht durch Sorgen verkümmern." —

Babelsberg, 1. November: „Ich benutze einen Augenblick, wo ich hier den König erwarte, um Dir zwei Worte zu schreiben, wie sonst wohl aus Zarskoe oder Peterhof, nur um zu sagen, daß ich mich freue, Dich nun bald wieder in den leeren Berliner Räumen schalten zu sehen. Am 9. kommt der Landtag mit seiner Quälerei; doch denke ich, am Eröffnungstage noch mit Sr. Majestät nach Letzlingen zu fahren und zwei Tage im Walde zu leben. Während der Zeit wirst Du hoffentlich mit Hämmern und Schleppen fertig, welches Deinen geliebten Einzug notwendig begleitet, und bei der Rückkehr finde ich dann alles auf dem rechten Fleck. — Eben höre ich des Königs Wagen rollen und schließe mit herzlichen Grüßen."

Es war hauptsächlich die deutsche Frage, welche auch während der sonst politisch stillen Sommerzeit König Wilhelm und seinen treuen Mitarbeiter in so unruhvolle Thätigkeit versetzte. Die Verhältnisse mahnten immer dringender dazu, daß Preußen seine Mission in Deutschland erfülle. Von der Wichtigkeit dieser Aufgabe waren die beiden Vaterlandsführer, in deren Händen vornehmlich die Zukunft des deutschen Volkes ruhte, in gleichem Maße überzeugt. Ihr galt der beste Teil ihres Wirkens und Strebens. War doch auch in dem Streite mit der preußischen Volksvertretung Deutschlands Heil durch Preußens Kraft das hohe Kampfziel.

Die Ablehnung des österreichischen Delegiertenprojekts durch die Bundesversammlung hatte Preußen einstweilen den Anlaß genommen, die Drohung, welche Bismarck gegen den Grafen Karolyi ausgesprochen hatte, auszuführen; Österreich aber zögerte nicht, alsbald einen neuen zu bieten. Preußen und dem deutschen Volke mit der von allen Seiten geforderten Umgestaltung des Bundes zuvorzukommen, ließ die Wiener Staatsmänner nicht ruhen. Sie traten nach dem Scheitern ihres ersten Planes, Deutschlands Heil nach ihren Gelüsten zu verwirklichen, bald mit einem neuen Projekte hervor, welches

der heißen Hochsommerzeit, in welcher es geboren wurde, durchaus würdig war.

Als im Anfange des Augustmonats 1863 König Wilhelm in Gastein weilte, überraschte ihn eines Tages der Kaiser Franz Joseph mit seinem Besuch und durch die Nachricht, daß er beabsichtige, auf den 16. desselben Monats alle deutschen Fürsten nach Frankfurt a. M. zu laden, um mit ihnen über eine neue deutsche Bundesverfassung zu beraten und, wenn möglich, zu entscheiden. Der König war nicht wenig erstaunt über diesen kaiserlichen Plan, der in so naher Zeit verwirklicht werden sollte. Auf die Frage des Königs, in welcher Weise die Umgestaltung der Bundesverfassung ausgeführt werden sollte, wurde ihm eine Denkschrift überreicht, welche die Grundzüge der beabsichtigten Bundesreform angab. Es war ein wunderliches Aktenstück, als dessen geistige Urheber der österreichische Minister des Innern, von Schmerling, nebst den Herren Graf Blome und von Dörenberg bezeichnet wurden. „Seit lange," hieß es in der Denkschrift, „sind die Bundesverträge in ihren Grundfesten erschüttert, man muß sich eingestehen, daß die deutschen Regierungen schon jetzt nicht mehr in einem festen gegenseitigen Bundesverhältnisse zusammenstehen, sondern nur noch bis auf weiteres im Vorgefühle naher Katastrophen nebeneinander fortleben. Der jetzige Zustand ist schlechthin chaotisch."

Die in der Denkschrift enthaltenen thatsächlichen Vorschläge waren im Grunde die alten, deren Urheber Herr von Beust war; ein klein wenig Aufputz hatten sie freilich erfahren. Eine einheitliche Oberleitung des Bundes und ein Parlament aus unmittelbaren Volkswahlen erschien den österreichischen Staatsleitern als Unmöglichkeit. Die ausführende Gewalt sollte einem Bundesdirektorium übertragen werden, welches aus fünf Mitgliedern, dem Kaiser von Österreich, den Königen von Preußen und Bayern und zwei andern Königen bestehen sollte. Einfache Stimmenmehrheit sollte bei Beschlüssen des fünfköpfigen Oberhaupts über Krieg und Frieden, die Leitung des Heerwesens und die auswärtigen Angelegenheiten entscheiden. Eine Vertretung des Volks aus Abgeordneten der deutschen Landtage, die aber nur beratende, nicht beschließende Stimmen haben sollten, und ein

Bundesgericht sollten die neue Bundeseinrichtung vervollständigen. Da alle bisherigen Volksberatungen, Ministerkonferenzen und diplomatischen Verhandlungen die deutsche Frage nicht zu lösen vermocht hatten, so wolle man jetzt einen andern Weg einschlagen. Die deutschen Fürsten in eigner Person würden, jetzt alle von deutscher Gesinnung beseelt, durch unmittelbaren Gedankenaustausch die großen Fragen der Zeit beraten, und es könne nicht fehlen, meinte man, daß die endliche Lösung derselben zum Heile aller Beteiligten gelingen werde. Kaiser Franz Joseph ließ es an eindringlichen Worten nicht fehlen, seinen königlichen Oheim für den neuen Reformplan zu gewinnen. Vor allen Dingen wurde ihm das erhebende Schauspiel eines deutschen Fürstentages als verlockendes Bild vor Augen geführt. Preußen könne durch seinen Einspruch das Gelingen des Werkes in Frage stellen; aber zu solchem Schritte würde sich der König nicht bewegen lassen, da sich sonst der Bund in seiner Gesamtheit nie aus seinem tiefen Verfalle erheben würde.

König Wilhelm legte seinem kaiserlichen Neffen in freundlicher, ruhig klarer Weise seine Bedenken gegen das Unternehmen dar. Die Teilnahme an der Fürstenzusammenkunft in Frankfurt müsse er sich schon aus Rücksicht auf seine durch die Badekur angegriffene Gesundheit versagen. Die Notwendigkeit der Reform des Bundes erkenne auch er voll an. Die Vorschläge für dieselbe entsprächen aber den Forderungen, die Preußen stellen müsse und bereits früher gestellt habe, durchaus nicht. Dann hielt der König vor allem den Zeitpunkt des Fürstentages für ungeeignet. In so kurzer Zeit könne eine gründliche Beratung des Entwurfs in den einzelnen Ministerien unmöglich erfolgen. Und wenn die Fürstenversammlung unverrichteter Sache auseinanderginge, gab der König endlich zu bedenken, welchen Eindruck müßte dann das Schauspiel im Volke hervorbringen! Ein größrer Dienst könne der Revolution nicht erwiesen werden. Um so notwendiger sei daher eine sorgfältige Vorbereitung, die den Erfolg sichere.

Die sorgfältige, allseitige Vorbereitung hatten die Wiener Staatsmänner eben vermeiden wollen. Ihr Werk sollte eine Überrumpelung Preußens sein. Darum diese Eile. Wenn König Wilhelm gehofft

hatte, die Entschließungen des Kaisers durch seine Einwendungen irgendwie zu beeinflussen, so sollte er sich bald getäuscht sehen. Noch am Abend desselben Tages, an dem der Kaiser abgereist war, überbrachte ihm ein kaiserlicher Adjutant die vom 31. Juli datierte Einladung nach Frankfurt auf den 16. August. Der König war unangenehm überrascht. Wenn ein solcher Fürstentag unter entsprechend würdigen Verhältnissen vielleicht noch etwas Verlockendes gehabt hatte, durch die Art, wie die Sache eingeleitet war und betrieben wurde, mußte er sich tief verletzt fühlen. Österreich behandelte Preußen wieder einmal als seinen Vasallen und glaubte bei der gegenwärtigen kritischen Lage desselben damit durchzukommen. Doch die Zeiten von Olmütz waren vorüber.

Schon am 4. August ging die amtliche Ablehnung der kaiserlichen Einladung nach Wien ab. Trotzdem ließ das Wiener Kabinett an eben dem Tage die Einladung an alle deutschen Höfe ergehen. Man hoffte also, den milden König von Preußen doch noch umzustimmen. Ein kaiserliches Handschreiben voll dringender Mahnung an ihn hatte diesen Zweck. An des Königs Seite aber stand ein Ratgeber, der mit scharfem Auge über die Ehre und das Wohl des Vaterlands wachte, und dessen eiserner Wille sich durch keinerlei Einwirkung beugen ließ. Bismarcks Ansicht über die Bundesreform kam in zwei amtlichen Depeschen an den preußischen Gesandten in Wien, Herrn von Werther, zum Ausdruck. Die erste dieser Depeschen sprach das Erstaunen des preußischen Kabinetts über die Sätze der österreichischen Denkschrift aus, wonach die bisherige Bundesverfassung schon außer Kraft gesetzt sein sollte; in der zweiten wurde es mit der Würde des Königs von Preußen nicht vereinbar erklärt, an einer Versammlung teilzunehmen, deren Zweck, obwohl von höchster Wichtigkeit, nicht vorher mit ihm beraten sei. Soweit aus den bisherigen Nachrichten über den in der Versammlung vorzulegenden Verfassungsentwurf sich ersehen lasse, wäre derselbe für Preußen unannehmbar. Die deutschen Zustände blieben dieselben, wenn für die Beschlüsse des Bundesdirektoriums Einstimmigkeit gefordert würde; einfachen Mehrheitsbeschlüssen könne Preußen aber nimmermehr seine Selbständigkeit und seine Gesetzgebung unterordnen. Bloß beratende

Volksvertretung am Bundestage sei vollständig bedeutungslos. An den preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt schrieb Bismarck: „Ich betrachte das österreichische Reformprojekt als eine Schaumwelle, mit welcher der Herr von Schmerling mehr noch ein Manöver der innern österreichischen Politik als einen Schachzug antipreußischer Diplomatie beabsichtigt. Er arrangiert dem Kaiser eine glänzende Geburtstagsfeier mit weißgekleideten Fürsten und fingiert ihm Erfolge der konstitutionellen Ära Österreichs. Von dem Dampfe der Phrasen entkleidet, ist des Pudels Kern ein so dürftiger, daß man dem Volke lieber nicht praktisch vordemonstrieren sollte, wie nicht einmal das zu stande kommt. — Einen Einfluß auf die Verhandlungen zu erhalten, empfiehlt sich jetzt noch nicht; wir müssen die Weisheit der Reformen sich erst ungestört offenbaren lassen."

Es kam der unter großer Spannung des deutschen Volks erwartete 16. August. Die alte Kaiserstadt am Main, noch immer gut österreichisch gesinnt, hatte zu Ehren der erwarteten erlauchten Gäste köstlichsten Schmuck angelegt. Laub- und Blumengewinde umzogen die Häuser, schlangen sich über den Straßen zu prächtigen Ehrenpforten; Fahnen in fünfmal mehr Farben als der Regenbogen aufweist, flatterten festlich im Winde: Dasselbe Schwarz-Rot-Gold, das nicht vor langer Zeit noch als staatsgefährlich in den deutschen Ländern und Ländchen verfolgt worden war, prangte jetzt an einem hohen Flaggenstock selbst vor dem zur Residenz des Kaisers bestimmten Bundespalaste. Mit lautem Jubel begrüßten die in den Hauptstraßen dichtgedrängten Volksmengen die einziehenden Fürsten. Es war gegen sechs Uhr nachmittags am 16. August, als der Kaiser Franz Joseph durch das Gallusthor in die Stadt fuhr und seinen Weg durch die Mainzer Straße nach dem Bundespalast nahm. Wäre Kaiser Barbarossa von seinem Schlaf erwacht und in die Stadt gezogen, die Freude des Volks hätte sich nicht lauter kundzugeben vermocht, als es jetzt geschah.

Eins nur wurde in der freudigen Feststimmung als störend empfunden: die Abwesenheit des Königs von Preußen. Zuerst hatte mancher der hohen Festteilnehmer noch geglaubt, König Wilhelm werde sich wohl zum Guten besinnen und auf der Versammlung erscheinen.

Als dieselbe aber am Morgen des 17. vom Kaiser mit einer feierlichen Begrüßungsrede eröffnet wurde, und das ehrwürdige Oberhaupt der zweiten deutschen Großmacht im Rate der Fürsten fehlte, da legte sich doch manchem der erlauchten Herren das Gefühl sorgenvoller Ahnung aufs Herz. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin stellte den Antrag, die Versammlung möge eine schriftliche Einladung an den König von Preußen zur Teilnahme an den Verhandlungen erlassen. König Johann von Sachsen stimmte dem Antrage zu, jedoch wollte er zuvor folgendes festgestellt sehen: Die Versammlung sollte die Erklärung abgeben, daß sie in der kaiserlichen Vorlage die geeignete Grundlage ihrer Verhandlungen erkenne und durch eine etwaige abschlägige Antwort des Königs sich von der Fortsetzung ihrer Beratungen auf jener Grundlage nicht wolle abhalten lassen. Als die hohe Versammlung dies beschlossen hatte, erbot sich der König von Sachsen, das Einladungsschreiben an König Wilhelm abzufassen und es ihm in eigner Person nach Baden-Baden zu überbringen.

Am 19. August traf der erlauchte Träger der Fürstenbotschaft in Baden-Baden ein. König Wilhelm, dessen Reise durch den Aufenthalt in München und Wildbad sich etwas verzögert hatte, kam erst einige Stunden später daselbst an. Bismarck war während der ganzen Reise nicht von seiner Seite gewichen, der „Frankfurter Windbeutelei“ und der Intrigen wegen, die, wie er an seine Gemahlin schrieb, den König umlagerten. In München hatte die Königin Marie, in Wildbad seine hochverehrte Schwägerin, die Königin-Witwe Elisabeth, ihn in seinen Entschlüssen umzustimmen gesucht. Schon hier war der König wankend geworden. Kopf und Herz befanden sich bei ihm in heftigem Widerstreit. Hätte er einerseits von Herzen gern an der Arbeit seiner fürstlichen Genossen sich beteiligt, so waren doch die Gründe dagegen von gleicher Schwere. An seiner Seite stand sein getreuer Eckart, der seine mahnende Stimme erhob. „Wenn Ew. Majestät befehlen,“ sagte Bismarck dem Könige, „so werde ich mit nach Frankfurt, aber dann nicht mehr als Minister nach Berlin gehen.“

Am 20. August überreichte König Johann das Einladungsschreiben der Frankfurter Fürstenversammlung, die ihre Sitzungen inzwischen aus-

setzte. Die Stunden, während welcher König Wilhelm mit dem Könige Johann verhandelte, gehörten für ihn wie für seinen Ratgeber wohl mit zu den schwersten ihres Lebens. Der König, noch angegriffen von der Badekur, wurde in dem Kampfe mit sich selbst so erregt, daß er von Unwohlsein ergriffen wurde. Er sprach seinem erlauchten Genossen seine lebhafte Neigung aus, der Einladung zu folgen, behielt sich aber vor, die endgiltige Entscheidung darüber in dem Antwortschreiben an die Versammlung mitzuteilen. Er wollte, ehe er sein Schlußwort abgab, noch mit seinem Minister beraten.

Die Beratung mit Bismarck folgte. Der König war jetzt so weit gekommen, daß er eine Ablehnung der Einladung für fast unmöglich hielt. „Dreißig Fürsten als Einlader, ein König als Kabinettskurier, wie kann man da ablehnen!" rief er aus. Bismarcks Überredungskunst gelang es, des Königs Bedenken zu heben, nach langem Zaudern und Widerstreben wurde der ablehnende Brief geschrieben und gesiegelt. Der König war außer stande, sich persönlich von seinem fürstlichen Gaste zu verabschieden. Bismarck hatte die Ehre, dem Könige Johann den Absagebrief einzuhändigen. Als die Thür sich hinter dem abreisenden Fürsten geschlossen hatte, vermochte auch Bismarck sein Gefühl nicht länger zu bemeistern. Es packte ihn wie Berserkerwut, aus seinen Augen sprühten Flammen, und seine mächtige Brust hob und senkte sich in heftigen Zügen. Er packte einen auf dem Tische stehenden Teller mit Gläsern und zerschmetterte ihn am Boden, daß die Scherben umherflogen. „Ich mußte etwas zerstören," sagte er. „Jetzt habe ich wieder Atem!"

Der Frankfurter Fürstentag nahm seinen programmmäßigen Verlauf. Der österreichische Verfassungsentwurf wurde von der Versammlung mit wenig Änderungen in der letzten Sitzung, am 1. September, angenommen. Die zu der Schlußabstimmung gestellten beiden Fragen: 1. Nimmt die Versammlung das Endergebnis der Verhandlungen an? 2. Hält die Versammlung sich so lange an diese Beschlüsse gebunden, bis die hier nichtvertretenen Bundesmitglieder den ihnen mitgeteilten Entwurf entweder definitiv abgelehnt oder uns ihre Gegenvorschläge eröffnet haben? wurden von vierundzwanzig Stimmen bejaht, von sechs

Stimmen (Baden, Schwerin, Weimar, Luxemburg, Waldeck, Reuß j. L.) verneint. Darauf unterzeichnete die Mehrheit der Mitglieder eine Erklärung, die künftige Verfassung Deutschlands nach Maßgabe der hier gefaßten Beschlüsse, so viel an ihnen liege, zu vollenden und ins Leben zu führen. Endlich sandte die erlauchte Versammlung noch ein Gesamtschreiben an den König von Preußen, in welchem demselben das Ergebnis der Beratungen mitgeteilt wurde. Das Schriftstück schloß mit folgenden Worten: „Von deutscher Eintracht und opferwilliger Gesinnung sämtlich beseelt, sind wir uns über den Entwurf einer Reformakte des Deutschen Bundes vollkommen einig geworden und werden es als ein hohes Glück für uns alle und für unsere Völker betrachten, wenn nunmehr in der Brust Ew. Majestät, unsres mächtigen und wohlgesinnten Bundesgenossen, Entschließungen reifen werden, durch welche Deutschland, dank dem Einverständnisse seiner Fürsten, auf der bundesgesetzlichen Grundlage an das Ziel einer heilsamen Reform seiner Verfassung gelangen wird.“

Zugleich mit der Fürstenversammlung tagte eine freie Versammlung von dreihundert Abgeordneten der deutschen Landtage in Frankfurt, welche in ihren Beschlüssen fast zu denselben Forderungen für die Bundesreform gelangte, welche Preußen stellte.

Ein farbenprächtiges Feuerwerk beschloß die Festlichkeiten des Frankfurter Fürstentags, von dem so viel an thatsächlicher Wirkung übrig blieb, als von den verpuffenden Leuchtkugeln und Raketen des Feuerwerks.

Preußen richtete am 22. September an sämtliche Mitglieder der Frankfurter Majorität gleichlautende Schreiben, worin es die Beschlüsse der Versammlung ablehnte. Eine Verständigung war hierdurch unmöglich geworden. Bismarck rechtfertigte seine Politik in dieser Angelegenheit den außerdeutschen Großmächten gegenüber und erntete damit bei Rußland und Frankreich entschieden Beifall, während sich England weniger enthusiastisch damit einverstanden erklärte. Napoleon, erzürnt über Österreichs Zauderverfahren in der polnischen Frage, sagte zu dem preußischen Gesandten: „Ihr gehörtet in der polnischen Sache zu meinen Gegnern; aber euer Verfahren war klar und offen; bei euch ist man stets sicher darüber, was man zu erwarten hat.“



Kaiser Franz Joseph von Oesterreich.

Die Gründe für Englands Verurteilung der Politik Preußens werden durch folgende Vorgänge seltsam beleuchtet. Die Königin Viktoria weilte ausgangs August in Deutschland und erhielt hier durch ihre Verwandten unmittelbar Kunde von den Verhandlungen des Frankfurter Fürstentags. Herzog Ernst von Koburg, dessen Gast die Königin war, sowie der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, ihr Schwiegersohn, gehörten damals zu den entschiedenen Gegnern der Politik Bismarcks und verurteilten besonders seine ablehnende Haltung in Sachen des Fürstentags. Bei einer Familienzusammenkunft, zu welcher auch König Wilhelm, begleitet von seinem Ministerpräsidenten, am 31. August 1863, erschien, klagte der Kronprinz von Preußen der königlichen Schwiegermutter seine tiefe Besorgnis darüber, wie Bismarck Preußen herunterbringe. Preußen sei im hohen Grade unpopulär in Deutschland und werde von Österreich mehr und mehr zurückgedrängt. Die Abweisung der österreichischen Reformvorschläge und das Fernbleiben Preußens vom Fürstentage erschien ihm als sträflich. Schmerzlich bedauerte er, daß sein Vater nicht ihn zu der Versammlung entsandt habe, wie es Österreich angeregt; er würde in Frankfurt eine glänzende Rolle gespielt haben.

Diese Klagen erfüllten die Schwiegermutter mit Sorge um die Zukunft ihrer Kinder, und sie fühlte sich bewogen, für dieselben etwas zu thun. Ob sie gewagt, sich angesichts des ihn begleitenden getreuen Eckart an König Wilhelm zu wenden, ist nicht erwiesen. Herzog Ernst von Koburg, der in seinen Schriften Nachricht über diese Vorgänge giebt, berichtet darüber nichts. Es traf sich, daß der Kaiser von Österreich kurz nach König Wilhelms Abreise durch Koburg kam. Mit diesem hatte die Königin Viktoria eine Unterredung. Sie beglückwünschte zunächst den Kaiser in schmeichelnden Worten zu seinen Triumphen, die er in Frankfurt gefeiert, um dann an sein gnädiges Wohlwollen dem heruntergekommenen Preußen gegenüber zu appellieren. „Sie legte ihm," so erzählt Herzog Ernst, der Zeuge dieser empörenden Szene war, „von mütterlicher Sorge um das Los ihrer Kinder getrieben, die dringende und inbrünstige Bitte ans Herz, der Kaiser möge doch an die Zukunft ihrer Tochter Viktoria und ihres Schwiegersohnes denken

und das Ansehen des künftigen Königs von Preußen und seiner Gemahlin nicht beeinträchtigen und schädigen lassen.“*)

Der Kaiser Franz Joseph geriet sichtlich in Verlegenheit ob diesem Ansinnen. Er wußte nur zu wohl, daß die Zukunft Preußens, seine Ehre und Würde durch die leitenden Staatsmänner ganz anders gewahrt würden, als in der bettelhaften Weise, wie es eben geschah. Der kaiserliche Herr besaß Taktgefühl genug, um auf die peinliche Sache nicht näher einzugehen. Mit einigen höflichen Bemerkungen wich er aus und wandte das Gespräch einem andern Gegenstande zu.

Dieser Art waren die Intrigen, von welchen, wie Bismarck an seine Gattin schrieb, der König umlagert war und die seiner Politik auf Schritt und Tritt Hindernisse bereiteten. Wahrlich, es wäre um die Zukunft Preußens wie auch Deutschlands schlecht bestellt gewesen, wenn sie nicht in den Händen starker, zielbewußter Männer geruht hätte! Wie weise und kraftvoll muten uns die Gründe an, mit welchen Bismarck in der Denkschrift über den Frankfurter Fürstentag seine Politik in dieser Angelegenheit rechtfertigte! Es heißt in der Denkschrift, die in der Form eines Berichts des preußischen Staatsministeriums an den König gehalten ist, unter anderm:

„Ohne Zweifel hätte der Versuch einer Verständigung Preußens und Österreichs über die Grundzüge der zu machenden Vorschläge am nächsten gelegen. Statt dessen ist von Österreich einseitig über die demnächst in Frankfurt vorgelegte Reformakte und über den Inhalt derselben Eurer Majestät am 3. August d. J. so unvollständige Mitteilung gemacht worden, daß sich darauf ein Urteil über die Tragweite der Vorschläge nicht begründen ließ. Mit Recht haben Eure Majestät damals schon in dem Schreiben vom 4. August Ihre Teilnahme abgelehnt und Ministerkonferenzen gefordert. Nicht wenige Tage einer unvorbereiteten Besprechung und nicht der edelste persönliche Wille der Fürsten konnte ein Werk zum Abschluß bringen, dessen Schwierigkeiten nicht allein in den verschiedenen persönlichen Ansichten, sondern in Verhältnissen liegen, welche tief im Wesen der deutschen Nation wurzeln und Jahrhunderte

*) Herzog Ernst II. von Koburg: „Aus meinem Leben.“ Bd. III. S. 350. Berlin 1887—89.

hindurch in wechselnden Formen sich immer von neuem geltend gemacht haben."

„Die verhältnismäßige Schwäche des Bundes," heißt es weiter in Beurteilung der Reformakte, „im Vergleich zu der der deutschen Nation innewohnenden Gesamtkraft, beruht in der Schwierigkeit, die Bundeszentralgewalt so zusammenzusetzen und mit solchen Attributionen zu versehen, daß sie kräftig und wirksam sei, zugleich aber die berechtigte Unabhängigkeit der einzelnen Staaten schone und erhalte. Diese Schwierigkeit wurzelt in einer tausendjährigen Geschichte des Landes und läßt sich bei dem besten Willen der Beteiligten weder schnell noch vollständig überwinden. Der vorliegende Entwurf (die Reformakte) löst diese Schwierigkeit durch den einfachen Mechanismus einer Mehrheitsbestimmung im Schoße des Direktoriums und durch eine Erweiterung des Bundeszwecks bis zu dem Maße, daß die Politik jeder der beiden deutschen Großmächte in der durch das Zentralorgan des Bundes zu bestimmenden Gesamtpolitik des letztern aufzugehn habe. In der Theorie ist diese Lösung eine leichte; in der Praxis ist ihre Durchführung unmöglich. — Der Bund darf durch eigne Aktion in die Beziehungen der europäischen Politik nur mit dem Einverständnisse der beiden Großmächte eingreifen und jeder der letztern muß ein Veto zustehen, mindestens gegen Kriegserklärungen. Dieses Veto ist für die Sicherheit Deutschlands unentbehrlich. Denn nicht auf der gezwungenen oder geforderten und doch nicht zu erzwingenden Unterordnung der einen Macht unter die andere, sondern auf der Einigkeit beruht die Kraft und die Sicherheit Deutschlands. Es wäre eine verhängnisvolle Selbsttäuschung, wenn Preußen sich zu gunsten einer scheinbaren Einheit Beschränkungen seiner Selbstbestimmung im voraus auflegen wollte, welche es im gegebenen Falle thatsächlich zu ertragen nicht im stande wäre. — Preußen kann und muß den Anspruch auf eine vollkommene Gleichheit mit Österreich erheben; denn Preußen ist als deutsche Macht Österreich nicht nur ebenbürtig, sondern es hat innerhalb des Bundes die größere Volkszahl."

Als Hauptschwierigkeit bezeichnet die Denkschrift die Vermittlung der divergierenden dynastischen Interessen mit der Aktion des Bundes.

„Die in der Reformakte hierfür vorgesehenen Organe sind dazu aber völlig ungeeignet; denn die ausgedehnten Befugnisse, welche dem aus wenigen und ungleichen Stimmen zusammengesetzten Direktorium gegeben werden, die unvollkommene und den wirklichen Verhältnissen nicht entsprechende Bildung der an Stelle einer Nationalvertretung vorgeschlagenen Versammlung von Bundesabgeordneten, welche durch ihren Ursprung auf die Vertretung von Partikularinteressen, nicht von deutschen Interessen hingewiesen ist, — lassen jede Bürgschaft dafür vermissen, daß in der beabsichtigten neuen Organisation des Bundes die wahren Bedürfnisse und Interessen der deutschen Nation und nicht partikularistische Bestrebungen zur Geltung kommen werden. Diese Bürgschaft kann Eurer Majestät Staatsministerium nur in einer wahren, aus direkter Beteiligung der ganzen Nation hervorgehenden Nationalvertretung finden. Nur eine solche Vertretung wird für Preußen die Sicherheit gewähren, daß es nichts zu opfern hat, was nicht dem ganzen deutschen Volke zu gute komme. — Die Interessen und Bedürfnisse des preußischen Volks sind wesentlich und unzertrennlich identisch mit denen des deutschen Volks."

Vielleicht wäre es angebrachter gewesen, daß ein hoher Gönner für die Zukunft Österreichs ein gutes Wort an maßgebender Stelle eingelegt hätte, als umgekehrt.

Denn als das Wiener Kabinett das Schlußergebnis seiner Bemühungen auf dem Fürstentage ziehen wollte, mußte es recht trübe Erfahrungen machen. Die meisten der Klein- und Mittelstaaten weigerten sich jetzt dem Verhalten Preußens gegenüber, mit der Durchführung der Frankfurter Beschlüsse Ernst zu machen. Der bayrische Minister, Herr von Schrenk, hatte schon in Frankfurt erklärt: „Wir wollen keinen Bund ohne Österreich, aber auch keinen ohne Preußen."

Wie der allgemeine Abgeordnetentag in Frankfurt, so verurteilte auch der über ganz Deutschland verbreitete Nationalverein den Mehrheitsbeschluß des Frankfurter Fürstentags. Auf einer Versammlung am 16. Oktober wurde folgende Erklärung beschlossen:

„Das österreichische Reformprojekt genügt in keiner Weise den Ansprüchen der Nation, da es den Einfluß Österreichs und die Sonderstellung der Königreiche auf Kosten Preußens verstärkt, und es ist daher entschieden zu bekämpfen. Ziel der Nationalpartei ist und bleibt der Bundesstaat."

Die Sache verlief im Sande. Österreich war um eine politische Niederlage reicher. Herr von Beust begann bald für einen neuen Plan Unterstützung zu suchen. Er wollte nun seine Lieblingsidee, die Klein- und Mittelstaaten Deutschlands zu einem Sonderbunde mit dreiköpfigem Direktorium: Sachsen, Bayern, Württemberg oder Hannover, vereinigen. Nach solchen Erfahrungen bereuten die Wiener Staatsmänner ihr Unternehmen zwiefach. Der Zorn des Grafen Rechberg über die unzuverlässigen Freunde Österreichs war groß. Er erkannte immer mehr den Wert der Freundschaft Preußens, die man jetzt um eines Phantoms willen verscherzt hatte. Wenn es möglich wäre, dieselbe auch jetzt noch wiederzuerlangen!

Während in Deutschland die Sympathieen der wahrhaft liberalen Elemente des Volks sich der kräftigen Politik Preußens in der deutschen Frage entschieden zuneigten, löste die Regierung dieses Landes die Abgeordnetenkammer auf, um durch eine Neuwahl eine weniger gegnerische Volksvertretung zu erzielen. Allein stärker als zuvor ging die Opposition aus der Wahl am 28. Oktober hervor. Die regierungsfreundlichen Parteien erschienen nur noch mit siebenunddreißig Stimmen im neuen Abgeordnetenhause.

Wahrlich, eine winzige Schar von Getreuen, die Bismarck zur Seite standen in den heißen Kämpfen, denen er abermals entgegenging. Doch der kühne Held zagte nicht; wurde doch sein Mut und seine Kraft neu belebt durch eine große nationale Sache, die ihn in der nächsten Zeit zu ehrenvollem Streite rief.



XX.

Die Befreiung Schleswig-Holsteins.

„Auf, Deutschland, tilge deine Schande,
Zerbrich der Dänen Frevelmut!
Noch seufzen deine Bruderlande
Im Norden nach der Freiheit Gut.
Bismarck wird dir die Wege weisen
Zur Ehrenrettung durch den Krieg:
Die Schmach vertilgt nur Blut und Eisen —
Hurra! ‚ein eleganter Sieg!'"

G. Henze.

Der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, suchte Österreich die Bundesfreundschaft Preußens wiederzugewinnen. Bismarck wußte dies sehr wohl. Ob er unter andern Verhältnissen in die ihm dargebotene Friedenshand seines Genossen Rechberg eingeschlagen hätte? — Hielt er doch jeden andern Krieg vor dem Austrag der Rechnung mit Österreich für Munitionsvergeudung. Allein jetzt erforderte eine allgemeine große deutsche Sache: die Befreiung Schleswig-Holsteins vom Dänenjoche, einmütiges Handeln der beiden Großmächte, und so zögerte Bismarck, alles Vorhergeschehene für den Augenblick vergessend, nicht einen Augenblick, in die Versöhnung zu willigen.

In keiner andern der deutschen Fragen hatte sich die Verwirrung der ungesunden Bundeszustände in so schmählicher Weise gezeigt, wie in dem Verfassungsstreit des kurhessischen Volks und in dem Kampfe der Schleswig-Holsteiner um ihre Freiheit. Den lange hart bedrängten


up ewig
ungedeelt
1864
R. Knötel

Kurhessen hatte ein glückliches Eingreifen Bismarcks zur Anerkennung ihres Rechts verholfen. Jetzt galt es, für den verlassenen Bruderstamm im Norden dasselbe Ziel zu erreichen. Auch die Lösung dieser noch schwierigeren Frage war Bismarcks Staatskunst vorbehalten. Die endliche, glückliche Beseitigung der schleswig-holsteinischen Wirren war Bismarcks diplomatisches Meisterstück.

Er selbst bezeichnet seine Politik in dieser Sache als ein solches. Über die Schwierigkeiten, die sich ihm bei der Durchführung dieses Werkes entgegenstellten, äußerte er später einmal: „Das ist die diplomatische Aktion, auf die ich am meisten stolz bin. Gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark dachte ich an die Erwerbung Schleswig-Holsteins. Allein es war schwer zu vollbringen. Alles war gegen mich: Österreich, die Kleinstaaten, die Damen unsers Hofes, die Liberalen, die Engländer. Napoleon widersetzte sich nicht; er dachte uns dadurch zu verbünden. Selbst der König wollte lange nichts davon hören. Wir hielten damals einen Staatsrat, bei welchem ich die längste Rede losließ, die ich je gehalten habe, und meinen Zuhörern Dinge vortrug, die ihnen überspannt und unmöglich erschienen sein müssen. Nach ihren erstaunten Mienen zu schließen, vermuteten sie wirklich, daß ich beim Frühstück zu viel Wein getrunken hätte."

Eine Andeutung dessen, was er damals seinen Zuhörern vorgetragen, gab der achtzigjährige Fürst Bismarck in seiner großen Rede, die er am 27. Mai 1895 an die zu einer Huldigungsfeier in Friedrichsruh anwesenden dreitausend Schleswig-Holsteiner richtete. In dieser Rede, welche gleich einer Ouvertüre die „Geschichte der Befreiung Schleswig-Holsteins" vortrefflich einleitet, heißt es:

„Wenn ich zurückdenke an die Zeit, wo ich zuerst mit der großen Politik in Berührung kam, so waren es zwei Fragen, die das deutsche Gemüt bewegten: Schleswig-Holstein und die deutsche Flotte. Beide stehen ja notwendig in einem engen Zusammenhange, auf den ich mir erlauben werde, zurückzukommen. Aber ich erinnere nur daran, daß, wie Sie alle wissen, die noch die Zeiten von achtundvierzig vor- oder nachher, selbst miterlebt haben — ich erinnere nur daran, daß, als das Militär bei der Berliner Revolution unbeliebt war, man den ersten

Versuch der Versöhnung dadurch machte, daß man die Truppen nach Schleswig-Holstein schickte, also sie in den Dienst der Frage stellte, die alle Gemüter schon damals beschäftigte. Ich erinnere daran, daß wer irgend etwas wollte von der öffentlichen Meinung, in der Wahl oder sonstwie, der zog die Flagge der deutschen Flotte auf. Es waren das die beiden Fragen, die in den Jahren vor und nach 1848 unsere öffentliche Meinung absolut beherrschten, Fragen, auf welche sich das deutsche nationale Gefühl, das ja in schwachen Keimen damals vorhanden war, nach meiner Auffassung zuspitzte, sobald es sich äußern sollte. Beide Fragen waren in ihrer praktischen Lösung außerordentlich schwierig. Vor Schleswig-Holstein lag nicht nur das Schloß des dänischen Besitzes und der geschichtlichen Tradition, sondern auch noch die Wachsamkeit der gesamten europäischen Großmächte, von denen keine dem deutschen Volke und in specie damals dem preußischen Staate die Entwicklung gönnte, die man voraussah, wenn der deutsche nationale und maritime Ehrgeiz durch den Erwerb von Schleswig-Holstein ermutigt würde. Wir waren damals, in Preußen, nicht so stark wie jetzt das Deutsche Reich ist, es war die schwächste der Großmächte, es war in seiner Armeeorganisation nicht fertig, es befand sich in innern Kämpfen von größter Schwierigkeit, die so leidenschaftlich geführt wurden, daß auch die auswärtige Geltung dabei nicht respektiert wurde. Wir konnten deshalb mit gewaltthätiger Entschlossenheit so sehr viel damals nicht durchsetzen in Bezug auf Schleswig-Holstein, und die Frage der deutschen Marine, die damit untrennbar verkuppelt ist, die konnte nicht gelöst werden, solange sieben, oder ich glaube acht souveräne Staaten sich in die deutsche Seehoheit und maritime Kriegsberechtigung teilten. Wir haben in der andern Frage, daß uns die Großmächte Schleswig-Holstein nicht gönnten, teils aus Abneigung gegen die nationale deutsche Entwicklung, die sich auf diesen Punkt festgebissen hatte, teils auch aus Sorge über den mächtigen Zuwachs — über die haben wir uns mit Mühe hinweghelfen müssen. Es war ja von preußischer Seite der Londoner Vertrag abgeschlossen. Wenn der in Geltung blieb, und er blieb wahrscheinlich in Geltung, wenn die Dänen nicht so aggressiv verfuhren, wie es schon mit der Kasino-Politik im ersten Anfange —

die ältern Herren werden sich erinnern, was ich damit sagen will — und wie es später mit der Inkorporation der Herzogtümer sich zeigte, wenn diese dänischen Herausforderungen nicht stattfanden, wenn die Verbitterung und die schlechte Behandlung der Deutschen unter dänischer Herrschaft nicht stattfanden, so ist gar kein zwingender Grund, anzunehmen, daß nicht auch in den Herzogtümern die Erinnerung an die Jahrhunderte langen Beziehungen zum dänischen Königshause die Oberhand gewonnen hätte, und daß wir schließlich vielleicht mit einer Personal-Union abgeschlossen hätten, deren Leitung aber immer in Kopenhagen geblieben wäre.

„Es war für meine damalige politische Auffassung ja doch die Frage: welche von den verschiedenen Abstufungen schleswig-holsteinischer Unabhängigkeit sind erreichbar und welche nicht? und begehe ich nicht einen Fehler, wenn ich das Erreichbare, wie die Personal-Union, a limine abweise und dafür unter dem Zwange der Großmächte und ohne Unterstützung durch die geringe Macht Preußens, auf die ja Schleswig-Holstein zu meinem Bedauern sich zweimal ohne Erfolg verlassen hat, das Größere erstrebe — ich war zweifelhaft, aber ich möchte nun dahin konkludieren, daß Sie den Dänen wegen ihrer anspruchsvollen Herrschsucht Dank schuldig seien. (Heiterkeit.) Die Dänen haben das deutsche Widerstandsgefühl in die Höhe gezwungen durch ihre Hartnäckigkeit und durch die Kraft ihrer Bureaukratie da, wo sie wieder Herrscher geworden waren, nicht bloß in den Herzogtümern selbst, auch im übrigen Deutschland. Die Dänen waren es, die uns die Möglichkeit gegeben haben, schließlich in der schleswig-holsteinischen Frage noch einen Zipfel zu finden, an dem es möglich wurde, die deutsche Frage zu lösen. (Bravo! Heiterkeit.)

„Ich habe im ersten Augenblicke kein festes Vertrauen auf die Möglichkeit einer deutschen Flotte unter den sieben Ufer-Souveränen gehabt und ich bin mit thätig gewesen beim Verkauf der angeblichen deutschen Flotte. Aber ich sagte mir, ohne Schleswig-Holstein keine deutsche Flotte, und in der deutschen Nation war das Gefühl lebendig: wir wollen doch nicht in der Lage bleiben, daß uns ein Staat wie Dänemark die See verbieten kann, und daß wir unter der dänischen Blokade

ersticken müssen in der Ausfuhrlosigkeit einem Staate von zwei Millionen Einwohnern gegenüber. Auch außerdem war es eine Frage der nationalen Würde, daß eine Nation wie Deutschland nicht in Zeiten der Krisis einer Flotte zweiter Klasse zur See gewachsen sein sollte — wir waren damals doch sehr viel schwächer wie alle andern — wir waren nicht den europäischen, amerikanischen, orientalischen Flotten gewachsen — mit Ausnahme von England und Frankreich, mit denen zu rivalisieren würde ich für eine Übertreibung halten. —

„Ich habe mir aber von Haus aus gesagt: ohne die Herzogtümer wird die Reichsregierung nie eine deutsche Reichsflotte haben können. Wenn die Herzogtümer in einer militärisch unabhängigen Situation bleiben, wie damals von vielen Seiten erstrebt wurde, so in der Zeit namentlich, wo auch in Hannover noch Unabhängigkeitsbestrebungen in Bezug auf die Flotte herrschten — Hannover erstrebte eine deutsche Admiralsstellung — das wäre Teilwerk geworden. Da habe ich mir gesagt: Wenn wir die Herzogtümer nicht besitzen und erwerben, dauernd, so werden wir nie eine Seemacht werden können; die Herzogtümer und die Flotte sind unzertrennbar voneinander, sie gehören zusammen, außerdem die Bevölkerung der sympathischen plattdeutschen Sprache niedersächsischen Ursprungs, die gehören zu uns. (Bravo!)

„Ich habe von der ersten Eröffnung der Frage durch den Tod des Königs von Dänemark im November 1863 gleich die Überzeugung gehabt und vertreten, amtlich vertreten: dat möt wi hebben! (Bravo!) Zu Anfang habe ich wenig Liebe gefunden, weder bei meinen heutigen engern Landsleuten noch bei meinen amtlichen Mitarbeitern, noch auch höhern Orts; aber in mir saß die Überzeugung so fest, und meine Liebe zu diesem Lande und mein Glaube an die Kräftigung, die Preußen dadurch erfahren würde, war so groß, daß ich sagte: und wenn wir die drei schlesischen Kriege mitsamt dem siebenjährigen darum führen sollen, so führen wir sie, aber haben müssen wir sie! (Bravo!)

„Meine Herren! Ich habe ja damals nicht geurteilt wie ein geborner Schleswig-Holsteiner, ich habe geurteilt wie ein geborner Preuße mit einer stark deutschen Empfindung und habe mir gesagt: Soll

Deutschland überhaupt sich konsolidieren und zur See mächtig werden, so ist die Vermehrung der Mittelstaaten im Bunde nicht der Weg, auf dem wir dazu gelangen. Da habe ich schwere Kämpfe damals gehabt, und was mir zu Hilfe gekommen ist, das ist der deutsche Sinn der Bevölkerung dieser Lande an sich, die sind doch allmählich zur Besinnung ihrer Situation und der Situation des deutschen Volks gekommen. Und das Bedürfnis, der großen deutschen Gemeinschaft enger anzugehören, hat sich mehr und mehr befestigt, schon vor dem Kriege von 1870."

Seit Jahrzehnten waren die Elbherzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, durch die Willkürherrschaft Dänemarks in ihren heiligsten Rechten bedroht, die Schmerzenskinder Germaniens gewesen. Die kräftigen Volksstämme der meerumschlungenen Lande, welche in alten Zeiten ihre Freiheit gleich den Schweizern gegen übermächtige äußere Feinde erfolgreich verteidigt hatten, wählten im Jahre 1460 den Dänenkönig zu ihrem Herzoge, doch nicht als König von Dänemark, sondern als „einen Herrn dieser Lande" und unter der vertragsmäßig verbrieften Bedingung, daß die Lande Schleswig-Holstein weder ganz noch geteilt dem dänischen Staate einverleibt würden, sondern daß dieselben vielmehr zusammen blieben „up ewig ungedeelt". Jahrhunderte lang wohnten die Schleswig-Holsteiner, „unter einer Krone Dach", in ihren Rechten unangefochten. Das 1665 in Dänemark erlassene sogenannte Königsgesetz, nach welchem auch die weibliche Linie der Herrscherfamilie erbberechtigt sein sollte, fand auf die Herzogtümer keine Anwendung. Im Jahre 1815 erhielt der dänische König das deutsche Herzogtum Lauenburg als Entschädigung für Norwegen und trat als Herzog von Lauenburg und Holstein mit in den Deutschen Bund ein. Da weder der damalige König Frederik VI. noch seine mutmaßlichen Nachfolger männliche Leibeserben hatten, so stand das Erlöschen des königlichen Mannesstammes zu erwarten. Das erfüllte die Herrscherfamilie wie das Volk Dänemarks mit Besorgnissen. Man fürchtete die Trennung der Herzogtümer von Dänemark auf Grund des Königsgesetzes, und es bildete sich jene Partei der Eiderdänen, welche den voraussichtlichen Verlust wenigstens zum Teil abzuwenden sich vorsetzte, indem sie das

nicht zum Deutschen Bunde gehörige, bis zur Eider reichende Herzogtum Schleswig durch Einverleibung in den Gesamtstaat zu retten strebte. Eine eifrige Danisierung der Bewohner Schleswigs sollte der endlichen Erreichung des Ziels jener Partei vorarbeiten. Deutsche Sprache und Sitte wurden unterdrückt, die alten Rechte der Schleswiger auf das willkürlichste und härteste vergewaltigt. Mächtig bäumte sich das Freiheitsgefühl der Bewohner der beiden Bruderlande auf. Trotzig wehrten sie sich, ermuntert durch die Teilnahme des deutschen Volks, gegen die Unterdrückung ihres Rechts, ihres deutschen Wesens. Dichter mahnten in feurigen Liedern zum Widerstande:

„Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schönrer Morgen tagt.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!“

Da erließ im Jahre 1846 der Dänenkönig Christian VIII. jenen verhängnisvollen „Offenen Brief“, worin erklärt wurde, daß die weibliche Erbfolge auch für das Herzogtum Schleswig giltig sei und also einer Einverleibung desselben in den Gesamtstaat rechtlich nichts im Wege stehe. Dieser offene Rechtsbruch rief eine furchtbare Erregung hervor, die zwei Jahre später zu einer bewaffneten Erhebung der bedrohten Herzogtümer führte. Doch in den Wirrnissen jener Zeit behielten die Unterdrücker trotz des bewaffneten Einspruchs des Deutschen Bundes und Preußens die Oberhand. Nach dem Vertrage von Olmütz überlieferte Preußen den verlassenen Bruderstamm seinen Peinigern mit bewaffneter Hand. In übermütigem Hohn triumphierten die Dänen. „Die deutschen Hunde bellen; aber sie beißen nicht,“ spottete man in Kopenhagen; oder: „Wenn vier Preußen gegen einen Dänen stehen, so ist die Übermacht auf dänischer Seite.“ Eine Konferenz der europäischen Mächte entschied darauf den Streit zwischen den Herzogtümern und Dänemark. Das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852, von Frankreich, Rußland, England, Österreich, Preußen, Schweden und Dänemark, nicht aber von dem Deutschen Bunde unterzeichnet, verpflichtete Dänemark, die Bundesrechte der deutschen Herzogtümer Holstein und Lauen-

burg zu achten und weder eine Einverleibung Schleswigs in das Königreich, noch irgendwelche darauf zielenden Schritte zu unternehmen. Die Erbfolgefrage wurde dahin entschieden, daß man den Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg als rechtmäßigen Thronerben in allen Teilen der dänischen Monarchie anerkannte. Der nächstberechtigte Erbe in Schleswig-Holstein, Herzog Christian August von Holstein-Augustenburg, verzichtete auf seine Anrechte gegen eine Abfindungssumme von zweieinhalb Millionen Thalern und erklärte im eignen und im Namen seiner Familie, nichts gegen die neue dänische Thronfolge unternehmen zu wollen.

Jene Verpflichtung hielt indessen die Dänen nicht zurück, ihre alten Gelüste von neuem hervortreten zu lassen. Bei den Verhandlungen der Londoner Konferenz hatten sie ein entschiedenes Wohlwollen Englands und Rußlands, selbst auch Österreichs erfahren; während der innern Zwistigkeiten der deutschen Bundesmächte meinten sie einen von hier aus erfolgenden ernstlichen Einspruch nicht fürchten zu müssen. Die Eiderdänen erhoben stärker denn je ihr Haupt, und heimlich und offen wurde auf die Gewinnung Schleswigs für Dänemark hingearbeitet. Der gute Deutsche Bund brachte es bei der ausgesprochenen Dänenfreundschaft Österreichs höchstens zu einer warnenden Note.

Durch den königlichen Erlaß vom 30. März 1863, das sogenannte „Märzpatent“, angekündigt, wurde im November desselben Jahres vom Reichsrate eine neue Verfassung für Dänemark angenommen, welche die uralte Verbindung der beiden Herzogtümer thatsächlich aufhob und Holstein in seinen verfassungsmäßigen Rechten derart schmälerte, daß es zu einer zinspflichtigen Provinz des dänischen Staats herabsank. Ehe diese neue Verfassung aber Gesetzeskraft erlangt hatte, starb am 15. November Frederik VII. als der letzte des königlichen Mannesstammes. Am folgenden Tage bestieg der Prinz Christian von Glücksburg nach der von den Protokollmächten im Jahre 1852 festgesetzten Erbfolge als König Christian IX. den erledigten Dänenthron. Mit Spannung sah man auf den neuen Herrscher, ob er die Verfassungsurkunde, die dem Rechte und dem Vertrage der meisten europäischen Großmächte Hohn sprach, unterzeichnen würde. Das Gefühl des Königs

sträubte sich gegen diese Handlung; er sah, wie viele, einen Finger Gottes darin, daß König Frederik vom Tode ereilt worden war, ehe er die rechtswidrige Unterschrift hatte vollziehen können. Allein die Verhältnisse waren mächtiger als der schwachmütige König Christian. Von seinen Ministern gedrängt und von der aufständischen Kopenhagener Bevölkerung bedroht, vollzog er am 18. November 1863 die verhängnisvolle Unterschrift, banger Ahnung voll, daß nun die ruhigen Tage seines Lebens dahin seien. Mit dem 1. Januar sollte die sanktionierte Verfassung in Kraft treten.

Das Maß des dänischen Frevelmuts war durch diesen neuen offenen Rechtsbruch voll geworden. Die Geduld des deutschen Volks war zu Ende. In gewaltigem Sturme brauste die allgemeine Entrüstung auf. Die deutschen Regierungen sahen sich gezwungen, zu Thaten zu schreiten, um das mit Füßen getretene Recht der stammverwandten Herzogtümer zu schützen und die mißachtete Ehre Deutschlands zu wahren. Aber auch jetzt wieder zeigten sich die unglückseligen Zustände des Bundes in ihrer ganzen Jämmerlichkeit. Dem einmütigen Willen des Volks, den bedrängten Brüdern im Norden zu Hilfe zu eilen, stellten sich durch die wirren politischen Verhältnisse Berge von Hindernissen entgegen.

Der Deutsche Bund hatte das Recht und die Pflicht, für die zu seinem Bereiche gehörenden Herzogtümer Holstein und Lauenburg einzutreten. Da er das Londoner Protokoll nicht mit unterzeichnet hatte, so war er auch nicht gebunden, das Erbfolgerecht des Prinzen Christian von Glücksburg, des Protokollprinzen, wie das deutsche Volk ihn nannte, in Schleswig anzuerkennen. Das Volk drängte den Bund, auf dieser Grundlage die Trennung der ungeteilten Herzogtümer von Dänemark mit Waffengewalt durchzusetzen und dieselben unter einem eignen Herrscher dem deutschen Staatenverbande einzuverleiben. Ein Herzog erschien auch alsbald. Der Erbprinz Friedrich von Augustenburg erließ, unbekümmert darum, daß sein Vater für gute klingende dänische Reichsmünze auf die Erbansprüche seiner Familie verzichtet hatte, von seinem Landsitze zu Dolzig in der Niederlausitz eine Erklärung an die Bewohner Schleswig-Holsteins, in welcher er sich als ihren rechtmäßigen Herzog Friedrich VIII. ankündigte. Die Schleswig-Holsteiner und die Mehrheit

des deutschen Volks jubelten dem neuen Herzoge zu, da sie in seinem Erbrecht das einzige Mittel sahen, die Befreiung der vereinigten Lande Schleswig-Holstein zu ermöglichen. Freilich übersah man im Sturme der Bewegung hierbei, daß sich dem Vorgehen auf diesem Wege die größten Schwierigkeiten entgegenstellten. Die Protokollmächte hatten im Jahre 1852 die Erbfolge der Glücksburger Linie in allen Teilen der dänischen Monarchie ausdrücklich anerkannt. Die Thronerhebung des Augustenburgers mußte demnach den entschiedenen Widerspruch der Unterzeichner des Londoner Protokolls hervorrufen. Auch die beiden deutschen Großmächte waren an die Bedingungen jenes Vertrags so lange gebunden, als derselbe zu Recht bestand. Die einzige Möglichkeit, die Wirren zu lösen und eine vollständige Befreiung der Herzogtümer vom Dänenjoche herbeizuführen, war in den Bedingungen des Londoner Vertrags gegeben. Ein Kampf um Schleswig-Holstein konnte nur dann glücklichen Erfolg haben, wenn er auf Grund des von Dänemark verletzten Rechts der Herzogtümer begonnen wurde. Nicht die Erbfolge, sondern die Verfassung mußte den rechtsgiltigen Kriegsanlaß bieten.

Bismarck hatte diesen einzig möglichen Weg zu einer vollen Lösung der schleswig-holsteinischen Wirren lange erkannt. Mit seinem scharfen Auge war er den Vorgängen gefolgt, hatte aber nichts gethan, die Dänen in ihrem übermütigen Treiben zu hindern. Er hatte sogar mit einer gewissen Befriedigung die Dinge sich entwickeln sehen. Schon im Dezember 1862 hatte er in einem vertraulichen Briefe geschrieben:

„Es ist gewiß, daß die dänische Frage nur durch Krieg gelöst werden kann. Der Anlaß zu diesem Kriege läßt sich in jedem Augenblicke finden, welchen man für einen günstigen zur Kriegführung hält. Alsdann aber kommt es vielmehr auf die Stellung der außerdeutschen Großmächte zur Sache als auf die Intrigen der Würzburger Regierungen und deren Einfluß auf die Stimmung in Deutschland an.“

Bismarck hatte bald nach seinem Amtsantritt auch mit Moltke und Roon den Kriegsfall eingehend erörtert, die in aller Stille die nötigen militärischen Vorbereitungsmaßregeln trafen, um sechzigtausend Mann preußischer Truppen gegen Dänemark marschbereit zu halten. Für ihre Verwendung suchte Bismarck den rechten Zeitpunkt, einen „Kriegsfall bester

Qualität". Dieser aber war damals noch nicht gegeben, trotzdem die Dänen die Elbherzogtümer in empörender Weise tyrannisierten, sie in ihren verfassungsmäßigen Rechten beeinträchtigten und so die in den Londoner Verträgen gestellten Bedingungen mißachteten.

Eine Exekution der Herzogtümer durch den Bund konnte zu keinem befriedigenden Ergebnisse führen, da der Bund nur in der Sache Holsteins mitzureden hatte. Das bedrängte Schleswig zu befreien, erforderte einen nationalen Krieg; hierzu war die europäische Lage durchaus ungünstig. Welches Ziel Bismarck aber mit der Befreiung Schleswig-Holsteins erstrebte, ließ er in dem oben erwähnten Schreiben erkennen, indem er weiter ausführte: „Es läßt sich nicht vorhersehen, welche Entwicklung den deutschen Bundesverhältnissen in der Zukunft beschieden ist. So lange sie aber annähernd dieselben bleiben wie bisher, kann ich es nicht für ein preußisches Interesse halten, einen Krieg zu führen, um im günstigsten Falle in Schleswig-Holstein einen neuen Großherzog einzusetzen, der aus Furcht vor preußischen Annexionsgelüsten am Bunde gegen uns stimmt, und dessen Regierung ein bereitwilliges Objekt österreichischer Umtriebe sein würde, ungeachtet aller Dankbarkeit, die er Preußen für seine Erhebung schulden möchte."

Die politischen Verhältnisse waren für die preußische Staatsleitung so verwickelt wie nur denkbar. Die Bedingungen des Londoner Protokolls und die von der begeisterten Zustimmung des deutschen Volks unterstützten Erbansprüche des Augustenburgers, die Stellung der europäischen Großmächte zur Sache, die Sondergelüste Österreichs und des Deutschen Bundes, endlich das Mißtrauen und die feindliche Haltung der Bevölkerung und Volksvertretung im eignen Lande: alles das waren Klippen, Strudel und Untiefen, durch welche das Fahrzeug nur ein Pilot von größter Besonnenheit und kühnem Wagemut zugleich ohne Gefahr zu lenken vermochte. Bismarck hat dieses Meisterstück zu seinem Ruhme und seines Volks Heil vollbracht. Sein Endziel fest ins Auge gefaßt, verstand er doch bei jeder Veränderung des Fahrwassers sein Schiff so gewandt und sicher zu leiten, daß der Kurs stets der rechte blieb.

Um die erwünschte günstige Stellung zu den Großmächten zu erlangen, hielt er es für ein Gebot der Ehre und Klugheit, daß Preußen

an seiner Vertragstreue keinen Zweifel haften lasse, sondern sich den Bedingungen des Protokolls von 1852 streng füge. Er ließ sich durch keinerlei Einwirkung aus dem Kurse bringen.

Die preußische Zweite Kammer richtete gleich, nachdem der König von Dänemark das berufene Märzpatent erlassen hatte, am 17. April 1863 durch den Abgeordneten Twesten die Anfrage an ihn: ob die Königliche Regierung in den dänischen Erlassen vom 30. März eine Verletzung der von Dänemark 1851 und 1852 gegebenen Zusicherungen erkenne und sich ihrerseits noch an die damals übernommenen Verpflichtungen gebunden erachte. Bei der Besprechung dieser Interpellation, die Bismarck zu beantworten sich sogleich bereit erklärte, machte der Abgeordnete seinem Herzen in den heftigsten Angriffen gegen die Regierung Luft, indem er sagte: Die Dänen würden schwerlich den schnöden Rechtsbruch gewagt haben, wenn sie nicht glaubten, daß Preußen außer stande sei, jetzt seine eignen Rechte und die Rechte der Herzogtümer geltend zu machen. Sie wüßten, daß eine Regierung, welche mit dem eignen Lande im härtesten Widerspruche stehe, welche infolge der innern Zustände auch im übrigen Deutschland völlig ohne Einfluß sei und daneben Preußen auch nach außen hin gänzlich isoliert habe, außer stande sei, einen Krieg mit Dänemark zu führen. Und wenn sie unter den jetzigen Umständen dazu geneigt sein sollte, so würde die Volksvertretung solcher Neigung entschieden entgegentreten müssen. Auf diesen gehässigen Ausfall antwortete Bismarck: „Der Herr Vorredner hat Dänemark darüber zu beruhigen gesucht, daß es einen Krieg in diesem Augenblicke von Preußen unter unsern nach innen und außen zerrütteten Verhältnissen nicht zu erwarten habe. Meine Herren, zum Glück ist man im Auslande nicht ebenso leichtgläubig, und ich kann Sie versichern und das Ausland versichern, wenn wir für nötig finden, Krieg zu führen, so werden wir ihn führen mit oder ohne Ihr Gutheißen."

Nach dieser mit „Sensation" aufgenommenen Zurechtweisung erklärte er zur Beantwortung der Interpellation: „Die Königl. dänische Regierung hatte bisher die von ihr 1851 und 1852 gegebenen Versicherungen unerfüllt gelassen; durch den Erlaß vom 30. März aber

hat sie denselben direkt zuwidergehandelt und sich in wesentlichen Punkten ausdrücklich von ihnen losgesagt. Was infolge dieser Veränderung der Sachlage zu thun sei, darüber wird die Königliche Regierung ihre Entschließungen in Gemeinschaft mit ihren deutschen Bundesgenossen fassen, bei welchen sie sicher ist, der vollsten Bereitwilligkeit zu gemeinsamer Wahrung der Rechte Deutschlands zu begegnen."

Sicher steuerte Bismarck seinen Kurs weiter. Als im Sommer 1863 deutsche Mächte darauf drangen, Dänemark gegenüber die Londoner Verträge für erloschen zu erklären, setzte er in einer Denkschrift die Gründe auseinander, aus denen Preußen und Deutschland zur Zeit noch an diesen Verträgen festhalten müsse, England, Frankreich und Rußland würden andernfalls auf die Seite Dänemarks gedrängt. Deutschlands ganze Zukunft werde durch eine feindliche Haltung der Großmächte verdüstert. Österreich stehe gleichfalls durchaus auf dem Boden der Verträge; gerade in dieser Frage aber sei nichts wichtiger als die Eintracht der deutschen Großmächte; die Einstimmigkeit aller am Bunde. Wahrscheinlich sei, daß Dänemark das Patent auch auf Erfordern des Bundes nicht werde zurücknehmen, und trotze es dann einer Exekution des Bundes gar mit bewaffneter Hand, so setze es sich vor ganz Europa in die Rolle des rechtlosen Empörers und Angreifers."

Bismarck erhob dann gegen die Thronbesteigung Christians IX. keinen Widerspruch, sondern erkannte denselben, „den Erben des Rechts und des Unrechts seiner Vorgänger", mit der Mahnung, der Verfassung seine Bestätigung zu versagen, als König an, wie heftig er durch diesen Schritt auch alle preußischen und deutschen Anhänger des Augustenburgers erregte und die öffentliche Meinung gegen sich aufbrachte. Wie diese über seine Politik urteilten, war im Grunde bedeutungslos; ihm kam alles auf die Stellung der Großmächte an, welche die Befreiung der Herzogtümer schon einmal verhindert hatten. „Wir haben im Jahre 1849 erlebt," sagte er, „daß es übel ist, einer gegen vier zu stehen; zwei gegen drei ist ein besseres Verhältnis." Wichtig war auch die Mitwirkung Österreichs, das als Dänenfreund die Unverletzlichkeit des dänischen Gesamtstaates zur Grundlage seiner Politik in dieser Frage machte und sich gleichfalls auf den Standpunkt des Londoner

Protokolls stellte. Als nun König Christian IX. am 18. November die neue Verfassung unterzeichnet und durch diesen schreienden Rechtsbruch den deutschen Höfen einen von der Erbfolge unabhängigen einwandlosen Kriegsfall geliefert hatte, da war für Preußen der Zeitpunkt gekommen, nach der Losung seines Königs, überall das Recht zu schützen, handelnd einzugreifen. Freilich hing es jetzt auch noch davon ab, daß die dänische Regierung die verkündete Verfassung nicht noch bis zum 1. Januar 1864 zurücknähme; doch bei dem Trotz der Dänen war dieser Fall kaum noch in Betracht zu ziehen.

Bismarck legte seine Erwägungen aller Möglichkeiten in dieser verwickelten Sache in einer dem Könige unterbreiteten Denkschrift dar. Wir können, sagte er in derselben, wenn die dänische Verfassung am 1. Januar in Kraft tritt, nicht unthätig bleiben. Es bieten sich in diesem Falle drei Wege. Auf dem ersten würde man sich nach der Forderung der öffentlichen Meinung von dem Londoner Vertrage lossagen und mit gesamter Heeresmacht in Schleswig einbrechen. Das wäre offener Krieg und zwar Bundeskrieg, und lediglich der Ausgang des Kampfes entschiede über das Schicksal der Herzogtümer; aber allerdings würden wir dabei mit den Großmächten und insbesondere mit England in gefährliche Spannung geraten. Der zweite Weg bestände in der Lossagung vom Londoner Protokoll ohne den Beginn einer kriegerischen Aktion. Dann möchte der Bund Entschluß über die Erbfolge fassen, und wenn er für Augustenburg entschiede, den Prinzen im Bundeslande Holstein einsetzen. Aber Schleswig bliebe dann schutzlos; denn hier haben wir kein anderes Recht der Einmischung als aus den Verträgen von 1852, die mit unserer Lossagung vom Londoner Protokoll unsrerseits zerrissen wären. Zur Prüfung des Erbrechts auf Schleswig wäre der Bund unbefugt, und wäre auch Augustenburgs Anrecht unbestreitbar, so wäre immer der Bund nicht verpflichtet, einem deutschen Fürsten ein außerdeutsches Land zu erobern; sonst hätte er Neuenburg für Preußen, Toskana für Österreich behaupten müssen. Dieser Weg würde also nur bis zur Eider führen, wenn man nicht einfach eine von allen Mächten als rechtlosen Angriff ausgelegte Erklärung zu Hilfe nähme. Wir würden Holstein von Dänemark abreißen,

was vielleicht auch ohne Kampf durch bloße Unterhandlung erreichbar wäre, und Schleswig, das rechte Objekt des Danisierungseifers, preisgeben. England würde sich auf solcher Grundlage nie an einer Konferenz beteiligen. Bleibt der dritte Weg: Österreich und Preußen äußern sich gar nicht über den Londoner Vertrag, sondern gehen handelnd vor, um die Erfüllung der dänischen Verpflichtungen von 1852 zu erzwingen. Also am 1. Januar ein Ultimatum dieses Sinnes vom Bunde, oder wenn dieser nicht will, von beiden Mächten, oder auch gar kein Ultimatum und sofortiges Einrücken, um das Streitobjekt, dessen Dänemark sich eben bemächtigen will, dem Gegner zu entziehen. Das wäre Krieg mit Dänemark, welcher dann rasch und energisch zu führen wäre; die andern Mächte hätten dabei keinen Anlaß zur Einmischung. Unsere Stellung in den Friedensunterhandlungen würde durch den Besitz des Streitobjekts nicht ungünstiger werden.*)

Die Richtung dieses dritten Weges schlug Preußen ein. Der König war anfangs mit Bismarcks langsamen Vorgehen durchaus nicht einverstanden. Ja, von seinem nationalen Gefühl gedrängt, rief er Bismarck, wie dieser selbst erzählte (Reichstagsrede vom 24. Januar 1882), einmal erregt die Worte zu: „Sind Sie denn nicht auch ein Deutscher?“ — Jetzt hätte der König das Londoner Protokoll am liebsten zerrissen und mit dem trotzigen Dänemark kurzen Prozeß gemacht. Doch er sah die Gründe seines Ministers ein und folgte seinem Rate. Österreichs Mitwirkung war auf diesem Wege, zumal nach dem Zerwürfnis mit den Mittelstaaten, leicht zu erlangen, und so erlebte die erstaunte Welt, daß die beiden feindlichen Brüder Deutschlands trotz des voraufgegangenen heftigen Streits wegen des Fürstentags sich wieder zu einmütigem Handeln verbanden.

Der Deutsche Bund suchte auf Grund der von ihm nicht anerkannten Erbfolge in Dänemark, die Befreiung der Herzogtümer zu ermöglichen. Sein Ziel war, die Rechte des Augustenburgers durchzusetzen, obwohl dieselben, da auch noch der Herzog von Oldenburg Erbansprüche erhob, zweifelhaft genug waren. Sachsen und Württemberg beantragten in der Bundesversammlung, statt der früher beschlossenen

*) Vgl. Sybel: Begründung des Deutschen Reichs. Bd. III. Seite 199.

Exekution, also der Zwangsmaßregeln gegen den König-Herzog Christian, jetzt die Okkupation, die militärische Besetzung Holsteins auszuführen, bis die Frage der Erbfolge endgiltig geregelt sei. Die beiden Großmächte aber erhoben Einspruch gegen diesen Antrag, und es wurde am 1. Dezember beschlossen, es bei der Anwendung von Zwangsmaßregeln bewenden zu lassen. Um die Weihnachtszeit rückte ein Exekutionsheer von 6000 Sachsen und ebensovielen Hannoveranern unter dem Oberbefehl des sächsischen Generals von Hake in Holstein ein. Österreich und Preußen hielten je ein stärkeres Heer zur Reserve in Kriegsbereitschaft. Der Erbprinz von Augustenburg folgte den Bundestruppen, wurde von den jubelnden Schleswig-Holsteinern als Herzog Friedrich VIII. feierlich ausgerufen und richtete sich einstweilen in Kiel als Regent des Landes ein.

Die Zwangsmittel gegen Dänemark blieben ohne Wirkung. Die dänischen Truppen zogen sich ohne Widerstand bis hinter die Eider zurück. Man gab Holstein preis, um Schleswig um so zäher festzuhalten. Selbst der Einspruch Rußlands zu gunsten der Herzogtümer hatte nur den Erfolg, daß in Kopenhagen ein Ministerwechsel vollzogen wurde, der eine Änderung in den Personen des Kabinetts, nicht aber im System desselben herbeiführte. Die dänische Regierung beharrte in ihrem Trotze; sie vertraute auf den Beistand Englands und Schwedens sowie auf die verwickelten Zustände in Deutschland und Preußen. Als am 28. Dezember die Verfassung noch nicht zurückgenommen war, stellten Preußen und Österreich beim Bunde einen weitergehenden Antrag, dahin lautend: „Die Bundesversammlung wolle an die Königlich dänische Regierung die Aufforderung richten, das Grundgesetz vom 18. November bezüglich des Herzogtums Schleswig nicht in Vollzug zu setzen, sondern endgiltig aufzuheben, und sie wolle mit diesem Verlangen die Erklärung verbinden, daß im Falle der Weigerung der Deutsche Bund im Gefühl seines Rechts und seiner Würde die erforderlichen Maßregeln ergreifen müsse, um sich durch eine militärische Besetzung des Herzogtums Schleswig ein Pfand für die Erfüllung seiner gerechten Forderungen zu verschaffen.“ Gleichzeitig wurde der Militärausschuß aufgefordert, eiligst die zur Ausführung der Besetzung erforderlichen Streitkräfte in Bereitschaft zu setzen.

Die Bundesversammlung lehnte am 14. Januar 1864 den Antrag der Großmächte mit elf gegen fünf Stimmen ab. Die Mehrheit derselben meinte, mit der Aufforderung zur Aufhebung der Novemberverfassung eine Anerkennung des Königs Christian auszusprechen, wonach dann eine Durchsetzung der Erbansprüche des Augustenburgers nicht mehr möglich sei. Unmittelbar nach der Abstimmung erklärten die Gesandten der Großmächte, daß nunmehr ihre Regierungen selbständig zur Ausführung der beantragten Maßregeln schreiten würden.

Die Erregung, welche diese Erklärung hervorrief, war groß. Bayern erhob sich mit feierlicher Verwahrung aller Rechte des Bundes. Sachsen verstieg sich selbst zu einem offenen Einspruch gegen den Durchmarsch der nach Schleswig bestimmten Truppen durch das jetzt unter Bundesverwaltung stehende Holstein. Die Entrüstung gegen das Vorgehen der beiden Großmächte setzte sich durch ganz Deutschland fort. In den Landtagen, in Volksvereinen und Volksversammlungen wurden die in Aussicht genommenen Maßregeln Österreich-Preußens verurteilt: man meinte, die bedrängten Bruderlande im Norden sollten wie im Jahre 1850 so auch jetzt wieder an Dänemark ausgeliefert werden. Der Magistrat von Nürnberg protestierte gegen jeden Durchmarsch österreichischer Truppen ohne Bundesbeschluß. Volksversammlungen in München forderten den König Max auf, sich an die Spitze des deutschen Volks zu stellen, als Retter der stammverwandten Herzogtümer gen Norden zu ziehen und den Herzog Friedrich einzusetzen. Der Lieblingsplan gewisser deutscher Staatsmänner, Gründung einer neuen deutschen Großmacht, „eines dritten Deutschlands“, der sogenannten Trias, hatte jetzt, von den hochgehenden Wellen der Volksgunst getragen, nicht geringe Aussicht auf Durchführung.

Bismarck ließ sich durch diese Stimmen in seinen Entschlüssen nicht beirren. Mit Österreich wurde am 16. Januar ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, worin beide Mächte sich zu gemeinsamem Handeln in der schleswig-holsteinischen Sache verbanden. Im Artikel V dieses Vertrags hieß es:

„Für den Fall, daß es zu Feindseligkeiten in Schleswig käme, und also die zwischen den deutschen Mächten und Dänemark bestehenden

Vertragsverhältnisse hinfällig würden, behalten die Höfe von Österreich und Preußen sich vor, die künftigen Verhältnisse der Herzogtümer nur in gegenseitigem Einverständnisse festzustellen. Zur Erzielung dieses Einverständnisses werden sie eintretenden Falls die sachgemäßen weitern Abreden treffen. Sie werden jedenfalls die Frage über die Erbfolge nicht anders als in gemeinsamem Einverständnis entscheiden."

In Bezug auf die österreichischen Absichten mochten die Befürchtungen der liberalen Kreise des deutschen Volks nicht ohne Grund sein. Es hatte in dem Vertragsentwurf das Ziel eines etwaigen Kampfes so eng als möglich gesteckt. Allein bei der allgemeinen Stimmung in Deutschland gelang es Bismarck, jenen Artikel mit seiner geschickten Fassung, die keine bestimmten Grenzen vorzeichnete, durchzusetzen. Den Verträgen von 1852 wie diesen gegenüber galt ihm, was er mit dem Satze aussprach: „Sind die deutschen Truppen erst einmal im Lande, so wird sich alles weitere finden." So geschah es; Preußens kräftiges und zugleich vorsichtiges Handeln riß das zaudernde, dänenfreundliche Österreich mit fort, nach der einmal vereinbarten Waffenbrüderschaft mit ihm gleichen Schritt zu halten. Es fehlte nicht an Versuchen, auch die andern deutschen Bundesstaaten auf derselben Bahn mit fortzuziehen; allein Kurzsichtigkeit und Mißtrauen derselben hinderten dies. Noch einmal, als die verbündeten Truppen ihren Siegesmarsch bereits angetreten hatten, bot man den müßig zusehenden deutschen Brüdern die Hand zu treuer Waffengenossenschaft, indem der Kriegsminister von Roon den General von Hake aufforderte, die Bundestruppen mit denen der Verbündeten zu vereinigen. In zorniger Entschiedenheit aber wies der General die Aufforderung zurück. Als der Vertreter der sächsischen Regierung Bismarck Vorstellungen über solch ein Ansinnen machte, antwortete dieser mit ruhiger Freundlichkeit: „Wir hätten den wackern Bundestruppen einen Anteil an dem patriotischen und ruhmverheißenden Werke so gern gegönnt." Die Klein- und Mittelstaaten versäumten den Anschluß nicht nur, sondern sie thaten alles, um das Vorgehen der Verbündeten zu hindern. Nur ihrer eignen alten Uneinigkeit ist's zu danken, daß sie sich denselben nicht mit bewaffneter Macht entgegenstellten. Welch Schauspiel für die

Welt, wenn die deutschen Bundestruppen, wie vielseitiges Verlangen es wollte, über die Kameraden hergefallen wären, welche den Dänen eben das Bajonett an die Rippen setzten! Wenn dieselben, wie Sybel treffend sagt, am Morgen als dänische Genossen gegen die Preußen, am Nachmittage als preußische Mitkämpfer gegen die Dänen gefochten und also die Jahrbücher des deutschen Volks um eine weltgeschichtliche Konfusion bereichert hätten!

Demselben Mißtrauen und gleicher Engherzigkeit begegnete die Politik Bismarcks im eignen Lande. In der öffentlichen Meinung wie in der Volksvertretung beharrte man in der alten Feindseligkeit gegen die Regierung. Die Neuwahlen, welche nach der am 2. September 1863 erfolgten Auflösung des Abgeordnetenhauses am 28. Oktober stattfanden, verschafften der Regierung keine günstigere Kammer. Als dieselbe am 9. November eröffnet wurde, zeigte sie alsbald dieselbe Haltung gegen das Ministerium wie die frühere. Bismarck mußte in der Sache Schleswig-Holsteins dieselben Schmähungen und Verdächtigungen erfahren, die er zuvor in den polnischen Wirren erlebt hatte.

Am 26. November berief der König einen Ministerrat, in welchem die Mobilmachung von drei Divisionen, Brandenburger, Westfalen und Garde, in der von Roon und Moltke schon früher bezeichneten Stärke von sechzigtausend Mann, sowie die Einbringung einer Vorlage über die Kosten eines etwaigen Kriegs bei den Kammern beschlossen wurde. Zugleich wurde der Wortlaut einer Erklärung festgestellt, welche auf einen von den Abgeordneten Stavenhagen und Virchow gestellten Antrag bezüglich der schleswig-holsteinischen Frage abgegeben werden sollte. Der Antrag ging dahin, es sei ein Verlangen der Ehre und des Interesses Deutschlands, daß sämtliche deutsche Staaten die Rechte der Elbherzogtümer schützten und den Erbprinzen von Augustenburg einsetzten.

Am 1. Dezember stand dieser Antrag im Abgeordnetenhause zur Verhandlung. Nach den Ausführungen des Berichterstatters Twesten, der die Rechtsgiltigkeit des Londoner Vertrags in Zweifel zog, ergriff Bismarck das Wort, um die Erklärung der Regierung abzugeben. Der Verlesung derselben schickte er einige Worte voraus.*)

*) Vgl. Hans Kraemer: „Reden des Fürsten Bismarck.“ Bd. I. S. 39 ff.

„Der Herr Referent hat die Frage aufgeworfen," sagte er, „ob die Königliche Regierung im Lande und bei Ihnen das hinreichende Vertrauen genieße, um ihr auf dem Wege, den sie geht, zu folgen. Meine Herren! Das Mißtrauen, welches gegen die Königliche Regierung bestehen mag, ist in dieser Frage nicht gegenseitig; wir haben das Vertrauen, daß in einer so großen und ernsten Frage, die der Herr Referent mit Recht als möglichen Ausgangspunkt noch größerer Verwicklungen bezeichnet hat, überall die Gefühle für das gemeinsame Vaterland stärker sein werden als für die Partei."

Die nun folgende Erklärung der Regierung, die Bismarck verlas, lautete:

„Unsere Stellung zu der dänischen Frage ist durch eine Vergangenheit bedingt, von der wir uns nicht willkürlich lösen können, und welche uns Pflichten gegen die Herzogtümer, gegen Deutschland und gegen die europäischen Mächte auferlegt. Die Aufgabe unserer Politik wird es sein, diesen Verbindlichkeiten so zu entsprechen, wie es unsere oberste politische Pflicht, die Sorge für die Ehre und die Sicherheit unseres eignen Vaterlandes, gebietet.

„Für Preußens Stellung zur Sache ist zunächst der Londoner Vertrag von 1852 maßgebend. Die Unterzeichnung desselben mag beklagt werden, aber sie ist erfolgt, und es ist ein Gebot der Ehre und der Klugheit, an unserer Vertragstreue keinen Zweifel haften zu lassen. Indem wir aber dieses Gebot für uns selbst anerkennen, bestehen wir ebenso auf seiner Geltung für Dänemark. Der Londoner Vertrag bildete den Abschluß einer Reihe von Unterhandlungen, welche von 1851 bis 1852 zwischen Deutschland und Dänemark gepflogen waren. Die aus denselben hervorgegangenen Zusagen Dänemarks und der Vertrag, welchen Preußen und Österreich auf Grund desselben in London vollzogen haben, bedingen sich gegenseitig, sodaß sie miteinander stehen oder fallen. Die Aufrechterhaltung dieser Stipulationen ist einstweilen, insbesondere für Schleswig von wesentlicher Bedeutung. Sie giebt uns das Recht, in diesem Herzogtume die Erfüllung vertragsmäßiger Zusagen von Dänemark zu fordern. Fallen aber mit dem Londoner Vertrage die Verabredungen von 1851 bis 52,

so fehlen uns in betreff Schleswigs solche vertragsmäßigen Rechte, welchem die Anerkennung der europäischen Großmächte zur Seite stände. Die Lossagung von den Verträgen von 1852 würde also der Stellung Schleswigs und den deutschen Forderungen in betreff derselben die 1852 geschaffene vertragsmäßige Grundlage entziehen und die allseitige Anerkennung einer andern, von neuen Verhandlungen oder von dem Ausgange eines europäischen Kriegs abhängig machen.

„Damit aber die Verträge für uns diesen Wert und ihre Geltung behalten, ist es notwendig, daß sie von deutscher Seite gewissenhaft ausgeführt werden. Daß dies bisher nicht geschehen ist, darf ich als allseitig unbezweifelt ansehen. Die Entscheidung über die Frage, ob und wann wir durch die Nichterfüllung der deutschen Verpflichtungen in den Fall gesetzt sind, uns von dem Londoner Vertrage loszusagen, muß die Königliche Regierung sich vorbehalten; sie kann dieselbe weder dem Deutschen Bunde überlassen, noch sie hier zum Gegenstande von Erklärungen machen.

„Wir sehen, solange wir den Londoner Vertrag nicht als hinfällig betrachten, in König Christian den Erben des Rechts und des Unrechts seiner Vorgänger. Demzufolge bestehen die Beweggründe fort, durch welche der Exekutionsbeschluß vom 1. Oktober d. J. hervorgerufen wurde, während durch die Umstände eine beschleunigte Ausführung desselben geboten erscheint. Zu diesem Behufe haben wir in Gemeinschaft mit Österreich die erforderlichen Anträge zur sofortigen Vollziehung der Exekution gestellt. Wie auch die Entscheidung hierüber in Frankfurt fallen möge, unter allen Umständen wird Preußen nach Maßgabe seiner Stellung als europäische Macht für das deutsche Recht in den Herzogtümern und für sein eignes Ansehen im Rate der Großmächte mit besonnener Festigkeit einstehen.

„In Erfüllung dieser Aufgabe rechnet die Königliche Regierung auf die bereitwillige Unterstützung des Landes und seiner Vertreter. Zum Behufe unserer bundesbeschlußmäßigen Mitwirkung bei der Expedition wird sie die erforderlichen militärischen Vorkehrungen zu treffen haben und wegen Beschaffung der dazu nötigen Geldmittel dem Landtage zu verfassungsmäßiger Beschlußnahme eine Vorlage machen."

Es erscheint fast unbegreiflich, daß die Kammer diesen klaren und einsichtsvollen Gründen der Bismarckschen Politik nicht ohne weiteres zustimmte. Allein die Mehrheit der preußischen Volksvertretung sah in Bismarck noch denselben Mann, der 1850 Olmütz verteidigt und die Unterwerfung der Herzogtümer unter die dänische Zwingherrschaft gebilligt hatte.

Als nun am 12. Dezember die Regierung mit der Forderung einer Anleihe von zwölf Millionen Thalern zum Kriegszwecke an das Haus herantrat, antwortete dieses mit einer Adresse an den König, worin die Weigerung der beantragten Mittel in Aussicht gestellt wurde, „um die schwere Schuld von sich abzuwenden, daß das Haus nicht alles versucht habe, um eine Politik zu ändern, welche das Land auf lange Zeit zu schädigen drohe.“ „Denn,“ fuhr die Adresse fort, „nach dem System des Ministeriums müssen wir fürchten, daß in seinen Händen die begehrten Mittel nicht im Interesse der Herzogtümer und Deutschlands verwendet werden dürften.“ Demgemäß wurde der König um Zurücktreten vom Londoner Vertrage und um Anerkennung des Augustenburgers als Herzog von Schleswig gebeten.

Berichterstatter war Dr. Rudolf Virchow, der berühmte Anatom an der Berliner Universität, welcher in der Sitzung am 18. Dezember der Regierung vorwarf, daß sie die schleswig-holsteinische Frage aus einer deutschen zu einer europäischen gemacht habe, russische Interessen dabei fördere und im Begriffe stehe, Kiel an Rußland auszuliefern. Der König sei schlecht beraten, deshalb müsse die Volksvertretung dem Könige die Gefahren dieser Politik klarlegen.

Bismarck wandte sich in der Verhandlung zunächst gegen die Katheder-politik des gelehrten Professors Dr. Virchow, indem er ihm die Frage stellte, „ob er es nicht für möglich hält, daß auf dem Gebiete seiner eignen Fachwissenschaft jemand, der die Anatomie als Nebenbeschäftigung betreibt, vor einem Auditorium, welches dem Redner politisch sympathisch und persönlich wohlgesinnt, aber nicht in dieselben Tiefen der Wissenschaft, wie der Herr Referent, eingedrungen wäre, — daß vor diesem Auditorium ein solcher Redner anatomische Sätze mit weniger Beredsamkeit selbst, als der Herr Redner entwickelt hat, überzeugend darthun könnte, von deren

Unrichtigkeit der Herr Referent als Sachkundiger vollständig überzeugt wäre, deren Widerlegung ihm aber nur vor einem mit allen Details des Gegenstandes ebenso vertrauten Auditorium möglich wäre."

Dann führte Bismarck aus, man habe ihn successive angeklagt, bald daß er mit Frankreich, bald daß er mit Rußland ginge, englische, österreichische Politik treibe oder sich vom Bunde ins Schlepptau nehmen ließe. „Heute," fuhr er fort, „hat man mir sogar den europäischen Standpunkt vorgeworfen.

„Meine Herren, so lange wir in Europa wohnen und nicht etwa mit Dänemark auf einer wüsten Insel, so lange müssen wir uns auf den europäischen Standpunkt stellen, und ich lasse mir diesen Vorwurf ebenso bereitwillig gefallen als den, daß ich eine zu preußische Politik triebe. Ich glaube, meine Herren, daß Sie die Fiktion (Vorwand), daß der König keine Kenntnis von der politischen Lage habe und durch Sie besser unterrichtet werden müsse, im Herzen ebensogut wie ich als Fiktion ansehen, und daß wir daher in der Adresse die Vorbereitung zur Ablehnung unserer Anleihevorlage und die Begründung dieser Ablehnung vor den Wählern und dem Volke zu sehen haben. Um zur Ablehnung zu gelangen, schieben Sie uns eine Politik unter, die wir nicht treiben. Wenn wir diese Politik trieben, so könnte es uns ja nur willkommen sein, wenn Sie die Anleihe ablehnten und wir daraus die Folgerung zögen, daß wegen Mangels an Mitteln die eingezogenen Soldaten wieder nach Hause zu schicken seien, daß also nichts geschehen könnte, und wir dem Bunde anzeigen müßten, Preußen ist nicht in der Lage, seine Bundespflichten zu erfüllen. Unsere Politik ist aber eine andere; sie ruht auf dem Ausspruch Sr. Majestät, daß kein Fuß breit deutscher Erde verloren gehen, und daß ebenso kein Titel deutschen Rechts geopfert werden solle. Der Weg, den wir zu diesem Behufe gehen, scheint Ihnen nicht der richtige zu sein. — Eine Versammlung von dreihundertfünfzig Mitgliedern kann heutzutage die Politik einer Großmacht nicht in letzter Instanz dirigieren wollen, indem sie der Regierung ein Programm vorschreibt, welches in allen Stadien der fernern Entwicklung der Sache befolgt werden solle, — das ist nicht möglich.

„Wollen Sie Preußen hindern,“ so schloß Bismarck seine Rede, „die ihm bundesvertragsmäßige Pflicht zu erfüllen, dadurch, daß Sie ihm die notwendigen Mittel dazu verweigern; wollen Sie es dahin bringen, daß wir bei ausbrechendem Kriege dem kleinen Dänemark gegenüber in der Rolle des Minderstarken erscheinen und der dänischen Landarmee eine numerische Übermacht verschaffen, indem Sie uns die Mittel verweigern, unsere Armee rechtzeitig zu stärken, dann laden Sie eine schwere Verantwortung sowohl vor dem Lande als vor ihren eignen Wählern auf sich.“

Nach Schluß der Debatte über den Adreßentwurf ergriff der Ministerpräsident das Wort noch einmal, um dem Kathederpolitiker Dr. Virchow eine Lektion zu erteilen. Dieser hatte in einer persönlichen Bemerkung gesagt, daß er wünsche, es möge Bismarck gelingen, unter den Diplomaten Europas eine ähnlich anerkannte Stellung zu gewinnen, wie er sie unter seinen Spezialkollegen gefunden habe. Die Mannigfaltigkeit von wechselnden Standpunkten in der Politik Bismarcks sei so groß, daß niemand seine eigentliche Politik definieren könne. „Man kann ihn also auch nicht an einem Punkte angreifen. Man kann nur das angreifen, daß er eigentlich keine Politik hat (Heiterkeit), daß er ohne Kompaß in das Meer der äußern Verwicklungen hinausstürmt (Sehr gut!), daß ihm jedes leitende Prinzip fehlt. Der Herr Ministerpräsident hat auch keine Ahnung von einer nationalen Politik.“ (Heiterkeit.)

Bismarck belehrte den Herrn Professor über das Wesen der Politik, indem er sagte: „Diese Auffassung erklärt sich dadurch, daß dem Auge des unzünftigen Politikers jeder einzelne Schachzug im Spiele wie das Ende der Partie erscheint und dadurch die Täuschung hervorgeht, daß das Ziel wechsle. Die Politik ist keine exakte Wissenschaft; mit der Position, die man vor sich hat, wechselt auch die Benützungsart der Positionen. — Ich erkenne die hohe Bedeutung des Herrn Vorredners in seinem Fache vollkommen an und gebe zu, daß er in dieser Beziehung einen Vorsprung vor mir hat. Wenn aber der Herr Vorredner sich aus seinem Gebiete entfernt und auf mein Feld unzünftig übergeht, so muß ich ihm sagen, daß über Politik sein Urteil ziemlich leicht für mich

wiegt. Ich glaube wirklich, meine Herren, ohne Überhebung, die Dinge verstehe ich besser. (Höhnisches Gelächter.) Der Herr Vorredner hat gesagt, mir fehle das Verständnis für die nationale Politik; ich kann ihm den Vorwurf nur mit Unterdrückung des Epithetons (Beiworts, hier ‚nationale') zurückgeben. Ich finde bei dem Herrn Vorredner Verständnis für Politik überhaupt nicht. Dieses Verständnis ist gewiß auch in andern Ländern nicht weiter verbreitet als bei uns (Unruhe), aber es findet sich in andern Parlamenten doch selten dieser Grad von Entschlossenheit im Bilden und Aussprechen von Ansichten, gepaart mit demselben Maße von Unkenntnis der Dinge, wie bei uns." (Große Heiterkeit.)

Die Adresse wurde hierauf mit zweihundertundsieben gegen hundertundsieben Stimmen angenommen. Als Gegenzug beschloß das Herrenhaus eine Adresse an den König, worin die Politik der Regierung gebilligt und die Bereitwilligkeit ausgesprochen wurde, die zum Kriege gegen Dänemark geforderten Mittel zu gewähren. In der Verhandlung über diese Adresse am 21. Dezember sah sich Bismarck genötigt, abermals einem Politiker von der Katheberzunft eine Vorlesung zu halten. Diesmal war es das Herrenhaus-Mitglied Tellkampf, Professor der Staatswissenschaft und einer der berühmten Göttinger „Sieben", den Bismarck zurechtweisen mußte, nachdem derselbe die Regierung wegen ihres Festhaltens am Londoner Protokoll scharf angegriffen hatte. Bismarck sagte:

„Die Auffassungen des Herrn Vorredners von der europäischen Politik erinnern an diejenigen eines Bewohners der Ebene, welcher zum erstenmal eine Bergreise macht. Wenn er einen Gipfel vor sich sieht, so scheint ihm nichts leichter, als ihn zu ersteigen. Er glaubt nicht einmal eines Führers zu bedürfen, denn der Berg liegt unmittelbar vor ihm, und der Weg dorthin ist anscheinend ohne Hindernis. Macht er sich nun auf den Weg, so stößt er bald auf Schluchten und Abhänge über welche die beste Rede nicht hinweg hilft. (Bravo, sehr gut.) Der Herr Vorredner beruhigte uns über solche Hindernisse auf politischem Gebiete mit Worten wie: Es ist bekannt, daß Rußland augenblicklich nichts leisten kann; es ist nicht ersichtlich, wie England hindernd auf-

treten sollte; England weiß wohl, daß sein Interesse ihm Frieden empfiehlt; Frankreich endlich wird nicht gegen sein Prinzip der Nationalitäten handeln. Wenn wir diesen Versicherungen nun Glauben schenken wollten und dann im Vertrauen auf solche Versicherungen Preußen in eine isolierte und schließlich demütigende Lage brächten, könnten wir uns dann damit entschuldigen, daß wir sagten: ‚Ja, wir haben die Gefahr wohl vorausgesehen, aber im Vertrauen auf den Herrn Redner haben wir gehandelt, indem wir dachten, er würde es besser wissen.' (Heiterkeit. Sehr gut.) Wir verlangen bei uns für jede amtliche Funktion, z. B. für die Justiz, ja für den Dienst des Unteroffiziers und jeden andern, Prüfungen, praktische Vorbildung, schwere Examina, aber die hohe Politik — die kann jeder treiben, zu der fühlt sich jeder berufen. — Es ist ein gefährlicher Irrtum, aber heute weit verbreitet, daß in der Politik dasjenige, was kein Verstand der Verständigen sieht, dem politischen Dilettanten durch naive Intuition (Ahnungsvermögen) offenbar wird. (Lebhaftes Bravo.)

In heftiger Erregung erwiderte Professor Tellkampf; „Mein ganzes Leben als Professor der Staatswissenschaft ist dem Studium der Politik gewidmet, und ich möchte den Herrn Ministerpäsidenten fragen, ob er glaubt, daß er als er als Deichhauptmann die politische Karriere begann, mehr von der Staatswissenschaft wußte als ein Professor dieser Wissenschaft?"

Darauf sagte Bismarck:

„Ich bestreite die Vertrautheit des Herrn Vorredners mit politischen Theorieen in keiner Weise. Er hat sich aber aus dem Gebiete der Theorieen in das der Praxis begeben. Das sind eben Dinge, von denen ich glaube, daß ich sie besser kennen muß. Wenn der Herr Redner nur ein einziges Jahr in der praktischen Politik, etwa als vortragender Rat im auswärtigen Ministerium, gearbeitet hätte, so würde er solche Dinge nicht ausgesprochen haben, und sein Rat würde für mich allerdings von mehr Wert sein, als wenn er noch viel länger auf dem Katheder als Professor thätig gewesen wäre. (Bravo. Sehr gut!)

Die unzünftigen Politiker ließen sich durch Bismarcks ebenso eindringliche wie tief begründete Mahnungen nicht zu besserer Einsicht bekehren. Im blinden Vorurteil befangen, verharrten sie trotzig in ihrem Widerstande gegen die Politik der Regierung, eine Politik, wie sie weiser und thatkräftiger niemals geführt worden ist. Nicht bloß die Zügel der preußischen Staatsleitung hielt Bismarck in seiner sichern, starken Hand, sondern er leitete zu jener Zeit auch vollständig die Politik Österreichs mit erstaunlichem Geschicke dem einen großen Ziele, der Befreiung Schleswig-Holsteins, der nationalen Wiedergeburt des Reiches entgegen. Freilich konnte er die geheimen Fäden seiner genialen Pläne nicht öffentlich darlegen, ohne das Gelingen derselben zu gefährden. Dies zu erwägen und danach zu handeln, dazu fehlte der liberalen Mehrheit der Volksvertretung eben das Vertrauen und die nötige Einsicht. Selbst die Antwort des milden, ehrwürdigen Königs Wilhelm, in wie klaren, überzeugenden Worten sie auch ausgedrückt war, vermochte die Meinung der Gegner nicht zu beeinflussen.

Die Antwort des Königs, von sämtlichen Ministern gegengezeichnet, wurde am letzten Tage des Jahres 1863 in der Kammer verlesen. Der König wahrte darin nachdrücklich sein verfassungsmäßiges Recht, die auswärtige Politik zu bestimmen; es sei wohl seine Pflicht, hieß es darin, die Ehre und die Interessen Preußens dem Auslande gegenüber zu vertreten und zu schützen; er wisse aber auch, daß er die Frage, wann er sein Volk, auf dessen Hingabe er sich stützen müsse, zum Kampfe aufzurufen und Gut und Blut von seiner Opferbereitschaft zu fordern habe, mit landesväterlicher Sorgfalt erwägen müsse.

„Das Haus der Abgeordneten kann überzeugt sein, daß die Richtung, in welcher Meine Regierung die auswärtige Politik geführt hat, das Ergebnis Meiner reiflich erwogenen Entschließungen ist. Ich habe die letzteren gefaßt mit Rücksicht auf die von Preußen geschlossenen Verträge, auf die Gesamtlage Europas und auf unsre Stellung in derselben, aber zugleich mit dem festen Willen, das deutsche Recht in den Herzogtümern zu wahren und für die berechtigten Ziele, welche Preußen zu erstreben hat, erforderlichenfalls mit den Waffen in der Hand einzustehen. In welcher Form und zu

welchem Zeitpunkte jedes einzelne zur Erreichung dieser zum Ziele führenden Mittel zur Anwendung zu bringen sein wird, darüber kann die Mir verfassungsmäßig zustehende Entscheidung nur von Mir selbst getroffen werden. Bei derselben werde Ich Mich von dem unwandelbaren Entschlusse leiten lassen, die Sache der Herzogtümer so zu führen, wie es Preußens und Deutschlands würdig ist."

Nach der dringlichen Mahnung an das Abgeordnetenhaus, die erforderlichen Mittel zu bewilligen, heißt es zum Schlusse: „Ich würde es nicht verstehen, wenn dasselbe Haus, welches Meine Regierung so lebhaft zur Aktion drängt, in dem Augenblicke und auf dem Felde, wo diese Aktion eintreten kann und muß, die Mittel zu derselben versagte. Ich würde es um so weniger verstehen, als Meine Gesinnung und Mein Wort dafür bürgen, daß die Mittel, welche Ich zum Schutze des Rechts und der Ehre des Landes fordere, auch diesem Zwecke entsprechend verwandt werden."

Wenn der Wortlaut der Antwort auf die Adresse auch den Stempel Bismarckschen Geistes trug, so war jeder Satz darin doch dem Könige aus dem Herzen gesprochen. Willig war er, zur Überzeugung gelangt, dem Rate seines Ministerpräsidenten gefolgt und hatte seine Schritte, allen andern Einflüssen zum Trotze, auch in dieser Frage gebilligt. Der Sache des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg, der an dem Kronprinzen einen eifrigen Fürsprecher hatte, war er anfangs von Herzen zugethan gewesen; das herausfordernde Auftreten desselben hatte seine Sympathie aber bald in das Gegenteil gewandelt. Hatte sich doch der Augustenburger hinreißen lassen, die Hilfe des Kaisers Napoleon anzurufen, freilich ohne Erfolg. Diesen Schritt hat der König Wilhelm dem Erbprinzen nur sehr schwer verziehen.

Das Haus der Abgeordneten beharrte bei seiner Weigerung. Preußen und Oesterreich stellten am 16. Januar 1864 ihr Ultimatum an Dänemark, die Novemberverfassung binnen 48 Stunden zurückzunehmen, und die Regierung in Kopenhagen sandte am 18. desselben Monats die ablehnende Antwort. Schon standen die preußischen Streiter zum Abmarsch nach Schleswig-Holstein bereit, schon zogen die österreichischen Waffengefährten durch Schlesien dem Norden zu, und das Abgeordnetenhaus

verhandelte noch immer über Bewilligung oder Ablehnung der Mittel zur Kriegsführung. Am 21. und 22. Januar fand die endgiltige Verhandlung darüber statt. In tiefer Verstimmung betrat Bismarck am 21. Januar den Sitzungssaal.

Schon in den Kommissionsberatungen hatte er nochmals, so weit es die politische Klugheit eben zuließ, seine Politik klargelegt und schließlich gesagt: „Wir haben zu Ihnen nach wie vor das Vertrauen, daß Sie uns diese Mittel, die wir so notwendig bedürfen, daß wir sie nehmen müssen, wo wir sie bekommen, auf verfassungsmäßigem Wege gänzlich zustellen werden.“

Es kam im „Hause der Phrasen“ noch einmal zu heftigen Wortkämpfen. Während draußen auf dem Boden der umstrittenen Bruderlande schon die ehernen Würfel des Krieges rollten, faßten die Vertreter des preußischen Volks Entschließungen, womit sie der kampfbereiten Regierung in den erhobenen Arm zu fallen suchten. Eine von Schulze-Delitzsch und Carlowitz verfaßte Resolution legte feierlich Verwahrung ein gegen das Vorgehen Preußens und Österreichs und erklärte, daß das Abgeordnetenhaus mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln diesem Vorgehen entgegentreten werde. Der Abgeordnete Aßmann verstieg sich in der Bekämpfung der Politik Bismarcks sogar zu dem Satze: „Mag der ganze Plan desselben tief und höchst genial angelegt sein, mag das letzte Ziel desselben ein gewaltiges sein, für uns steht vorläufig fest, daß Herr von Bismarck dem deutsch-patriotischen Streben der Mittelstaaten entgegenarbeitet, und unsre Ansicht von seiner Gesinnung wie von seiner Befähigung giebt uns keinen Anhalt, der weiteren Entwicklung seiner Aktion mit Befriedigung entgegenzusehen. Mag Deutschland wissen, daß wir in dieser Frage zu ihm und nicht zu unserm Ministerium stehen, daß das preußische Volk nichts mit der Politik dieses Ministeriums gemein hat, und daß wir alle uns zu Gebote stehenden Mittel anwenden werden, diese verwerfliche Politik zu vereiteln. Geben wir dieser Verwahrung und Lossagung die erste praktische Folge durch Verwerfung der Anleihevorlage!“

Der weise Professor Virchow sagte: „Die von dem Ministerpräsidenten vertretene Politik schädigt in gewaltthätiger und verderblicher

Weise die heiligsten Interessen Preußens und Deutschlands. Als er in sein Amt eintrat, da hatte er noch gewisse Vorstellungen von persönlicher Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Er ist aber nicht mehr der Mann, wie er hier eingetreten ist mit dem Gefühl, er werde durch eine energische auswärtige Politik etwas ausrichten. Nein, meine Herren, er ist jetzt dem Bösen verfallen (Heiterkeit) und er wird von ihm nicht wieder loskommen (Große andauernde Heiterkeit).

Bismarck entgegnete darauf:

„Der Herr Vorredner kam auf den Umstand, daß ich meine politische Stellung seit meinem Eintritt ins Ministerium wesentlich geändert, daß ich sie nach rechts hinübergerückt habe. Wenn das in dem Sinne zuträfe, und wenn ich bei seiner Auffassung dem ‚Bösen‘, dem ich verfallen wäre, stehen bleibe, so glaube ich ihm meine Gedanken von seinem Standpunkte aus mundgerecht zu machen, wenn ich sage, ich habe nach dem Satze gehandelt: ‚Flectore si nequeo superos, Acheronta movebo!‘.*) Ich habe, als ich herkam, allerdings die Hoffnung gehegt, daß ich noch bei andern als bei mir die Neigung finden könnte, den Parteistandpunkt unter Umständen dem allgemeinen vaterländischen Interesse zu opfern. Ich will nicht näher hervorheben, inwieweit und bei wem ich mich darin getäuscht habe; getäuscht aber habe ich mich, und natürlich wirkt das auf meine politische Stellung und Beziehungen ein.“

Am folgenden Tage wurde die Redeschlacht fortgesetzt. Schulze-Delitzsch warf der Regierung vor, daß sie deutsche Interessen nicht kenne. Darauf erwiderte Bismarck:

„Es muß ein eigentlicher Zauber in diesem Worte ‚deutsch‘ liegen. Man sieht, daß jeder das Wort für sich zu gewinnen sucht und jeder das ‚deutsch‘ nennt, was ihm nützt und seinem Parteistandpunkt Vorteil bringt und damit nach Bedürfnis wechselt. So kommt es, daß man in manchen Zeiten ‚deutsch‘ nennt, gegen den Bund sich aufzulegen, in andern Zeiten das für ‚deutsch‘ gilt, für den fortschrittlich gewordenen Bund Partei zu nehmen. So kann es leicht geschehen, daß uns vorgeworfen wird, wir wollten von Deutschland nichts wissen aus Privat-

*) Berühmter Vers aus Virgils „Aeneis“: „Kann ich die Götter nicht erweichen, so will ich die Hölle in Bewegung setzen!“

interessen. Ich kann diesen Vorwurf Ihnen mit vollem Rechte zurückgeben. — Der Hauptgrund, weshalb Sie die Anleihe ablehnen werden, ist der Mangel an Vertrauen zu dem jetzigen Ministerium; das ist der Brennpunkt Ihrer ganzen Beweisführung. — Wenn man Ihr Vertrauen erwerben soll, so muß man sich Ihnen in einer Weise hingeben, wie es für die Minister des Königs von Preußen nicht möglich ist. Wir würden dann nicht königliche Minister, wir würden Parlamentsminister, wir würden Ihre Minister sein; dazu, das hoffe ich, werden wir nicht kommen. Der Volksgeist Preußens ist durch und durch monarchisch, Gott sei Dank! und dabei wird es auch trotz Ihrer Aufklärung, die ich Verwirrung der Begriffe nenne, bleiben. Indem Sie dahin streben, Preußen unter eine Bundesmehrheit zu mediatisieren, thun Sie, was Sie uns toto die (alle Tage) vorwerfen. Sie setzen den Parteistandpunkt über die Interessen des Landes. Sie sagen: ‚Preußen mag bestehen, wie wir es wollen, oder wenn nicht, so mag es zu Grunde gehen!‘ — Sie kommen mir vor, wie Archimedes mit seinem Zirkel, der nicht merkte, daß die Stadt erobert war.

„Meine Herren, fühlte das preußische Volk wie Sie, so müßte man einfach sagen, der preußische Staat habe sich überlebt und die Zeit sei gekommen, wo er andern historischen Gebilden Platz zu machen habe. So weit sind wir aber noch nicht. Ich erinnere Sie an eine Anekdote, die in frühern Zeiten bei der Grundsteuerverhandlung in diesen Räumen häufig zitiert wurde. Es ist das Schreiben König Friedrich Wilhelms I. an ein Mitglied der ostpreußischen Stände bei Einführung der Grundsteuer; er sagte darin: ‚Was ich ruiniere, das ist das nie pozwalam*) der Junker; ich etabliere die souveraineté comme un rocher de bronce**). Der rocher de bronce steht noch heute fest; er bildet das Fundament der preußischen Geschichte, des preußischen Ruhmes, der preußischen Großmacht und des verfassungsmäßigen Königtums. Diesen ehernen Felsen werden Sie nicht zu erschüttern vermögen durch Ihren National-

*) „Ich bewillige nicht.“ Das „Liberum Veto“, durch welches die Mitglieder des polnischen Reichstags die Ausführung eines Beschlusses vereiteln konnten.

**) Ich stelle die königliche Machtvollkommenheit wie einen ehernen Felsen hin.

verein, durch Ihre Resolution und durch Ihr liberum Veto!" (Bravo! rechts. Zischen links.)

Mit welchen Waffen die Gegner kämpften, zeigte so recht folgender Vorgang in derselben Sitzung: Der altliberale Abgeordnete Graf Schwerin-Putzlar hatte der Regierung u. a. als Motiv ihrer Handlungsweise die Furcht vor der Demokratie und dem Auslande untergeschoben. Darauf erwiderte Bismarck:

„Ich glaube, der Herrr Vorredner kennt mich lange genug, um zu wissen, daß ich Furcht vor der Demokratie nicht kenne. Hätte ich diese, so stände ich nicht an diesem Platze oder würde das Spiel verloren geben."

Darob entstand große Bewegung. „Ein Spiel! Ein Spiel!" ertönte es in lauten Rufen durch den Saal.

Bismarck aber fuhr fort:

„Ich lasse mich auf Worte nicht ein; rechten Sie nicht über Ausdrücke, rechten Sie über die Sache! — Ich fürchte diesen Gegner nicht, ich hoffe sicher, ihn zu besiegen. (Rufe: ‚Oho!') Ich glaube, das Gefühl, daß es so kommen werde, ist Ihnen nicht mehr ganz fern. (Heiterkeit.)"

Die Forderung wurde mit zweihundertfünfundsiebzig gegen einundfünfzig Stimmen abgelehnt. Drei Tage nach der Abstimmung wurde der Landtag geschlossen, ohne daß ein Haushaltungsgesetz zu stande gekommen oder die Mittel zum Kriege bewilligt worden wären. Glücklicherweise war Preußen durch seine geordneten Finanzen in der Lage, auch ohne die verweigerte Kriegsanleihe den Krieg führen zu können.

Die Kammerverhandlungen schwiegen; es sprachen jetzt die Waffen. In freudiger Begeisterung zogen die preußischen Kriegsscharen gen Norden. Sie kümmerten sich wenig um den Zank der Parteien wegen der Augustenburger oder Glücksburger Erbfolge; für sie gab es keinen Streit über „Exekution" oder „Okkupation". Sie folgten dem Rufe ihres Königs, dessen Weisheit sie das Vertrauen schenkten, die Sache der schleswig-holsteinischen Brüder zu ihrem Wohle, zu Preußens und Deutschlands Ehre zu führen, die alte Schuld von 1850 zu sühnen. Das verbündete Heer, welches zum Kampfe gegen Dänemark bestimmt

war, betrug in seiner Gesamtstärke 56323 Mann: preußischerseits waren zu der Ehre, für Schleswig-Holsteins Befreiung zu kämpfen, das Westfälische, das Brandenburgische Armeekorps und die Gardedivision auserwählt worden. In der letztern befanden sich auch Regimenter, welche durch die Heeresorganisation neugebildet worden waren. So gab es für die preußischen Krieger noch einen besondern Kampfpreis: die Recht-



General-Feldmarschall von Wrangel.

fertigung des unter so heftigem Streite durchgeführten Werkes der Heeresreform.

Den Oberbefehl über das Heer der Verbündeten erhielt der greise General-Feldmarschall von Wrangel; die einzelnen Armeekorps führten preußischerseits der Prinz Friedrich Karl, österreichischerseits der Feldmarschall-Leutnant von Gablenz. Als Zeichen der Waffenbrüderschaft trugen die Krieger eine weiße Binde um den linken Oberarm, dasselbe Zeichen, welches die Kämpfer in den Freiheitskriegen einst getragen

hatten. Am 28. Januar standen die deutschen Heere im Norden Holsteins, vier Meilen von der schleswigschen Grenze. Nachdem die Dänen aufgefordert worden waren, das Herzogtum Schleswig zu räumen, und der dänische Oberfeldherr de Meza die ablehnende Antwort erteilt hatte, gab Vater Wrangel den Befehl zum Überschreiten der Grenze durch das kurze, aber inhaltsschwere Wort: „In Gottes Namen drauf!" Am 1. Februar rückten die Verbündeten in Schleswig ein, um auf der Siegesstraße weiter zu marschieren, welche ihnen der von dem preußischen Generalstabschef General von Moltke ausgearbeitete Kriegsplan vorzeichnete.

Bismarck war mit hohem Interesse den militärischen Vorbereitungen zum Kriege gefolgt. Ja, mit großer Spannung hatte er beobachtet, wie der preußische Heeresapparat, von dessen pünktlichem und erfolgreichem Eingreifen nur das weitere Gelingen seiner staatsmännischen Pläne abhing, in Bewegung gesetzt worden. Am 12. Januar schrieb er an seinen Freund Roon:

„Ich habe plötzlich Angst, daß das Eis zu früh schmilzt, und daß die Österreicher, wenn ihre Truppen wirklich, wie sie behaupten, jeden Tag aufbrechen können und ihnen vielleicht mehr Eisenbahnmaterial zu Gebote steht als uns, früher als wir an der Eider eintreffen könnten. Das würde Seiner Majestät unangenehm sein. Oder sind vielleicht die Anordnungen schon getroffen. Dann habe ich nichts gesagt und revoziere diese Tinte."

Bismarck konnte alsbald beruhigt werden, die Kriegsmaschine war auf das vollkommenste montiert, sie bewährte sich unter den Händen des Meisters Roon auf das beste. Desgleichen waren die Bahnen und Gleise mit genialem Scharfsinn und fachmännischer Sicherheit angelegt. Die beiden Männer, welche neben Bismarck an der Reorganisation des preußischen Heeres mit ihrer ganzen Kraft thätig gewesen waren, Roon und Moltke, hatten hier Gelegenheit, ihre ganze Tüchtigkeit, welche später sich so großartig erwies, vor den Augen der Welt zu entfalten. Unter so glücklicheren Vorbedingungen hatten sich Preußens Adler kaum jemals zu einem Siegesfluge erhoben. Wie Bismarck sicher darauf bauen konnte, daß das Schwert nicht verdarb, was seine Feder bisher so geschickt geleitet, so konnten umgekehrt die Leiter der Waffen das

größte Vertrauen hegen, daß ihre Thaten dem Vaterlande im vollen Maße zum Heile gereichen würden.

Wäre Moltkes genialer Kriegsplan, der darauf hinauslief, die feste Stellung der Danewerke zu umgehen und so das gesamte Landheer



Prinz Friedrich Karl von Preußen.

der Dänen zu umschließen und zu vernichten, nicht durch einen eigenmächtigen Streich Wrangels durchbrochen worden, so wäre der Krieg vielleicht in wenigen Tagen entschieden worden. Anstatt, wie Moltkes Plan es vorschrieb, den rechten Flügel des Heeres unter Prinz Friedrich Karl die untere Schlei auf dem östlichsten Punkte, bei Levensau, über=

schreiten zu lassen, gab Wrangel den Befehl zum Übergange über den Fluß bei dem stark befestigten Missunde, wodurch die Dänen Zeit gewannen, die Danewerke zu räumen und sich nach Düppel zu aus der beabsichtigten Umgarnung zu ziehen.

Auch noch in andern Dingen machte des alten Feldmarschalls Eigensinn und Unbesonnenheit den leitenden Männern mancherlei Querstriche. So sah sich Bismarck genötigt, am selben Tage, als der Kampf begann, am 1. Februar, an Roon folgenden Brief zu schreiben: „Wrangel muß meines Erachtens schleunig angewiesen werden, die zwischen Holstein und Schleswig streitigen Teile, welche die Sachsen nicht besetzt haben, für uns festzuhalten, insbesondere Kronwerk und Bahnhof bei Rendsburg. — Diese Örtlichkeiten sind für uns militärisch wichtig, und wir wissen nicht, ob wir mit den Sachsen auf dem Fuße bleiben, daß wir unsere Verbindungen in ihren Händen lassen können. Geht es nicht, daß wir im Besitz der andern holsteinischen Bahnhöfe und namentlich in dem von Kiel bleiben? — Ist es denn wahr, daß Wrangel seine Truppen ‚Armee von Schleswig-Holstein' tituliert? Das wäre politisch ganz unzulässig und eine nutzlose Herausforderung der fremden Mächte."

Auch hierin konnte Roon dem Freunde beruhigende Nachricht geben. Übrigens hatten die andern Heerführer, und besonders der Kronprinz, der im Hauptquartier den Feldzug mitmachte, ein wachsames Auge auf den alten Wrangel, so daß er verhängnisvolle Fehler nicht mehr machen konnte, bis er schließlich gänzlich kaltgestellt wurde.

So nahmen die Kriegsereignisse fast genau den von Moltke vorgezeichneten Verlauf. Napoleon hatte gemeint, daß die Einnahme der festen Danewerke mindestens zwei Jahre in Anspruch nehmen werde. Doch nach wenigen Tagen war dies Werk vollbracht; Bismarcks Bundesgenosse, der Winter, hatte den Verbündeten überall glänzende Brücken über die Flüsse, Sümpfe und Meeresarme, die sonst die Zugänge sperrten, gebaut. Vor dem Andringen der verbündeten Heere zogen sich die Dänen, nachdem sie der von Moltke geplanten eisernen Umarmung im Danewerk ausgewichen, in die festen Verschanzungen von Düppel zurück. Hier leistete das dänische Heer hartnäckigen Widerstand, allein vergebens. Nach einer harten und langwierigen Belagerungsarbeit wurden am

18. April die berühmten, für fast uneinnehmbar gehaltenen Düppeler Schanzen durch die über alle Maßen tapfern preußischen Sturmkolonnen siegreich genommen, nachdem auch Jütland trotz des Einspruchs der Dänenfreunde besetzt worden war. Mit Staunen und Bewunderung vernahm man überall die Siegeskunde von Düppel.

Eine große Waffenthat der verbündeten Heere hatte Bismarck abwarten wollen, ehe er dem Rufe zu einer Friedenskonferenz, die England eifrig betrieb, folgte. Jetzt vermochte er bei der Verhandlung das wuchtige Schwert Preußens erfolgreich mit in die Wagschale zu werfen, und so setzte er dem Zusammentritte der vorgeschlagenen Konferenz kein Hindernis mehr entgegen.

Den Verhandlungen der am 20. April in London zusammentretenden Konferenz mochte selbst mancher deutsche Vaterlandsfreund, der da nicht zu den kurzsichtigen, engherzigen Gegnern Bismarcks gehörte mit Zagen entgegensehen. War doch die allgemeine Lage verwirrt genug, um die Befürchtung zu erwecken, daß trotz des geopferten Blutes der tapfern preußischen und österreichischen Krieger die Herzogtümer den Dänen abermals ausgeliefert werden könnten. Am meisten gewann die Sorge im Herzen der Schleswig-Holsteiner Raum, daß nun die Arbeit der Diplomatenfedern in London wieder verderben werde, was das Heldenschwert der Verbündeten auf dem blutigen Felde gewonnen hatte. Bald aber wurden bei allen, die da Augen hatten zu sehen und sehen wollten, die bangen Zweifel zerstreut. Am 21. April, noch ehe die Verhandlungen der Konferenz begonnen hatten, erschien König Wilhelm, begleitet von seinem eisenfesten Staatsmanne Otto von Bismarck, in den meerumschlungenen Landen, um seine braven Düppelstürmer in eigner Person zu begrüßen. Noch am selben Tage zogen die Sturmkolonnen in derselben Ausrüstung wie am Tage von Düppel, die Mützen mit frühlingsgrünen Reisern geschmückt, im Paradeschritt an ihrem Kriegsherrn vorüber. Die dankbaren Bewohner der befreiten Lande empfingen den milden, ehrwürdigen Herrscher an allen Orten mit lautem Jubel, und er gab ihnen sein Königswort, daß sie nun für immer gegen Dänemarks rechtswidrigen Übermut geschützt werden sollten. In treffenden Worten brachte der holsteinische

Dichter Klaus Groth die Bedeutung der Reise König Wilhelms zum Ausdruck:

„Du kamst wie Sturm und Wetter in Deinem tapfern Heer,
Jetzt kommst Du, der Erretter, als Friedensbringer selber her.
Einst trat ein nordischer Riese den Fuß in diese Flur,
Jetzt tragen Feld und Wiese für immer Deine Königsspur."

Getrosten Herzens vermochte es Preußens Herrscher, sein Königswort zu verpfänden. Sein Heer hatte bewiesen, daß es allen Anforderungen, den höchsten Aufgaben gewachsen sei, und an seiner Seite stand ein Mann, dessen geniale Staatskunst der Kriegskunst des Heeres durchaus ebenbürtig war. Seiner weisen Leitung der Politik war es zu danken, daß Preußen unter günstigen Aussichten in die Verhandlungen der Londoner Konferenz eintrat. Die freundlichen Beziehungen Rußlands und Frankreichs, welche Bismarck für Preußen gewonnen hatte, kamen ihm jetzt zu statten. Die Staatsleiter dieser beiden Großmächte erkannten rückhaltslos das Recht der Schleswig-Holsteiner an, wie sie es offen aussprachen, daß die Dänen durch ihren hartnäckigen Trotz ihrer Sache selbst auf das ärgste geschadet hätten. Der französische Gesandte Graf Clermont-Tonnerre berichtete nach dem Empfange König Wilhelms in Schleswig seiner Regierung, daß es schlechterdings unmöglich wäre, die Herzogtümer mit Dänemark verbunden zu erhalten. Dies war auch die Meinung Kaiser Napoleons und seines leitenden Ministers Drouyn de Lhuys. Der Kaiser besonders war bestrebt, sich bei dieser Gelegenheit Preußen immer fester zu verbünden, freilich nicht ganz ohne den Hintergedanken, dabei auch für sich möglichst viel zu gewinnen. Er war es, der in seinen Verhandlungen mit Bismarck zuerst den Gedanken aussprach, daß die verwickelte Frage am besten durch eine Erwerbung der Herzogtümer seitens Preußens gelöst würde; nur müsse die Bevölkerung Schleswig-Holsteins durch eine Abstimmung ihre Genehmigung dazu erteilen. Die Herstellung der alten Vereinigung mit der Krone Dänemarks, der Personalunion, jenes „mittelalterlichen Bastardprojektes", wie er sich ausdrückte, dürfe von der Konferenz ebensowenig angenommen werden, wie die Begründung eines neuen deutschen Kleinstaates, was durchaus nicht in Preußens Interesse läge. Aller-

dings fügte er hinzu, daß er mit solcher deutschfreundlichen Gesinnung in ganz Frankreich allein dastehe. Gleich nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen sandte er ein Glückwunschtelegramm an König Wilhelm. Der Leiter der russischen Politik, Fürst Gortschakoff, versicherte dem preußischen Gesandten in Petersburg, daß sich der Kaiser wegen der schleswig-holsteinischen Frage mit Preußen nie entzweien werde. Diese Erklärung hielt den russischen Staatsmann allerdings nicht ab, den dänenfreundlichen Baron Brunnow, der mit Lord Palmerston im Jahre 1852 das berüchtigte Londoner Protokoll verfaßt hatte, mit unbedingter Vollmacht zu der Konferenz nach London zu entsenden. In England waren die Meinungen der Staatslenker geteilt. Lord Palmerston stand mit seinem ganzen Herzen auf Seiten der Dänen und machte seinen bedeutenden Einfluß in diesem Sinne in weiten Kreisen geltend, während andere, selbst die Königin Viktoria, überzeugt waren, daß nach den letzten Vorgängen die Erhaltung Schleswig-Holsteins bei Dänemark ungerecht und unpolitisch sei, und das Eintreten dafür den englischen Traditionen nicht entspreche. König Leopold von Belgien sprach sich ebenfalls zu gunsten der Herzogtümer aus, indem er meinte, diese Lande und Dänemark zusammenzuhalten, werde ebenso unmöglich sein, wie es bei Belgien und Holland der Fall gewesen sei. Das Ziel der österreichischen Politik war die Erhaltung des dänischen Gesamtstaats unter Wiederherstellung des alten Verhältnisses der Herzogtümer zu Dänemark gewesen. Nach den jüngsten Ereignissen in Schleswig aber sah man sich auch hier genötigt, diesen Gedanken aufzugeben. Die deutschen Bundesstaaten endlich verharrten auf ihrem alten Standpunkt. Mit den liberalen Elementen des deutschen Volks teilten die deutschen Regierungen das Mißtrauen gegen die verbündeten Großmächte, meinend, daß dieselben trotz der Kriegsopfer und trotz des in Schleswig verpfändeten Königsworts die Herzogtümer wieder preisgegeben würden. Der Trieb zu thätigem Widerstande war indessen in den letzten Monaten doch stark gesunken; die Bundesversammlung nahm in der Sitzung vom 14. April mit einem Mehr von zehn gegen sechs Stimmen die von Bismarck vorgeschlagene allgemeine Instruktion für den Bundesvertreter auf der Londoner Konferenz an. Herr von Beust wurde mit der Ehre

bedacht, die Sache des Deutscheu Bundes in London zu führen. Welche Wertschätzung demselben bei den Vertretern der außerdeutschen Mächte zu teil wurde, geht daraus hervor, daß man, als Herr von Beust am festgesetzten Tage, den 20. April, noch nicht in London angekommen war, die Konferenz ohne den Vertreter des Deutschen Bundes eröffnen wollte. Erst auf Bismarcks entschiedenen Einspruch wurde die Eröffnung bis zu Herrn von Beusts Ankunft vertagt.

Am 25. April nahmen die Verhandlungen der Konferenz ihren Anfang. Preußen war auf derselben durch seinen Gesandten in London, Grafen Bernstorff, und den frühern Botschafter in Kopenhagen, Balan, vertreten. Österreich hatte neben dem kaiserlichen Botschafter am englischen Hofe, Grafen Apponyi, den Herrn von Biegeleben entsandt. Die Sache Dänemarks vertraten neben dem gemäßigten Minister Quaade die eifrigen Eiderdänen Baron Bille und Konferenzrat Krieger. Die Beauftragten der übrigen Mächte, Frankreichs, Rußlands, Englands, Schwedens, waren sämtlich von deutschfreundlicher Gesinnung nicht eben sehr beseelt. So herrschte trotz der guten Beziehungen einzelner Regierungen zu Preußen doch allgemein der Wunsch, Dänemark möglichst wenig zu nehmen, den Verbündeten möglichst wenig zu geben.

Es war für den Leiter der preußischen Politik immerhin auch jetzt noch eine schwere Aufgabe, durch alle Strudel und Klippen sicher hindurchzusteuern. Allein dem offenen Rechtsbruche Dänemarks gegenüber gab das gute Recht Preußens den Vertretern desselben in den Verhandlungen eine bedeutende Überlegenheit. Es zeigten sich die Früchte der weisen Staatskunst Bismarcks, mit welcher er sich von vornherein auf den Boden der zurechtbestehenden Verträge gestellt hatte.

Der erste Gegenstand der Verhandlungen war der Abschluß eines Waffenstillstands, den die neutralen Mächte beantragten. Die Verbündeten stellten als Bedingung der Annahme dieses Antrags, daß Dänemark während der Einstellung der Feindseligkeit die Blockade der deutschen Häfen aufhöbe. Nach längerem hartnäckigen Verweigern dieser Forderung mußten die Dänen endlich nachgeben, und so wurde eine Waffenruhe zunächst auf vier Wochen vereinbart. Dann begannen am 12. Mai die Verhandlungen über die Herstellung des Friedens.

Preußens festes und planmäßiges Handeln riß die Vertreter der andern deutschen Mächte mit fort. Einmütig gaben sie dem Antrage Dänemarks gegenüber, die Verträge von 1852 zur Grundlage der Friedensverhandlungen zu machen, die Erklärung ab, daß man jene Verträge als thatsächlich aufgehoben erachte, und Deutschland nunmehr zur Erwägung jeder neuen Vereinbarung bereit sei, welche zu einem festen und dauernden Frieden führen könne, ohne wohlerworbene Rechte zu verletzen.

Die andern Mitglieder der Konferenz waren gespannt, welch ein neues System die Deutschen vorzuschlagen gedächten. Bismarck ließ auf die Aufforderung hierzu zunächst erwidern, daß die deutschen Mächte nicht verpflichtet seien, Vorschläge zu machen. „Unser Zweck," lautete die nächste Erklärung, „ist die rechtliche Sicherstellung der Herzogtümer; nachdem das Experiment von 1852 sich so völlig verfehlt erwiesen hat, sind wir bereit, jeden neuen Vorschlag zu erwägen, aber keineswegs verpflichtet, solche Auskunftsmittel selbst zu erfinden." Bismarck einigte sich über die zu stellenden Forderungen mit den andern deutschen Mächten; Napoleon gab ihm einen neuen Beweis seiner Gunst, indem er einen Versuch Palmerstons, ihn zu einem gemeinsamen feindlichen Vorgehen gegen Preußen zu bewegen, entschieden ablehnte und seine Bevollmächtigten anwies, jedes scharfe Wort gegen Preußen zu vermeiden. Nun hielt es Bismarck für geraten, mit bestimmten Vorschlägen hervorzutreten. In der Sitzung am 17. Mai verlas Graf Bernstorff im Namen der deutschen Mächte die Erklärung: „Es kann ein Friede nur als dauernd erachtet werden, welcher den Herzogtümern feste Garantieen gegen die Wiederkehr des jetzigen Streits gäbe. Diese Gewähr sei einzig zu finden in der vollständigen politischen Unabhängigkeit der durch gemeinsame Einrichtungen verbundenen Herzogtümer." Auf die Frage des dänischen Ministers Quaade, welcher Art die Union der Herzogtümer, wie die Verbindung mit Dänemark gedacht sei? erwiderte Bernstorff, die Union solle eine vollständige sein, während, wer der rechtmäßige Herrscher derselben sei, erst ermittelt werden müsse. Der Däne gab darauf in heftiger Erregung die Gegenerklärung: „Wir müssen den Antrag ablehnen, auch für den Fall, daß die Thronfolge in den Herzogtümern dem König Christian zugedacht würde." Dänemark

verwarf somit die von Österreich erstrebte Verbindung der Herzogtümer mit Dänemark in der Form der Personalunion, noch ehe sie vorgeschlagen worden war.

Dies war Bismarck sehr willkommen. In weiser Mäßigung hatte er seine Forderung gestellt, im ehrlichen Handel nichts vorgeschlagen. Der Widerstand der Dänen machte es ihm möglich, seine Preise zu steigern. Selbst England sah ein, daß die Lösung der Frage auf der betretenen Bahn unmöglich sei, und Biegeleben, der zäheste Vertreter der Personalunion, mußte jetzt eingestehen, daß die Auffindung neuer Wege unerläßlich geworden war. Bismarcks neue Forderung hieß: Vollständige Trennung der Herzogtümer von Dänemark und politische Selbständigkeit derselben unter einem eignen Herrscher. Eine erneute heftige Bewegung im deutschen Volke zu gunsten Schleswig-Holsteins kam ihm jetzt für seine Pläne gut zu statten. Vom Süden Deutschlands aus erging eine Adresse an die Vertreter der Londoner Konferenz, die, mit 1350 Unterschriften deutscher Volksvertreter bedeckt, die Forderung der vollen schleswig-holsteinischen Freiheit stellte; der großdeutsche Reformverein erließ ein Manifest für die Erbfolge Augustenburgs. Vierzigtausend Schleswig-Holsteiner gelobten in Rendsburg feierlich, für die Befreiung ihres Vaterlandes vom Dänenjoch und die Einsetzung Herzog Friedrichs den letzten Blutstropfen einsetzen zu wollen. Daneben ging in den Herzogtümern ein Aufruf an den König von Preußen von Haus zu Haus, Schleswig-Holstein dem preußisch-deutschen Reiche einzuverleiben, während in Preußen einer der hervorragendsten Staatsmänner, der frühere Minister Graf Arnim-Boytzenburg, eine Adresse an den König in Umlauf setzte, mit der Bitte um vollständige Trennung der Herzogtümer von Dänemark, sei es als selbständiger Staat unter Preußens Schutz, sei es als Teil des preußischen Staats selbst. Mit mehr als dreißigtausend Unterschriften bedeckt, konnte die Adresse nach wenigen Tagen dem Könige überreicht werden. An den Urheber dieser Adresse schrieb Bismarck damals jenen denkwürdigen Brief vom 16. Mai 1864, in dem es heißt:

„Je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Rechnen. — Die augenblickliche Lage ist so

geartet, daß es mir zweckdienlich erscheint, gegen das Dänentum auf der Konferenz alle Hunde loszulassen, welche bellen wollen (verzeihen Sie diesen Jägervergleich!). Das gesamte Geläut der Meute wirkt dahin zusammen, daß die Unterwerfung der Herzogtümer unter Dänemark den Ausländern unmöglich erscheint, und daß letztere genötigt werden, Programme in Betracht zu ziehen, welche die preußische Regierung ihnen nicht bringen kann. — Die Herzogtümer haben sich bisher an die Rolle des Geburtstagskindes in der deutschen Familie und an den Gedanken gewöhnt, daß wir uns auf dem Altar ihrer Partikularinteressen willig zu opfern und für jeden einzelnen Deutschen im Norden von Schleswig die Existenz Preußens einzusetzen haben. Diesem Schwindel namentlich wird die Adresse entgegenwirken. — Sie sehen daraus, wie ich nach Menschenwitz die Sache auffasse; im übrigen steigert sich bei mir das Gefühl des Dankes für Gottes bisherigen Beistand zu dem Vertrauen, daß der Herr auch unsere Irrtümer zu unserem Besten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich zu heilsamer Demütigung. — Zur Beleuchtung der Situation bemerke ich noch schließlich, daß mir die preußische Annexion nicht der oberste und notwendige Zweck ist, wohl aber das angenehmste Resultat."

Nachdem das „mittelalterliche Bastardprojekt" der Personalunion gefallen war, schien es Österreich zweckmäßig, sich der allgemeinen deutschen Volksbewegung anzuschließen und für die Anerkennung des Augustenburgers einzutreten. Versprach dies doch am meisten den Erfolg, Preußens kühnes Vordringen, das den Wiener Staatsmännern immer unbequemer wurde, zu mäßigen. Auch schien es für die Zukunft nicht übel zu sein, wenn im deutschen Norden ein neuer Kleinstaat entstünde, dessen Stimme im Bunde unter Umständen gegen Preußen mit verwendet werden könne. Auf alle Fälle sah man Schleswig-Holstein lieber augustenburgisch als preußisch werden.

Bismarck war inzwischen auch zu einem andern Standpunkt gelangt. Die von Napoleon angeregte Durchführung des Nationalitätsprinzips, nach welchem die Bevölkerung der Herzogtümer ihr Schicksal durch freie Abstimmung selbst entscheiden sollte, schien ihm eine gute Lösung der Verwicklungen. „Dadurch wird allerdings die Kandidatur des Augusten-

burgers in den Vordergrund gerückt," schrieb er an den preußischen Gesandten in Wien, Grafen v. d. Goltz, „wir sind ihr aber nicht entgegen, wenn sich damit für die deutsche Sache annehmbare Bedingungen erreichen lassen." Er hatte darum gegen die Einsetzung des Erbprinzen nichts mehr einzuwenden, wenn derselbe gewisse Bedingungen, die Preußen im Interesse seiner Selbsterhaltung zu stellen habe, anzunehmen bereit sei. Da der große Zweck des Kampfes, Befreiung der Herzogtümer, nunmehr durch eine Erhebung des Augustenburgers gefördert werden konnte, so trug Bismarck, trotz seiner frühern entgegengesetzten Meinung, kein Bedenken, dieselben in Vorschlag zu bringen. Ist es doch stets eine Eigenart seiner Staatskunst gewesen, in der Verfolgung eines großen Zwecks mit eiserner Festigkeit vorwärtszuschreiten, in der Auswahl der dazu dienenden Mittel aber ebenso vielseitig als beweglich zu sein. Die Verständigung mit Österreich war diesmal leichter als je; es kam Bismarcks Vorschlägen auf mehr denn halbem Wege entgegen. Am 28. Mai stellten die deutschen Vertreter in der Konferenz einen auf die Einsetzung Augustenburgs zielenden Antrag. Um sich inzwischen mit dem Erbprinzen verständigen zu können, setzte Bismarck es durch, daß der Antrag so gefaßt wurde, daß derselbe für Preußen keinerlei bindende Kraft hatte. Er wurde in folgendem äußerst vorsichtigen Wortlaute eingebracht: „Die deutschen Mächte begehren die Konstituierung Schleswig-Holsteins als eines selbständigen Staates unter der Souveränität des Erbprinzen von Augustenburg, da dieser nicht bloß in den Augen Deutschlands die meisten Rechtsansprüche auf die dortige Thronfolge besitzt, so daß seine Anerkennung durch den Bundestag gesichert ist, sondern auch die Stimmen der ungeheuren Mehrheit der dortigen Bevölkerung ohne Zweifel für sich hat." Eine bestimmte Anerkennung der Augustenburger Ansprüche seitens Preußens war in dem Antrage vermieden.

Während die Konferenz über diese Angelegenheit verhandelte, suchte man sich in Berlin mit dem Erbprinzen Friedrich zu verständigen. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm, welcher sich, wie bereits erwähnt, für die Erhebung des ihm persönlich befreundeten Fürsten lebhaft interessierte, hatte bereits im Februar eine Denkschrift verfaßt, welche die

preußischerseits zu stellenden Bedingungen erörterte; dieselben gingen auf folgende Punkte: Erklärung Rendsburgs zur Bundesfestung und Kiels zu einer preußischen Marinestation, Beitritt Schleswig-Holsteins zum Zollverein, Bau eines großen Verbindungskanals zwischen Nord- und Ostsee, dessen Endpunkte unter preußische Beaufsichtigung zu stellen, Einordnung der herzoglichen Truppen in die preußische Armee. Der Erbprinz, welcher bereits Kunde von der zu seinen gunsten eingetretenen Wendung in Wien hatte, zeigte sich den Wünschen Preußens wenig geneigt. In einem Gespräch, das Bismarck am 1. Juni spät abends mit ihm führte, bemerkte er, daß er sich ohne Zustimmung der schleswig-holsteinischen Volksvertretung zu keinerlei Einschränkung seiner Hoheitsrechte verpflichten könne. Man solle, sagte er im Laufe der weitern Verhandlungen, ihn nicht in Paragraphen einschnüren, sondern sein Herz zu gewinnen suchen. „Wir hofften," erwiderte Bismarck, „durch die Vertreibung der Dänen Ihr Herz bereits gewonnen zu haben."

Über diese Unterredung berichtete Bismarck später*) in seiner ergötzlichen Weise folgendes: „Ich nannte ihn zuerst Hoheit und war überhaupt äußerst artig. Als ich ihm aber dann vom Kieler Hafen sprach, den wir brauchten, und er sagte, das könne ja wohl gar eine Quadratmeile betragen, was ich allerdings bejahen mußte, und als er von unsern Forderungen wegen des Militärs auch nichts wissen wollte, nahm ich ein anderes Gesicht an. Ich titulierte ihn Durchlaucht und sagte ihm zuletzt ganz kühl auf plattdeutsch: ‚Dat Küken, dat wi utbrött hebben, känen wi ok den Hals ümdreihn.'" (Dem Küchlein, das wir ausgebrütet haben, können wir auch den Hals umdrehen.)

Eine Unterredung des Augustenburgers mit dem Kronprinzen führte ebenfalls zu keinem Preußen befriedigenden Ergebnis. Die Zeit lag noch fern, in welcher es Preußen, doch unter ganz andern Umständen, gelingen sollte, das Herz Augustenburgs zu gewinnen. Bismarck ließ nunmehr die Sache des Erbprinzen fallen, dessen Ansprüche auch die Mehrheit der andern Konferenzmitglieder nicht anerkennen wollte, sein Schicksal war damit entschieden.

---

*) In einem Tischgespräch während des Feldzuges gegen Frankreich. (Busch, „Graf Bismarck und seine Leute".)

Nachdem darauf eine Verlängerung des Waffenstillstands bis zum 26. Juni von den Kriegführenden vereinbart worden war, stellte England einen Antrag auf Teilung Schleswigs nach den Nationalitäten, über welchen lange hin und her beraten wurde. Man konnte über die Teilungslinie nicht einig werden; die Forderungen, welche Preußen für die Festsetzung der Grenze stellte und behauptete, wurden von den Dänen, die noch immer der Unangreifbarkeit ihrer Inseln vertrauten, zurückgewiesen. Auch über die Vermittlung durch einen Schiedsrichter vermochte man sich nicht zu einigen. So lief, ohne daß die Konferenz zu einem thatsächlichen Ergebnis gekommen wäre, die Frist der Waffenruhe ab, ohne daß sie nochmals verlängert wurde. Damit war die Thätigkeit der Diplomaten für jetzt zu Ende. Am Schlusse der Verhandlungen sagte der englische Vertreter Clarendon zu Bernstorff: „Ihr habt bis jetzt euer Spiel gewonnen; ihr seid als Herren der Lage in die Konferenz eingetreten und habt sie als Herren der Lage verlassen — seht zu, wie lange das dauert!“

Die Entscheidung über diesen letztern Ausspruch sollten schon in den nächsten Tagen die preußischen Waffen geben. Auf dem Kriegsschauplatze waren während der Ruhezeit mancherlei Veränderungen eingetreten. Der alte Vater Wrangel, der seiner großen Aufgabe in keiner Weise gewachsen gewesen war, hatte das Oberkommando an den Prinzen Friedrich Karl abgetreten. Wrangel war mehrmals mit den Weisungen der Berliner Diplomatie in Widerstreit geraten, so daß es zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen war. Als ihm beispielsweise das vorzeitige Einrücken in Jütland von Berlin aus verweigert worden war, hatte er entrüstet an den König telegraphiert, daß die Diplomaten, welche die schönsten Operationen störten, den Galgen verdienten.

Diese Depesche kam, wie Sybel berichtet, amtlich zu Bismarcks Händen, der dafür Vergeltung übte. Als Wrangel nach Berlin zurückkehrte, behandelte Bismarck ihn bei jedem Zusammentreffen — wie Luft. Wrangel fühlte sich durch diese Nichtachtung tief gekränkt; er suchte Bismarck zu versöhnen. Als beide einmal an der königlichen Tafel nebeneinander saßen, wendete er sich mit bittendem Tone an den Minister: „Mein Sohn, kannst du nicht vergessen?“ „Nein!“ war

die Antwort. Wrangel begann nach kurzer Pause wieder: „Mein Sohn, kannst du nicht vergeben?“ „Von ganzem Herzen,“ antwortete nun Bismarck, und beide blieben fortan gute Freunde.

Drei Tage nach Ablauf des Waffenstillstands verbreitete der elektrische Draht die Kunde von einem neuen Siege der preußischen



General Herwarth von Bittenfeld.

Waffen, welcher der Welt noch wunderbarer erschien als die Erstürmung der Düppler Schanzen. In der Morgendämmerung des 29. Juni 1864 führte ein Teil des preußischen Heeres unter dem General Herwarth von Bittenfeld den in den Tagen der Waffenruhe sorgsam vorbereiteten Übergang nach der Insel Alsen aus. Auf winzigen Fischerkähnen überschritten die kühnen Scharen den siebenhundert Meter breiten Alsensund, erstürmten die Uferschanzen und vertrieben nach siegreichem

Kampfe die Dänen von der Insel, dem letzten Stücke schleswigschen Landes, auf dem noch ein Danebrog wehte.

Die Nachricht von dem Falle Alsens, das für völlig uneinnehmbar gehalten worden war, wirkte auf die Dänen geradezu niederschmetternd. Das wohlbegründete Gerücht, Moltke bereite einen Übergang über den Kleinen Belt nach Fünen vor, verbreitete allerorts in Dänemark Angst und Schrecken. Bald hielt man auch einen Besuch der Preußen in Kopenhagen nicht mehr für unmöglich. Der Übermut der hauptstädtischen Bevölkerung wich einer jämmerlichen Verzagtheit. Man drohte den Eiderdänen mit einem Aufruhr. Unter diesen Umständen sah sich der leitende Minister Monrad genötigt, sein Spiel aufzugeben, um so mehr, da keine der befreundeten Mächte Neigung zeigte, um des Eigensinns der Dänen willen das Schwert zu ziehen.

Das Ministerium der eiderdänischen Partei, mit deren Trotz das schlaue England nun seinen Rückzug zu decken suchte, überließ den verfahrenen Staatskarren einem neuen Kabinett, dessen Leitung Bluhme, der Urheber des Londoner Vertrags von 1852, übernahm. Dieser sah keinen andern Ausweg, als in Berlin und Wien um einen neuen Waffenstillstand behufs Einleitung der Friedensverhandlungen zu bitten.

Bismarck hatte mit der Gewährung dieses nur von der Furcht diktierten Bittgesuchs der Dänen, das am 12. Juli an den genannten Höfen eintraf, nicht zu große Eile. Er sorgte dafür, daß den verbündeten Kriegsmächten in ihrem Siegeszuge zu Lande und zur See zunächst kein Einhalt geboten wurde. Am 13. Juli eroberten die Österreicher die Insel Mörs, und am nämlichen Tage brach das preußische Kanonenboot „Blitz“ den Widerstand Kapitän Hammers, der die friesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und Pallworm jahrelang auf das ärgste bedrückt und dann hartnäckig verteidigt hatte. Am 14. Juli nahmen die verbündeten Landheere Skagen ein und ließen die preußischen und österreichischen Banner vereint von der äußersten Spitze Jütlands wehen. Zugleich erteilten die preußischen Heerführer auf Bismarcks Ratschlag Befehl, daß, zum Schrecken der Dänen, bei Fridericia in sehr bemerklicher Weise Vorkehrungen zum Überschreiten des Kleinen Belts getroffen

wurden, die den gefürchteten Besuch der Düppel- und Alsenstürmer auf Fünen in nahe Aussicht stellten.

Inzwischen hatte sich Bismarck mit Österreich über die Grundlagen der bevorstehenden Friedensverhandlungen verständigt. In einem Schreiben an Rechberg bezeichnete er dieselben mit folgenden Worten:

„Meines Erachtens muß König Christian zu gunsten der verbündeten Mächte auf alle Rechte verzichten, welche er südlich der Königsau besessen oder beansprucht hat, und diejenigen endgiltigen Bestimmungen anerkennen, welche von den beiden verbündeten Mächten bezüglich der drei Herzogtümer und der jütischen Enklaven in Schleswig werden getroffen werden."

Rechberg war mit den Vorschlägen Bismarcks einverstanden, und auch der Leiter der russischen Politik, Fürst Gortschakoff, der in jenen Tagen in Karlsbad mit Bismarck behufs einer Unterredung zusammentraf, hatte gegen die zu stellenden Friedensbedingungen nichts einzuwenden; ja er meinte, daß ganz Europa unter den obwaltenden Verhältnissen keinen andern Abschluß des Kriegs erwarten könne.

Nunmehr willigte Bismarck in einen neuen Waffenstillstand für die Zeit vom 20. bis zum 31. Juli. Am 21. desselben Monats reiste er nach Wien ab, um an den dort stattfindenden Verhandlungen über die Friedenspräliminarien teilzunehmen.

Über seine Reise und die Stimmung, in welcher er sich damals befand, schrieb er von Wien aus am 22. Juli seiner Gattin:

„Ich bin gestern früh aus Karlsbad gefahren, zu Wagen bis Prag, von dort heut den Dir bekannten Eisenstrang hierher, leider diesmal nicht, um nach Linz zu schiffen, sondern um mich und andere zu quälen. Ich habe einstweilen niemand als Rechberg gesehen; zwei Stunden im Volksgarten eingeregnet und Musik gehört, von den Leuten betrachtet wie ein Nilpferd für den Zoologischen Garten, wofür ich Trost in gutem Bier suchte. Wie lange ich hier bleibe, sehe ich noch nicht vorher; morgen viele Besuche machen, bei Rechberg auf dem Lande essen, dann womöglich Frieden mit Dänemark schließen und schleunigst nach Gastein in die Berge fliehen. Ich wollte, das alles wäre erst vorüber. Die



Reichskanzler Fürst Gortschakoff.



zwei Reisetage haben mich geistig etwas geruht, aber leiblich bin ich sehr müde und sage Dir gute Nacht!"

Der Abschluß des Friedens sollte freilich so rasch nicht erfolgen, als Bismarck es wünschte. Es bedurfte noch heißer Arbeit und langwieriger Verhandlungen, ehe der Geplagte sich der Ruhe und Erholung hingeben konnte. Zunächst galt es, vor Beginn der Unterhandlungen mit den Dänen unzeitige Gelüste des Herrn von Beust und des Deutschen Bundes zu beschwichtigen. Um an den Friedensverhandlungen teilnehmen zu können, hatte Beust nach seiner Rückkehr von der Londoner Konferenz nämlich den wunderbaren Einfall gehabt, beim Bunde zu beantragen, daß derselbe jetzt, trotzdem der Krieg so gut wie zu Ende war, an Dänemark auch noch schnell ein wenig den Krieg zu erklären. Zwar fiel Beust mit diesem Schöppenstädt-Stücklein selbst in Frankfurt ab, aber doch sah sich Bismarck zu strengem Auftreten genötigt, um die Einmischung des Bundes zu verhindern.

Am 25. Juli begannen die Verhandlungen mit den Dänen, welche auch hier noch in ihrem alten Trotze verharrten, sodaß dem Kampfe mit den Waffen noch ein harter Strauß des Wortes und der Meinung folgen mußte, ehe sich die Besiegten ganz ergaben. Neue Mühe und Arbeit für Bismarck, welcher darüber am 27. an seine Gattin schrieb:

„Ich führe ein arbeitsames Leben; täglich vier Stunden mit zähen Dänen und noch nicht zum Schluß. Bis Sonntag muß es entschieden sein, ob Krieg oder Frieden."

Die gemütlichen Wiener, vor allen Graf Rechberg, sorgten dafür, daß es den vielgeplagten Staatsmännern neben der harten Arbeit auch an Zerstreuung und Erholung nicht mangelte. Eine besondere Freude widerfuhr Bismarck in Wien; er sah seinen alten Freund Motley hier wieder. Dieser war inzwischen von dem Präsidenten Lincoln zum Gesandten der Vereinigten Staaten in Wien ernannt worden; und wie sehr sich Bismarck nach einem Wiedersehen mit dem Freunde gesehnt, hatte er bereits mitten in den diplomatischen Verhandlungen über Schleswig-Holstein, in einem köstlichen Briefe an Motley zum Ausdruck gebracht. Er hatte unter dem 23. Mai 1864 geschrieben:

„Mein teurer Jack, — wo Teufel magst Du sein und was treibst Du, daß Du nie eine Zeile schreibst? Ich schaffe von morgens bis nachts wie ein Neger, und Du hast gar nichts zu thun — und könntest mir ebensogut eine Zeile antippen, als Deine Füße betrachten, die gegen die Wand von Gott weiß welch trauriger Farbe ausgestreckt sind. Ich kann keinen regelmäßigen Briefwechsel unterhalten; ich finde oft in fünf Tagen nicht eine Viertelstunde Zeit zu einem Spaziergange; aber Du träger, alter Kerl, was hindert Dich, an alte Freunde zu denken? Warum kommst Du nie nach Berlin? Es nimmt nicht ein Viertel von einer amerikanischen Ferienreise nach Wien, und meine Frau und ich würden so glücklich sein, Dich noch einmal in diesem trüben Leben zu sehen. Wann kannst und willst Du kommen? Ich schwöre Dir, daß ich mir die Zeit schaffen will, um mit Dir zu unsern alten Studentenwohnungen hinaufzusehen und mit Dir eine Flasche bei Gerolt zu trinken, wo sie Dir einst nicht erlauben wollten, Deine schlanken Beine auf einen Stuhl zu legen. Laß die Politik hängen und komm zu mir! Ich verspreche Dir, daß das Sternenbanner über unserm Hause und unsern Reden schweben, und der beste alte Hochheimer Verdammung schütten soll über die Rebellen. (Im Kriege der Süd- gegen die Nordstaaten der Union.)

„Sei gut! Komm oder schreibe! Dein v. Bismarck."

In Motleys Antwort hieß es: „Mein lieber, alter Bismarck, ich habe nur aus Bescheidenheit noch nicht geschrieben, da ich fürchten muß, Du seiest ganz mit Schleswig-Holstein und andern Kleinigkeiten beschäftigt. Ich finde es nicht besonders schön, daß Du mich immer für einen so trägen Burschen hältst."

Das Wiedersehen von Angesicht zu Angesicht brachte beiden die herzlichste Freude. An seine Gattin schrieb Bismarck unter dem 27. Juli darüber: „Gestern aß ich bei Motley, sehr angenehme Frau, nette Töchter. Wir tranken viel, waren sehr lustig, was ihm bei dem Kummer, den Du kennst, nicht oft passiert. Er ist grau geworden und hat sich die Haare kurz geschnitten."

Der Widerstand der Dänen war dem festen Auftreten Bismarcks gegenüber nicht von langer Dauer. Zwar erklärte der dänische Bevoll-

mächtigte, Minister Quaade, daß die von den Siegern verlangte Abtretung der drei Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg doch zu hart sei, und er in diese Forderung nimmermehr willigen könne; doch Bismarck schnitt die Einwendungen kurzer Hand ab und sagte: Der Londoner Vertrag von 1852, auf den sich der Gegner noch stützt, sei durch die Schuld der Dänen selbst null und nichtig geworden, und damit auch das Thronfolgerecht König Christians IX. in den Herzogtümern verwirkt, und zwar auch ohne Rücksicht auf den Krieg und die deutschen Siege. Die Versuche der Dänen, das Thronfolgerecht ihres Königs dennoch nachzuweisen, wies Bismarck mit dem Bemerken zurück, daß man sich auf juristische Spitzfindigkeiten nicht einlassen könne, zumal da auch nach dem Rechte der Eroberung die Herzogtümer von den Siegern für Deutschland in Anspruch genommen werden müßten. Übrigens bedinge die kurze Dauer der Waffenruhe rasche Entscheidung. Es half den Dänen nun keine Zähigkeit mehr; sie mußten sich endlich in die Abtretung der Herzogtümer fügen.

Längere Verhandlungen entspannen sich noch über die weitern Festsetzungen der Friedensbedingungen. Als übergroße Milde wurde es später von der deutschen Bevölkerung angesehen, daß man bestimmte, die Herzogtümer sollten auch fernerhin für die zu ihren gunsten besonders kontrahierten Schulden vollständig und für die Gesamtschulden Dänemarks nach dem Verhältnis der Einwohnerzahl haftbar bleiben und die Kriegskosten ganz übernehmen. Der Forderung, daß Jütland bis zum endgiltigen Abschluß des Friedens von den Siegern besetzt und unter deutscher Zivilverwaltung bleiben sollte, widersetzten sich die dänischen Bevollmächtigten abermals mit aller Hartnäckigkeit, doch als nun selbst der milde Graf Rechberg die Drohung aussprach, daß andernfalls am 1. August der Krieg von neuem beginnen würde, willigten die Dänen auch in diese Bedingung. Damit wurden die Verhandlungen zunächst geschlossen und der Präliminarfriede am 1. August unterzeichnet. Auf den Grundlagen desselben vereinbarten die Vertreter der beteiligten Mächte später den endgiltigen Frieden.

Bismarck verließ unmittelbar nach Festlegung der Präliminarien Wien, wo es ihm, wie er schrieb, „zu heiß war, besonders bei Nacht“;

und begab sich zum Könige nach Gastein in der Hoffnung, hier einige Tage der Erholung zu gewinnen. Doch wie es um die erhoffte Ruhe stand, berichtete er am 6. August seiner Gattin, welcher er schrieb:

„Es wird immer schlimmer mit den Arbeiten. Seit meiner Ankunft am 2. in einem Gewitter mit Hagel wie Flintenkugeln bin ich zum erstenmal dazu gekommen, eine Stunde regelrecht zu gehen. Ich hoffe immer einige Tage für mein stilles Pommern los zu machen; aber was sind alle Pläne; es kommt immer etwas dazwischen. Es ist ein Leben wie Leporello: keine Ruh bei Tag und Nacht, nichts was mir Vergnügen macht.“

Die Fäden der Verhandlungen mit den verschiedensten Parteien spannen sich bis zu dem entlegenen Thalkessel von Gastein: Während die preußischen und österreichischen Bevollmächtigten in Wien mit den Dänen die Artikel des Friedensvertrages feststellten, gab es für Bismarck weitere wichtige Aufgaben zu lösen: Es galt für Österreichs Mitbesitz in den eroberten Herzogtümern die Grenzen abzustecken, dem deutschen Bunde seine Rolle bei der Friedensschließung mit Dänemark anzuweisen und sich mit den auswärtigen Mächten zu verständigen.

Was diese letztere Arbeit Bismarcks betrifft, so war Frankreichs und Rußlands Zustimmung zu den Friedensbedingungen bereits gesichert; die Auseinandersetzung mit dem dänenfreundlichen England verlief weniger glatt. Bismarck richtete am 9. August zunächst an das Londoner Kabinett eine Depesche, worin er überzeugend darlegte, daß die verbündeten Sieger ihren Gegner in den am 1. August abgeschlossenen Präliminarien mit möglichster Schonung behandelt hatten.

„Wir haben keinen Teil des Königreichs Dänemark selbst gefordert,“ hieß es in der Note, „obwohl wir eine große Provinz völlig in unserer Hand hatten.“

Englands Antwort zeugte von der Anmaßung und Überhebung, welche es stets den Nachbarmächten gegenüber an den Tag gelegt. In Lord John Russels Erwiderung, die er am 20. August an den englischen Botschafter in Berlin zur weiteren Übermittelung gelangen ließ, standen die unverschämten Sätze: „Die Regierung Ihrer Majestät würde ein gänzliches Stillschweigen lieber gesehen haben als den Versuch, die

Friedensbedingungen zu rechtfertigen. Von Billigkeit und Mäßigkeit kann nach Lage der Sache nicht die Rede sein. Die Regierung Ihrer Majestät blickt mit Sorge auf das Geschick der Herzogtümer. Sie wünscht die Forderungen der Bevölkerung bei der Wahl des künftigen Herrschers berücksichtigt und freikonstitutionelle Einrichtungen bewilligt zu sehen."

Bismarck wies diese Anmaßung gebührend zurück, indem er Albion zu verstehen gab, daß ihn die Dinge der innern Gestaltung in den Herzogtümern durchaus nichts angingen, und sagte dann mit einem Anklang feinen Spotts in seiner Entgegnung: „Übrigens ersehen wir aus der Depesche nicht ohne Genugthuung, daß die Königlich britannische Regierung jetzt die Wünsche der Bevölkerung der Herzogtümer selbst mehr zu beachten geneigt ist, als sie dies auf der Konferenz zu sein schien, und daß wenigstens in diesem Punkte eine Annäherung der beiden Kabinette konstatiert werden kann."

Damit hatte die Sache ihr Bewenden. England sah sich genötigt, gute Miene zu dem ihm fatalen Spiele zu machen.

Das Verlangen des deutschen Bundes, bei den Friedensverhandlungen ein Wort dreinzureden, wies Bismarck entschieden zurück. Selbst Rechbergs Vorschlag, dem Bundestage wenigstens die Friedenspräliminarien amtlich mitzuteilen, lehnte er mit der Motivierung ab, daß man dadurch in Frankfurt nur Kundgebungen hervorrufen würde, die den Friedensschluß verzögern müßten. „Können wir das Einbringen der Anfragen dort nicht verhindern," schrieb er an Rechberg, „so müssen wir die Verantwortung für die Ermutigung, welche Dänemark vor dem Friedensschlusse aus solchen Zänkereien am Bunde schöpfen wird, den Fragern vor der Öffentlichkeit überlassen."

Zur Verständigung zwischen den verbündeten Mächten über die Verteilung des Siegespreises sollte eine persönliche Zusammenkunft der beiderseitigen Herrscher und ihrer Minister führen, die in der Zeit vom 22. bis 25. August in Schönbrunn stattfand. Die Verhandlungen brachten kein endgiltiges Ergebnis, dies mußte weitern Beratungen, die sich noch lange hinzogen, überlassen bleiben. Der Friedensschluß mit Dänemark wurde indessen dadurch nicht beeinträchtigt. Derselbe erfolgte

zwei Monate später. Am 30. Oktober wurde die Friedensurkunde in Wien unterzeichnet. Im Artikel 3 derselben hieß es: „Der König von Dänemark entsagt allen seinen Rechten auf die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu gunsten des Königs von Preußen und des Kaisers von Österreich."

Welch ein Erfolg! Die stammverwandten Elbherzogtümer waren befreit von dem harten und schmachvollen Joche der Dänen. Reich an Ruhm und Ehren kehrten die Befreier, Preußens und Österreichs wackere Krieger, in die Heimat zurück. Wohl hatten die Österreicher in mehreren blutigen Gefechten, bei Jagel und Oberselk, höchst tapfer und siegreich gekämpft, aber der Hauptanteil an den glänzenden Waffenthaten, Düppel und Alsen, war Preußen zugefallen, dessen kraftvolle und weise Leitung der Verhandlungen auch der deutschen Diplomatie zu einem herrlichen Siege verhalf.

Bismarck hatte wahrlich Grund, auf diesen „eleganten Sieg", wie man die glückliche Lösung seiner Aufgabe nannte, ein wenig stolz zu sein. Der Kaiser belohnte seine Verdienste durch die Verleihung des Großkreuzes des St. Stephansordens, König Wilhelm durch Überreichung des Schwarzen Adlerordens am Tage des ersten ruhmvollen Friedensabschlusses.

